Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Vierzigster und einundvierzigster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1877.

Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Vierzigster und einundvierzigster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1877.

Historisch-biographische Studien.

Von

Leopold von Ranke.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1877.

Vorrede.

Gegen die Verbindung der Worte „historisch-biographisch“ auf dem Titel könnte man einwenden, daß ja alles Biographische historisch sein müsse. Ich wollte von vorn herein andeuten, daß mit den Individualitäten zugleich die Epochen, in welche sie fallen, in Betracht gezogen werden; der Grund und Boden, auf welchem ihre Entwickelung basirt, die Einwirkung der gleichzeitigen Begebenheiten, die Rückwirkung auf dieselben; die Männer in ihrer Zeit, jede Zeit in ihren Männern.

Und noch in einem andern Sinne muß das allgemein Historische mit dem Biographischen verbunden werden.

Auch in der Geschichte bekämpfen und durchdringen sich Freiheit und Nothwendigkeit. Die Freiheit erscheint mehr in den Persönlichkeiten, die Nothwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens. Aber ist wohl die erste eine vollkommene, und die andere, wäre sie eine unbedingte?

Jede großartige Thätigkeit erwächst in dem Mitgefühl mit den allgemeinen Gegensätzen, welche die Welt immer entzweien; sie entfaltet sich inmitten des Kampfes der vorherrschenden Gewalten. Der Antheil, den ein bedeutender Mann an demselben nimmt, beruht allerdings auf seinen innersten Impulsen, aber zugleich auch auf den Umständen, unter denen er in die Handlung eintritt. Der Widerstand, den er findet, entspringt aus den bestehenden Verhältnissen, der Macht der Bildungen, welche im Laufe der Zeit unter analogen Wirkungen und Gegenwirkungen zu Stande gekommen sind und das gemeinschaftliche Leben der Zeitgenossen und des Gemeinwesens hervorbringen. Der Kampf kann nie vermieden werden; er ist eine Nothwendigkeit. Dämonisch aber möchte ich diese nicht nennen; denn der Dämon liegt, wie Goethe einmal sagt, nicht außerhalb des Menschen, sondern in ihm. Der

Ausgang hängt vor Allem von den Kräften ab, die auf beiden Seiten eingesetzt werden, nicht allein den materiellen, versteht sich, sondern auch den moralischen. In diesem Sinne habe ich schon die Geschichte Wallensteins geschrieben.

Bei der ersten von den Persönlichkeiten, die ich jetzt vorführe, tritt der individuelle Wille nicht gerade mit besonderer Stärke hervor. Cardinal Consalvi, ein echtes Kind des römischen Hofes, bewegte sich Zeit seines Lebens in unaufhörlich verändertem Verhältniß zu den großen Weltbegebenheiten; er erscheint anfangs im Einverständniß mit Napoleon, dann im Widerspruch mit ihm; durch dessen Uebermacht bei Seite gedrängt, erhebt er sich nach dem Fall des Kaiserthums zum leitenden Staatsmann der päpstlichen Regierung. Eine Zeit lang geht er mit der Coalition, der das Papstthum die Behauptung seiner geistlichen Autorität und die Herstellung seines weltlichen Fürstenthums verdankte. Wenn er sich aber bei der Reorganisation des Kirchenstaates dem französischen Muster anschloß, so sehen wir ihn bald darauf in Conflikt mit einer auf dem Grund der napoleonischen Einrichtungen aufwogenden allgemeinen Bewegung. Immer ist er von der Idee des Papstthums erfüllt, für das er eine haltbare Stellung, wie sie den neueren Zeiten entspräche, in Beziehung auf das weltliche Fürstenthum zu schaffen trachtet. Nach seinem Tode ist der Kampf in beiderlei Hinsicht wieder auf das heftigste entbrannt.

Als ich zuerst über Consalvi das Wort nahm, habe ich die Berichte Niebuhrs aus Rom, die sich auf die späteren Lebensjahre des Cardinals beziehen, benutzt, unter der Bedingung jedoch, davon nicht öffentlich zu reden. Die Rücksichten aber, die damals vorwalteten, sind heutzutage verschwunden; alle Zungen sind gelöst.

Eine andere Persönlichkeit, die ich vorführe, bewegte sich, obwohl auf ganz andere Weise, doch auch in universalen Weltbeziehungen. In Savonarola treten die idealen Gegensätze gegen die faktische Erscheinung des Papstthums in einem der lebensvollsten Zeiträume der neueren Geschichte an den Tag. Er schließt sich an die conciliaren Tendenzen des 15. Jahrhunderts an und ist ein Vorläufer der Reformatoren des 16. Jahrhunderts, dabei aber in sich selbst von hoher Originalität und Eigenart; durch die Combination der Weltkräfte jener Zeit geht er unter, aber er hat ein unsterbliches Andenken hinterlassen.

So wird Strozzi unvergeßlich bleiben, obwohl das System, das er vertrat, gar nicht einmal recht zum Leben kommen konnte.

Cosimo I., dem er unterlag, stand dagegen mit allem seinem Thun und Lassen recht eigentlich auf dem Boden der damaligen Ereignisse. Seine Individualität repräsentirte sich in dem Staate, den er gegründet hat.

Und der schmerzliche Streit zwischen Vater und Sohn, den ich zuletzt erzähle, erhält seine Bedeutung besonders durch die Beziehungen zu den größten Angelegenheiten jener Epoche, in die er eingreift.

Die Zusammenstellung dieser Aufsätze ist fast zufällig; sie beruht nicht etwa auf den eben vorgetragenen Reflexionen, diese sind mir erst später entstanden. Ich bitte den Leser, sie zunächst zu vergessen und sich nur dem Eindruck hinzugeben, den die Thatsachen, in deren Erforschung meine eigentliche Aufgabe liegt, auf ihn machen mögen.

Inhalt.

Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontificat Pius VII.

Seite

Vorrede . . . . 3—5

Einleitung. Ursprüngliches Verhältniß zwischen Napoleon und Pius VII. . . . . 6—10

Erstes Capitel. Cardinal Consalvi, sein Antheil an dem Conclave und an dem Concordat . . . . 11—16

Concordat von 1801 . . . . 16—24

Zweites Capitel. Okkupation des Kirchenstaates . . . . 25—34

Drittes Capitel. Zeitweilige Unterordnung des Papstthums unter das französische Kaiserthum . . . . 35—47

Viertes Capitel. Blick auf die Restauration . . . . . . 48—59

Fünftes Capitel. Concordate . . . . 60—78

Sechstes Capitel. Einrichtung der weltlichen Regierung . . 79—90

Siebentes Capitel. Schwierigkeiten der inneren Verwaltung 91—106
I. Finanzen S. 92. — II. Justiz S. 97. — III. Landbau S. 99. — IV. Räuberwesen S. 102.

Achtes Capitel. Opposition der Geistlichkeit . . . . . . 107—117

Neuntes Capitel. Revolutionäre Bewegungen . . . . . 118—135
I. Carbonneria S. 118. — II. Gefahren während der neapolitanischen Revolution S. 129.

Zehntes Capitel. Letzte Zeiten Pius VII. und Consalvis . 136—144

Beilage. Erinnerungen an römische Zustände im Jahre 1829 145—155

Anhang I. Ein Wort über die gegenwärtigen Irrungen im Kirchenstaate (1832) . . . . 156—161

Anhang II. Auszüge aus italienischen Flugschriften . . . 162—180

Savonarola und die florentinische Republik gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

	Seite
Vorrede	183—184
Erstes Capitel. Emporkommen des Hauses Medici	184—200
Zweites Capitel. Piero Medici und die Staatsveränderung von 1494	201—221
Drittes Capitel. Sinnesweise Savonarolas	222—234
Viertes Capitel. Einführung einer popularen Verfassung in Florenz	235—246
Fünftes Capitel. Republikanische Agitationen bis zum Frühjahr 1496	247—256
Sechstes Capitel. Einwirkungen der europäischen Verhältnisse	257—266
Siebentes Capitel. Savonarola und Francesco Valori	267—284
Achtes Capitel. Coincidenz der geistlichen und weltlichen Fragen	285—306
Neuntes Capitel. Feuerprobe; Gefangennehmung Savonarola's	307—319
Zehntes Capitel. Verdammung und Tod Savonarola's. Schlußbemerkungen	320—332
Analecten	333—357
I. Auszüge aus noch ungedruckten florentinischen Chroniken	335—345
Della Storia di Bartolommeo Cerretani Libro 3. S. 335. — Aus dem Tagebuch von Pietro Parenti. S. 342.	
II. Zur Kritik der Lebensbeschreibungen Savonarola's von Pico und von Burlamacchi	346—357

Filippo Strozzi und Cosimo Medici, der erste Großherzog von Toscana

359—445

Don Carlos, Prinz von Asturien, Sohn König Philipps II. von Spanien

447—544

I. Kritische Abhandlung	451—492
Erster Theil: Analyse bisheriger Erzählungen	453—472
Zweiter Theil: Erörterung der wichtigsten Streitfragen	472—492

Seite
II. Geschichte des Don Carlos . . . . 493—544
Herkunft des Don Carlos . . . . 493—495
Jugendzeit . . . . 495—503
Antheil an der Staatsverwaltung. Vermählungspläne 503—508
Beziehung zu den Niederlanden Digression über die kirchliche Politik Philipps II. . . . . 509—515
Oppositionelles Verhalten des Prinzen zu seinem Vater 515—523
Fluchtentwürfe des Prinzen. Seine Gefangensetzung 523—538
Tod des Prinzen Don Carlos . . . . 538—544

Cardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontificat Pius VII.

Vorrede.

Der Geschichte der Päpste lasse ich in den gesammelten Werken eine Abhandlung folgen, die ursprünglich früher geschrieben worden ist; die aber, insofern sie einen ihrer letzten Abschnitte näher erläutert, als eine Art von Ergänzung derselben betrachtet werden kann. Ich habe den Hauptbestandtheil dieser Abhandlung verfaßt, kurz nachdem ich von einem längeren Aufenthalt in Italien zurückgekommen war, in der Frische unmittelbarer Erinnerung und auf den Grund authentischer Informationen, die mir mitgetheilt wurden. Ich hatte ihr damals den Titel gegeben: Rom 1815—1823[1]). Und ich darf hier wohl die Worte wiederholen, mit denen ich sie einleitete; sie bezeichnen den Standpunkt, auf welchem wir uns damals befanden:

Mit dem Namen Rom verbindet man fast unwillkürlich die großartigen und heiteren Erinnerungen des Alterthums.

Wir sind in dem Nachtheil, den Blick auf die nächste römische Vergangenheit richten zu müssen, die einen solchen Reiz freilich nicht hat und ein so rein-menschliches Interesse bei weitem nicht darbietet.

Für uns und das Verständniß unserer Gegenwart indessen ist dieselbe von großer Wichtigkeit. Nicht etwa nur deshalb, weil eine noch unentschiedene europäische Frage den römischen Staat betrifft. Diese Frage selbst führt uns auf ein weiteres Feld, auf dem auch sie ihre Lösung erwartet.

1) Sie ist in dem ersten Bande der Historisch-politischen Zeitschrift S. 623 ff. veröffentlicht worden.

Sie berührt die Vereinigung geistlicher und weltlicher Gewalt, welche den Charakter des römischen Staates, ich weiß nicht, ob ursprünglich und mit Nothwendigkeit, aber doch schon mehrere Jahrhunderte hindurch ausmacht, und ihm eben seine Bedeutung giebt.

Noch immer bildet Rom einen Mittelpunkt hauptsächlich der romanischen Völker, zu denen es selber gehört. Durch seine geistliche Stellung, durch die Wirkung, die es ausübt, durch die Rückwirkung, die es erfährt, erhält es diese Nationen in einer steten inneren Bewegung, um so mehr, da es vermöge seiner weltlichen Lage ihre Entwickelung mit Nothwendigkeit theilt.

Aus einer lange fortgesetzten religiös-politischen Gährung, an der alle romanische Nationen, wie in der Sache der Jesuiten offenbar ist, mehr oder minder Theil nahmen, erzeugte sich in der mächtigsten und lebendigsten unter ihnen der Sturm der Revolution.

Kein Wunder, wenn diese, wie sie aus einer entschiedenen Feindseligkeit gegen den Katholicismus hervorgegangen war, sich auch unmittelbar wider den römischen Stuhl wendete. „Wir müssen", schrieb das französische Directorium bereits 1797, als man den Tod des Papstes erwartete, „die Gelegenheit benutzen, um die Errichtung einer repräsentativen Regierung in Rom zu begünstigen, und die Welt endlich von der päpstlichen Herrschaft zu befreien" [1]. Wiewohl es dahin nicht gekommen ist — die Franzosen waren gerade in dem Augenblicke nicht die Meister, als Pius VI starb, und das Conclave konnte unter dem Schutze der verbündeten Mächte gehalten werden — so ist doch die Hierarchie niemals zugleich in ihren beiden Beziehungen so tief erschüttert worden, als es zwischen 1789 und 1814 geschehen ist.

Endlich folgte die Restauration. Wollte man sie mit Einem Worte und im Ganzen bezeichnen, so müßte man sie als eine Reaction der germanischen Welt und des Nordens gegen die revolutionirten romanischen Völker betrachten, die in ihrem neuen Zustand durch den Gang der Begebenheiten zu einer Weltmacht geworden waren, welche alles mit sich fortriß und verschlang, neben der keine andere bestehen konnte. Die Restauration ist,

1) Dépêche confidentielle de Réveillière-Lepeaux au général Bonaparte, 21 octobre 1797.

daß diese Macht gebrochen wurde. Man sagt wohl, sie stellte die alten Gewalten wieder her. Besser würde gesagt, sie gab ihnen Raum sich herzustellen. Ihnen selber blieb die Hauptsache überlassen. Wie den übrigen, so der Hierarchie.

Zu erörtern, wie diese nun nach dem Umschwung der Weltbegebenheiten und mit welchem Glücke sie eine eigentlichere innere Herstellung versuchte, ist die Absicht des folgenden Aufsatzes. Ich wünschte sowohl das Getriebe des römischen Staates in sich selber als seine Stellung zu der Welt, so viel mir möglich, zur Anschauung zu bringen.

Um dabei nicht fehl zu gehen, wird es nothwendig sein, den Blick noch einmal zurückzuwenden und den Kampf zu betrachten, in welchen das Papstthum mit dem Beherrscher jener revolutionären Weltmacht einige Jahre lang verwickelt war.

So schrieb ich im Jahre 1832.

Seitdem hat sich nun der historisch-politische Standpunkt selbst verändert. Der Kirchenstaat besteht in seiner alten Form nicht mehr: Rom ist die Hauptstadt eines italienischen Königreiches geworden. Das politische Interesse, welches damals den Blick auf den Kirchenstaat richtete, ist dadurch verringert worden; das historische aber um so mehr hervorgetreten. Für die Kunde der Ereignisse ist dann eine wichtige Bereicherung hinzugekommen. Von dem Cardinal Consalvi sind authentische, von ihm selbst verfaßte Memoiren erschienen[1]), die dann einige Widerrede hervorgerufen und Mittheilung einer Reihe seiner Depeschen veranlaßt haben[2]). Weder die einen noch die andern erstrecken sich zwar auf die Periode seiner Staatsverwaltung, welche den eigentlichen Gegenstand dieser Abhandlung bildet; allein sie bieten für die frühere neue Informationen dar, die zum Verständniß seiner Handlungen wesentlich beitragen. Ich habe nicht versäumen dürfen, den Inhalt derselben in den ersten Theil meiner Abhandlung aufzunehmen. Die späteren Capitel haben nur in ihrer Form eine Veränderung erfahren. Einige Bemerkungen, die den ferneren Gang der Ereignisse andeuten, habe ich ebenfalls hinzugefügt.

1) Mémoires du Cardinal Consalvi par Chrétineau-Joly.
2) Theiner Histoire des deux concordats de 1801 et 1803.

Einleitung.

Ursprüngliches Verhältniß zwischen Napoleon und Pius VII.

Als Napoleon Aegypten erobert hatte und St. Jean d'Acre belagerte, dachte er an die Errichtung eines orientalischen Reiches. Die Bewohner der benachbarten Gebirge erwarteten nur seinen Sieg, um sich ihm anzuschließen; schon hatte er die Schlüssel von Damaskus; die ganze arabische Bevölkerung bedurfte nichts als einen Anführer; Constantinopel hätte ihm nicht widerstanden, Indien wäre ihm nicht zu fern gewesen. Es wäre wohl zu viel gesagt, wenn man ihm einen in bestimmten Umrissen hiezu entworfenen Plan zuschreiben wollte; er dachte daran nur als an eine große Möglichkeit; auf Spaziergängen, in unbeschäftigten einsamen Augenblicken schmeichelte er sich mit dieser gigantischen Aussicht. Zum Theil in so großen Hoffnungen, zum Theil in dem Gefühle der augenblicklichen Nothwendigkeit, das Erworbene in Ruhe zu behaupten, beschäftigte er sich dann mit dem Glauben jener Völkerschaften. Er sah den Einfluß der Ulemas und suchte sich desselben zu versichern. Er wohnte ihren Festen bei; seine Berichte an die Scheiks und Imams beginnen mit der Glaubensformel der Moslimen; seine Tagesbefehle an die französischen Generale unterscheiden seine Sache von der Sache der Christen: man führt ein Schreiben an Menou an, in welchem sogar „von unserm Propheten" die Rede ist [1]).

Wie viel kam da auf St. Jean d'Acre an! Napoleon sagte:

1) Bourrienne, T. II, ch. 12. Er versichert, daß die Gespräche, die er anführt, bis auf die einzelnen Worte genau seien. Er schrieb sie auf der Stelle nieder.

„das Schicksal des Orients hängt an diesem Neste". Aber man weiß: er vermochte es nicht zu bezwingen.

Napoleon kehrte nach Frankreich zurück. Gar bald sah er Europa und zwar zunächst die katholische Hälfte zu seinen Füßen; nicht ein orientalisches, sondern ein occidentalisches Reich zu errichten war ihm bestimmt.

Statt der Ulemas des Ostens fand er im Abendland die Priester, zwar heruntergebracht, halb vernichtet, aber selbst in diesem Verfall noch mächtig und von großem Einfluß. Wie dort jene, so zogen nunmehr diese seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es ist doch sehr bezeichnend, daß er in den Bemerkungen zu einem neueren Werke von den Beobachtungen, die er über die mahometanischen Secten und ihr Verhältniß zu Constantinopel gemacht habe, ausgeht, um auf die Nothwendigkeit eines Concordates mit Rom zu kommen [1]).

Gewiß selten hat ein Fürst alle positive Religion mit einer so selbstbewußten Gleichgültigkeit, so entschieden als etwas ihm Aeußerliches, als Material und Hülfsmittel angesehen. Er erklärte sich für das Christenthum, nicht weil es von göttlichem Inhalt sei, sondern weil es diene die Menschen im Zaum zu halten, sie gute Sitten lehre, und ihren Hang zum Wunderbaren befriedige [2]). Er hätte sich für Confucius und Mahomet so gut erklärt wie für Christus. In Aegypten, sagte er, war ich ein Mahometaner, in Frankreich bin ich ein Katholik. In dem Moment, daß ihm die Zügel der Regierung zufielen, hätte er vielleicht eben so gut den Protestantismus ergreifen können. Er wählte den Katholicismus, nicht weil er ihm die Wahrheit zu enthalten geschienen hätte, sondern weil die Mehrzahl der Franzosen diesem Bekenntnisse entweder noch anhing oder leicht wieder zu demselben zu bringen war; er that es auch noch aus einem andern Grunde, auf den es uns hier ankommt. Er zog den Katholicismus vor, weil derselbe den Papst hatte. Und warum dies? Hatte Napoleon nicht gerade von dem Papst einen Widerstand zu erwarten, wie ihn in der Regel alle weltlichen Gewalten gefunden haben? Unverhohlen spricht er seinen Gedanken aus. „Ich verzweifelte nicht", sagt er, „durch ein Mittel oder das andere, die Leitung

1) Six notes sur l'ouvrage intitulé „Les quatre Concordats". Mémoires de Napoléon, Mélanges I, 93.

2) A voice from St. Helene I, 444.

dieses Papstes an mich zu bringen; und alsdann welch ein Einfluß!“ [1])

Bei dem Abschluß des Concordates von 1801, dessen wir sogleich gedenken werden, hat er gesagt: hätte es keinen Papst gegeben, so hätte man ihn für diesen Fall besonders machen müssen.

Freilich gehörte gerade ein solcher Papst dazu, wie Pius VII war.

Man hat uns so viel davon gesagt, wir haben so oft davon gelesen, daß wir am Ende fast unwillkürlich mit dem Gedanken eines katholischen Priesters die Idee von Verschlagenheit und Herrschsucht, von Heuchelei und Aberglauben zu verbinden gelernt haben.

Es giebt gewiß viele Beispiele von dieser Mißbildung.

Sollte aber wohl die christliche Religion, so ganz unweltlich in ihrem Wesen, von einer so innern Lauterkeit, daß sie von selbst zur Nachfolge in derselben erzieht, nicht auch da, wo sie in minder reinen Formen erscheint, ihre ursprüngliche Wirkung entwickeln können? Sollte nur die Ausartung wirken, und niemals die innere Kraft, um welche sich jene nur angelegt hat?

Ich bekenne, daß ich in diesem Stande so gut als in irgend einem andern Männer von dem reinsten und kindlichsten Sinn, ohne Anspruch an die Welt, bescheiden und duldsam, glückselig in ungestörtem Herzensfrieden, voll wahrer Frömmigkeit gefunden habe. Welch ein Abstand zwischen jener Verdorbenheit, von der man uns erzählte, und dem Ideal von Güte und innerm Adel, das in ihnen lebt.

Vielleicht war diese Gesinnung lange Zeit nicht zu einer so vollkommenen Ausbildung gekommen, wie in dem Oberhaupt, das der katholischen Kirche vier und zwanzig schwere Jahre während der Stürme der Revolution vorgestanden hat.

Pius VII hatte einen Ausdruck, der selbst die weltlichsten

1) „Le catholicisme me conservait le Pape; et avec mon influence et nos forces en Italie, je ne désespérais pas tôt ou tard, par un moyen ou par un autre, de finir par avoir à moi la direction de ce Pape; et dès-lors quelle influence! Quel lévier d'opinion sur le reste du monde!“ Mémorial de St. Hélène, V, 326.

Menschen hinriß. „Er ist ein Lamm“, sagte Napoleon, „wahrhaft ein guter Mensch, ein Engel von Güte“. „Wenn die Augen der Spiegel der Seele sind“, sagt de Pradt [1]), „so muß die Seele Pius VII himmlisch sein, mehr als die Seele irgend eines andern Sterblichen.“

Nicht daß diese Sanftmuth und unerschütterliche Güte ihm so ganz von Natur beigewohnt hätten. Als er Consalvi zuerst in sein Vertrauen aufnahm, sagte er ihm: „Sie haben meinen Vorgänger gekannt; Sie wissen, wie leicht er aufzubringen war. Nun wohl! ich bin einer gleichen Leidenschaftlichkeit unterworfen. Gott giebt mir aber die Gnade, daß ich sie besiege.“ Der Cardinal fand, daß dem so war. In dem ersten Augenblick eines Ereignisses, einer Eröffnung war dem Papst eine innere Erregbarkeit anzusehen. Diese milden Augen verriethen noch ein anderes Feuer, das indessen bald der gewohnten Erhebung der Seele Platz machte.

Solche Gewöhnung wurde ihm Natur. Wenn irgend ein anderer, so bedurfte er sie.

Schon damals als die Franzosen zuerst den Kirchenstaat demokratisirten. Er war noch Bischof von Imola. Er zeigte sich erhaben über die Leidenschaften des Tages. Diesen wilden Republikanern hielt er weislich vor, daß die Tugend das Princip der Republik sei, daß die christliche Religion selber Verbrüderung fordere; sie würden gute Demokraten sein, wären sie nur erst tugendhaft und gute Christen [2]).

Wie viel mehr in seinem Verhältniß als das geistliche Oberhaupt zu dem aus der Revolution hervorgegangenen neuen Staate und zu dem Kaiserthum.

Zufrieden die Religion wieder anerkannt, das Christenthum wieder hergestellt zu sehen, mußte er in den größten Verlust einwilligen, den die Kirche seit der Reformation erlitten hatte; so viele

1) Les quatre concordats par M. de Pradt. Paris 1818. T. II. p. 211.

2) Ich habe nur die Uebersetzung vor mir: Homélie du citoyen Cardinal Chiaramonte, évêque d'Imola, actuellement souverain pontife Pie VII. Paris 1814. Aus dem Original hat Botta längere Stellen, libro XII. Ich will nicht sagen, daß nicht einige Neigung zu demokratischen Formen in dieser Homilie durchscheine; doch ist alles unter den höchsten Rücksichten gefaßt.

Diöcesen auf einmal, so unermeßliche Güter entschloß er sich um des höhern Zweckes willen aufzugeben.

Welch' ein Irrthum war es aber, dabei ein vollkommenes Einverständniß zwischen Pius und Napoleon selbst vorauszusetzen. Eben an diesen Moment knüpften sich Mißverständnisse an, die, vor den Augen der Welt verborgen, nach und nach den ganzen Horizont beherrschten. Um sie kennen zu lernen, müssen wir die Stellung und die Thätigkeit des vornehmsten der Rathgeber Pius VII, des Cardinals Consalvi in's Auge fassen.

Erstes Capitel.

Cardinal Consalvi, sein Antheil an dem Conclave und an dem Concordat.

Man hat eine Sammlung von Gedichten hervorgezogen, welche die Zöglinge des Seminars von Frascati im Jahre 1772 vor dem Gründer und Beschützer desselben, dem Cardinal von York, recitirten. Vor allen zeichnet sich eins durch edle und jugendlich emporstrebende Begeisterung aus. Der junge Verfasser glaubt die Mühseligkeit personifizirt zu erblicken, mit mürrischen Braunen, wie er sagt, und fleischloser Wange, sie droht ihm lange Nachtwachen und kummervolle Arbeit an. Allein er fürchtet sie nicht. Freudig will er sich den Schweiß von der Stirn wischen, er hofft dafür ein günstiges Lächeln seiner Göttin, die er anruft, der friedlichen Pallas. In ihrem Geleite denkt er zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. „Mich erwarten, ruft er aus, ich weiß es, Ehre, Reichthümer und Ruhm, aber eben dies ist mir ein Sporn, eine erwünschte Ermunterung zu edler Arbeit [1]."

Ercole Marchese Consalvi war 15 Jahr alt, als er dies Gedicht verfaßte. Man sagt wohl, was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle, und gewiß, in dem zusammengenommenen Wunsche einer gesunden Jugend liegt gleichsam ein großes Vorgefühl der Zukunft, eine Art von Forderung der noch verborgenen Kräfte an das Schicksal, der dieses oftmals Folge leistet.

Consalvi, am 8. Juni 1757 in Rom geboren, stammte aus einer Familie alter städtischer Notabilität, die von Pisa ausgewandert war; erst sein Großvater hatte kraft testamentarischer Bestim=

1) Im Anhang zu Luigi Cardinali Elogio detto alla memoria di Ercole Consalvi, Cardinal diacono di S. Maria a'Martiri. Pesaro 1824.

mung, in deren Folge ihm die Erbschaft eines Consalvi zu Theil wurde, Titel und Wappen dieser Familie angenommen, die an sich nicht zu dem einheimischen Adel in Rom gehörte[1]). Von Jugend auf widmete er sich der Kirche, die in Rom zugleich die Regierung war. Der Methode des Professors, der ihn in Mathematik und Philosophie unterrichtete, schreibt er es zu, wenn man später an ihm selbst gesundes Urtheil und kritische Unterscheidungsgabe gerühmt habe. In der Akademia ecclesiastica erscheint der Pater Zaccaria, ein früherer Jesuit, der sich eines großen Rufes erfreute, als sein vornehmster Lehrer. Im Jahre 1783 trat der junge Consalvi als Cameriere segreto Papst Pius VI in die Prälatur; einer raschen Beförderung hatte er sich nicht gerade zu rühmen, doch gelangte er durch die Protektion seines Oheims, des Cardinal Negroni, zu dem Sekretariat des Hospitio San Michele, welches eine große Mannichfaltigkeit von Geschäften umfaßte. Doch wollte ihn der Papst nicht in der Administration, sondern in der Magistratur befördern. Im Jahre 1792 wurde er Auditor di Rota. In diesem Amt, das ihm Zeit zu kleinen Reisen übrig ließ, glaubte er ruhig das Cardinalat, das mit der obersten Stelle in der Rota verknüpft war, erwarten zu können. Jene glänzende Periode des Lebens und Daseins, welche auch zu Rom der Revolution unmittelbar vorherging, genoß er in der Kraft und Blüthe seines Mannesalters. In allen guten Gesellschaften sah man ihn; er hatte das Talent, mit vielen verschiedenen Persönlichkeiten zu verkehren und aus dem Umgang mit ihnen Nutzen zu ziehen. Mit den Ersten unter den Geistlichen und Staatsmännern, den Gelehrten und Künstlern, die sich in Rom befanden, war er vertraut; die ausgezeichnetsten Fremden suchten ihn auf. Cimarosa trug Nächte lang seine Compositionen ihm zuerst vor. Was er selbst über diese Zeiten erzählt, athmet den Geist eines friedlichen Behagens und ruhigen Emporstrebens, welcher der Curie dieser Zeit eigen war. Unter Anderem lernt man daraus die Rücksicht kennen, welche Pius VI. dem hohen Würdenträgern der Kirche zu Theil werden ließ, ohne doch dabei seinen souveränen Willen aufzugeben. Consalvi stand mit dem Nepoten des Papstes, Braschi, den Häusern Giustiniani und Ruspoli in freundschaftlicher Beziehung und sah nach allen Seiten hin einer sicheren, ehrenvollen Zukunft entgegen. Da trat nun aber die große Be-

1) In den mémoires de ma vie (bei Chrétineau-Joly II, 1) legt er einigen Werth darauf, daß er von den Brunacci von Pisa stamme, einer Familie von gutem alten Adel.

gebenheit ein, welche allen bisherigen Zuständen der Welt den Untergang drohte: die französische Revolution. Durch die siegreichen Fortschritte derselben in Italien wurde Consalvi unmittelbar berührt und die Richtung seines Lebens geändert.

Um vor den aus der cisalpinischen Republik drohenden Invasionen sicher zu sein, reichte das bisherige Kriegswesen des Kirchenstaates, das unter dem Presidente delle Armi stand, nicht hin; der Papst sah sich veranlaßt, den General Caprara aus dem österreichischen Dienst in den seinen zu nehmen; da man es aber nicht für passend hielt, denselben dem Presidente unterzuordnen, so ernannte der Papst eine neue Congregation, durch die er unmittelbar mit dem General zu verhandeln gedachte; er wählte Consalvi zum Sekretär derselben; eine Stellung, in der dieser nicht allein eine große Aufgabe zu erfüllen hatte, sondern auch bei allen denen, welche an der bisherigen Ordnung der Dinge Theil genommen, Mißvergnügen und Widerstreben erregte. Die bitterste Feindseligkeit erwachte, als die Congregation, da die Kosten verringert werden mußten, bereits promovirte Offiziere in ihren früheren Grad zurückversetzte. Dennoch gelang es die Ordnung aufrecht zu erhalten, was um so wichtiger war, da das Directorium der französischen Republik zu der Meinung Anlaß gab, als denke es innere Unordnungen zur gewaltsamen Besitznahme Roms zu benutzen. In Folge der Ermordung des General Duphot erhielt diese Besorgniß ihre Bestätigung. Consalvi versichert, das römische Volk sei bereit gewesen, sich den vordringenden Franzosen entgegenzusetzen; aber dazu wollte die Regierung nicht die Hand bieten: denn es würde die größten Verwirrungen veranlaßt haben. Ohne Widerstand rückten die Franzosen ein; Consalvi selbst kam in den Fall, die Ueberlieferung der Engelsburg an dieselben einleiten und überwachen zu müssen. Bald darauf folgte die gewaltsame Wegführung des Papstes, die Proklamirung der Republik. Auch Consalvi gerieth in die größte Gefahr, da man ihn für den Urheber der früher ergriffenen kriegerischen Maßregeln hielt. Er wurde in die Engelsburg eingeschlossen und dann zwar nicht, wie er fürchtete, zur Deportation, aber zu ewiger Verbannung aus dem Kirchenstaate verurtheilt. In Gesellschaft von gemeinen Verbrechern wurde er nach Terracina gebracht. Er verdankte es dem Cardinal York, der nach Neapel geflüchtet war, daß er Aufnahme daselbst fand; aber seines Bleibens war dort nicht; er dachte seine Dienste dem unglücklichen Papste zu weihen, der damals nach der Karthause bei Florenz gebracht war. Wirklich ist es ihm gelungen, von Livorno aus da=

hin zu gelangen. Er sah Pius VI., allein die Erlaubniß, bei ihm zu bleiben, konnte er nicht erhalten. Der Papst gab ihm seinen Segen; Consalvi sagt, wie einer der Patriarchen alter Zeit. Im August 1799 erlag der Papst den Gewaltsamkeiten, die er erfuhr. Vor seinem Ende hatte er selbst verfügt, daß das Conclave da gehalten werden solle, wo sich die meisten Cardinäle befinden würden. Dies war nun damals im Venetianischen der Fall. In guter Anzahl kamen die Cardinäle selbst zu diesem Behufe in Venedig zusammen, wohin sich Consalvi schon früher begeben hatte.

Es waren die Zeiten, in welchen die zweite Coalition große und glänzende Fortschritte machte. Kaiser Franz trug die Kosten des neuen Conclave. Es schien nicht anders bevorzustehen, als daß ein Papst in dem Sinne der Coalition gewählt würde.

In diesem Moment hat nun Consalvi eine eigenthümliche Stellung genommen, von der sein folgendes Leben bestimmt worden ist. Die Congregation der Cardinäle hatte ihn zum Sekretär des künftigen Conclave ernannt. Er faßte die ersten Briefe ab, welche zu schreiben waren und besorgte die Herbeirufung anderer Cardinäle, die äußeren Einrichtungen, namentlich auch die für die Versammlung des Conclave geeignete Lokalität im Benediktinerkloster San Giorgio[1]); dann aber gewann er auch Einfluß auf die Wahl. Wäre dies Conclave sich selbst überlassen geblieben, so würde Cardinal Bellisomi die erforderlichen zwei Drittel der Stimmen wahrscheinlich bald erlangt haben. Dem setzte sich jedoch Cardinal Herzan, der zugleich als österreichischer Gesandter fungirte, entgegen. Er hielt die Wahl auf, um erst bei Kaiser Franz deshalb anzufragen. Allein darüber erwachte in den Cardinälen das kirchliche Selbstgefühl: sie meinten fast, der vorgregorianische Brauch, über eine künftige Wahl bei den Kaisern erst anzufragen, solle wieder erneuert werden. In der Verstimmung hierüber geschah dann, daß auch der von Oesterreich vorgeschlagene Cardinal Mattei nachhaltigen Widerstand fand. Der Hauptgrund lag ohne Zweifel darin, daß man keinen Papst wählen wollte, der nicht entschlossen wäre, sein ganzes Gebiet wieder in Besitz zu nehmen[2]). Die Skrutinien schwankten hin und her. Das Conclave selbst wurde ungeduldig darüber. Da hat nun Consalvi,

1) Er sagt selbst: de concert avec l'Empereur, Mémoires I. S. 115.

2) In der Erzählung Petruccelli's della Gattina Histoire diplomatique des conclaves wird mit Bestimmtheit behauptet, Cardinal Ruffo habe vom König von Neapel die Instruction gehabt: de faire tont au monde pour avoir un pape qui reprît ses anciens Etats et repoussât l'Autriche au delà du Pô. (IV, S. 287).

obwohl nur Sekretär, zur Entscheidung wesentlich beigetragen. Er ist es nicht gewesen, der den Cardinal Chiaramonti zuerst genannt hat; das ist von Maury geschehen, wahrscheinlich im geheimen Einverständniß mit Cardinal Russo; aber Consalvi gab die Mittel an, durch welche der Führer der Minorität, Antonelli, bewogen werden konnte, ein Mitglied der Majorität, zu welcher Chiaramonti gehörte, anzunehmen; er bediente sich dabei der Vermittelung eines geschickten Conclavisten. Bei Cardinal Braschi, von dem die Mehrheit abhing, setzte Consalvi selbst seinen Einfluß ein, sodaß, als der entscheidende Tag anbrach, Chiaramonti einmüthig zum Papst gewählt wurde. Dieser nahm seinem Vorgänger, dem er seine Erhebung zum Purpur verdankte, zu Ehren den Namen Pius VII. an. Man wird zugestehen müssen, daß bei der Wahl das Princip der kirchlichen Unabhängigkeit auch unter den schwierigsten Umständen gewahrt wurde. Sie kann zu den Ereignissen gerechnet werden, durch welche die zweite Coalition in sich selbst gebrochen worden ist.

In Wien hätte man nichts mehr gewünscht, als daß der neue Papst sich selbst dahin begeben hätte. Pius VII. lehnte das ab: denn sein geistlicher Beruf fordere vor Allem seine Rückkehr nach Rom. Daß diese aber bereits geschehen konnte, beruhte auf den Differenzen zwischen den Höfen von Neapel und Wien. Das Königreich Neapel fühlte sich in seiner Unabhängigkeit von Oesterreich bedroht und hatte ein Interesse, den Papst wieder in Rom zu sehen, der ihm als Bollwerk dienen werde. Die Versuche, den neuen Papst noch vor seiner Abreise zur Verzichtleistung auf die drei Legationen, die von den Franzosen dem Kirchenstaat entrissen, jetzt aber von den Oesterreichern in Besitz genommen waren, zu vermögen, scheiterten an der Festigkeit desselben, in der ihn Consalvi bestärkte. War nun Widerstreit gegen Oesterreich die Signatur dieses Pontifikats in seinem Ursprung, so wurde es in demselben durch die Wendung, welche die Weltereignisse nahmen, bestätigt. Auf der Reise nach Rom erhielt Pius VII. die Nachricht von der Schlacht bei Marengo. In offenbarem Gegensatz gegen die Herrschaft von Oesterreich in Italien kehrte der Papst nach seiner Hauptstadt zurück. Im gewissen Sinne war er jetzt der Verbündete der Franzosen, die seinen Vorgänger entthront hatten.

Bald nach der Rückkehr wurde Consalvi zum Cardinal erhoben, wobei man nicht vergessen darf, daß doch das Staatsekretariat, das er jetzt ohne Einschränkung annahm, sein eigentliches Fundament war und blieb. Er gab sich unendliche Mühe, den Kirchenstaat

wieder zu organisiren. Bei den Neuerungen, die er zu diesem Zwecke für nothwendig hielt, fand er jedoch den größten Widerstand in der Hierarchie der alten Behörden. Das Wichtigste aber, was den römischen Hof beschäftigen konnte und beschäftigte, waren die religiösen Angelegenheiten.

Concordat von 1801.

Napoleon Bonaparte nahm die Legationen wieder in Besitz, aber zugleich ließ er den Papst durch einen befreundeten Bischof wissen, daß er mit ihm über die religiösen Angelegenheiten in Negotiationen einzutreten wünsche. Unermeßlich war die Aussicht, die sich hierdurch dem römischen Stuhle eröffnete: denn noch war der Katholicismus eigentlich abgeschafft in Frankreich. Ihn auf die eine oder die andere Weise hergestellt zu sehen, schwellte die Herzen der Gläubigen, vor Allen des Papstes mit Hoffnung und Freude. Aber indem Bonaparte sich entschloß, den Katholicismus in Frankreich wiederherzustellen, wollte er doch die revolutionäre Grundlage nicht erschüttern, auf welcher seine Gewalt beruhte; er wollte die einander in der Tiefe widerstrebenden Principien des römischen Katholicismus und der Revolution vereinigen. Durch ihre Verbindung meinte er sein Ziel, die Aufrichtung einer unerschütterlichen Gewalt in Frankreich und in Europa, zu erreichen. Nachdem gegenseitige Eröffnungen gewechselt waren, trat er mit dem Entwurf eines Concordates hervor, bei dem er seine Gesichtspunkte festhielt, vor welchem aber das Collegium der römischen Cardinäle zurückschrak. Die Cardinäle fügten dem Entwurf Verbesserungsvorschläge bei, die Napoleon seinerseits verwarf. Er sah die Sache aus dem militärischen Gesichtspunkte an; und ungeheuer war seine Uebermacht in jenem Momente. Er forderte endlich die Annahme seines Entwurfes, widrigenfalls werde er seine Truppen in den Kirchenstaat einrücken lassen. Sie standen bereits in Florenz unter Murat und schienen dazu bereit zu sein. Nur einen kurzen Zeitraum von wenigen Tagen wollte er noch zur Deliberation gestatten.

In dieser Krisis forderte der anwesende französische Gesandte Cacault den Cardinal-Staatssekretär auf, sich selbst nach Paris zu begeben: denn es werde dem Ehrgeiz Napoleons schmeicheln, den obersten Stellvertreter des Papstthums in seiner Hauptstadt zu empfangen. Cacault gehörte zu denen, die ein Concordat für schlechthin nothwendig hielten; einer seiner Gründe war, daß man die Feinde der Kirche, von denen Bonaparte umgeben sei, auf

geschickte Weise unschädlich machen müsse. Durch die Gefälligkeit des Gesandten kam es dahin, daß Consalvi die Reise antreten konnte, ohne daß der Verzug eine unmittelbare Invasion der Franzosen veranlaßt hätte [1]). Cacault mußte Rom verlassen. Um aber zu vermeiden, daß seine Abreise nicht als ein Bruch erscheine, was auch deshalb nothwendig war, damit die römischen Revolutionäre nicht durch einen solchen ermuthigt würden, sich gegen das Papstthum zu erheben, wurde veranstaltet, daß Consalvi vor aller Augen in Gemeinschaft mit ihm die Reise antrat. Die beiden Minister waren einverstanden, eine Abkunft zu Stande zu bringen, über welche ihre Regierungen noch sehr verschiedener Meinung waren.

Als Consalvi nach Paris kam, kehrte Napoleon zunächst einen politischen Gesichtspunkt hervor. Er empfing ihn mit einer Klage über die guten Verhältnisse, in denen der heilige Stuhl zu Rußland stehe, wie das die Anerkennung der dortigen Jesuiten beweise [2]): denn eine seiner vornehmsten Absichten ging dahin, den Papst von jeder Verbindung mit den Andersgläubigen loszureißen. Eine andere Betrachtung in Bezug auf die allgemeine Angelegenheit brachte der österreichische Gesandte Cobenzl zur Sprache; Rom, meinte er, müsse schon aus dem Grunde nachgeben, weil eine Irrung mit dem ersten Consul eine für die katholische Kirche verderbliche Wirkung in Deutschland und Italien ausüben würde. In diesem Augenblicke glaubte man noch ein Schisma in aller Form fürchten zu müssen: denn so eben versammelte sich eine Synode der constitutionellen Bischöfe in Paris, deren Würde sich von der 1790 decretirten Civilconstitution des Clerus herschrieb. Man gab ihnen dadurch eine offizielle Gelegenheit sich auszusprechen. Und noch war der Geist der revolutionären Zeiten, der sie hervorgerufen hatte, keineswegs vertilgt. Consalvi beklagt sich, daß das Concordat sehr zahlreiche und sehr mächtige Feinde habe; die vornehmsten Körperschaften des Staates, einen großen Theil des Militärs [3]); die Wuth

1) Artaud (histoire du pape Pie VII., I. S. 119 ff.) ist sehr ausführlich über die Aeußerungen, die ihm Cacault selbst gemacht habe; er war damals Gesandtschaftssekretär. Aus den Memoiren Consalvi's lernt man aber die Vorgänge noch näher kennen.

2) In dem Bericht über die erste Audienz, vom 23. Juni 1801, welchen Consalvi nach Rom abstattete, Theiner, histoire des deux concordats, I, 172 ff. findet sich dies nicht. Aber diese Berichte enthalten überhaupt nur Mittheilungen über das vorliegende Geschäft, mit der Bemerkung, daß sie doch nicht ganz vollständig seien.

3) Depesche Consalvis vom 2. Juli 1801: Tutti i corpi delle magi-

der Jakobiner und die Anmaßung der Philosophen, die Sache ins Lächerliche zu ziehen. Oft verzweifelte er, mit dem Concordat zu Stande zu kommen: aber, wenn es mißlinge, so würden daraus die schwersten Nachtheile für den Staat des Papstes und die Kirche entstehen.

Wenn man fragt, was nun Napoleon doch zu dem Wunsch einer Wiedervereinbarung mit Rom vermochte, so war es die Ueberzeugung, daß nur durch eine solche die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten werden könne. Und sollte ihn nicht auch ein monarchischer Gedanke dabei geleitet haben. Man hat ihm gesagt, wenn er die Absicht hätte, die Republik abzuschaffen und die Monarchie herzustellen, so werde ein Concordat mit Rom ihn dahin führen können; man hat es ihm selbst gesagt in der Hoffnung, ihn dadurch abzuschrecken; aber eher das Gegentheil mußte daraus folgen. Nur vermied er um so mehr, daß die Sache nicht blos als seine eigene erscheine; er ließ sich Gutachten von allen Seiten geben, deren Inhalt Consalvi erschreckte, aber dann doch auch wieder bei der großen Gefahr eines Zerwürfnisses gefügiger machte. Noch niemals hatte Rom Concessionen gemacht, wie damals. Die größte war die Anerkennung des Verkaufs der geistlichen Güter, auf deren Besitz die Hierarchie der früheren Jahrhunderte beruht hatte. Das Eigenthumsrecht des Erwerbers wurde in aller Form bestätigt und eine neue Circumscription der Diöcesen vorgenommen, welche die Möglichkeit, den alten Zustand herzustellen, auf immer abschnitt.

Eine der vornehmsten Forderungen Napoleons ging dahin, daß die Bischöfe des ancien Regime von dem Papst zu ihrer Demission veranlaßt werden sollten: denn unmöglich könne die französische Regierung sie wieder aufnehmen, da sie alle Emigranten und Gegner seien. So sehr dies den zusammenhaltenden Ideen der Hierarchie widersprach, trug doch die päpstliche Curie in dieser Beziehung den inneren Bedürfnissen des revolutionären Staates Rechnung. Ein Breve erging an die alten Bischöfe, in welchem ihnen vorgestellt wurde, das Heil der Religion fordere diese Entsagung: ihre Pflicht sei es, das allgemeine Beste ihrem eigenen vorzuziehen.

Die Nomination zu den bischöflichen Sitzen wurde in dem Concordat dem ersten Consul überlassen, der völlig an die Stelle der bourbonischen Könige trat. Man ging darüber hinweg, daß er seine eigene

stratura, tutti i filosofi, tutti i Libertini, una massima parte del Militare è contrarissimo; vom 13. Juli: il console ha tenuto egualmente il furore de'Giacobini che il ridicolo de'filosofi. Theiner II. pièc. just. 54. 57.

Katholicität nicht öffentlich proclamiren wollte, und selbst darüber, daß er einen großen Theil des Kirchenstaates noch in Besitz hatte. Die Prärogativen der alten Könige in Rom sollten ihm dennoch zustehen. Und wenn er in den Discussionen ja einmal nachgab, so war es blos in dem Artikel über die Eidesleistung des Bischofs, bei welcher er revolutionäre Anklänge vermied und auf die Form des alten Königthums zurückkam.

Der revolutionäre Staat wurde dergestalt vollkommen als berechtigt anerkannt, ein unermeßlicher Vortheil Napoleons für seine Stellung im Innern. Denn die Anerkennung des Verkaufs der Nationalgüter bildete eine Grundlage für den socialen Zustand in Frankreich; schon insofern war das Concordat einer Abkunft mit den constitutionellen Bischöfen bei weitem vorzuziehen. Für den römischen Stuhl lag das entscheidende Moment darin, daß die Institution der Bischöfe, also die kirchliche Oberhoheit, wieder in seine Hände zurückgegeben wurde. Allein in Frankreich war man sehr eifersüchtig, dieselbe nicht in Bezug auf den Staat anzuerkennen. In keinem Satz, in keinem Worte sollte sie geduldet werden; es war eigentlich die vornehmste Schwierigkeit, auf welche Consalvi stieß, die ihm die größte Pein verursachte, die er selbst mit der Agonie des Todes vergleicht.

Consalvi, dem man keinen Recurs nach Rom gestattete, hatte nun hauptsächlich mit dem Abbé Bernier zu verhandeln, demselben, der bei der Pacification der Vendee erfolgreiche Dienste geleistet hatte; im Vertrauen des ersten Consuls erschien Bernier sehr geeignet, das Concordat zu Stande zu bringen.

Nach langer Arbeit kam man endlich dahin, daß man mit den Bestimmungen des Concordats zu Ende gekommen zu sein glaubte: Tag und Stunde wurden festgesetzt, wo das vereinbarte Concordat unterzeichnet werden sollte. Zu seinem großen Erstaunen nahm Consalvi doch in dem ihm von Bernier kurz vor der Sitzung mitgetheilten Exemplare mannichfaltige Abweichungen von dem wahr, was er im römischen Sinne durchgeführt zu haben meinte. Die Sitzung fand in der Behausung des Bruders des ersten Consuls, Joseph statt, der sich selbst daran betheiligte; und es kam abermals zu einer Discussion, die lang und lebhaft war, aber zuletzt zu einer Verständigung bis auf einen einzigen Punkt führte. Der streitige Punkt war der folgende: Consalvi hatte den Auftrag, nicht allein die Freiheit, sondern auch die Oeffentlichkeit des katholischen Cultus durchzusetzen. Leicht gestanden die Franzosen die Freiheit zu; gegen die Oeffentlichkeit aber wandten sie ein, daß dadurch Unordnungen hervorge-

bracht werden würden: denn in der Constitution sei allen Culten Toleranz gewährleistet; wenn man den römisch-katholisch Gläubigen die Oeffentlichkeit der Religionsübung ohne alle Einschränkung gestatte, so werde es ohne Zweifel zwischen ihnen und den constitutionellen Katholiken und Protestanten zu Conflikten kommen. Man fügte der allgemeinen Erlaubniß der Oeffentlichkeit die Clausel hinzu: insofern sie sich mit den Anordnungen der Polizei vertrage. Wenn es an sich unendlich schwer ist, Staat und Kirche zu vereinigen, so ist es fast unmöglich, wenn der Staat zugleich revolutionärer Natur ist. In dieser Bestimmung aber sah Consalvi eine Unterordnung der Kirche unter den Staat, die er nicht nachgeben könne. Aus der Sitzung ging man zu einem großen Consulardiner, bei welchem Napoleon die Absicht gehabt hatte, die vollzogene Vereinbarung mit dem römischen Stuhl zu verkündigen. Es war zum Gedächtniß des 14. Juli. Der Widerspruch, der in der damaligen Erhebung und in der beabsichtigten Verkündigung lag, scheint nicht gerade aufgefallen zu sein. Napoleon gerieth in heftige Erregung, als er, von Consalvi's Weigerung unterrichtet, ihn eintreten sah; er gab ihm die Absicht Schuld, einen Bruch herbeiführen zu wollen; er fordere Ja oder Nein auf sein Projekt. Aber, fuhr er auf, Rom und den Papst brauche er nicht; wenn Heinrich VIII. in seinem Königreich eine Aenderung der Religion habe herbeiführen können, so werde es auch ihm möglich sein: denn er sei zwanzigmal mächtiger als jener König[1]);

1) Nach dem Berichte Consalvi's (vom 16. Juli 1801) bei Theiner I, 227 hat Napoleon ihm nur gesagt, man müsse seinen Entwurf annehmen: „ou mon projet, ou non; je sais d'ailleurs quel parti j'ai à prendre". Von jener Erinnerung an das englische Schisma ist hiebei nicht die Rede, aber die Worte lassen Raum dafür; Consalvi hat immer gesagt, Eins und das Andere habe er sich zu mündlicher Mittheilung vorbehalten. Theiner hat aus einigen Abweichungen der Memoiren von den Depeschen die Glaubwürdigkeit der ersten überhaupt verdächtig zu machen gesucht, nach meinem Dafürhalten aber sie, was die Hauptsache anbelangt, bekräftigt. Denn daß sich in den Memoiren, die später aus dem Gedächtniß niedergeschrieben worden, nicht Abweichungen im Einzelnen, Vergeßlichkeiten, kleine Irrthümer finden sollten, läßt sich kaum denken. In diesen Nebensachen muß man die Depeschen vorziehen. Allein in denselben kam doch die Gesammtauffassung nicht vollständig zu Tage, zumal da man fürchten mußte, daß sie dem Fürsten, mit dem die Unterhandlung gepflogen wurde, selbst zu Gesichte kommen könnten. Ich bin weit entfernt, Theiner eine Fälschung der Depeschen oder auch dem Herausgeber der Memoiren willkürliche Abänderungen Schuld zu geben. Die Widersprüche, die sich finden, sind zuweilen nicht unerheblich, z. B. wenn es in den Depeschen heißt: bei der letzten Discussion sei das französische Projekt zu Grunde gelegt worden, Consalvi aber in den Memoiren das Gegentheil angiebt. Das

er werde im Stande sein, Italien und Deutschland in ein Schisma mit fortzuziehen. Jedoch auch ihm war, wie wir wissen, an einer glücklichen Beendigung der Verhandlungen sehr viel gelegen; noch einmal gestattete er die Fortsetzung derselben. Wenn die Franzosen dann dem Cardinal vorstellten, daß er Regierung und Polizei verwechsele, so bestand er darauf, daß das Motiv der Regierung deutlicher ausgedrückt werden müsse. Man vereinigte sich dann zu der Formel, die in das Concordat aufgenommen worden ist, nach welcher die Oeffentlichkeit des katholischen Cultus insoweit angenommen wird, als die Regierung nicht in der Erhaltung der öffentlichen Ordnung ein Motiv dagegen erblicke [1]). Man verabredete diese Formel, ohne bei Napoleon anzufragen: denn er würde sie, wenn er gefragt werde, unfehlbar verwerfen; aber wenn man sie einmal festgesetzt habe, werde er sie sich gefallen lassen, wie das dann auch geschehe. So wurde der große Act vollzogen (15. Juli 1801), auf welchem die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Frankreich beruhte.

Wie viel Concessionen man auch immer der neuen Ordnung der Dinge gemacht hatte, so war doch an und für sich die Herstellung des Cultus in Frankreich nach all den Feindseligkeiten, die derselbe erfahren hatte, ein großes, überaus glückliches Ereigniß für die römisch-katholische Kirche. Pius VII. ist immer davon durchdrungen gewesen, daß Napoleon sich durch diesen Akt das größte Verdienst um die Kirche erworben habe. Er und das Cardinal-Collegium nahmen das von Consalvi vereinbarte Concordat ohne Widerspruch an. Die Eintracht zwischen Staat und Kirche war aber damit bei weitem noch nicht hergestellt. Gleich bei dem Abschied Consalvis von Napoleon brachte dieser eine der wichtigsten Streitfragen zur Sprache. Er erklärte sich entschlossen eine Anzahl constitutioneller Bischöfe für die neuen bischöflichen Sitze zu ernennen: denn diese hatten noch immer eine große Partei hinter sich. Zuweilen war die Frage sehr persönlicher Natur; die französischen Minister sahen in denselben Gesinnungsgenossen, die sich bei dem Abschluß des Concordats aufgeopfert und

ist unzweifelhaft ein Irrthum der Memoiren, der durch die Depeschen berichtigt wird. Zu den heftigen Ausfällen, welche auf den Grund der Memoiren gegen die französische Regierung erhoben worden sind — denn das dritte Kaiserthum wurde als solidarisch mit dem ersten betrachtet — liegt doch in Wahrheit kein rechter Grund vor. Aber für die Memoiren blieb noch ein weiter Spielraum übrig; durch die Depeschen berichtigt, werden sie um so bedeutender; die Bekanntmachung derselben ist ein Verdienst um die Geschichte jener Zeit.

1) Conformément aux règlements de police que le gouvernement jugera nécessaires pour la tranquillité publique.

die man dafür nicht zu Grunde richten dürfe. Wohl antwortete Consalvi hierauf, die Constitutionellen seien Schismatiker; nur nach förmlichem Widerruf ihrer bisherigen Grundsätze könne der Papst ihnen die Institution gewähren. Napoleon wollte davon nichts hören: denn wer widerrufe, entehre sich selbst; eine Retractation, wie die angesonnene, sei in Frankreich unmöglich[1]). Er hielt es für seine Pflicht, zwischen den beiden Parteien zu vermitteln und faßte den Entschluß, von den neu zu ernennenden Bischöfen ein Fünftheil aus den Constitutionellen zu ernennen[2]).

Nachdem Napoleon ein Jahr lang gezögert, publicirte er zwar das Concordat, aber mit Hinzufügung der organischen Artikel, die dem Sinne der römischen Kurie wieder entgegenliefen. Die Einwirkung des Papstes und die geistliche Amtsführung werden darin der bürgerlichen Gewalt untergeordnet: denn man ging von dem Grundsatz aus, daß der Staat eben nur für das religiöse Bedürfniß der Mehrzahl der Franzosen zu sorgen habe; die dazu nöthigen Einrichtungen erschienen als die Sache des Staates[3]). Der Papst war dabei nur in so fern erwähnt, als ihm die Institution zukam. Ihm gegenüber hielt man an den Grundsätzen fest, die vor der Revolution in der Literatur verfochten worden waren. Die vier gallikanischen Propositionen von 1682 sollten in den Schulen behauptet und gelehrt werden. Dies machte nun alles den unangenehmsten Eindruck in Rom, nichts mehr als die Nomination der constitutionellen Bischöfe. Zu einer eigentlichen Feindseligkeit gegen Napoleon wurde der römische Hof jedoch nicht fortgerissen[4]).

Höchst auffallend ist es doch, daß die Ermordung des Herzogs von Enghien in Rom nicht ebenviel Eindruck machte; Consalvi erzählt selbst, daß er sie entschuldigt habe. Und als nun hierauf Napoleon den Papst

1) Cela n'arrivera jamais, répliqua-t-il avec la plus grande véhémence, qu'ils se rétractent: un homme qui se rétracte, perd pour toujours son honneur. Aus der Depesche Consalvi's vom 27. Juli bei Theiner I. S. 243. An seinen Bruder Joseph schreibt Napoleon am 20. Juli: que les évêques constitutionnels se rétractent, chose qu'on ne peut pas exiger d'eux sans les déshonorer, et sans compromettre l'autorité temporelle qui les a toujours appuyés. Correspondance de Napoléon Ier VII. N. 5643.

2) Thiers III. 338.

3) Mejer, zur Geschichte der römisch-deutschen Frage I., 190.

4) Mémoires de Consalvi: Nous ne doutâmes que l'Empereur saurait gré au St. Siége d'une condenscendance si marquée. Artaud (I, 482) fand jedoch in Consalvi eine gewisse Irritation.

einlud, seiner Krönung zum Kaiser durch persönliche Theilnahme daran die pontificale Sanction zu geben, was für ihn, da ja die Mehrzahl der Franzosen eben katholisch war, eine hohe Bedeutung hatte, so war man in Rom nicht gemeint, dies abzulehnen. Grade die Schwierigkeiten, auf welche die Durchführung des Concordats im römischen Sinne stieß, machte den römischen Hof gefügiger, da er meinte, durch neue Annäherungen um so mehr in Stand zu kommen, sie zu heben. Auch Consalvi war ganz einverstanden damit, daß der Papst die Einladung Napoleons annahm, und sich zu diesem Zwecke nicht ohne körperliche Beschwerden, — denn die Reise fiel in die rauhen Monate, — nach Frankreich begab. Napoleon behauptete später, der römische Stuhl habe sich damit geschmeichelt, zum Dank für seine Willfährigkeit die Legationen zurückzubekommen. In Rom hat man das immer geleugnet: denn man habe das Geistliche und Weltliche nicht vermischen wollen; gewiß war es aber die Absicht, die Einsetzung constitutioneller Bischöfe abzustellen und die Zurücknahme der organischen Artikel zu bewirken. Die Unterwerfung der constitutionellen Bischöfe unter den Papst ward nun wirklich erreicht, indem sie eine dem Papste genügende Erklärung abgaben: denn der französischen Regierung war selbst an der Eintracht und Unterordnung des Episkopats gelegen. In Bezug auf die organischen Artikel aber erhielt man nichts als leere Worte.

Der Widerstreit der revolutionären Monarchie und der Suprematie des Pontifikates trat noch in einem andern Akte vor Jedermanns Augen bei der Krönung selbst hervor. Bei der Feststellung der Ceremonie war der Vorschlag gewesen, daß der Papst nach unvordenklichem Herkommen die Krone dem Kaiser auf das Haupt setzen sollte. Napoleon hatte bemerkt, daß die Nation das ungern sehen, daß sie gleichsam eine Verletzung ihrer vollen Unabhängigkeit darin erblicken würde; er wollte die Krone sich selbst auf das Haupt setzen. Das war wohl schon einmal von Kaiser Friedrich II. in Jerusalem geschehen; dann war es bei der Krönung König Friedrichs I. von Preußen wiederholt worden. Das Eine und das Andere unter ganz abweichenden Umständen, ohne daß man dieser Fälle in Paris im mindesten gedacht hätte. Es scheint wohl, als sei der Cardinal-Legat Caprara auf die Anschauung Napoleons eingegangen. Der Papst selbst erfuhr nichts davon. Er kam in dem guten Glauben nach Notre-Dame, daß er die Ceremonie in ihrem vollen hergebrachten Umfange vollziehen würde. Er segnete die Insignien des neuen Kaiserthums; er segnete auch die Krone;

aber als er sie ergreifen wollte, kam ihm der zuvor, dem er sie aufsetzen wollte: Napoleon ergriff die Krone und setzte sie sich mit eigner Hand auf's Haupt [1]). Die höchste Gewalt, die auf dem neuen Boden aufgewachsen, wollte auch das oberste Abzeichen ihrer Macht nur sich selbst verdanken; während in den früheren Jahrhunderten der Gehorsam, den die Geistlichkeit der weltlichen Gewalt leistete, gleichsam auf die Krönung durch die Hand des obersten Geistlichen begründet wurde, so fühlte sich Napoleon stark genug, dessen nicht zu bedürfen. Der Papst sollte nur herübergekommen sein, um ihm seinen geistlichen Segen zu geben: das genüge dem neuen Episkopat und der Nation. Pius VII. schien dadurch befriedigt, daß ihm das revolutionirte Frankreich allenthalben ein Volk auf den Knien zeigte. In Paris erinnert man sich wohl, wie er in dem kaiserlichen Museum erschien; wie er in seinem langen gegürteten weißen Priestergewand segnend durch die Reihen der knieenden Männer und Frauen schritt, wie er dann seine Hand auf das Haupt eines Kindes legte und ihm seinen Ring zu küssen darbot [2]). Die kirchliche Bedeutung dieser Handlungen führte er, daß ich so sage, auf ihren Ursprung zurück. Inbrunst und Güte, Erhebung der Seele, Alter und äußerliche Würde erneueten, vermenschlichten sie wieder. Wie stark mußten sie wirken, da sie die Hauptstadt des Unglaubens hinrissen.

Auf eine Aussöhnung der großen Interessen hatte dies jedoch keinen Einfluß.

Wenn man nicht so sehr dem Papst, als dem Cardinal-Staatssecretär aus seiner Nachgiebigkeit einen Vorwurf machen könnte, so würde dieser darin bestehen, ungefähr wie bei dem Grafen Haugwitz, daß er sich die Unvereinbarkeit der Entwicklung einer großen revolutionären Gewalt mit den bisherigen Ansichten und Ideen des Pontificates nicht vollkommen deutlich machte und andere Dinge erwartete, als solche, welche folgen mußten.

Der in den Hintergrund gedrängten, aber keineswegs aufgehobenen geistlichen Differenz gesellte sich nun eine andere hinzu, welche die weltlichen, besonders die italienischen Interessen betraf.

1) L'Empereur se couronna lui-même, après avoir saisi brusquement la couronne, avant même que le Pape étendît la main pour la prendre. Consalvi Mémoires II, 404. Das ist wohl richtiger, als die auch von Theiner (II., 214) wiederholte Version, Napoleon habe sie dem Papste aus den Händen genommeu. Consalvi war nicht zugegen, aber ohne Zweifel aufs genaueste unterrichtet.

2) Constant, Mémoires sur Napoléon, ch. XVI.

Zweites Capitel.

Okkupation des Kirchenstaates.

Wenn man in den Unternehmungen Napoleons nichts als Akte der Gewalt sieht, bestimmt, ein Weltreich zu gründen, so umfaßt man noch nicht das ganze Interesse derselben. Besonders in dem, was er in Italien dem Papste gegenüber vornahm, treten Ideen hervor, die über die momentanen Velleitäten hinausreichen: die erste ist die der Einheit von Italien; nicht grade in dem Sinne einer das ganze Gebiet umfassenden Staatsregierung, aber einer Autorität, vor welcher jedes besondere Bestreben verschwinden sollte. Italien gehörte bisher dem allgemeinen europäischen System an. Napoleon faßte den Gedanken, die Halbinsel jeder fremden Einwirkung, ausgenommen eben der französischen, die sich in ihm repräsentirte, zu entreißen. Unmittelbar an die Kaiserkrönung knüpfte er die Stiftung des Königreichs Italien. Er legt Werth darauf, daß er wieder der erste italienische König sei: der Gedanke der Wiederherstellung Italiens habe ihn begleitet seit dem Tage, wo er zum ersten Mal Italien betreten habe; doch sei die engste Vereinigung mit Frankreich nothwendig für Italien. Auch die eiserne Krone setzte er bei der Ceremonie sich selbst auf's Haupt. Ursprünglich hätte er die Theilnahme des Papstes auch an der italienischen Krönung gewünscht; dieser aber lehnte sie ab, weil er damit die drei Legationen aufgegeben hätte, die bei der Stiftung des Königreichs Italien in demselben für immer einbegriffen wurden.

Napoleon betrachtete bereits damals Italien als ein Ganzes; er sah eine Bedrohung desselben in der Anwesenheit der Russen in Corfu, der Engländer in Malta und der Einwirkung beider auf das Königreich Neapel. Um sie nicht weiter eingreifen zu lassen, be=

mächtigte er sich höchst unerwartet bei dem Durchzug seiner Truppen durch den Kirchenstaat der Festung Ancona, die ja der Papst gegen die Schismatiker und Feinde des Glaubens selbst nicht vertheidigen könne. Aber die Stellung, die er in Italien nahm, trug dann besonders zur Bildung der dritten Coalition und dem österreichischen Kriege von 1805 bei. Die Schlacht bei Austerlitz war auch für Italien entscheidend. Hierauf wurden die Bourbonen auch aus Neapel verwiesen, die französischen Truppen bemächtigten sich des Landes. Der Kirchenstaat, der an dem Kriege keinen Antheil genommen, gerieth doch durch den Erfolg desselben in eine sehr veränderte Lage. Da die Franzosen auch Venedig in Besitz nahmen und nun Neapel beherrschten, so sah sich der Papst im Norden und Süden von Franzosen umringt und in ihrer Gewalt.

Damit trat nun aber eine andere Idee in Conflict, welche die Welt früher und später agitirt hat: die der Nothwendigkeit eines unabhängigen Kirchenstaates, um die Beziehungen des Papstes zur gesammten katholischen Kirche in ihrer Freiheit zu sichern. Der Papst protestirte gegen die Besetzung von Ancona, hauptsächlich weil er als Vater der Gläubigen zur Neutralität verpflichtet sei und nur eine vermittelnde Stellung einnehmen könne; er drohte sogar mit dem Abbrechen der diplomatischen Verbindungen. Es kann wohl nur die Erwartung von einem großen Erfolg der Coalition gewesen sein, was die päpstliche Regierung zu dieser Erklärung veranlaßte, in welcher Napoleon eine Feindseligkeit sah. So lange nun der große Kampf noch dauerte, schwieg Napoleon still. Erst als Alles entschieden war, im Januar 1806, von München aus, gab er dem Papst eine Antwort. Sie war eben gegen die Forderung des römischen Hofes, neutral zu bleiben, gerichtet. Denn, so sagte Napoleon, würden wohl Engländer oder Türken dieselbe respektirt haben? Er trat mit dem Anspruch hervor, daß Rom politisch von dem Kaiser abhängig sein müsse, weil er die geistliche Autorität des Papstes anerkenne; er erinnerte an die Oberhoheit, welche die griechischen Kaiser einst in Rom ausgeübt hatten, hauptsächlich aber an Carl den Großen, dessen Gewalt sich jetzt in ihm repräsentire, da er Frankreich, den größten Theil von Deutschland und Italien beherrsche [1]).

Auf diesen Angriff gegen die Souveränität des Papstthums war man in Rom doch nicht gefaßt. Es schien, als ob Napoleon den Kirchenstaat nur als eine Enclave seines italienischen Reiches,

1) Mémoires du cardinal Consalvi II. 128 ff.

dem er keine politische Unabhängigkeit zugestehen könne, betrachte. Die alten Rechte des römischen Stuhles auf die Lehensherrlichkeit über Neapel oder auch nur auf den Besitz von Benevent und Ponte-Corvo war er weit entfernt anzuerkennen. Noch einmal kehrte nun der römische Stuhl seine althergebrachten Gerechtsame hervor. Napoleon, sagte man, sei Kaiser von Frankreich, aber nicht Kaiser von Rom; der Papst, dessen Souveränetät für die Kirche unentbehrlich sei, könne unmöglich, dieselben Freunde und Feinde haben wollen, wie Napoleon: denn eine so enge Verbindung mit dem Kaiser der Franzosen würde bewirken, daß man dem römischen Stuhl in andern Gebieten den Gehorsam versage[1]). Die Kurie hielt noch für rathsam, die Ansprüche Napoleons auf die Souveränetät von Rom möglichst geheim zu halten, weil er sie gewiß nicht fallen lassen werde, wenn sie einmal bekannt geworden wären; man hoffte noch immer, er werde von seinen Forderungen abstehen[2]). Wenn es gleich nicht thunlich ist, bei jedem dieser Schritte den Antheil nachzuweisen, den Consalvi daran gehabt hat, so ist der Einfluß des Staatssekretärs doch ohne Zweifel immer der entscheidende gewesen; ihm schrieb Napoleon alles und jedes zu, was von dem römischen Stuhle ausging, und hielt mit seiner Unzufriedenheit nicht zurück. Wie wenig an eine Aussöhnung zu denken war, trat bei einer Audienz hervor, welche der Cardinal Fesch, ein naher Verwandter Napoleons[3]), der von Rom abberufen wurde, bei seinem Abschied bei dem Papst hatte[4]). Der Papst sprach ihm von seiner Ergebenheit gegen Napoleon; er erklärte aber, daß er sich von demselben mißhandelt sehe[5]). Der Cardinal erinnerte ihn, daß er das Recht nicht habe, der weltlichen Irrungen wegen seine geistlichen Waffen gegen den französischen

1) Lettre du Pape Pie VII. à l'empereur Napoléon, 21 mars 1806 d'Haussonville L'église romaine et le premier empire II. S. 137.

2) On prescrivi ce profond mystère dans toutes les affaires, afin de ne point blesser l'empereur et aussi dans un but politique. On espérait ainsi faciliter à Napoléon, s'il était possible, le moyen de revenir sur ces prétentions que le public ignorait encore. Si le monde eut été initié à ce secret, Bonaparte n'aurait jamais voulu avoir la honte de céder. Mémoires du cardinal Consalvi II. 449.

3) Der Vater Fesch's war der zweite Gemahl der Mutter von Laetitia Bonaparte.

4) Depesche Alquiers an Talleyrand vom 17. Mai 1806, d'Haussonville, l'église romaine et le premier empire, II, 203 f.

5) S'il (l'Empereur) nous fait violence, nous protesterons à la face de l'Europe et nous ferons usage des moyens temporels et spirituels que Dieu a mis entre nos mains.

Kaiser zu gebrauchen. Der Papst fragte ihn mit gehobener Stimme, woher er diese Ansicht schöpfe, und da nun Fesch sich auf die Concilien und ihre Superiorität über den römischen Stuhl bezog, so kam es zu einer sehr lebhaften Discussion, die fast einen Bruch ankündigte.

Auch in Paris erhob Napoleon laute Beschwerden über die Vermischung des weltlichen und geistlichen Interesses, der man sich in Rom schuldig mache; er schrieb sie den Rathgebern des Papstes zu, die vor Gott und Menschen für den Schaden verantwortlich seien, der dem römischen Stuhl daraus entspringen werde[1]. Der vornehmste unter denselben war Consalvi, der die Ueberzeugung hatte, daß die politische Unabhängigkeit des römischen Stuhls die Bedingung seiner kirchlichen Wirksamkeit bildete. Schon früher hatte sich Napoleon gegen ihn erklärt, der Papst aber nie einwilligen wollen, ihn zu entbehren. Jetzt sprach der Kaiser sich mit Heftigkeit gegen die eine oder die andere der ihm zugegangenen Noten des römischen Stuhles aus: der Staatssecretär wolle, sei es aus Unverstand, oder aus bösem Willen, den römischen Staat zu Grunde richten[2]; er, der Kaiser, könne sich noch entschließen, den Cardinal Consalvi mitten in Rom aufheben zu lassen. Consalvi war davon tief betroffen. „Wenn mir, als ich über das Concordat unterhandelte, gesagt worden wäre, ich würde einst als ein Feind von Frankreich betrachtet werden, so würde ich zu träumen geglaubt haben; mein Charakter, meine Principien, meine ganze Führung entbinden mich der Pflicht, mich zu rechtfertigen.“ So drückt er sich in einem Schreiben an den Nuntius Caprara aus[3]. Und doch, wir bemerkten es schon, hängt die unglückliche Erfahrung, die er machte, mit seinem früheren Verhalten genau zusammen. Jetzt trat das Wesen und die Politik Napoleons auf eine Weise hervor, daß zwischen ihm und dem Cardinal-Staatssecretär, der die Rechte des Kirchenstaats zu behaupten gedachte, kein Verständniß möglich war. Da hat sich nun Consalvi entschlossen, seine Abdication einzugeben, um, wie er sagte, nicht die Lösung der obschwebenden großen Fragen durch persönliche Antipathien zu erschweren.

1) Depesche des Cardinal Caprara an Consalvi vom 3. Juli 1806, bei d'Haussonville II. 448.

2) Que cet homme, par bêtise ou par trahison, veut perdre les États temporels du saint siège et qu'il réussira. Lettre de l'empereur au cardinal Fesch, du 18 mai 1806 bei d'Haussonville II. 194.

3) Depesche Consalvi's an Caprara vom 17. Juni 1806 bei d'Haussonville II. 208.

Mit demselben Courier, welcher die ablehnende Antwort des Papstes überbrachte, sollte dem französischen Kaiser auch die Nachricht zukommen, daß Consalvi aus dem Sekretariat geschieden sei: denn er müsse überzeugt werden, daß die Antwort, die er empfange, nicht von Consalvi herrühre, sondern von dem Papste selbst. Im Juni 1806 ging das Staatssekretariat an Casoni über, einen von den Cardinälen, gegen welche sich der in Rom anwesende Cardinal Fesch am wenigsten eingenommen gezeigt hatte. Consalvi zog sich in den Palast Gaëtani zurück; er sah den Papst nur noch bei großen offiziellen Gelegenheiten.

Aber der Nachfolger Consalvi's und die übrigen Räthe des Papstes hatten noch weniger Napoleons Beifall als Consalvi selbst: er hielt sie für Ignoranten und Fanatiker; und wenn nun im Laufe des preußischen Krieges der römische Hof sich der Einsetzung der Bischöfe in Italien durch die Regierung dieses Königreiches widersetzte und selbst die Gültigkeit des italienischen Concordates, das in Folge des französischen geschlossen und ebenfalls mit Erläuterungen, die den Geist der organischen Artikel athmeten, versehen worden war, in Zweifel zog, so gerieth Napoleon dadurch in eine größere Zornesaufwallung als jemals. Nach seiner Rückkehr von Tilsit, in Dresden, 22. Juli 1807, beauftragte er seinen Stiefsohn Eugen, Vicekönig von Italien, die Ansprüche des Papstthums in höchst energischen Ausdrücken zurückzuweisen [1]).

Auch in territorialer Beziehung hatte der Friede von Tilsit auf die Verhältnisse des Kirchenstaates Einfluß. Die Pläne auf Portugal, zu denen sich Napoleon mit Spanien vereinigte, hatten die Folge, daß er Toscana dem Infanten von Spanien entzog und mit französischen Truppen besetzen ließ. Schon wurde auch das Dekret von Berlin über das Continentalsystem in dem Kirchenstaat zur Ausführung gebracht.

Bereits täuschte man sich nicht darüber, daß der Kirchenstaat selbst der französischen Okkupation nicht entgehen würde: sie erfolgte im Jahre 1808. Sie war zuerst nur militärischer Natur. Napoleon erklärte öffentlich, er wolle dem römischen Stuhle nichts entreißen; aber er verlange von Rom denselben Gehorsam, den er in Neapel und bei dem Rheinbunde finde [2]). Es war ihm unerträg-

1) Correspondance de Napoléon Ier, t. XV, no. 12,942.
2) Correspondance de Napoléon Ier, t. XVI, no. 13,477.

lich, daß der römische Hof in Verbindung mit dem bourbonischen Könige von Sicilien und mit Sardinien stehe; daß es noch einen englischen Consul in Rom gebe. Alledem wollte er ein Ende machen: denn in Rom sollte man dieselbe Politik beobachten, wie in Mailand und Neapel. Sollte aber dennoch der römische Hof in seiner Haltung verharren, dann müsse derselbe seine weltliche Herrschaft überhaupt verlieren. Es waren die Zeiten, in denen sich Napoleon Spaniens zu bemächtigen Anstalten traf, die ihren Zweck nicht verfehlen zu können schienen. Bei der militärischen Besitznahme von Rom war seine Absicht, wie er in einer geheimen Depesche seinem Gesandten ausdrücklich sagt, sich des Kirchenstaates zu bemächtigen, ohne viel Aufsehen zu machen, um die Einwohner von Rom an die Anwesenheit der Franzosen zu gewöhnen. Der Papst antwortete auf die Anmuthungen Napoleons: er könne in keine Feindseligkeiten gegen Ferdinand IV. willigen, der ein katholischer Fürst, und mit dem er nicht in Krieg sei; seine Häfen wolle er den Engländern verschließen, mit Vorbehalt jedoch der Rechte der Souveränetät für die Zukunft.

Hierauf rückten die Franzosen am 2. Februar 1808 in Rom ein. Napoleon stellte als sein Ultimatum auf, daß der römische Stuhl eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit den Königreichen Italien und Neapel schließen müsse, um Unordnung und Krieg von der Halbinsel fern zu halten: denn welche Sicherheit habe er für Italien, wenn sich in der Mitte desselben ein Land befinde, das seinen Feinden offen stehe?

Wenn wir in dem Getümmel der Ereignisse die Ideen zu unterscheiden suchen, die bei denselben wirksam waren, so tritt hier noch eine andere Seite des Gedankens, daß Rom von dem französischen Kaiserthum abhängig sein müsse, hervor. Sie betraf nicht die Beziehungen des Papstthums zu den europäischen Mächten, sondern das Verhältniß zu dem französischen Kaiserthum an sich. Veranlaßt durch die erwähnte Weigerung der Institution der Bischöfe in dem italienischen Königreiche stellte der Kaiser in jenem Schreiben aus Dresden den Gegensatz zwischen Kirche und Staat in den Vordergrund: durch diese Streitigkeiten verletze der Papst einen Souverän, der als die Säule der Religion betrachtet werde, in Folge der Dienste, die er derselben in Frankreich, Italien, Deutschland, nunmehr auch in Polen geleistet habe; glaube denn der Papst, daß die Rechte der Krone weniger

heilig seien, als die Rechte der Kirche? Es habe Könige gegeben, ehe es einen Papst gab. „Der Papst will mich bei der Christenheit anklagen. Ein unsinniger Gedanke, der blos von Menschen kommen kann, die das gegenwärtige Jahrhundert nicht kennen: es ist ein Anachronismus um tausend Jahre. Jesus Christus hat gesagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt; will der Papst dem Kaiser nicht geben, was des Kaisers ist? Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo ich den Papst nur als Bischof von Rom anerkenne, von demselben Range, wie die übrigen Bischöfe meines Reiches. Ich würde mich nicht scheuen, die verschiedenen Kirchen, die italienische, gallikanische, deutsche, polnische in einem Concil zu vereinigen." So hatte auch bereits Cardinal Fesch dem römischen Hofe mit einem Concile gedroht; der Kaiser, sagte er, werde dann seine Angelegenheiten ohne Rom vollführen.

Wenn aber Napoleon bei seinen Entwürfen gegen Spanien in dem König und der regierenden Familie keinen Widerstand gefunden hatte, so hatte dagegen der römische Stuhl den Muth, sich nicht zu fügen. Der Papst war im Quirinal eingeschlossen, er übte nur seine geistliche Gewalt aus; aber auch diese genügte, um der neuen Invasion zu widerstreben. Der Papst verbot den Bischöfen, dem französischen Gewalthaber den Eid der Treue zu leisten; sie würden sich sonst zu Mitschuldigen des Sacrilegiums machen, das dieser begehe. Als man auch den Cardinal Pacca aus dem Quirinal wegführen wollte, widersetzte er sich den französischen Officieren persönlich und mit Erfolg. Und schon war eine Excommunikationsbulle abgefaßt, durch welche der kirchliche Bann über diejenigen ausgesprochen wurde, welche sich der Besitzthümer der Kirche bemächtigten.

Es war der direkteste Gegensatz gegen die Ideen von Napoleon: denn darin lag eine Vermischung der weltlichen und der geistlichen Angelegenheiten, auf deren Trennung das System des Kaisers hinzielte. Er meinte, so weit würde Consalvi nicht gegangen sein: der würde nicht um eines weltlichen Vortheils willen das geistliche Interesse des Papstes, das in der engsten Verbindung mit dem Kaiser bestehe, aus den Augen geben. Napoleon sprach unumwunden aus, daß die geistlichen Interessen, die unveränderlich, von den weltlichen, die der Veränderung unterworfen seien, getrennt[1]) werden

1) Que les intérêts spirituels et les affaires du ciel, qui sont immuables, se sont trouvés mêlés aux affaires terrestres, qui par leur nature changent selon la circonstance et la politique des temps.

müßten. Auf diesen Grund dekretirte er am 17. Mai 1809 die Vereinigung der Staaten des Papstes mit dem französischen Reiche. Darauf antwortete der Papst durch die Publikation jener Excommunikationsbulle.

Das geschah eben damals, als die glücklichen Erfolge der österreichischen Waffen einen allgemeinen Umschwung in Aussicht stellten. Aber Napoleon gestattete in der Durchführung seines Planes keine Verzögerung; aus seinem Feldlager ordnete er die Einzelheiten desselben an. In einem seiner Schreiben heißt es: wenn der Papst, die Lehren des Evangeliums vergessend, seine Wohnung für ein Asyl halte, um den Ungehorsam zu predigen, so müsse man ihn verhaften[1]). Diese Verhaftung wurde nun in der That im Quirinal selbst vollzogen, gerade in dem Augenblick, als die Schlacht von Wagram das Glück Napoleons nochmals besiegelte. Der Papst wurde in das französische Gebiet abgeführt.

Bei der Betrachtung des Verlaufes dieser Ereignisse im Allgemeinen drängt sich eine Bemerkung auf, welche unerwartet und nach verschiedenen Seiten anstößig erscheinen wird, aber doch nicht verhehlt werden darf. Darin werden Alle übereinstimmen, daß das Concordat, indem es den Verkauf der Nationalgüter, d. h. doch vornehmlich der geistlichen anerkannte, die Grundlagen der Revolution recht eigentlich befestigte; innerhalb Frankreichs hätte ihr Bestand sonst immer angefochten werden können. Da erhebt sich nun die Frage, wie weit der römische Stuhl ein Recht hatte, diesen Verkauf durch seine Beistimmung zu sanktioniren: denn der Besitz war doch vor Allem der der französischen Kirche, in weiterem Sinne der Kirche überhaupt; daß aber deren Recht von der Autorität des päpstlichen Stuhles abhinge, könnte Niemand sagen. Gewiß waren schon mancherlei Säkularisationen erfolgt, namentlich in Deutschland, aber sie waren von dem deutschen Reiche nachgegeben, welches eine geistliche und politische Gewalt zugleich in sich schloß. Das französische Reich aber war selbst umgestürzt und seine Verfassung eine auf durchaus anderen Principien beruhende geworden. Indem der Papst, dem doch keine eigentlich rechtliche Befugniß zustand, den Verkauf der Nationalgüter sanktionirte, so unterwarf

1) Si le pape, contre l'esprit de son état et de l'Evangile, prêche la révolte et veut se servir de l'immunité de sa maison pour faire imprimer des circulaires, on doit l'arrêter. L'empereur Napoléon au roi Joachim Murat 19 juin 1809. Correspond. de Napoléon Ier XIX N. 15384.

er sich gleichsam den revolutionären Principien. Wir tasten dabei die Beweggründe des Papstes, auf die französischen Forderungen einzugehen, nicht an; sie waren noch mehr religiöser als rein kirchlicher Natur. Der Papst wünschte den katholischen Glauben in Frankreich wiederherzustellen, seine ganze Seele trachtete danach; kein Preis dafür war ihm zu hoch; uns liegt es fern, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Aber wahr ist es doch: er bot die Hand dazu, den Umsturz der alten Kirche zu vollenden; die neue Circumscription der Diöcesen bildete in kirchlicher Hinsicht ein neues Frankreich. Consalvi war in dieser Beziehung der Rathgeber des Papstes; der Papst und der Cardinal, die römische Kirche überhaupt glaubten ein großes Werk zu vollziehen, wenn sie die Autorität der römischen Kurie in der neu constituirten französischen Kirche feststellten. Darauf war bei dem Abschluß des Concordates ihr Sinn hauptsächlich gerichtet gewesen; aber das Zusammenwirken der höchsten Gewalten stieß auf die größten Schwierigkeiten. Es ist wahr, Napoleon trat nun an die Stelle der alten Könige. Aber welch ein Unterschied: die alten Könige waren durch und durch katholisch und wollten es sein; die neue Gewalt hatte einen constitutionellen Grund, es weder zu sein, noch zu scheinen. Die Staatsverfassung, die man beschworen hatte, erkannte eine Staatsreligion nicht an; gerade der neue Herrscher hatte in seiner Lage einen dringenden Anlaß, auch diejenigen zu befriedigen, die nicht streng katholisch in dem römischen Sinne waren; er erhob sie selbst zu den bischöflichen Sitzen. Darüber entstand ein Zerwürfniß, welches nicht zu vermeiden noch zu beseitigen war: denn trotz aller seiner Annäherung hielt doch der römische Stuhl an seiner kirchlichen Prärogative fest. Und ohnehin verstand es sich, daß die revolutionäre Gewalt ihrerseits alle Rechte, die ihr vom Standpunkt des Staates aus zustehen konnten, mit dem größten Eifer in Anspruch nahm. Das Concordat war in der Natur der Dinge begründet, aber ebenso auch der Streit über die Besetzung der Bisthümer und die organischen Artikel. Dazu kam nun die politische Tendenz des revolutionären Staates, Italien seiner Herrschaft zu unterwerfen; die Unabhängigkeit des Papstthums als eines kirchlichen Staates wurde insofern, als sie auf den Besitz eines weltlichen Staates gegründet war, von der revolutionären Gewalt in Frage gestellt. Der Gegensatz ist auch hier unvermeidlich. Denn in dem Papstthum repräsentirt sich die Allgemeinheit der katholischen Kirche; es konnte mit Napoleon, insofern er mit katholischen Po=

tenzen in Krieg gerieth, unmöglich gemeinschaftliche Sache machen. Aber auch Napoleon konnte wohl nicht anders, als dem Kirchenstaate die Verbündung mit seinen Feinden abschneiden zu wollen. Ein innerer Conflikt führte alle Tage zu schärferen Gegensätzen, bis dann endlich der Kaiser sich des Kirchenstaates bemächtigte und der Papst die Excommunication gegen ihn aussprach.

Drittes Capitel.

Zeitweilige Unterordnung des Papstthums unter das französische Kaiserthum.

Napoleon ließ keinen Zweifel darüber, wohin sein System ziele; alle Institute, die zur Ausübung des Pontifikates gehörten, mit Inbegriff der Archive, wurden nach Paris geschafft; die Cardinäle erhielten Befehl, sich eben dahin zu verfügen. Für den Papst selbst wurde der erzbischöfliche Palast zu Paris eingerichtet. Ein Senats-Consult [1]) sprach den Grundsatz aus, daß eine auswärtige Souveränetät mit der Ausübung der kirchlichen Gewalt im Innern unvereinbar sei [2]); fortan wird der Kaiser an der Tiber herrschen, wie an der Seine. Der römische Staat wurde mit dem französischen Reiche vereinigt; die künftigen Kaiser sollten in St. Peter gekrönt werden, die künftigen Päpste sollten zeitweise in Rom oder Paris residiren. Jeder künftige Papst sollte die Artikel von 1682, in denen die Superiorität der Concilien über die Päpste enthalten ist, beschwören. Diese Artikel sollten allen Kirchen des neuen Reiches gemeinsam sein [3]).

Großartige Ideen von einem die politische und geistige Welt um-

1) Senatsconsult vom 17. Februar 1810. Correspondance de Napoléon, t. XX, no. 16,264.

2) Art. 12. Toute souveraineté étrangère est incompatible avec l'exercice de toute autorité.

3) In den Motiven ist folgende Stelle bezeichnend: le Pape reviendra au véritable esprit de l'Evangile qui commande la soumission aux puissances temporelles; il professera, avec toutes les Eglises de l'Empire, les maximes du clergé de France redigées par ce Bossuet, dont le coeur fut à la fois Français et chrétien.

fassenden Inhalt, zu deren Durchführung aber das Bestehen und das Wachsthum des Kaiserreichs nothwendig gewesen wäre, welches doch wieder seinerseits Europa mit Verderben und Unterdrückung bedrohte.

Von der Exkommunikationsbulle wurde Napoleon wenig berührt, da er darin nicht namentlich genannt wurde und eine Bulle Papst Martins V. für einen solchen Fall den Verkehr mit dem Betroffenen für erlaubt erklärt; die Cardinäle assistirten den geistlichen Ceremonien, denen der Kaiser beiwohnte, ohne Skrupel. Auch Consalvi war damals in Paris; dem Befehle, sich dahin zu verfügen, hatte er anfangs Folge zu leisten verweigert, weil nur eine Autorisation des Papstes ihn ermächtigen könne, Rom zu verlassen; als er, durch militärische Gewalt gezwungen abzureisen, in Paris ankam, lehnte er doch ab, die nicht unansehnliche Pension anzunehmen, die für die Cardinäle bestimmt worden war. In der Audienz, die er dann bei Napoleon hatte, gedachte dieser des mit Consalvi eben in demselben Saale abgeschlossenen Concordats. Aber wozu, sagte er, habe das geholfen; er deutete an, die Sachen würden besser gegangen sein, wenn Consalvi im Amt geblieben wäre: denn der sei zwar kein großer Theolog, aber ein guter Politiker. Wenn er einen Plan von den Cardinälen forderte, wie die kirchlichen Angelegenheiten überhaupt zu regeln seien, so rechnete er dabei auf eine eingehende Mitwirkung Consalvi's. Aber gerade unter dessen Leitung geschah es, daß die Cardinäle erklärten, den geforderten Plan aufzustellen, seien sie getrennt vom Papst nicht im Stande. Von ihrem Widerstande auch in diesem Augenblicke wurde Napoleon noch einmal sehr empfindlich berührt.

Er wünschte seine Vermählung mit der Erzherzogin von Oesterreich mit allem möglichen kirchlichen Pompe zu verherrlichen. Da aber fand sich nun doch eine erhebliche Schwierigkeit: sie bestand darin, daß die Scheidung Napoleons von Josephine von dem erzbischöflichen Offizialat ausgesprochen, von dem Papst aber nicht bestätigt worden war. Unter den in Paris anwesenden Cardinälen bildete sich eine Partei, die daran festhielt, daß bei den Eheschließungen von Souveränen die Einwilligung des Papstes unentbehrlich sei. Von Consalvi erwartete Napoleon mehr politische Rücksicht, als von den übrigen. Aber Consalvi trat jener dissentirenden Partei unter den Cardinälen nicht nur bei: er leitete selbst die Schritte derselben. Bei der großen kirchlichen Vermählungsfeier versagten dreizehn Cardinäle ihre Theilnahme; ihre Abwesenheit wurde allgemein bemerkt, und erregte eine heftige Indignation

Napoleons: denn dieser Akt habe, so war besonders durch Fouché den Cardinälen vorgestellt worden, eine große politische Tragweite; er könne einen Zweifel an der Legitimität der aus der neuen Ehe zu erwartenden Nachkommenschaft veranlassen [1]. Napoleon selbst hat gesagt, so lange er lebe, werde Alles schweigen; nach seinem Tode werde der Widerspruch erwachen. Die dissentirenden Cardinäle wurden an verschiedene Orte Frankreichs verbannt, Consalvi nach Rheims, wo er seine Memoiren geschrieben hat. Und bei der kirchlichen Regierung selbst konnte doch der Kaiser der persönlichen Mitwirkung Papst Pius VII. nicht entbehren; er ernannte wohl zu den Bisthümern, allein der Papst verweigerte den Ernannten die kanonische Institution. In seiner Gefangenschaft fand er doch Mittel, durch ein eigenes Breve die Maßregeln, die man für diesen Fall ergriffen hatte, zu mißbilligen.

Es bedurfte, daß ich so sage, eines neuen Ganges mit ihm.

Sonderbarer Kampf zwischen dem, der die Welt bemeisterte, wie nie ein anderer, und einem armen Gefangenen. Der Eine in dem Genuß allen Glanzes und aller Gewalt, die die Erde zu geben vermag; voll Verschlagenheit und Kühnheit, Scharfsinn und Entschlossenheit; verbündet mit allen Kräften, welche den Menschen gebieten; immer, ohne Wanken, sein Ziel vor Augen. Der Andere, nachdem man ihn eine Zeitlang mit auffallender Sorgsamkeit behandelt hatte, bald darauf der Gemeinschaft mit der Welt, selbst der Möglichkeit schriftlicher Mittheilung beraubt, von der wachsamsten Polizei umgeben, abgeschnitten von jedermann, völlig vereinsamt. Und doch war allein sein Dasein eine Macht. Nicht mit den offenbaren, aber mit den geheimen inneren Kräften, welche ihm die alte Gewohnheit des Glaubens und der Verehrung so lange Jahrhunderte daher in der ganzen katholischen Christenheit von selber zuwandte, war er verbündet. Aller Augen sahen nach ihm hin; sein Widerstand gegen die Gewalt, sein Leiden, das man um so mehr mitfühlte, da es ein allgemeines war, hatten sein Ansehen unendlich vermehrt und es mit dem Glanze des Märtyrerthums umgeben. Von Mitleiden für eine solche Lage wurde aber Napoleon nicht berührt; er sah in Pius VII. nur eben einen Gegner, der ihn in der Regierung seines Reichs, zu der auch die päpstlichen Angelegenheiten

1) Napoleon äußerte: Consalvi a osé me tendre un piége le plus profondément calculé qu'il a pu, en préparant contre ma dynastie un prétexte d'illégitimité à la succession au trône. Mémoires de Consalvi II, 205.

gehörten, die größten Schwierigkeiten entgegensetzte. Er hatte zu einer großen Anzahl von vakanten Bisthümern sein Recht der Nomination ausgeübt, aber der Papst versagte ihnen die Institution; man zählte 25 vakante Bischofssitze. Wenn nun die Diöcesen dennoch administrirt werden sollten, so ordnete Napoleon an, daß das durch Vikare der Kapitel geschehen solle. Aber dabei fand er überall geheime Verhinderungen, die er dem Papst zuschrieb; einige Briefe fielen in seine Hand, durch welche dieser Verdacht bestätigt wurde. Napoleon meinte: das sei ein Verfahren der gregorianischen Zeiten, bei welchen die öffentliche Ordnung seines Reiches nicht bestehen könne; er gab dem Papst die Absicht Schuld, das Bisthum überhaupt nicht wieder zu Kräften kommen zu lassen, wie dies schon in Deutschland geschehen sei; sondern die Kirche durch apostolische Vikare zu regieren; deren Amtsführung aber könne von Seiten des Staates, dem sie fremd seien, nimmermehr geduldet werden. Seine Behauptung ist immer, daß man ihn zu politischen Concessionen nöthigen wolle, deren Gebiet aber ein ganz anderes sei; er wollte nichts davon hören, daß man seinen territorialen Vergewaltigungen durch Widerstreben in den geistlichen Dingen antworten dürfe.

Der Papst wurde nun in Savona auf eine Weise behandelt, die ihn wohl hätte in seinem Verhalten irren können, wenn ihn nicht andere Betrachtungen zurückgehalten hätten. Er hätte nichts mehr gewünscht, als nach Rom zurückzukehren: nicht jedoch um den Preis der Verzichtleistung auf seine Souveränetät, die er ja gern, sagt er, dem französischen Kaiser zu Füßen legen wolle, wenn er nicht selbst bei seiner Krönung beschworen hätte, sie zu behaupten.

Wenn es wahr ist, daß die Excommunication, die er ausgesprochen, den Kaiser nicht nannte, so bezeichnete sie ihn doch unverkennbar; und der Papst zeigte sich, als ein österreichischer Diplomat diese Saite mit großer Vorsicht berührte, nicht geneigt, sie zurückzunehmen[1]. Die Sendung geschah im Einverständniß des Grafen Metternich, der damals österreichischer Gesandter in Paris war, mit der Regierung Napoleons; aber sie ließ wenig Hoffnung übrig, den Papst zu irgend einer Nachgiebigkeit zu vermögen: dennoch ging die Ansicht der geistlichen Commissionen, die Napoleon zu Rathe zog, eben dahin, daß dies nothwendig sei. Von den Gründen, die der Papst für seine Verweigerung der Institution anführte erkannte sie besonders den an,

1) Haussonville III, 425.

der in seinem damaligen Zustande lag, und forderte auf das dringendste eine gütliche Abkunft mit ihm: denn schon rege sich allenthalben der Widerstand; es gebe einen geheimen Dienst sogenannter reiner Katholiken; eine alte Partei erwache wieder, und nicht so leicht sei das Volk über den wahren Standpunkt der Frage aufzuklären [1]). In den Commissionen selbst ist dem Kaiser der Rath gegeben worden, die französischen Bischöfe zu einem Concil zu versammeln; Napoleon entschloß sich dazu, um für den Fall, daß der Papst die Vorschläge, die er ihm mache, nochmals zurückweise, einen Rückhalt an der französischen Geistlichkeit zu haben: das Concil sollte die Repräsentation der höchsten kirchlichen Gewalt übernehmen können. Denn die Idee, daß ein Concil über dem Papst sei, war gewissermaßen erblich bei der französischen Regierung; sie hatte die Stürme der Revolution überdauert; Bossuet und die Propositionen von 1682 standen in größtem Ansehen. Napoleon hat dem Papst angedeutet, ein Concil könne über ihn richten und ihn selbst absetzen; daß Niemand über den Papst richten könne, war die ursprüngliche Prätension des römischen Stuhles, in deren Anerkennung eine der Grundfesten der päpstlichen Allgewalt lag. Und gewiß ist, daß die Berufung eines Concils auf den Papst einen nicht geringen Eindruck machte. In dem ersten Gespräch darüber sagte er den französischen Bischöfen, die von Napoleon nach Savona geschickt waren, um mit ihm hauptsächlich über die versagte Institution zu verhandeln: ein Concil könne nicht ohne den römischen Papst versammelt werden. Man antwortete ihm: das gelte von allgemeinen Concilien, nicht aber von nationalen. Aber den nationalen, versetzte der Papst, stehe kein Recht zu, über allgemeine Fragen, wie die der Institution, Decrete abzufassen. Auf die Anmuthung, die Artikel von 1682 zu unterschreiben, die ihm allerdings gemacht wurde, ist der Papst keinen Augenblick eingegangen, da einer seiner Vorgänger dieselben kurz vor seinem Tode ausdrücklich verworfen habe; in Bezug auf die Institution aber zeigte er sich den Bischöfen gegenüber nicht absolut unerschütterlich. Sie schilderten ihm den unglückseligen Zustand so vieler Bisthümer aller Welt, die ihrer Hirten beraubt seien; die Gefahr der Religion bei diesem Zustande; ihm selber schrieben sie das Unglück, welches geschehen sei, das Unglück das geschehen könne, zu. Kein Wunder, wenn sie Eindruck machten. Gebeugt wie der Papst durch das eigene Leiden war, allen Bei-

1) Réponses de la 2e commission bei de Pradt III, p. 428.

standes beraubt, überließ er sich umsomehr dem Eindruck ihrer Vorstellungen, da die Uebelstände, die sie beschrieben, in der That unleugbar waren. Noch gab er nicht völlig nach; aber in seiner Seele trat er einen Schritt zurück. Die Bischöfe kamen so weit, daß sie, und zwar in seinem eigenen Zimmer, einen Entwurf niederschrieben, in welchem seine Einwilligung ausgesprochen war, daß die Institution, falls er sie länger als sechs Monate hindurch aus einem anderen Grunde, als wegen persönlicher Unwürdigkeit verzögere, von den Metropoliten gegeben werden könne[1]). Bei jedem Wort, daß er nachgab, war er aber bange, daß es zu weit gehe. Als die Bischöfe sich mit dem Entwurf entfernt hatten und abgereist waren, erklärte er, daß einige Artikel darin seien, die er in seinem Gewissen mißbilligen müsse; worauf der französische Präfekt[2]), der seinen Aufenthalt in Savona überwachte, ihm die Bemerkung machte, daß auf solche Weise keine Unterhandlung möglich sei. In diesem Augenblick hatte sich nun aber das Nationalconcil in Paris bereits versammelt. Es war nicht ein Nationalconcil im strengen Sinne, — denn auch die Italiener nahmen vielen Antheil daran, und auch einige Deutsche und Flamländer finden wir genannt; es war eine Versammlung der Bischöfe des französischen Reiches, wie es eben bestand. Eine so vollkommene Hingebung, wie der Kaiser erwartete, zeigte es nun keineswegs. Gleich bei der Diskussion der Adresse regte sich zuerst in der Commission, dann in der Generalversammlung der Gedanke, daß man den Kaiser vor Allem um die Befreiung des Papstes bitten müsse, wie einer von den Rednern sagte: von dem Papste getrennt, würde die französische Kirche wie ein vertrockneter Ast am Stamme eines Baumes sein. Wie hätte sich auch anders erwarten lassen, als daß das katholische Gefühl, das durch die Behandlung des Papstes beleidigt worden war, zu Wort gekommen wäre. Aber auf der andern Seite wollte man doch sich auch nicht gegen den Kaiser erklären, dessen Ungnade man fürchtete: diese Forderung wurde in die Adresse nicht aufgenommen. Eine analoge Frage erhob sich, als man nun auf die für die Institution zu

1) Article 3 (19 Mai 1811). „Et dans le cas où elle différerait plus de six mois pour d'autres raisons que l'indignité personelle des sujets, elle investit du pouvoir de donner en son nom les bulles après les six mois expirés le métropolitain etc.“

2) Es ist Chabrol, dessen Berichte über die Ereignisse von Savona hervorgezogen zu haben, ein Verdienst des Monsieur d'Haussonville ist, dessen Erzählung großen Theils auf ihnen beruht.

gebenden Regeln zu reden kam: ob nehmlich das Concil die Competenz habe, über diesen Gegenstand zu verhandeln. Bei weitem der größte Theil der Versammlung war doch dafür, daß dem Concil die Competenz zustehe. Insgeheim war von einigen Opponenten eine Protestation hiegegen vorbereitet. Um es dazu nicht kommen zu lassen, ergriff die Regierung das Mittel, die drei vornehmsten Stimmführer einziehen und nach Vincennes bringen zu lassen; auch einige andere reisten ab. Das hindert aber nicht, das Concil dennoch für vollkommen beschlußfähig zu halten. Es kam noch zu neuen Verhandlungen mit der Regierung und endlich zu der Sitzung, die als die bedeutendste zu betrachten ist, am 5. August 1811. Die Competenz des Concils ward darin aufs Neue bestätigt, — nicht viel anders, als es Napoleon ursprünglich beabsichtigt hatte. Man entwarf ein Decret über das bei der Versagung der Institution einzuhaltende Verfahren: wenn sie nach sechs Monaten noch nicht erfolgt sei, so solle der Metropolitan oder der demselben nächste Obere in der Kirchenprovinz die Institution ertheilen. Dieses Dekret nun, welches auf den Grund der conciliaren Autorität abgefaßt worden, sollte auf den Antrag des Concils dem Papst zur Annahme vorgelegt werden; der Kaiser sollte eine neue Deputation nach Savona schicken, um die Bestätigung dieses Dekretes auszuwirken. So geschah das nun auch ohne Verzug. Dieselben Bischöfe, die schon einmal mit dem Papste unterhandelt und sich von seiner Geneigtheit zu einem Uebereinkommen überzeugt hatten, begaben sich zu ihm. Auch eine Anzahl von Cardinälen fanden sich bei Papst Pius VII. ein, unter ihnen Roverella, ein Landsmann des Papstes, der immer großen Einfluß auf die Entschließungen desselben gehabt hatte, und als diese die alten Vorstellungen und Bitten dringend wiederholten, so ging der Papst noch einen Schritt weiter, als bei seiner ersten Entschließung; er leistete auf jene Klausel von der persönlichen Unwürdigkeit Verzicht: falls er die Bestätigung länger als sechs Monate verzögere, solle jedesmal, ohne Ausnahme, der Metropolitan dieselbe zu gewähren die volle Macht haben. In einem Breve, in dem er gleichsam seine Freude über diesen Ausgang bezeugte, sprach er diese Concessionen aus[1]). Von der Excommunication war nicht mehr die Rede; der Papst schrieb eigenhändig an den Kaiser.

1) Bref de N. P. S. le pape en date du 20 septembre 1811. Si au bout de six mois S. S. n'a pas donné l'institution, le métropolitain sera chargé d'y procéder. Art. 3. Pacca versichert, daß er das Concept dieses Breves vor Augen gehabt habe.

Pius VII. hatte sich in jenen schweren Augenblicken, als er offene Angriffe erfuhr, unerschrocken und standhaft erwiesen; mit wahrer Erhebung begegnete er jenen Franzosen, die den Quirinal erstiegen hatten, um ihn fortzuführen; das Gefühl seines Berufes, an den ihn so viele Eide fesselten, der Kirche, deren Haupt er war, gab ihm dann einen höheren Schwung; er erfüllte Pflichten, über die ihm kein Zweifel obwaltete.

Jetzt aber war es anders; er gerieth in einen Kampf zwischen dem, was die Lage des Augenblicks, die Noth und das Bedürfniß der Kirche erforderte, und demjenigen, was die alte Ordnung des heiligen Stuhles war. Einen so tiefen Eindruck machte ihm die Vorstellung des ersten, daß er nicht mit unbedingter Strenge an der letzten festhielt. Auch das gewann er nur unter großen inneren Stürmen über sich. „Er kam", sagt de Pradt, „den andern Tag, immer auf das zurück, was er am Abend zugestanden. Er gab mit Leichtigkeit und selbst mit Anmuth dem Gewicht der Gründe nach, die man ihm anführte: man glaubte am Ziel zu sein; allein den andern Tag hatten unruhige Scrupel, die seinen Schlaf gestört, auch seinen Entschluß erschüttert und geändert" [1]).

Als er in Savona die ersten entscheidenden Zugeständnisse gemacht, hörte ihn sein Ajutante di Camera, Ippolito Palmieri, der in der Nebenstube schlief, die Nacht hindurch seufzen; er schloß kein Auge; er fühlte eine tiefe Reue und klagte sich selber an; den andern Morgen fragte er, ob die Franzosen abgereist; als er hörte, sie seien das, fiel er in eine Art von dumpfer Besinnungslosigkeit [2]).

Und dennoch war er weit entfernt, mit alle dem den Streit zu beendigen. Napoleon war noch nicht, wohin er wollte. Wenn die Deputation den Papst Befreiung und Rückkehr nach Rom hatte hoffen lassen, so war doch Napoleon nicht gemeint, dies zu bestätigen; den Plan, den er vorlängst gefaßt, wollte er vollkommen ausgeführt haben.

Wir nehmen in Napoleon Größe der Gesichtspunkte, Folgerichtigkeit der Ausführung wahr, den Blick und den Flug des Adlers nach seiner Beute; so scharf übersieht er den ganzen Horizont; so geradezu stürzt er auf den entscheidenden Punkt. Allein die Er=

1) Suite des quatre concordats p. 18.

2) Memorie storiche del Cardinale Bartolomeo Pacca. Roma 1830. III, 296.

habenheit persönlicher Gesinnung, die einer Stellung wie die seine entsprochen hätte, läßt er vermissen; jenen Stolz eines großen Herzens, das sich mit dem Gemeinen nicht befleckt. Ihm ist der Zweck alles. Doch nicht ein jeder läßt sich mit Gewalt erreichen: dann ist ihm kein Mittel zu schlecht, keine Maßregel zu kleinlich; er scheut keine langwierige und gehässige Tyrannei, um seinen Gegner herabzuwürdigen und, wie man sagt, mürbe zu machen; endlich in geschmeidigen Windungen fährt er heran, ihn zu erdrücken.

Diese Art und Weise seines Charakters trat besonders bei seiner Behandlung des Papstes zu Tage. In einem seiner Briefe heißt es: der Papst müsse in seiner Person empfinden, daß er dem Kaiser Mißvergnügen verursache [1]). Alle seine Reticenzen sind berechnet. Man hat dies hervorgehoben und in den stärksten Farben ausgemalt; wer wollte sich soweit vergessen, ein Wort der Entschuldigung zu sagen. Allein die Verwerflichkeit der kleinlichen Mittel, die Napoleon anwendete, darf doch den Historiker nicht hindern, die Größe der Gesichtspunkte, von denen er ausging, anzuerkennen.

Napoleon war mit den Erklärungen des Papstes keineswegs zufrieden gestellt; auf den Brief desselben gab er keine Antwort. Und was war es, was er in dem päpstlichen Zugeständniß vermißte? Vor Allem hatte der Papst vermieden, das Nationalconcil anzuerkennen; die Ausdrücke seines Breve verriethen, daß er sich als den allgemeinen Bischof betrachtete, während Napoleon ihn nur als den ersten in seinem Reiche anerkennen wollte. Ferner aber hatte er den Metropoliten die Institution der Bischöfe nur in seinem Namen zu ertheilen erlaubt, während doch Napoleon die Autorität des Papstes in Bezug auf die Institution durch seine Versagung als erloschen betrachtet wissen wollte. Endlich fürchtete Napoleon einen geheimen Einfluß auf die Metropolitane. Um dem zuvorzukommen, wollte er verfügen, daß die Metropolitane in einem solchen Falle als Staatsverbrecher betrachtet werden sollen, weil ihr Verfahren dahin ziele, die Staatsbürger in ihrem Gewissen zu beunruhigen und dadurch die öffentliche Ordnung zu stören [2]).

1) In einem Briefe an den Cultusminister kommt die Stelle vor: qu'il fallait que le pape souffrît en sa personne du ressentiment qu'il avait de sa conduite. Bei d'Haussonville IV, 129.

2) Que, si le métropolitain, sans avoir rien objecter contre l'individu, se refusait au bout de six mois à donner l'institution, sous prétexte de défenses secrètes ou par tout autre motif, il serait traduit devant les tribunaux comme rebelle aux lois de l'État et de l'Église,

Von dem Papst forderte Napoleon die einfache Annahme der conciliaren Dekrete. Wenn eine solche nicht zu erreichen sei, so wies er die Bischöfe an, Savona zu verlassen, was sie dann, da es unmöglich wurde, den Papst weiter zu bringen, bald darauf thaten. Man dürfte nun wohl im Allgemeinen nicht sagen, daß der absolute Gedanke der Kirche und der absolute Gedanke des Staates hier aufeinander gestoßen seien. Es hat den Anschein; aber in Wahrheit waren es die Repräsentanten der beiden Ideen, deren Vereinbarung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Napoleon hütete sich, das religiöse Moment an sich zu berühren; aber er wollte das absolute Kaiserthum unbedingt aufrecht halten und jede Einwirkung der päpstlichen Gewalt, die er von andern Rücksichten, als den eigentlich kirchlichen herleitete, unmöglich machen. Noch weniger war Pius VII. gemeint, den Staat als solchen anzugreifen; er suchte nur die alten Prärogativen der pontificalen Gewalt in Bezug auf die Bisthümer des Occidents sich nicht entreißen zu lassen. Nicht sowohl die Idee von Staat und Kirche, als die Idee des Kaiserthums und die Idee der päpstlichen Gewalt stießen aneinander. Der Kaiser stützte sich auf die Nothwendigkeit, auf seine Unterthanen keine religiösen Scrupel einwirken zu lassen, was die Ordnung des Staates gefährde; der Papst aber meinte, daß er seine oberste Autorität ohne alle Rücksicht darauf behaupten müsse. In diesem Augenblick fühlte sich der Kaiser, da er ein conciliares Dekret für sich hatte, als der stärkere. Da der Papst zu der Annahme desselben nicht zu bewegen war, ließ er im Juni 1812 seinen Gefangenen nach Fontainebleau in der Nähe seiner Hofhaltung führen, in einer Eile, welche die Schwachheit des alten Mannes noch vermehrte; er umgab ihn mit Männern seines Wohlgefallens. Es waren Cardinäle, wie Giuseppe Doria, der gut und fromm sein mochte, aber nur die Größe des Kaisers und ihr gegenüber die Gefahr der Kirche wahrnahm [1]). Diese Leute wurden nicht müde dem Papste vorzustellen, wie die Kirche gleichsam ohne Haupt sei, da weder die Gemeinde der Gläubigen mit ihm, noch er mit den Gläubigen in Verbindung stehen dürfe, da Rom seines Klerus fast durchaus

comme voulant mettre le désordre dans la société, en inquiétant les consciences des citoyens, et condamné à la perte de ses fonctions épiscopales, à la privation des droits de citoyen et à la réclusion pour sa vie. Au Comte Bigot de Préameneu, ministre des cultes. 30 septembre 1811, Corresp. de Napol. XXII, 495.

1) Auch Siffrein Maury erschien. Vie du Cl Maury. 1828. p. 126.

beraubt worden, da man die Häupter aller Geistlichkeit, die Cardinäle, von Ort zu Ort in der Verbannung herumführe; wie sehr nehme in dieser Anarchie der Kirche die Macht ihrer Feinde überhand, so mächtiger Feinde, daß Napoleon selbst ihnen Zugeständnisse machen müsse! Es war ihre eigene Ueberzeugung; sie machten tiefen und tieferen Eindruck; endlich begannen die Unterhandlungen wieder. Jean Baptiste du Voisin war beauftragt sie zu führen, noch ein Zögling und jetzt Professor der Sorbonne, lange schon das Orakel der französischen Geistlichkeit. Voisin verstand es, voll ruhiger Ueberlegung, Schritt für Schritt, mit überzeugender Beweisführung den Gegner zu überwinden. Endlich war es so weit.

Napoleon selbst — nicht ohne seine Gemahlin, die durch den Glanz ihrer hohen Herkunft das Ansehen noch erhöhte, welches ihm Tapferkeit und Glück verliehen, — ging zu ihm hinaus; er selber durch persönlichen Einfluß wollte die Sache zu Ende führen [1]).

Wenn er hier anfangs sehr übertriebene Forderungen aufstellte, wie er z. B. unmittelbaren Antheil an der Ernennung der Cardinäle und ausdrückliche Anerkennung der vier Artikel der gallikanischen Kirche in Anspruch nahm, so stand er allmählig davon ab; aber indem er auf der einen Seite nachgab, ward er auf der andern um so dringender. Er drohte zugleich und versprach: er war liebenswürdig und heftig; gewaltsam, wie behauptet worden, hat er den Papst nicht angetastet; aber er nahm den Ton der Ueberlegenheit an und sagte ihm wohl ins Gesicht: er, der Papst, sei in kirchlichen Sachen nicht bewandert genug. Endlich wurden die Artikel entworfen. Pius folgte dem Geschwindschreiber mit Aufmerksamkeit; er gestand Punkt für Punkt zu; als es zur Unterschrift kam, sah er sich noch einmal nach den Cardinälen und Bischöfen um, die zugegen waren; wer wäre aber da gewesen um zu reden, und wer hätte es zu thun gewagt? Einige neigten das Haupt, andere zuckten die Achseln: er ging hin und unterschrieb. Es ist das Concordat von Fontainebleau, 25. Januar 1813 [2]).

1) Fain. Manuscrit de 1813 T. I, p. 55. Er war bei der Conferenz.

2) In dem Report from the select committee appointed to report the nature and substance of the laws and ordinances existing in foreign states respecting the regulation of their roman catholic subjects, etc. etc. ordered by the house of commons to be printed 25 June 1816, wird in dem Index des Appendix S. 60 dies Concordat als „false concordat, purporting to have been signed by the Pope

Dies Concordat spricht nun die Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft nicht eigentlich aus, allein es ist durchweg in Voraussetzung derselben abgefaßt. Der Kaiser hielt eine förmliche Verzichtleistung nicht für nöthig[1]). Es war genug, daß der Papst aufhörte, die Zurückgabe des römischen Staates zu fordern. Er hatte versprochen, in Avignon zu residiren. Dahin sollten Propaganda, Penitenziaria und das Archiv gebracht werden; da sollte er Hof halten. Für die verkauften Güter des römischen Stuhles nahm er ein Einkommen bis auf zwei Millionen Franken an. In Hinsicht der Institution wird das Dekret des Nationalconcils, das der Papst zu bestätigen sich geweigert hatte, wörtlich in das Concordat anfgenommen[2]).

Napoleon durfte glauben nahe am Ziele zu sein. Seine Absicht war, im Jahre 1813 wieder eine Kirchenversammlung zu berufen, an deren Spitze der Papst in aller Form auf die weltliche Herrschaft verzichten sollte. Der erzbischöfliche Palast ward auf das prächtigste eingerichtet, um ihn aufzunehmen. „Auf jeden Fall, sagt er, hatte ich jene lange gewünschte Trennung des Geistlichen von dem Weltlichen endlich vollbracht. Von diesem Augenblick an hätte ich den Papst wieder erhoben, ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben; ich hätte ein Idol aus ihm gemacht; nie hätte er seine weltlichen Besitzthümer vermissen sollen. Ich hätte dann meine kirchlichen Sessionen gehalten, wie meine legislativen; meine Concilien wären die Repräsentation der Christenheit, die Päpste die Präsidenten derselben gewesen; ich hätte sie eröffnet und geschlossen, ihre Decrete gebilligt und bekannt gemacht, wie Constantin und

and Bonaparte“ bezeichnet, doch ist es nur allzu richtig, wie man bei Pacca sieht. — In seinem Schreiben an Napoleon vom 24. März 1813 d'Haussonville V, 261, spricht Pius mit tiefen Herzeleid von dem Tage où nous apposâmes notre seing aux articles qui devaient servir de base au traité définitif. In der Correspondance de Napoléon XXIV, 450 und bei de Clercq Recueil des traités de la France II. S 377 ist der Wortlaut mitgetheilt.

1) Es existirt darüber ein Billet von Napoleon an den Papst, vom 25. Januar.

2) In dem Dekret heißt es: Art. 4. Les six mois expirés sans que le pape ait accordé l'institution, le métropolitain, où, à son défaut, le plus ancien évêque de la province ecclésiastique procédera à l'institution de l'évêque nommé. S'il s'agit d'instituer le métropolitain, le plus ancien évêque conférera l'institution. Ebenso in dem Concordat, Art. 4.

Carl der Große gethan. Wie fruchtbar in großen Resultaten wäre dies geworden! Dieser Einfluß auf Spanien, Italien, den Rheinbund, Polen hätte die Bundesverhältnisse des großen Reiches enger geschlossen. Der Einfluß, den das Haupt der Christenheit auf die Gläubigen in England und Irland, Rußland und Preußen, Oesterreich, Böhmen und Ungarn ausübt, wäre das Erbtheil von Frankreich geworden."

So ganz gehörten diese Unternehmungen zu der Idee von dem großen Reiche des Occidents, welches Napoleon zu errichten eine Zeit lang bestimmt schien; der erste Schritt schließt mit dem letzten zusammen.

Viertes Capitel.

Blick auf die Restauration.

Ueberhaupt liegt eines der wichtigsten Motive für die Abwandlungen der Verhältnisse des Papstthums in den großen politischen Ereignissen der Zeit. Die erste Ueberwältigung des Kirchenstaates war das Werk der fortschreitenden Revolution; das Conclave, aus dem Pius VII. hervorging, wäre ohne die zweite Coalition nicht möglich gewesen. Dann erhob sich der erste Consul; dessen Bestreben der französischen Macht Einheit und Zusammenhang zu geben, führte das Concordat herbei. Die engste Verbindung zwischen der neuen Gewalt und dem Papstthum, die in der Kaiserkrönung erschien, war doch auch zugleich der Moment ihrer Entzweiung. Der Versuch Napoleons, die Einheit Italiens zu begründen, führte nothwendig zur Erdrückung des Kirchenstaates; die stärksten Manifestationen der auf die kirchliche und weltliche Alleinherrschaft gerichteten Ideen Napoleons erfolgten nach seinen großen Siegen im Jahre 1805 über Oesterreich, im Jahre 1807 über Preußen. Er hat behauptet, die Schwierigkeiten, die ihm der Papst in Bezug auf die Institution in Italien machte, seien nicht etwa durch Unterhandlungen und gegenseitige Concessionen, sondern — wer solle daran denken? — durch die Schlacht von Friedland seien sie beseitigt worden; dann erst habe der Papst seine Absicht auf die Romagna fahren lassen. Die Allianz mit Rußland verschaffte ihm freie Hand in Italien, sowie in Spanien; mit einer neuen Niederwerfung von Oesterreich war die Besitznahme des Kirchenstaates verbunden. Nur ein Widerspruch in Bezug auf die kirchliche Verwaltung blieb dann übrig, den Napoleon durch persönliche Einwirkungen auf den Papst zu brechen suchte. So verhält es sich nicht, daß er bei seiner Unternehmung gegen Rußland den

Papst aus den Augen verloren hätte. Noch von jener großen Zusammenkunft in Dresden aus ordnete er die Translokation des Pius VII. nach Fontainebleau an. Es geschah auch deshalb, weil die Engländer bereits in dem Hafen von Savona erschienen[1]; gegen England aber war auch sein russisches Unternehmen gerichtet. Der Papst wurde eben damals über den Mont Cenis geführt, als die französischen Heerschaaren den Niemen überschritten. Das Eine berührte sich mit dem Andern darin, daß die Russen genöthigt werden sollten, die Oberhoheit Napoleons in allen äußeren Angelegenheiten anzuerkennen und die Unterwerfung des Papstes dazu gehörte, dieselbe im Innern zu bestätigen. Das russische Unternehmen mißlang; allein Napoleon wurde dadurch nur um so eifriger, die Gewalt im Innern festzusetzen, auf deren ungehinderter Ausübung die militärische Kraft seines Reiches beruhte.

Noch hoffte er den großen Kampf zu erneuern. Allein in kurzem mußte man inne werden, daß das universale Ansehen des Reiches, von welchem ein unterwürfiges Papstthum einen Bestandtheil ausmachen sollte, bereits in seinen Grundvesten erschüttert sei. In den ersten Monaten des Jahres 1813 stellte sich heraus, daß der Kaiser seine beiden deutschen Bundesgenossen zu einem neuen Feldzuge nicht wieder fortreißen werde. Einen äußeren Zusammenhang hat es nun wohl nicht, aber doch einen inneren, daß in der Zeit, in welcher Preußen und Rußland die Allianz von Kalisch vereinbarten, auch Papst Pius VII. sich entschloß, das kaum verabredete Concordat zu widerrufen.

Gleich am Tage nach der Unterzeichnung ließ der Papst erkennen, daß ihm das Concordat keine Befriedigung gewährte: er lehnte das Geschenk ab, das ihm der Kaiser sandte. Als die Cardinäle, die jetzt wieder Zutritt zu ihm hatten, ankamen, ließ er eine tiefe Reue blicken.

Pacca fand ihn gekrümmt, verbleicht und mager; die Augen unbeweglich und tief in ihren Gruben. Pius sprach von den Leiden, die er erduldet habe, „aber am Ende," fügte er hinzu, „haben wir uns befleckt. Ich habe keine Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht: ich kann kaum so viel Speise zu mir nehmen, als nöthig ist um zu leben; ich werde in der Raserei sterben, wie Clemens XIV." — „Heiliger Vater", erwiderte Pacca, „das Uebel wird sich heben

1) Schreiben Napoleons an Borghese vom 21. Mai 1812. Correspondance de Napoléon Ier XXIII. S. 417. N. 18710.

lassen." — „Wie," antwortete er, erstaunt und freudig, „sollte das noch möglich sein?" [1])

Der gute Mensch wußte wenig von der Lage der Dinge; man hatte ihn absichtlich derselben unkundig erhalten; er meinte noch, sein Gegner stehe in dem Gipfel seiner Macht.

Allein die Dinge nahmen immer entschiedener eine andere Wendung; den Coloß, von dem der Papst noch immer erdrückt zu werden fürchtete, sahen die Cardinäle bereits wanken.

Dieser Umschwung der Begebenheiten allein machte erneuerten Widerstand möglich.

Der Papst faßte — es ist nicht zu beschreiben, unter wie viel Pein, mit welchem Geheimniß — den Brief an Napoleon ab, in welchem er, wie er sagt, von seiner Pflicht genöthigt, und mit freimüthiger Aufrichtigkeit, dem Kaiser anzeigte, daß seit jenem 25. Januar seine Seele von bittern Gewissensbissen, von der tiefsten Reue zerfleischt sei und weder Ruhe noch Frieden finde. Die Zugeständnisse des Concordates von Fontainebleau widerrief er. Den nämlichen Tag, am 24. März, that er dies den Cardinälen kund. Er hat gesagt, und wir können es ihm glauben, daß er in diesem Augenblicke des vollzogenen Entschlusses sich wie von einer schweren Last befreit fühlte [2]). Mit einem Mal war der Schmerz verschwunden, den man bisher in seinem Gesichte las; er klagte nicht mehr, daß er keinen Appetit habe oder keinen Schlaf; er lebte wieder auf.

Von Moment zu Moment erweiterten sich seine Hoffnungen. Bei dem Congreß von Prag wagte er schon seine Rechte dem Kaiser von Oesterreich in Erinnerung zu bringen; er forderte ihn auf, als Friedensvermittler die Rechte des Kirchenstaates in Betracht zu ziehen. Auf neue Eröffnungen der französischen Regierung durfte er entgegnen, daß er Freiheit und Rückkehr in sein Land zur erster Bedingung der Unterhandlung mache; er sprach bereits die Ueberzeugung aus, wenn ja ihm, so werde es doch seinem Nachfolger nicht fehlen, dahin zurückzukehren.

Wie weit aber übertrafen die Erfolge alles, was man jemals hätte erwarten können!

Die Schlacht von Leipzig entschied auch über das Papstthum. Bald nach seiner Rückkunft auf französischen Boden suchte Napoleon

1) Pacca Memorie storiche p. 237—239.

2) Pacca III., 340.

Unterhandlungen mit dem Papst anzuknüpfen, aber sie wurden abgelehnt: denn nicht in Paris könnten solche gepflogen werden, sondern nur in Rom. Als die Verbündeten in Frankreich vordrangen, ließ Napoleon, unzufrieden mit den Cardinälen, welche nach Fontainebleau gekommen waren, den Papst nach Savona zurückführen. Aber schon auf dem Wege nach Savona selbst wurde derselbe als Souverän und Papst empfangen. Für Napoleon dagegen trat nun der Augenblick ein, wo er es für ein Glück halten mußte, wenn ihm die natürlichen Grenzen von Frankreich wieder zugestanden wurden. Nur unter dieser Bedingung konnte er auf Frieden hoffen: dann aber mußte auch Rom aufgegeben werden. Unmittelbar vor dem Kongreß von Chatillon, auf welchem die Umgrenzung von Frankreich festgesetzt werden sollte, entschloß er sich die Freiheit des Papstes, die Zurückgabe des Kirchenstaates an denselben auszusprechen.[1] „Ew. Heiligkeit sind frei", sagte ihm der französische Präfekt, „und können morgen abreisen." Der Papst zog es vor, bei einem religiösen Feste, das auf den nachfolgenden Tag fiel, die Messe in der Cathedrale zu celebriren.

Wie so ganz und gar wurde die Lage Pius VII. in einem Augenblick verändert. Indem ihm die Franzosen seine Freiheit zurückgaben, erklärte der österreichische Oberbefehlshaber, daß in Italien die alten Fürstenthümer wieder hergestellt und Rom nochmals nicht mehr die zweite Stadt des französischen Reiches, sondern die Hauptstadt der christlichen Welt sein würde. Und schon wäre der Papst mit Gewalt nicht in Savona zurückzuhalten gewesen. Die Truppen von Neapel, welches noch unter Murat den Krieg gegen Napoleon erklärt und sich des Kirchenstaates bemächtigt hatte, rückten an dem rechten Ufer des Po, die Oesterreicher an dem linken Ufer desselben vor. In Livorno erschien ein englisches Geschwader, in der Absicht nach Genua vorzugehen. In der Mitte der Armeen, die noch keineswegs mit einander einverstanden waren, nahm Pius VII. seinen Weg. Am 25. März 1814 traf der Papst bei den österreichischen Vorposten ein, wo ihn der französische Oberst, der ihn von Fontainebleau begleitet hatte, einem österreichischen Oberst vom Regiment Radetzky übergab. Auch von den Neapolitanern wurde der Papst mit religiöser Anhänglichkeit aufgenommen. Nachdem die Katastrophe des französischen Kaisers erfolgt war, kündigte der König

1) Au général Savary, Duc de Rovigo, 10 mars 1814, Corresp. XXVII, 350 No. 21459.

von Neapel die Rückkehr des Papstes in aller Form an. Am 24. Mai zog Pius VII. wieder in seine Hauptstadt ein. Ihm selber war das Glück beschieden, das er nur für einen Andern zu hoffen gewagt hatte. Von dem Volke seiner Hauptstadt, das ihn liebte, sah er sich noch einmal mit Freudengeschrei und Thränen bewillkommt.

Keine Politik, sondern der große Umschwung der Begebenheiten hatte ihn dahin geführt. Jedermann meinte darin den Willen der Vorsehung zu erkennen. Unter der wieder veränderten Welt traten nun aber, ohne daß die alten Fragen gelöst worden wären, eine Reihe der wichtigsten neuen Probleme hervor. Die ersten Dekrete des wiederhergestellten Papstes athmeten vollkommen den Geist der Restauration. Die bürgerliche und kriminale Rechtsverfassung, welche die Franzosen eingeführt hatten, wurde abgeschafft; die alte Ordnung der Dinge, wie sie unter der geistlichen Regierung bestanden, für wiederhergestellt erklärt; Civilstandsregister und Stempelpapier aufgehoben; ebenso das auf die Einziehung der geistlichen Güter begründete Domänenwesen. Nach einiger Zögerung wurden die Feudalrechte restaurirt; den Gedanken, der sich regte, die religiösen Orden zu reformiren, ließ man fallen. Vielmehr wurde auf den Rath des Cardinal Pacca der Orden der Gesellschaft Jesu, dessen Abschaffung doch keineswegs ein Werk der Revolution gewesen war, wieder in's Leben gerufen (7. August 1814).

An alledem nahm nun Consalvi keinen eingreifenden Antheil. Er war bei dem Papst nicht etwa in Vergessenheit gerathen. Bei dem ersten Wiedereintritt in sein altes Gebiet von Foligno, 19. Mai 1814, berief Pius VII. den Staatssekretär, den er durch eine feindselige Gewalt genöthigt worden sei, zu entfernen, wieder in seine Nähe: denn er wünsche von seinen guten Eigenschaften und seinen Einsichten auf's Neue Gebrauch zu machen. Es war gleichsam selbst ein Akt der Restauration. Aber Consalvi ging zunächst nicht mit ihm nach Rom.

Er wurde dazu bestimmt, den restaurirten Hof zu Paris, den Prinz-Regenten von England und dann den Congreß in Wien zu besuchen. Wir begleiten ihn zunächst auf dieser Mission. In Paris fühlte er sich durch die Haltung Ludwigs XVIII. keineswegs befriedigt. Denn die konstitutionelle Charte, die er gegeben, sanktionirte doch einige Festsetzungen der revolutionären Epoche: die Freiheit der Culte und die Preßfreiheit. Besonders von der Presse befürchtete Consalvi die widerwärtigsten Einwirkungen, da durch dieselbe eine

anonyme Gewalt gegründet werde, welcher bei der Stimmung der Geister der größte Einfluß zufallen müsse. Ludwig XVIII. hegte diese Besorgniß nicht; er war sehr zufrieden mit seinem Werk. Consalvi war seit langer Zeit der erste, der wieder in der Tracht der Cardinäle in England erschien; erst in einem Augenblicke, wo der römische Stuhl als der Verbündete Englands betrachtet wurde, konnte das geschehen: Consalvi inaugurirte die Herstellung einer politischen Verbindung zwischen England und Rom. Bei dem Prinz-Regenten von England fand er mit seinen Unglück verkündenden Bemerkungen über die Zukunft von Frankreich mehr Eingang, was er den Erfahrungen desselben zuschreibt. Ueberhaupt war der Prinz von den Restaurationsideen mehr durchdrungen, als vielleicht ein andrer Fürst, wie er ja an der Wiederherstellnng der Bourbons selbst entscheidenden Antheil gehabt hatte. Consalvi trat mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß und erhielt die Zusicherung von ihm, daß die Wiederherstellung des römischen Stuhles in den Besitz des Kirchenstaates von seinem Gesandten unterstützt werden würde; eine Unterstützung, die ihm dann sehr zu Statten kam. Noch von London aus hat dann Consalvi in einer ausführlichen Note die Ansprüche des römischen Stuhles den Ministern der Mächte vorgelegt (23. Juni). In derselben bringt er vor Allem in Erinnerung, daß die Entzweiung des Papstes mit Napoleon aus der Weigerung des Papstes, mit dem Kaiser in eine Allianz zu treten, die ihn verpflichten sollte, die Freunde und Feinde desselben als seine eignen zu behandeln, hervorgegangen sei; standhaft habe er verweigert, die freundschaftlichen Verbindungen, die er mit den anderen Mächten unterhalten, abzubrechen; daher also, daß er das ihm zugefallene Ministerium des Friedens nicht habe aufgeben wollen, sei die Verfolgung entsprungen, die er erfahren habe; in dem Augenblick nun, daß die verbündeten Mächte die Legitimität der Rechte wiederherstellen, habe auch der Papst erwarten dürfen, in den vollen Besitz der ihm durch die Revolution entrissenen Landschaft wieder eingesetzt zu werden. Mit den im Frieden von Paris getroffenen Dispositionen könne er sich überhaupt nicht einverstanden erklären, da durch dieselben ein altes Eigenthum des römischen Stuhles, Avignon und Venaissin der Krone Frankreichs überlassen wären. Mit größtem Erstaunen nehme er aber wahr, daß man über die Legationen Bologna und Ferrara noch nicht zu seinen Gunsten entschieden habe, obgleich sie ein unbezweifeltes Besitzthum des römischen Stuhles seien; der Vertrag von Tolentino, durch welchen demselben diese Land-

schaft entrissen worden, an sich ein Werk der Gewalt, sei von den Franzosen selbst durch ihr weiteres Vorgehen vernichtet worden. Außerdem forderte der Papst nicht allein Benevent und Ponte Corvo, sondern selbst Parma und Piacenza für den heiligen Stuhl zurück: denn niemals habe er diese Fürstenthümer gesetzlich aufgegeben. Er hebt hervor, daß die Herstellung der weltlichen Macht für den Papst auch deshalb nothwendig werde, weil sie ihm allein die Mittel gewähre, die Kirche zu regieren [1]).

Mit diesen Ansprüchen erschien Consalvi auf dem Congresse in Wien. In ihrem ganzen Umfange nun konnte er dieselben nimmermehr erreichen. Parma und Piacenza waren schon vorlängst in die Hände der Bourbonen übergegangen; die Restauration konnte nicht über die Zeiten der Revolution hinausgreifen. Avignon und Venaissin waren durch einen feierlichen Vertrag, den man nicht brechen konnte, an Frankreich überlassen worden. Für die Herstellung der päpstlichen Autorität kam es nur auf die Rückgabe der drei Legationen an, die damals von den Oesterreichern besetzt waren.

An sich hatte Oestreich abermals sehr ernstlich sein Augenmerk auf den Besitz derselben gerichtet. Aber die herrschenden Gesinnungen waren dem entgegen. Die nichtkatholischen Mächte waren für den Papst, da das Princip der Wiederherstellung im Allgemeinen wieder angenommen wurde. Und jetzt bedurfte es keines Gleichgewichtes zwischen Oesterreich und Frankreich in Italien. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba zeigte sich vielmehr dringend, jede Annäherung des Papstes an denselben zu verhindern. Zu dem guten Erfolg trug Consalvi wesentlich durch seine entschlossene und geschickte Haltung bei. Der sardinische Gesandte weiß den Eifer, mit welchem der Cardinal namentlich das Anrecht des Papstes auf Bologna vertheidigt habe, nicht genug zu rühmen [2]). Talleyrand hat eine seiner Vorstellungen als die glücklichste bezeichnet, die überhaupt im Congresse vorgekommen sei. Gentz erklärte ihn geradezu für den Mann durch den die Besitzungen des päpstlichen Stuhles in Italien behauptet worden seien [3]). So günstig dies Resultat auch war, so sah sich doch

1) Die Note ist gedruckt bei Artaud, vie du Pontife Pie VII, II, 373.

2) Depesche von Saint-Marsan vom 28. Dezember 1814 bei Bianchi Storia documentata della diplomazia Europea in Italia I. S. 407.

3) Vous avez rendu à la Papauté les provinces qui lui appartenaient.

Consalvi, da nicht alle Anforderungen des Papstes genehmigt wurden, veranlaßt, gegen die Beschlüsse des Congresses zu protestiren, namentlich auch insofern sie die deutsche Kirchenverfassung betrafen. Er erregte damit kein besonderes Mißvergnügen; man sah darin nur eine Rechtsverwahrung, wie sie schon bei dem Westfälischen Frieden vorgekommen war, ohne unmittelbare Wirkung. In dem erwähnten Briefe sagt Gentz, wenn man Consalvi sehe und höre, so müsse man gestehen, daß die römische Kirche noch starke und geistesmächtige Köpfe besitze [1]).

Napoleon hatte dem Papste zugleich die weltliche Unabhängigkeit und die Selbständigkeit des geistlichen Einflusses entreißen wollen. Durch den Congreß sah sich Pius beides zurückgegeben. Die Beschlüsse von Wien stellten den römischen Stuhl in den Besitz des ganzen Kirchenstaates wieder her, wie Pius VII. selbst ihn nie besessen. Die europäischen Reiche suchten die zerrissenen Fäden der geistlichen Verhältnisse wieder anzuknüpfen.

Welch eine Aufgabe aber war es nun, in beiderlei Hinsicht den Forderungen der Sache und zugleich des Jahrhunderts gerecht zu werden? Wie dies versucht, wie die Restauration in Rom begriffen wurde, ist der vornehmste Gegenstand unserer Darstellung. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Natur der beiden Männer, welche, nachdem sie bisher nur mit einer übermächtigen Gewalt gerungen, jetzt zu einer selbständigen Action gelangten.

Ein starker und durchgreifender Geist, wir sahen es wohl, war dieser Papst nicht.

Lieber hätte er in der Zurückgezogenheit gelebt. Gern wird man es glauben, daß er in seiner Gefangenschaft die Zeit, die ihm von seinen geistlichen Uebungen übrig blieb, mit den kleinen Beschäftigungen eines Klosterbruders ausfüllte; von Bequemlichkeit und Genuß wußte er nichts. Auch in Rom litt er keine persönlichen Dienstleistungen; ganz angekleidet trat er des Morgens aus seinem Zimmer; seine Dienerschaft, welche wohl wußte, daß er ihrer nicht bedürfe, verließ ihn, sobald er sich zurückzog.

Im gewöhnlichen Leben sprach er ungern von Geschäften. Er liebte unter seinen Vertrauten Anekdoten des Tages zu hören; er

1) En vous voyant, en vous écoutant on ne peut s'empêcher de dire que l'Église romaine a encore de fortes et de puissantes têtes. Schreiben von Gentz an den Cardinal Consalvi, mitgetheilt von Chrétineau-Joly in der Introduction zu den Mémoires du Cardinal Consalvi I. S. 90.

erzählte selbst, nicht ohne sich zu wiederholen, aber auf das angenehmste. Er umgab die Dinge mit der Heiterkeit seiner Stimmung. Er würzte sein Gespräch mit einer gutmüthigen Ironie, mit dem Lächeln stiller Behaglichkeit.

Für die Geschäfte besaß er nicht gerade namhaftes Talent, noch auch eindringende Kenntniß. Er hatte aber gesunden Menschenverstand, und man will bemerkt haben, daß seine ersten Ansichten in der Regel die richtigen waren. Doch traute er sich selbst deshalb nicht, weil ihm die positiven Kenntnisse mangelten. Gern hörte er Andere, und den Gründen, die man ihm entgegenhielt, gab er häufiger nach, als Manche gewünscht hätten.

So hatte denn sein Staatssecretär, es hatten die Vorsteher der geistlichen Congregationen, welche bei ihm vortrugen, entscheidenden Einfluß auf ihn.

Vor Allen war der Staatsecretär Cardinal Consalvi in seinem Vertrauen. Dante sagt von Peter de Vineis, er habe beide Schlüssel zu dem Herzen seines Herrn in Händen gehabt, den erschließenden sowohl, wie den verschließenden. Man hat in Rom diese Worte auf Consalvi angewendet, der das Herz des Papstes zu eröffnen wisse, aber auch es zu verschließen. Wir kennen den Antheil, den Consalvi im Conclave zu S. Giorgio bei Venedig an der Wahl Chiaramontis nahm; er soll diesen selbst zur Annahme der Tiara bewogen haben. „Seine Rechtschaffenheit“, sagte der Papst bei einer feierlichen Allocution an die Cardinäle von ihm, „und seine Einsicht haben ihm billig unser Wohlwollen erworben, und vom Anfang unserer Regierung haben wir ihn zum Genossen unserer Rathschläge, zum Gehülfen unserer Verwaltung ausersehen. Nur mit bitterem Schmerz und gezwungen haben wir ihn einst vom Amt eines Secretärs entfernen müssen; kaum war es uns möglich, so haben wir ihn mit eben so großer Freude unserer Seele wieder zurückberufen [1].“ Schon früher pflegte Pius, auch wenn alle anderen Cardinäle zugegen waren, auf die Ankunft Consalvi's zu warten; er beschloß nichts, ohne ihn gehört zu haben. Es kam Consalvi vielleicht zu Statten, daß er in den Momenten der größten Bedrängnisse, namentlich auch in Savona und Fontainebleau von dem Papste ferne gewesen war. An den Verlegenheiten, in die der Papst gerathen war, an seinen Nachgiebigkeiten hatte Consalvi keinen Antheil

1) Allocutio Smi Dni Nri Pii VII., habita in consistorio secreto d. 4to Sept. 1815.

genommen. Seine Verwaltung knüpfte wieder an die Zeiten an, wo man selbständig zu sein geglaubt hatte. Und jetzt fühlte sich Pius VII. ihm gleichsam zur Dankbarkeit verpflichtet, da die Rückgabe des Staates seinen Talenten zugeschrieben wurde. Man hat ihn abgebildet, wie er die verlorenen Provinzen und Marken dem Papste wieder zuführte.

Nicht, daß Pius VII. ihm allemal unbedingt gefolgt wäre. Zuweilen neigte er den Kopf auf die Schulter: zum Zeichen, daß ihm die Sache mißfalle. Doch war es in ihm nicht gerade Vorliebe für seine eigene Meinung, weshalb er annahm oder verwarf. Man hat wohl bemerkt, daß er sich freute, wenn Einwendungen, die ihm auf dem Herzen lagen, von Andern widerlegt oder gehoben wurden; er fühlte sich dann gleichsam von einer Last, die ihn drückte, befreit. Die vornehmste Aufgabe war für ihn, jeden Schritt den er unternahm, mit den innerlichsten und höchsten Ueberzeugungen, die in ihm persönlich geworden, in Uebereinstimmung zu bringen.

Sein Gemüth war wie die Goldwage, die das kleinste Uebergewicht auf der einen oder auf der andern Seite mit Sicherheit andeutet. Aber wir wissen, in welche Bedrängnisse er bei den Zugeständnissen, die er sich abgewinnen ließ, gerathen war.

Da ihm nun Niemand weiter gewaltsam zusetzte, da er mit seinem Gewissen in Frieden lebte, so blieb er in jener unerschütterlichen Heiterkeit und Gemüthsruhe, die seiner Nähe, seinen Gesprächen einen unvergleichlichen Reiz gab.

Man glaube nicht, daß er sich dabei von der Confession, die er repräsentirte, eingeengt gefühlt hätte. Wir wissen von Niebuhr, daß er einst nach einer geschlossenen Unterhandlung dessen Hände zwischen die seinen gefaßt und ihm gedankt hat, daß er sich als ein ehrlicher, guter Mann verhalten habe.

Kommen wir nun auf Consalvi.

Consalvi war voll von Geist, und alles, was diplomatische Geschicklichkeit heißen kann, besaß er in hohem Grade. Er hatte Feinheit und Welt. Aber er war mehr geschmeidig und vielseitig, als kraftvoll und von schöpferischem Genius. Das Talent, die Dinge nach durchgreifenden Ideen einzurichten, wird man wenigstens in seiner Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten nicht einmal suchen können: es geltend zu machen, wenn er es auch besaß, war er bei weitem zu schwach. Eben aber in der Stelle des Schwächeren bewegte er sich mit Selbstgefühl und Nachdruck. Er ging soweit vorwärts, als er es mit Sicherheit konnte; auch wich

er soweit zurück, als es ihm nothwendig und thunlich erschien; zwischen diesen beiden Linien wußte er sich zu halten; niemals brach er ab, niemals gab er auf [1]). Er versprach sehr leicht, ohne sich darum gerade für gebunden zu erachten; auch mit fremden Zusagen nahm er es nicht so genau. „Unterzeichnen Sie nur", rief er dem Zögernden zu, „im Nothfall wird man Sie nicht drängen!" Jede abschlägliche Antwort milderte er durch die Hoffnung einer Gewährung, eines Ausweges. Doch durften die Forderungen nicht die Summe der päpstlichen Gewalt berühren So bald sie dies Gebiet betrafen, wurde Consalvi ernst und unbeugsam; er erklärte dann wohl: er sei eher zum Märtyrertode bereit, als das, was er für die Grundpfeiler der Kirche hielt, erschüttern zu lassen. Man behauptet, Napoleon habe einmal gesagt: Consalvi wolle zwar nicht als ein Priester erscheinen; er sei aber mehr ein Priester, als ein anderer. In dieser Sinnesweise berührte er sich mit dem Papste. Nie fehlte er bei einer geistlichen Handlung; in den Kirchen sah man ihn wohl einsam beten. Auf dieser Uebereinstimmung der religiösen Anschauungen beruhte seine Wirksamkeit. Er wußte Alles zu vermeiden, was das Einverständniß hätte stören können. Was er dem Papste vorlegte, war auf das sorgfältigste abgewogen: dasselbe bemerkte man von seinen Depeschen und Noten; er pflegte sie oft zu überarbeiten. Jedes Wort machte ihm Skrupel. Damit hängt es nun wohl zusammen, daß sie an Wiederholungen litten und schwerfällig gefunden wurden. Im persönlichen Verkehr zeigte er sich bei zunehmenden Jahren wortkarg und selbst schüchtern, er war immer ernsthaft; kaum gab er jemals einem gemüthlichen Behagen Raum. Und niemals verlor er die Würde seiner Stellung aus den Augen. Er war sparsam von Natur und lebte für sich selbst fast allzu einfach. Allein bei großen Gelegenheiten wurde er freigebig durch Reflektion. Seine Feste waren fürstlich. Trotz Erschöpfung der päpstlichen Kassen war ihm kein Aufwand zu groß, um den fremden Fürsten die Hauptstadt in vollem Glanze zu zeigen. Sein Ehrgeiz war, den Kirchenstaat dem übrigen Europa ebenbürtig erscheinen zu lassen. Die Hauptstadt sollte zugleich die Metropole für Kunst und Alterthum sein. Für die römischen Sammlungen, ihre würdige Aufstellung, die Ausgrabungen trug er eben aus dieser Rücksicht Sorge.

1) Je ne connais, je ne connaîtrai jamais d'autre politique que celle qui est assise ouvertement sur un intérêt réciproque; la puissance de notre cour est là.

Diese beiden Männer, die doch mehr eine tiefe und umfassende Empfänglichkeit als eine energische Initiative charakterisirte, was konnten sie in den großen Angelegenheiten, die ihnen vorlagen, ausrichten? Der vornehmste Moment ihrer Wirksamkeit liegt darin, daß sie bei allem Festhalten an dem Princip des Pontifikats doch einen weiteren Kreis, als irgend ein Papst vorher, um sich zogen, in dem sie nachgeben konnten. Gemeinschaftlich haben sie jenen großen Akt vollzogen, durch welchen zwar die Kirche gerettet, aber zugleich das Element der Revolution in Frankreich consolidirt wurde. In dem Concordat von 1801 liegt der Hauptmoment ihres historischen Daseins. Die revolutionäre Gewalt, der sie dadurch, ohne es zu wollen, eine feste Begründung gaben, zog ihnen dann die größten Bedrängnisse zu. Der Cardinal wurde zum Exil verdammt, der Papst in langer Gefangenschaft gehalten. Diese Gewalt aber, der sie zu unterliegen zu müssen scheinen, ward umgestürzt; dem Papste selbst kam der Widerstand, den er geleistet, die Excommunication, die er ausgesprochen hatte, bei den verbündeten Mächten und in der öffentlichen Meinung zu Statten. Aber durch Napoleon war die Welt überhaupt umgewandelt, — in Folge seiner Siege zuerst, dann in Folge seiner Niederlagen. Was konnte die päpstliche Regierung in dem durch die Elemente der Revolution und die Tendenzen des Imperiums zerrütteten Zustand, den sie vorfand, und der zugleich noch alle die Mängel der früheren Zeit an sich trug, unternehmen und ausrichten? Betrachten wir zuerst die geistlichen Beziehungen zu den anderen Mächten, dann die Verhältnisse des Staates.

Fünftes Capitel.

Concordate.

Damit, daß der Papst wieder in dem Vatikan Platz genommen hatte, daß er wieder unter den unabhängigen Häuptern von Europa gezählt wurde, war ihm doch eine eigentliche Regierung der Kirche lange nicht anheimgegeben.

Niemals ist die Herrschaft von Rom unbeschränkt gewesen, und am wenigsten war sie es am Ende des 18. Jahrhunderts. Allenthalben waren Verträge errichtet, Concordate abgeschlossen, überall hatten sich örtliche Interessen den allgemeinen entgegengesetzt.

Es konnte wohl den Anschein haben, als wäre in Folge der Restauration der Papst wenigstens in die Stellung zurückgetreten, die er 1789 einnahm, als breitete sich wieder die frühere Welt vor seinen Blicken aus. Allein dies Europa, wie es aus der Revolution hervorging, hatte doch eine ganz veränderte Gestalt angenommen. Wie viele bischöfliche Sitze waren nicht mehr! Welch einen Verlust an Gütern, weltlichem Einfluß und Selbständigkeit hatte man erlitten! Die monastischen Einrichtungen, die bisher die verschiedenen Nationen zusammengehalten, waren so gut wie vernichtet. Der katholische Glaube selbst, in seiner Wurzel angetastet, hatte an Einfluß unendlich verloren. Die alten Verträge waren fast allenthalben von selber untergegangen.

Sollte nun von einer Herstellung der Hierarchie überhaupt die Rede sein, so kam es vor Allem entweder auf eine Erneuerung der alten Uebereinkünfte oder auf frische Begründung gesetzlicher Verhältnisse an. Unter den vielen Aufgaben der Epoche der Restauration eine der schwierigsten.

Man setze den Fall, daß alle Betheiligten einmüthig den Entschluß gehabt hätten, mit gegenseitiger Nachgiebigkeit allein das Nothwendige zu thun, es würde selbst dann schwer gehalten haben; wie viel mehr aber jetzt, da die Natur der Menschen und der Dinge es mit sich brachte, daß man auf der einen Seite unhaltbare Ansprüche erneuerte, auf der andern das Erbtheil, das die Revolution hinterlassen, nicht aufzugeben, sondern eher in die Fußstapfen des napoleonischen Kaiserthums zu treten dachte.

Nach allen Seiten hin begannen Unterhandlungen. Man ist wohl einmal soweit gegangen dies Jahrhundert das Jahrhundert der Concordate zu nennen; wahr aber ist, sie machten ein Jahrzehnt hindurch einen hervorragenden Theil der europäischen Geschäfte aus.

Sollen wir uns aber daran wagen? sollen wir diese Mannichfaltigkeit von Ansprüchen, — verschieden in jedem Lande und an jedes Land — in denen sich Staat und Kirche, Theologie und Philosophie, Fanatismus und Unglaube, die Hervorbringungen der vergangenen Jahrhunderte und die Forderungen des heutigen Tages begegnen, darzulegen und den Streit, welchen die feinste Diplomatie der Welt, langsam und geschickt, eine Reihe von Jahren hindurch darüber geführt hat, zu schildern unternehmen?

So weit geht weder unsere Absicht, noch würden unsere Informationen so weit reichen.

Es kann uns nur um eine allgemeine Ansicht dieser Verhandlungen, ihres Ganges und des Verhältnisses, in welches Rom dadurch zu den verschiedenen Staaten gesetzt ward, zu thun sein.

Wir beginnen mit der Bemerkung, daß die Curie nie einen glücklicheren Zeitpunkt hatte, als unmittelbar nach der Restauration. Ihre Entwürfe wurden fast allenthalben durch entgegenkommende Willfährigkeit begünstigt.

In einigen südlichen Staaten nahm man auf die Neuerungen der Revolution so gut wie gar keine Rücksicht. In Spanien wurden das Concordat von 1753 und die pragmatische Sanction Karls III. von 1762 neuerdings die geltenden Normen [1]). Die Dataria zog von Neuem ihre besten Einkünfte aus Spanien. Ferdinand VII. stellte die Inquisition, welche nicht allein gleich Anfangs von Napoleon, sondern auch darnach allen Widersprüchen des Nuntius zum

1) Dispatch from Mr. Vaugham to Lord Visc. Castlereagh. Madrid Jan. 28. 1816.

Trotz, von den Cortes aufgehoben worden, wieder her, und 1815 las man wieder Edicte des Groß-Inquisitors. Sie verurtheilten die neuen und gefährlichen Lehren, von denen der größte Theil von Europa auf beklagenswürdige Weise in's Verderben gestürzt worden und jetzt auch Spanien gefährdet werde [1]). Die Wiederherstellung der Jesuiten begrüßte dieser König mit Freuden. Er erklärte die Beschuldigungen, die man gegen sie erhebe für erdichtet: erfunden von den Feinden nicht sowohl dieses Ordens, als vielmehr der Religion Christi überhaupt, „welche doch, sagt er, das erste Grundgesetz einer Monarchie ist, in deren Vertheidigung meine Vorfahren ihren Beinamen der katholischen Könige gerechtfertigt haben; ihrem Eifer und Vorgang wünsche und denke ich mit Gottes Hülfe beizukommen [2])."

Auch Sardinien verschmähte die Erwerbungen der Revolution. Dem englischen Gesandten ist im März 1816 eine sehr unterrichtende officielle Darstellung der geistlichen Verhältnisse des Königreichs eingehändigt worden, welche alle Rechte und Ansprüche lediglich von den früheren Verträgen herleitet [3]). Im Juli 1817 wurden die neuen Diöcesen, in fast allzugroßer Zahl, nicht ohne eine gewisse Freigebigkeit eingerichtet. In Turin zeigte man damals in allen Dingen dem römischen Hofe Ergebenheit und Gehorsam.

Bei dieser Art von Herstellung traten freilich viele Schwierigkeiten hervor. In Toscana erklärte man zwar, man befolge die alten Maximen und das frühere System der österreichischen Dynastie wieder; allein nur so weit, als die veränderte Zeit und die Verwirrung der Dinge es erlaube [4]). Wenigstens stellte der Großherzog die regulären Mönchsorden von beiden Geschlechtern wieder her; in Betracht, wie er sagte, von welchem Nutzen für Kirche und Staat sie seien.

1) Auszug aus dem Edict Franz Xaviers de Mier y Campello bei Llorente Hist. de l'inquisition IV, 153.

2) Real cedula de S. M. y Señores del consejo, por la qual se manda restablecer la religion de Jesuitas. 9 de Junio 1815.

3) Memoria giurisditionale (delivered to Lord Burghersh) Report p. 176. Dafür wurden auch die Bisthümer Vercelli und Novara vom Erzbisthum Mailand abgesondert und unter das Erzbisthum Vercelli gegeben. Literae apostolicae in forma brevis etc. Romae 26 Sept. 1818.

4) L. I. R. Segreteria di Stato ai Vescovi etc. nach biglietto di Segreteria intima del di 29 Novbr.

Diese Staaten waren wenigstens äußerlich im Ganzen in ihr altes Verhältniß zurückgetreten.

Schwerer ward es in denen, die sich entweder neu gebildet hatten oder in ganz veränderten Formen erschienen.

Indessen ging es auch hier für den römischen Hof über Erwarten glücklich.

Polen war sogar an einen Fürsten von griechischer Confession gekommen; doch ließ dies Kaiser Alexander nicht empfinden. Es war alles, was man wünschen konnte, wenn er die polnische Geistlichkeit, sowohl katholische als unirte, aus liegenden Gründen zu dotiren versprach, und diese im Voraus für ihr unveräußerliches Eigenthum erklärte. Er gab den Bischöfen auf's Neue politische Bedeutung: er nahm sie in die Kammer der Senatoren des Königreiches auf [1]).

Auch das bairische Concordat, welches zunächst zu Stande kam, war den Ansprüchen der Geistlichkeit günstiger, als man irgend erwartet hatte.

Die Diöcesen, die man bestimmte, waren zahlreich und sie wurden gut ausgestattet. In den Seminarien, deren Einrichtung man beschloß, ward die Aufnahme der Schüler und die Ernennung der Lehrer, Unterricht und Verwaltung den Bischöfen anvertraut. Der König sagte sogar die Herstellung und Dotation einiger Klöster für beide Geschlechter zu.

Dafür — es heißt ausdrücklich „in Rücksicht auf die daher entspringende Förderung geistlicher Dinge" — ward ihm die Ernennung der Bischöfe überlassen, obwohl sich der römische Stuhl die Annaten und einen unmittelbaren Einfluß auf die Capitel vorbehielt [2]). Ich weiß nicht, ob ich recht unterrichtet bin, doch höre ich von glaubwürdigen Männern, daß die meisten Vorschläge von Seiten des Münchener Hofes gemacht worden sind. Den guten alten Weihbischof Häffelin — der die Unterhandlung zu Rom führte — hat man mit Unrecht darüber so bitter angetastet. Man versichert, nur in einem einzigen Punkt, in der Art und Weise die Capitel einzurichten, habe er den Anträgen der Curie nachgegeben [3]). Auch ward

1) Charte constitutionnelle du royaume de Pologne, 15—27 Nov. 1815. Titre II, art. 13 et 14.

2) Conventio inter Smum D. Pium VII S. Pontificem et M. S. Maximilianum Bavariae regem. Romae d. 5 Junii 1817. Ratificirt: München, 24 Oct. 1817. Art. 2—4, 5, 7, 9.

3) Nach den in der baierischen Kammer 1871 vorgekommenen Erörte-

das Concordat, nach einigen Zögerungen, wirklich ratificirt. Gewiß ein bedeutender Schritt, zumal wenn diese Abkunft als ein Vorbild für die übrigen deutschen Provinzen betrachtet wurde.

Schon hatte man aber noch weiter reichende Entwürfe unter den Händen, von denen ohne Zweifel der wichtigste war, die kirchlichen Verhältnisse mit Frankreich zu ordnen.

Wir sahen, wie nahe es Napoleon bis zu einer völligen Unterwerfung der Kirche gebracht hatte; eben darin lag der Grund, weßhalb die nach seinem Sturz emporgekommene Gewalt die Kirche, so viel ihr möglich, begünstigte.

Gerade auf die Institute der Kirche meinten die Wortführer von 1815 das restaurirte Staatsgebäude zu gründen, welches sie aufzuführen gedachten. Unmöglich konnten sie so revolutionäre Einrichtungen dulden, wie das Concordat Napoleons gewesen war[1]: sie drangen auf eine ausdrückliche Aufhebung desselben.

In Rom war man damit nicht so ganz einverstanden. Consalvi sah, wie er offen bekannte, in jenem Concordate das große Denkmal seines Lebens. Ihm wäre es genug gewesen, wenn die organischen Artikel, welche Napoleon demselben hinzugefügt hatte, abgeschafft worden wären, wenn man dann vielleicht die Diöcesen vermehrt hätte; auf diesen Grundlagen, schien es ihm, lasse sich das festeste Gebäude errichten.

Und gewiß, man konnte Bedenken tragen, einen so feierlichen Vertrag wieder aufzuheben. Ehrenvoll war dies nicht; es konnte als eine Rechtfertigung der Protestationen des ausgewanderten Klerus erscheinen, die man in Rom immer verworfen hatte.

Wenn sich die Kurie dennoch dazu entschloß, so ward ihr das durch neue Zugeständnisse anderer Art reichlich vergütet. Nicht allein wurden mit dem Concordat zugleich jene organischen Artikel, die immer als eine Feindseligkeit gegen die Kirche betrachtet worden waren, abgeschafft, sondern man beschloß auch eine bedeutende Vermehrung der Diöcesen — von 60 auf 92 — mit einer angemessenen

rungen war Häffelin beauftragt, von einigen Artikeln von Belang, dem Recurse von der Kirchengewalt an die weltliche Gewalt und dem königlichen Placet Abstand zu nehmen, wenn sie in dem dermaligen Zeitpunkte, wo es zunächst auf die Besetzung der Bisthümer ankomme, schwierige Diskussionen herbeiführen sollten.

1) Man erkennt das Verhältniß aus einer Instruktion an Blacas: ce qui pouvait convenir pour sauver l'Eglise de France du naufrage (scil. le concordat), ne suffirait plus pour sa régénération.

Ausstattung in liegenden Gründen oder Renten auf den Staat unverzüglich in's Werk zu setzen [1]). In einigen unbestimmt gefaßten Artikeln erhielt die Curie große Aussichten für die Zukunft. Jetzt war von keiner Beschränkung der Institution, von keiner Uebertragung der päpstlichen Gewalt an die Metropolitane die Rede. Was nicht ausdrücklich bewilligt worden, nahm man ohne diese Bewilligung an sich. Wenigstens versichert der französische Ambassadeur Blacas, daß die Clausel der Bullen, in welcher der Papst sagte, daß er die Bisthümer errichte und dotire, ohne sein Wissen eingeschaltet worden sei.

Es war dies fast mehr als eine Herstellung der dort so oft bestrittenen und in enge Grenzen eingeschlossenen päpstlichen Gewalt. War doch von der Freiheit der gallicanischen Kirche fast nicht mehr die Rede.

Blacas schloß am 25. August 1816 eine Convention und, da diese einigen Widerspruch fand, nach einem neuen Aufenthalt in Paris, eine zweite, welche als das Concordat vom 11. Juni 1817 bekannt ist [2]).

Oft ist es bei den Revolutionen so gegangen. Indem man eine chimärische Freiheit zu gründen suchte, hat man die wirkliche vernichtet, welche man besaß.

Jetzt war es so weit gekommen, daß selbst ausgezeichnete und die tadellosesten Geistlichen in der Behauptung der vier Propositionen nur eine Veranlassung zu Mißbräuchen sahen. Und doch waren die alten gallicanischen Freiheiten selbst noch größer, als sie in den Propositionen erschienen. Die Geistlichkeit war weise genug gewesen, nicht alle ihre Vorrechte in Declarationen zu fassen: sie hatte gefürchtet, sie gerade auf diesem Wege zu verlieren. Unter anderem besaßen die französischen Bischöfe ein sehr ausgedehntes Dispensationsrecht. Die einen hatten es immer ausgeübt und die andern hatten es wenigstens nicht völlig fallen lassen. Schon im Jahre 1801 ward das nicht wieder zurückgefordert. Consalvi als Legat fertigte alles auf der Stelle aus und machte einige Zugeständnisse für die nächsten Jahre. Nach der Restauration aber gedachte Niemand mehr der alten Vorrechte. Man schickte die Sachen ohne Weiteres nach Rom.

Wäre das neue Concordat zur Ausführung und der Klerus in Frankreich jemals wieder zu einiger Selbständigkeit gekommen,

1) Concordat 11 Juin 1817. Projet de loi art. 3.

2) Der französische Hof war damit sehr zufrieden: Richelieu schreibt an Blacas: Les concessions que vous avez obtenues sont plus importantes que celles que vous avez faites.

so würde die Zerstörung, welche die Revolution gebracht, der Curie nicht zum Schaden, sondern zum Vortheil gereicht haben. Der alten Widersetzlichkeit, der örtlichen Freiheiten, jenes Pochens auf die gallicanischen Vorrechte wäre sie auf lange überhoben gewesen.

Während die Curie mit dem bourbonischen Stammhaus so glückliche Unterhandlungen pflog, gerieth sie dagegen mit der Nebenlinie zu Neapel in lebhafte Zwistigkeiten.

Der König säumte, den Zelter nach St. Peter zu senden, der die alte Abhängigkeit seines Reiches von dem heiligen Stuhle bezeugte. Die Frage, ob dies eine rein weltliche Verpflichtung sei oder nicht, discutirte man in lebhaftem Eifer, und der Papst drohte dem König mit dereinstigen Strafen Gottes [1]). Ferdinand IV. dagegen weigerte sich die Jesuiten in sein Land aufzunehmen; er beschränkte die Correspondenz seiner Geistlichen mit Rom auffallend; er schien zugleich die alten Irrungen, die er mit Pius VI. gehabt, fortsetzen, und die Erwerbungen der französischen Verwaltung behaupten zu wollen. Der Papst seinerseits versagte den neapolitanischen Bischöfen die Institution. Es kam soweit, daß von 130 Bisthümern in beiden Sicilien 86, in dem eigentlichen Neapel drei Viertheile der bischöflichen Sitze vacant waren. Wenn irgendwo, so war hier ein neues Concordat unumgänglich nothwendig. Lange unterhandelte man vergeblich darüber zu Neapel. Um die Sachen zu Ende zu bringen mußten im Februar 1818 die vornehmsten Minister der beiden Höfe, Consalvi und Medici, zu Terracina an den Grenzen der Staaten zusammenkommen.

Medici hielt sich für einen außerordentlichen Kopf; er meinte — und gutmüthigerweise glaubten es ihm einige Landsleute — alle europäischen Diplomaten zu übersehen. Jetzt erwarb er in der That die Ernennung auch zu denjenigen Stellen, welche bisher von Rom aus besetzt worden waren, und die Abschaffung einiger kleinen politischen Rechte, die sich Rom noch immer vorbehalten hatte.

Dafür aber erlangte Consalvi andere Zugeständnisse, wie es scheint, von wesentlicherem Vortheil.

Der Papst behauptete einen bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der unteren Stellen; seine Correspondenz mit der Geistlichkeit

1) Auszüge aus den hierbei gewechselten Schriften bei Coppi Annali d'Italia IV, 438.

ward von aller Beaufsichtigung und jenem Liceat scribere, das man bis jetzt von Staatswegen gefordert, losgesprochen; die bisherige geistliche Jurisdiction des Königs ward beschränkt oder unterdrückt; Klöster wurden wieder eingerichtet; die Geistlichkeit ward wieder befähigt Güter zu besitzen; man ließ Klagen über die Besteuerung des Klerus einfließen, obgleich dieser im römischen Staate selbst nicht eximirt war. Die Regierung versprach nicht allein der Geistlichkeit ihre eingezogenen Güter zurückzugeben, sondern auch bei der einstweiligen Verwaltung derselben neben zwei neapolitanischen auch zwei römische Commissarien zuzulassen [1]).

Was konnte die Ernennung zu den Stellen dem Könige so Großes fruchten, wenn seine Bischöfe nachher unabhängig von ihm und abhängig von Rom waren.

Man hatte allgemein erwartet, Consalvi werde das meiste zuzugestehen haben; als man dies Resultat kennen lernte, schrieb ihm jedermann einen vollkommenen Sieg zu; nie war seine Geschicklichkeit glänzender erschienen.

Und doch würde man Unrecht haben den guten Fortgang der römischen Interessen der alten Klugheit dieses Hofes oder den Talenten Consalvi's allein beizumessen. Wie wäre sonst in diesem Fortgang ein so plötzlicher Stillstand eingetreten?

Eben damals als das neapolitanische Concordat geschlossen ward, im Anfang des Jahres 1818 regte sich bereits allenthalben eine lebhafte Opposition gegen die Römische Curie.

Frankreich ging auch hierin voran. Die Ordonnanz vom 5. September und die Sitzung des Jahres 1816—1817 hatten jener Richtung der öffentlichen Gewalt, unter deren Schutze das neue Concordat war entworfen worden, bereits ein Ende gemacht, als man mit demselben hervortrat. Die günstige Stunde war vorüber. Der römische Hof hat in Frankreich viele Vorurtheile und gegründete Ueberzeugungen, viele eingewurzelte Abneigungen, selbst Leidenschaften wider sich; alle waren aufgewacht. Jenes Concordat gab ihnen Anlaß genug hervorzutreten. Da waren unbestimmte Versicherungen, welche eine Gefahr für wesentliche Zugeständnisse der Verfassung, für die Toleranz selbst zu enthalten schienen; da war jenes Stillschweigen über die Freiheiten der gallicanischen

1) Conventio inter S^{mum}. D. Pium VII P. et M. S. Ferdinandum I, regni utriusque Siciliae regem. Anxure XVI Febr. 1818. Art. 28, 8, 22–26, 15, 12.

Kirche; da war der 6. Artikel „die zugesagte Beibehaltung der bisherigen Bischöfe könne wohl aus guten Gründen Ausnahmen leiden", durch welchen Einige von ihnen mit willkürlicher Absetzung bedroht schienen[1]; man nahm die Formeln der Bullen für ernstliche Anmaßung; man ereiferte sich über die Ansprüche, die der römische Stuhl auf Avignon zu machen fortfuhr. Auf das lebhafteste regten sich die principiellen Gegner. Neue Ausgaben von Voltaire und Rousseau erschienen ausdrücklich zu dem Zwecke, dem Concordate einen schlechten Empfang zu bereiten. So erhob sich denn ein allgemeines Geschrei und eine Unzahl von Broschüren malte die Gefahren der Zukunft aus. „Es war," sagt Guizot[2], „als ob Gregor VII. noch einmal die Tiara nehme; als strecke das Mönchthum bereits seine Hand nach seinen verloren gegangenen Gütern aus; als fasse die Inquisition Fuß auf dem französischen Boden". Vor diesen Aufwallungen der öffentlichen Meinung allein, ohne anderen Angriff, fiel das Concordat. Schon bei dem darauf bezüglichen Gesetzentwurf suchten die Minister seine Bestimmungen zu ermäßigen. Dies Zurückweichen aber machte der Opposition nur noch mehr Muth. In der Mitte der Commission, die zur Berathung des Entwurfs niedergesetzt wurde, that sich der Widerspruch so lebhaft hervor, daß man gar nicht wagte, zu den Berathungen in der Kammer zu schreiten. Pius VII. hatte das Concordat von 1801 sehr ungern aufgegeben; nach langer und zweifelhafter Unterhandlung hatte er ein zweites geschlossen, das er für angenommen und gültig hielt. Aber es führte die peinlichsten Verlegenheiten für ihn herbei: im Jahre 1819 mußte er sich zu Maßregeln verstehen, die seiner ursprünglichen Absicht entgegenliefen. Wie viel besser wäre es gewesen das Concordat von 1801 einstweilen bestehen zu lassen und den wesentlichen Mängeln durch wesentliche Verbesserungen abzuhelfen!

Dann wären vielleicht auch andere Wirkungen dieser Niederlage vermieden geblieben.

In ganz Europa machte sie — es konnte nicht fehlen — den größten Eindruck. Sie gab den Unterhandlungen, die nunmehr folgten, eine neue Farbe.

Vornehmlich machten einige kleinere Staaten Ansprüche, wie sie bisher nicht so leicht vorgetragen worden; unter anderen die Schweiz.

1) De Pradt Quatre concordats III, p. 96.
2) Guizot, du Gouvernement de la France, p. 41.

Aber darf man überhaupt sagen, daß zwischen Rom und der Schweiz unterhandelt worden sei? Allerdings erschienen 1818 schweizerische Abgeordnete in Rom; aber es fehlte viel, daß sie einen Auftrag von der Tagsatzung gehabt hätten: es waren nur die Gesandten von Bern und Luzern. Diese Cantone wünschten die Baseler und einen Theil der Constanzer Diöcesanstände zu einem Bisthum zu vereinigen, das seinen Sitz in Luzern haben sollte; sie dachten wohl demselben eine allgemeine Bedeutung zu geben. Allein niemals hätte die gegenseitige Eifersucht der Eidgenossen dies zugelassen. Dem Plane von Bern und Luzern widersetzte sich Solothurn; es hatte Aargau und Thurgau und selbst Zürich auf seiner Seite. Wohlverstanden, es hatte dieselben auf seiner Seite, so lange man sich den andern widersetzte, jedoch nicht mehr, sobald es darauf ankam selbst etwas Gemeinschaftliches auszuführen. Bern hatte wenigstens auf die Beistimmung der Urcantone gerechnet; aber jene Abgeordneten mußten erleben, daß ihnen zur Seite, ohne ihr Wissen, Schwyz über die Erhebung der Abtei Einsiedeln zu einem Bisthum unterhandelte. Wer sollte es glauben? auch dies Vorhaben in seinem engeren Kreise erweckte lebhaften Zwist; es fand Widerspruch bei den Betheiligten in der Abtei selbst. Genug, es war Zwiespalt über Zwiespalt; aus jeder Trennung entwickelte sich eine andere; die abgesonderten Glieder entzweiten sich ihrerseits von Neuem.

Obwohl es demnach nur zwei Cantone waren, welche unterhandelten, so machten sie doch Ansprüche, über die man sich nimmermehr vereinigen konnte.

In Luzern wollte man sich nicht allein über die Verwaltung der geistlichen Güter und Cassen, sondern vornehmlich über das Seminar, das zu gründen war, und den Unterricht in demselben die Aufsicht von Staatswegen vorbehalten. Kein Zweifel, daß man gewisse Lehren katholischer Geistlichen für gefährlich hielt und ihrer Ausbreitung vorzubeugen wünschte; die Correspondenz der Geistlichkeit mit Rom sollte besonderer Aufsicht unterliegen.

Und wer möchte leugnen, daß die unmittelbare Einwirkung von Rom in kleinen Gemeinheiten etwas Bedenkliches hat und eine Gefahr für die Selbständigkeit derselben in sich enthält; allein durch jene Ansprüche stieß man mit allen Grundsätzen der Curie zusammen. Rom wollte eine freie Correspondenz mit dem Klerus? allen Einfluß der weltlichen Gewalt auf den geistlichen Unterricht erklärte es für grobe Usurpation. Es forderte ausdrückliche Verzichtleistung auf

dieses Verlangen. Aber es waren die Ansprüche der weltlichen Gewalt überhaupt, an denen die Schweizer jetzt festhielten.

So konnte man sich denn freilich nicht vereinigen.

Indem die Gesandten erklärten, sie seien in der Unmöglichkeit nachzugeben, stellten sie nur noch vor, daß sie nicht wüßten, was aus der schweizerischen Kirche werden solle. „Sie wird bleiben, wie sie ist," entgegnete man ihnen. „Mit nichten," versetzten sie, „sie ist in allzu großer Unordnung; aus dieser kann nichts hervorgehen als eine von Grund aus neue Ordnung, oder wenn man es nicht dazu bringt, eine vollständige Auflösung. Gott weiß, ob diese nicht den Umsturz aller Dinge herbeiführt".

Gewiß hängen kirchliche und weltliche Ordnungen so enge zusammen, daß die einen ohne die anderen nicht bestehen können. Die allgemeine Verwirrung, welche nachher eingetreten, mag nicht viel weniger von diesem Zwiespalt, wie von andern Ursachen herrühren.

Unverrichteter Dinge mußten die Gesandten über die Alpen zurückkehren; zu Hause fanden sie die Ansichten schon wieder verändert. In Luzern hätte man damals bereits Bedenken getragen, den Bischof, den man gefordert hatte, aufzunehmen; wenigstens einige Machthaber fürchteten von einem solchen einen antiliberalen Einfluß.

Während dieser Zeit hatte auch Genf in Rom für sich unterhandelt. Die Stadt wünschte die Absonderung der katholischen Pfarren seines Gebietes von Chambery; es wollte dieselben unter das Bisthum Freiburg geben. Dies Vorhaben aber fand mehr Schwierigkeit, als man hätte glauben sollen. In Rom war man, wie sich versteht, den Genfern nicht eben günstig, und der Hof von Sardinien widersetzte sich einer so geringen Schmälerung eines ihm unterworfenen Bisthums mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Die Genfer übertrugen die Führung ihrer Sache der preußischen Gesandtschaft; doch hatte auch diese anderthalb Jahre zu thun, ehe sie die Pfarren losriß.

Und hier kommen wir auf unsere deutschen Angelegenheiten.

Man erachtet leicht, daß der Zustand der deutschen Kirche dem Papst vor allem betrübend erschien. „So viel Kirchen", ruft er aus [1]), „mit Würden und Reichthümern gesegnet, haben ihren Glanz und ihren Besitz zugleich verloren. Fast alle entbehren ihrer gesetz-

1) Allocutio Pii VII, d. XV nov. 1817.

mäßigen Hüter, ihrer Diener. Die geistliche Regierung liegt in Fesseln; die Kirchenzucht ist vernichtet, die blühendsten Klöster sind zu Einöden geworden". Die Worte erinnern an die Ausdrücke, in denen eine kirchlich gesinnte deutsche Partei auch mit Rücksicht darauf, daß durch die Wiedereroberung des linken Rheinufers die mit dem Verluste desselben in Zusammenhang stehenden Säkularisationen ungültig geworden seien, die Herstellung der früheren deutschen Kirche begehrte. Allein man darf doch bezweifeln, ob Consalvi, der sie Anfangs billigte, standhaft dabei verblieben ist. Denn eine deutsche Kirche konnte zu einer Verfassung derselben führen, welche die Einwirkung Roms auf Deutschland eingeschränkt und unsicher gemacht hätte. Von der Aufstellung eines Primas, der die deutsche katholische Welt auch Rom gegenüber repräsentirt hätte, wollte man in Rom nichts hören. Man knüpfte vielmehr an die schon früher vorgekommenen Versuche, besondere Concordate mit den deutschen Staaten zu schließen, an; damals ist allgemein behauptet worden, Baiern und Würtemberg sei in ihrem Widerspruch gegen eine der katholischen Kirche zu gebende Gesammtverfassung von Consalvi bestärkt worden: er habe ihnen die Genehmigung der Einziehung der kirchlichen Güter dagegen in Aussicht gestellt [1]). Es waren Gedanken, wie sie bei dem Concordat mit Frankreich und mit Italien vorgeschwebt hatten; sie entsprachen den territorialen Einrichtungen, die zuletzt in Deutschland die Oberhand behielten. Von einem Reichsconcordate konnte nicht die Rede sein, da es kein Reich mehr gab. Und bald sollte sich zeigen, wie schwer sich selbst Verträge mit den einzelnen Staaten auf den bestehenden Zustand berechnet, durchsetzen ließen.

Schon hatte das baierische Concordat lebhaften Widerspruch gefunden. Die organischen Gesetze, die man in Baiern erließ, waren mit demselben nicht allemal in deutlicher Uebereinstimmung. Selbst nach der Ratification traten neue Schwankungen ein. Es waren ausweichende Erklärungen von baierischer Seite, es war die ganze Geneigtheit, welche die damalige Curie hatte, wenigstens den Schein zu retten, erforderlich, um die Sache nicht zu neuem Bruche kommen zu lassen.

Weit größere Schwierigkeiten aber boten die Unterhandlungen mit den mindermächtigen Staaten dar. Gleich so wie der Entwurf

1) So versichert Wessenberg (Mejer. Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage, I. 482), der einen entgegengesetzten Entwurf gemacht hatte und die Beseitigung desselben Consalvi, den er recht gut kannte, zuschreibt.

erschien, zu welchem sich eine in Frankfurt zusammengetretene Commission vereinigte [1]), — im April 1818 — fürchtete man in Rom eher ein Schisma, als ein Concordat daraus hervorgehen zu sehen.

Wenn man in dem schweizerischen Entwurfe, der die Aufsicht über die Kirchen oligarchischen Magistraten eingeräumt hätte, eine aristokratische Tendenz wahrnahm, so kamen die Schwierigkeiten, die man in dem deutschen sah, von einer andern Seite.

Nicht ohne innere Bedeutung ist der Versuch der Commission, die Besetzung der bischöflichen Stellen möglichst unabhängig vom römischen Einfluß zu constituiren. Man verband darin die selbständige Action des Landesclerus mit der Autorität des Fürstenthums. Der Entwurf war, die Landpfarrer zu den Wahlen heranziehen. Im Falle einer Vacanz sollten sämmtliche Landpfarrer der Diöcesen einen Ausschuß wählen, an Zahl den Domcapitularen wenigstens gleich; aus beiden zusammen sollte das Wahlcollegium bestehen. Niemand dürfe gewählt werden, der nicht theologische Studien mit ausgezeichnetem Erfolge gemacht und dann acht Jahre lang das Amt eines Seelsorgers oder eines Lehrers verwaltet habe [2]). Nicht jedoch so geradezu sollten die Wahlcollegien einen Bischof ernennen; sie sollten nur drei Personen zu diesem Amt vorzuschlagen haben. Schon im Voraus würde dem Landesherrn das Recht beiwohnen, von diesem Vorschlag auszuschließen; nach demselben würde er einen aus den dreien definitiv ernennen. Noch vor der Consecration soll dann der Bischof dem Landesherrn und den Gesetzen des Landes Gehorsam und Treue schwören. Diese Consecration selbst aber sollte nicht an die Einwilligung des römischen Hofes gebunden sein. Der Informativproceß über die Wahl würde durch den Erzbischof an den Papst geschickt werden, dessen Einwilligung man binnen vier Monaten erwarte; erfolge sie in dieser Zeit nicht, so trete der Erzbischof in seine ursprünglichen, zum Theil in Deutschland noch üblichen Confirmationsrechte und =Pflichten ein. Anstände, die der Papst etwa gegen die Person erheben möchte, sollen in dem Lande geprüft werden und, wenn man sie unbegrün=

1) Es waren Würtemberg, Baden, die beiden Hessen, Nassau, Oldenburg, Mecklenburg, Schwarzburg, Anhalt, Waldeck, Lippe, Schaumburg=Lippe, Hohenzollern, Reuß, Frankfurt, Lübeck und Bremen.

2) Grundzüge zu einer Vereinbarung über die Verhältnisse der katholischen Kirche in deutschen Bundesstaaten. Bei Münch, Concordate, II, S. 338.

det finde, soll nach einer neuen zweimonatlichen Frist die erzbischöfliche Bestätigung eintreten.

Es leuchtet von vornherein ein, daß der römische Stuhl von diesen Vorschlägen sehr unangenehm berührt werden mußte. Gegen den Wahlmodus wendete man ein, daß dadurch ein Geist der Demokratie eingeführt werde. Man gab die Besorgniß zu erkennen, daß dies nur der erste Schritt sei, um nach und nach dem ganzen Klerus und vielleicht auch dem Volke Antheil an den Bischofswahlen zu verschaffen. Alte Mißbräuche, daher entspringend, die man in frühern Zeiten mit Mühe gehoben, werde man auf diese Weise erneuern. Auch die Beschränkung der Wahlen auf gewesene Pfarrer oder Lehrer könne der Papst nicht billigen. Es würden alle ausgeschlossen sein, die durch Geburt und Glücksgüter abgehalten würden, sich solchen Aemtern zu widmen. Man erinnert sich, daß Rom die vornehmste Stütze der deutschen Kirche immer in dem Adel gesehen hat. Dieser wäre hierdurch von den bischöflichen Sitzen vollends entfernt worden. Der Papst sprach aus: dies zugeben würde heißen einen Verrath an der Kirche begehen. Und wie hätte er nicht durch die Entwürfe der Beschränkung seiner pontificalen Gerechtsame auf das Tiefste aufgeregt werden sollen? Protestantischen Fürsten von geringer Macht wäre eine Art von Patronatrecht über katholische Kirchen eingeräumt worden. Der Papst hätte ihnen sogar zugestanden, was er Napoleon verweigert hatte. Gerade die Forderungen Napoleons, mit den Gründen, die derselbe gebraucht hatte, wiederholte man in Frankfurt. Bitter beklagte sich Consalvi, daß es nach alle dem, was geschehen, wieder dahin gekommen sei.

Jener Mischung von ministerieller Gewalt und demokratischen Formen, welche damals im oberen Deutschland vorwaltete, ließ sich nichts abgewinnen.

Kein Unterhandeln konnte helfen. Da kein Theil weichen wollte, so gelangte Consalvi wenigstens nicht bis zum Abschluß eines Concordats. Er begnügte sich, eine neue Eintheilung der Diöcesen durchgesetzt zu haben.

Auch die hannoverschen Unterhandlungen schlichen langsam hin. Es that sich dabei ein Widerstreit zwischen doctrinären und politischen Ansichten unter den Bevollmächtigten selbst hervor. Wie lange stritt man darüber, ob die Regierung, der das Recht der Elimination zugestanden wurde, auf der Liste der Wählbaren drei

oder nur zwei Namen zurückzulassen habe. Consalvi brachte es nicht bis zum Ziel.

Später begann und auf das rascheste schritt die preußische Unterhandlung vorwärts. Für Preußen lag der vornehmste Beweggrund, ein Verständniß mit Rom zu suchen, in den Territorialverhältnissen des neu gestalteten Staates, welche die Einwirkung bischöflicher Gewalten herbeiführten, die in benachbarten Gebieten ihren Sitz hatten, ein Uebelstand, dem sich nur durch Uebereinkunft mit Rom abhelfen ließ. Dazu aber kamen noch andere Motiven: wie einst Napoleon, so fand auch die preußische Regierung eine Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche für die Ruhe des Staates unumgänglich nothwendig, um so mehr, da die eben erworbenen Rheinlande zum größten Theil katholisch-gläubig waren, die unter einem protestantischen Fürsten gestellt, um so leichter feindseligen Einwirkungen Raum geben konnten. Eine fernere Rücksicht bildete auch in Preußen die Gefahr, welche durch apostolische Vikare und Missionarien veranlaßt werde. Man urtheilte, daß sich derselben nur durch ein echtes und wohlthätiges Episcopalsystem vorbeugen lasse. Man betrachtete die Bisthümer als unentbehrlich für Religion und Sittlichkeit, welche die Grundlagen des Staates seien. Man hat damals sogar die Meinung gehegt, widerspänstige Bischöfe würden von der Curie in Zaum gehalten werden. Entschloß man sich nun aber mit Rom zu unterhandeln, so wurde man durch die Vorgänge, die der Versuch, ein Concordat zu schließen, in Frankreich und selbst in Baiern hervorgerufen hatte, gewarnt, sich so tief einzulassen. Altenstein, damals Minister der geistlichen Angelegenheiten, der die überschwängliche Idee hatte, man werde durch ein Verständniß mit dem Papste eine Vereinigung aller christlichen Confessionen überhaupt anbahnen, gab doch eben deßhalb den Rath, nicht an ein Concordat, in welchem über Alles und Jedes Bestimmungen getroffen werden müsse, Hand anzulegen, — denn dann werde man sich niemals verstehen —, sondern sich auf eine Convention über die zunächst in Frage kommenden Punkte, die Anordnung der Diöcesen und besonders die Wahlen der Bischöfe zu beschränken [1]); dahin ging auch die Meinung Niebuhrs, der die römische Gesandtschaft verwaltete und der in seiner Seele dagegen gewesen wäre, daß man durch eine kirchliche Neuerung die Kirche und das

1) Altensteins Denkschriften vom 30. März; und sein Schreiben an Raumer vom 25. April 1818 bei Mejer II, 2,90.

Christenthum gefährde. Der römische Hof konnte nicht anders, als die Herstellung der Bischofssitze alten Ruhmes mit angemessener Ausstattung, die man ihm anbot, freudig zu begrüßen; doch gab es noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, von denen die wichtigste die Mitwirkung der Regierung bei der Besetzung der Bisthümer betraf. Man kam überein, die Wahl der Bischöfe den Capiteln zu übergeben. Wenn aber die preußische Regierung meinte, eine mißliebige Wahl nach der Hand für ungültig zu erklären können: so widersetzte sich dem der römische Stuhl, weil der einmal kanonisch Gewählte nicht zurückgewiesen werden könne [1]). Zögernd, aber zuletzt entschieden nahm Preußen diesen Grundsatz an, so daß der Einfluß der Regierung nur vor der förmlichen Wahl ausgeübt werden konnte. Aber ob dabei nicht etwa der Regierung das Recht zu verstatten sei, von einer ihr einzureichenden Liste die Stimmen, die ihr mißfällig waren, zu streichen, wie das anderwärts vorkam, darüber traten bei den Verhandlungen sehr verschiedene Ansichten einander gegenüber. Endlich hat dann Consalvi vorgeschlagen, daß die Capitel durch ein Breve des Papstes angewiesen werden sollten, nur würdige und dem Könige angenehme Personen in Vorschlag zu bringen [2]). Ein Versprechen, das bei der Wandelbarkeit der politischen Verhältnisse nicht eben zuverlässig erschien, das aber der König, wie es in einer Note ausdrücklich heißt, vertrauungsvoll annahm. Niebuhr bemerkt, daß das Capitel sich über die dem König angenehmen Persönlichkeiten unterrichten müsse, was nicht anders, als durch die Dazwischenkunft eines königlichen Commissarius geschehen könne. Von der Verzögerung der Institution, die anderwärts eine so große Rolle spielt, war hier nicht die Rede; denn da den Capiteln die Wahl übertragen wurde, nicht ohne Rücksicht auf die Regierung und Theilnahme derselben, so ließ sich nicht wohl denken, daß der Papst zögern werde, sie zu bestätigen. Doch war noch kein vollkommenes Einvernehmen erreicht, als der Staatskanzler Hardenberg, von dem Congreß zu Laibach kommend, in Rom eintraf. Hardenberg kannte Consalvi von früher her und stand mit ihm in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Nicht selten hat er ihn von der Fürsorge, die der König für seine katholischen Unterthanen trage, unterhalten. In vielen Beziehungen hegten die

1) Schreiben Consalvi's an Hardenberg vom 11. Oktober 1820. Bericht Niebuhrs an das preußische Ministerium vom 27. December 1820, bei Mejer III, S. 137; S. 147.

2) Note Consalvis vom 9. Februar 1821, bei Mejer a. a. O. S. 152.

beiden Staatsmänner verwandte Gesinnungen; sie haben eine homogene Ader. Eine Anwesenheit des Staatskanzlers von wenig Tagen reichte hin, die letzten Schwierigkeiten, nicht jedoch ohne die Theilnahme Niebuhrs zu heben, und die Verhandlungen zu einem Ziele zu führen, das sowohl die Ansprüche des Staates befriedigte, als die gerechten Wünsche der Katholiken erfüllte [1]). So wenigstens urtheilte man damals; die Zerwürfnisse, wie sie später eingetreten sind, eben über solche Punkte, die man unentschieden gelassen hatte, hätte man bei der obwaltenden Stimmung niemals voraussehen können.

Vielleicht mochte man sich in Rom schmeicheln, daß dies Beispiel Nachfolge bei den Nachbarn finden werde.

Wenigstens lag es in der Natur der Sache, wenn es in den Niederlanden nicht geschah.

Allzu sehr hatte die Parteiung in der Mitte des Landes selber um sich gegriffen. Gleich bei der Zusammensetzung des Königreichs hatte die Geistlichkeit die Wiederherstellung aller Verträge und Constitutionen gefordert, welche die alten Fürsten in Bezug auf die freie Ausübung, die Rechte, Privilegien, Exemtionen und Prärogative der katholischen Kirche jemals beschworen [2]). Die vornehmsten Bischöfe hatten sich aus religiösen Gründen wider nicht weniger als acht Artikel der Verfassung erklärt. Um so mehr glaubte sich die Regierung verpflichtet, den Widerstand derselben zu brechen; sie begünstigte das liberale Element in dem Lande und in der Geistlichkeit.

Wie hätte die Aufregung, in die man hierdurch mit Nothwendigkeit gerathen war, sich nicht auch in den Unterhandlungen mit Rom zeigen sollen? Die niederländische Gesandtschaft konnte selbst in persönlichen Berührungen eine gewisse Heftigkeit nicht verbergen. Es gehörte Consalvi dazu, um es sich gefallen zu lassen. An eine Uebereinkunft war damals lange nicht zu denken. Als sie später erfolgte, trug sie den Keim neuer Zwistigkeiten in sich.

So gingen diese Dinge.

Ganz andere Hoffnungen hatte man 1815 gehegt. Die Curie hatte sich schmeicheln dürfen, das Verlorene wieder zu erwerben, die alte Weltstellung noch einmal einzunehmen. Wie weit aber blieb sie davon entfernt! Statt besser, war es mit wenigen Ausnahmen

1) In einem Schreiben vom 9. April 1821 dankt Hardenberg für die Uebersendung der Bulle und die Ausfertigungen in Betreff der Negotiation, die er mit Consalvi zu führen die Genugthuung hatte.

2) Mémoire adressé le 8 octobre 1814 aux hautes puissances. 1832.

immer schlimmer gegangen; einen Anspruch nach dem andern hatte man aufgeben müssen; aus dem Fortschritt war man in die Vertheidigung gerathen. Und noch hatte Pius VII. nicht alle Erfahrungen gemacht, zu denen er bestimmt war. Er mußte noch erleben, daß selbst die rechtgläubigen Länder, Spanien und Portugal, und zwar nicht durch eine fremde Gewalt veranlaßt, sondern in Folge einer eigenen inneren Bewegung sich dem Einflusse des römischen Stuhles zu entziehen suchten.

Fragen wir, woher dies kam, so führt es uns zu einer allgemeineren Bemerkung.

Bei neuern apologetischen Werken der katholischen Kirche fällt es oft auf, wie doch ihr Grundgedanke soviel mehr politischer als religiöser Natur ist; sei es, daß man einer höchsten Instanz in irdischen Dingen zu bedürfen glaubt, oder daß man das Recht der weltlichen Autorität auf das göttliche Recht der Kirche gründet. Zwar kommen religiöse Momente hinzu, aber die Lebensader, der große Gesichtspunkt ist in der Regel politisch.

Nun ist dies wohl nicht zufällig; es hat seinen Grund in der heutigen Stellung der beiden Gewalten zu einander, die in der That von der frühern weit abweicht.

Schon bei Betrachtung der Concordate muß es uns auffallen.

Sonst war ein Streit zwischen Staat und Kirche zu schlichten; es kam darauf an, die öffentliche Gewalt allenthalben mit dem Klerus und seinem gemeinschaftlichen Oberhaupte auseinanderzusetzen; der Staat hatte seine politischen, die Curie ihre kirchlichen Gesichtspunkte. Jeder Theil stand auf seinem eignen Grund und Boden dem andern gegenüber.

Jetzt war dies Verhältniß wesentlich verändert. Da die Revolution ein so entschieden antireligiöses Element entwickelt hatte, da es die nämlichen Anfälle derselben gewesen waren, durch welche die Staaten umgestürzt und die Kirche in ihrer Grundlage erschüttert worden, so hatte sich zwischen Staat und Kirche eine viel engere Gemeinsamkeit ausgebildet. Die restaurirten Regierungen des südlichen Europa glaubten in der Kirche ihren sichersten Halt zu finden und sie suchten sich der religiösen Motive zu bemächtigen. Die Kirche, die sich durch die entgegengesetzten Bestrebungen dem Verderben geweiht sah, schlug in diesen Bund ein: sie glaubte mit diesen Staaten zu stehen und zu fallen. So bekam die Restauration der Staaten eine kirchliche, die Herstellung der Kirche eine politische Farbe.

Man darf zweifeln, ob diese enge Vereinigung dem einen oder dem andern Theile von Nutzen gewesen ist.

Da Staat und Kirche zwar auf verwandten, aber doch auf abweichenden geistigen Grundlagen ruhen, so könnte es scheinen, als ob es für's erste rathsam gewesen wäre, daß die restaurirten Staaten, ohne sich so viel auf die geistlichen Dinge einzulassen, ihr politisches Prinzip neu gegründet und innerlich belebt hätten, wogegen sich auch die Kirche zunächst auf ihr eigenthümliches, das religiöse Gebiet concentrirt hätte. Ohne viel Mühe kann sie ihre Feinde unterscheiden. Sie hätte vielleicht ihre Kräfte anstrengen müssen, um den Naturalismus, der so oft zu systematischer Irreligion wird und in der einen oder der andern Gestalt die Welt weit und breit beherrscht, wieder zu überwinden. Von innen heraus hätte man ihm überlegen zu werden suchen müssen. Denn dem Starken gehört die Welt, und nur wahrhafte Ueberlegenheit in voller Entwickelung ihrer Kräfte wird den Sieg erfechten.

Aber der Lauf der Dinge brachte es so mit sich, daß Staat und Kirche ihre Action vereinigten. Der Erfolg war, daß sie den nämlichen Fanatismus für und wider sich erweckten, daß sie die nämlichen Interessen, den vereinigten Strom der alten Feindseligkeiten zu bekämpfen bekamen.

Schadeten in Frankreich die Missionen mehr dem Staat oder der Staat mehr den Missionen?

Auf jeden Fall ergab sich, daß Fortgang und Mißlingen in den Dingen der katholischen Kirche nicht mehr von ihr selber abhing. Nicht sie etwa gab ihnen den allgemeinen und beherrschenden Antrieb. Sie gingen, wie es der Lauf der politischen Ereignisse mit sich brachte, je nachdem die Prinzipien der Revolution in Aufnahme oder unterdrückt waren, je nachdem sie sich eines Staates mehr oder minder bemächtigten.

In den kirchlichen Ereignissen tritt wie vordem, so auch jetzt, nur der große Gang der europäischen Begebenheiten wieder vor die Augen.

Darum hatte man im Anfang Erfolge, weil die Prinzipien der Restauration durch den Sieg geltend geworden waren. So wie dieser weiter zurücktrat, so wie die Grundsätze der Revolution allmälig wieder empor kamen, um so mehr sah sich auch die katholische Kirche in Nachtheil und Bedrängniß.

Sechstes Capitel.

Einrichtung der weltlichen Regierung.

Man hat sich gewöhnt, in der Verwaltung der römischen Päpste ein Muster von Unthätigkeit und Willkür, so wie in der Bevölkerung des Kirchenstaats ein nachlässiges und verwahrlostes Geschlecht zu sehen. Als im vollkommenen Gegensatze dazu denkt man sich die Ideen des 18. Jahrhunderts und vor allem die Bestrebungen der französischen Revolution, die napoleonische Administration.

Im Jahre 1831 hat Graf Tournon, der von 1810 bis 1814 Präfect von Rom war, ein Buch über diese Stadt, die Provinz umher und seine Verwaltung derselben herausgegeben [1]).

In diesem Buche ist zwar vielleicht nicht alles das enthalten, was man darin sucht, genaue Darstellung der Lage der Dinge, welche die Franzosen fanden, der Veränderungen, zu denen sie sich entschlossen; es ist mehr allgemeine Beschreibung des Landes, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der öffentlichen Arbeiten; wobei Bestand und Veränderungen mehr angedeutet als ausführlich nachgewiesen. Es gibt aber Veranlassung zu einer anderen Bemerkung.

Wie sehr widerstrebt es der hergebrachten Ansicht, daß der napoleonische Präfect weit entfernt ist, die Verwaltung der Päpste, die Niemand besser überschauen konnte als er, zu verwerfen. Er findet sie in den meisten Stücken löblich und nachahmungswerth.

1) Études statistiques sur Rome et la partie occidentale des états Romains. Par le comte de Tournon, paire de France, etc. préfet de Rome de 1810 à 1814. Paris 1831.

Es scheint zwar, sagt er, als müsse die Vereinigung der Gewalten eines Papstes, eines Bischofs und eines Fürsten, wie sie hier stattfindet, die absoluteste Herrschaft hervorbringen. Aber die Ausübung derselben ist gemäßigt durch das Herkommen und an Formen gebunden; seit langer Zeit hat man nur tugendhafte Männer auf den päpstlichen Stuhl erhoben, so daß die absoluteste Regierung von der Welt mit der größten Milde ausgeübt wurde [1]).

Wie oft und wie laut ist über die schlechte Wirthschaft des päpstlichen Hofes Klage geführt worden. Wenn man, sagt Tournon, die Verwaltung des päpstlichen Schatzes untersucht, so wird man ohne Zweifel ein Gefühl von Ehrfurcht für den Fürsten empfinden, der sich für seine persönlichen Ausgaben und zu seinem Hofhalte mit der bescheidenen Summe von 679,000 Franken begnügte, eine Summe, die in mehreren Staaten von Europa einfachen Privatleuten nicht genügt [2]).

Wenige Reisebeschreibungen mag es geben, in denen die Verödung der Campagna von Rom nicht der Nachlässigkeit der geistlichen Regierung zugeschrieben würde. Tournon untersucht die Maßregeln derselben. Dieser Blick, sagt er, den wir auf die Acten einer Regierung werfen, welche so oft angeklagt wird, die Interessen des Ackerbaues zu versäumen, beweist wenigstens, daß dieser Tadel ungegründet ist, und daß, wenn man den Zweck nicht erreicht hat, das nicht an dem Mangel von Gesetzen und Anordnungen liegt [3]).

Vor allem bewundert er die Unternehmungen Pius VI. in den pontinischen Sümpfen. Er nimmt in ihm nicht allein, wie er sagt, Leidenschaft für große Dinge, sondern auch eigene Einsicht wahr. Die Hauptmaßregel, die Gewässer in einen einzigen Canal zu leiten, habe der Papst selbst angegeben. Im Verhältniß zu dem Erfolg und dem daraus entspringenden Nutzen findet Tournon die Kosten, die auf diese Arbeit verwendet wurden, nicht sehr bedeutend. Unter allen Rücksichten, ruft er aus, unter denen man diese schöne Unternehmung betrachten mag, wird man von Ehrfurcht und Dankbarkeit für einen Fürsten durchdrungen, der den Gedanken eines so großen Entwurfes faßte und die Standhaftigkeit hatte, ihn auszuführen [4]).

1) II, p. 29.
2) p. 65.
3) I, p. 364.
4) Tome II, p. 224 – 233.

Selbst die commerzielle Lage des Landes weiß er nicht so geradezu zu verdammen. Die Thatsachen, sagt er, welche wir gesammelt, beweisen, daß dies Land, wenn es auch nicht auf den Glanz seiner Manufacturen stolz sein darf, dennoch darin lange nicht so weit zurück ist, als man so oft wiederholt hat, daß es in der That nur in den Gegenständen des Luxus von dem Ausland abhängt. Dafür hat es aber gewisse Industriezweige, welche, halb Kunst und halb Handwerk ihm ganz eigen sind, und in zahlreichen Abtheilungen sehr wohl gedeihen [1]).

Nicht einmal, daß der Unterricht vernachlässigt sei, giebt dieser Präfect zu. Die erste Unterweisung, sagt er, wird dem Volke mit einer Freigebigkeit dargeboten, in der sich wenige Regierungen mit ihr messen können. Er rechnet über hundert Schulen, die in Rom allein entweder umsonst oder um einen höchst mäßigen Preis eröffnet seien [2]).

Gewiß, in dem ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich auch die Päpste bemüht ihr Land emporzubringen. Und noch durchgreifendere, starke Maßregeln hatte man seit 1801 genommen. Die französische Verwaltung, welche eine Ehre darin suchte, Rom zu begünstigen und die Interessen dieser zweiten Stadt des Reiches vielleicht mehr als die Bedürfnisse irgend einer altfranzösischen ins Auge faßte, fand ihren Weg schon geebnet. Selbst wenn sie geistliche Güter verkaufte, so war dies nicht ohne Beispiel. In den meisten Stücken brauchte sie nur fortzufahren und umfassender, kühner zu Werke zu gehen, das Begonnene zu vollführen.

Und so ist ihr wieder geschehen, wie sie gethan hat. Wie merkwürdig, daß auch die hergestellte Regierung des Papstes die französische Verwaltung im Ganzen keineswegs zu tadeln findet.

Wohl waren bei der neuen Besitznahme der Legationen Absichten angekündigt worden, die der Regierung derselben, wie sie unter dem Königreich Italien bestanden, entgegenliefen; sie wurden jedoch nicht durchgeführt. Es wurde eine neue Administration versprochen, unter der Leitung einer ökonomischen Congregation, an deren Spitze der Staatssekretär stehen sollte. Wie die geistlichen, so gelangten nun auch die weltlichen Geschäfte in die Hand Consalvis, der sich schon in seinem Exil — denn die Hoffnung auf

1) II, p. 17.
2) II, p. 81.

Restauration gab er auch dann nicht auf — eine Art von Plan dafür gebildet hatte. Er verbarg sich nicht, daß mit der Herstellung des Papstes auch die mannichfaltigsten Schwierigkeiten für die Administration des Staates hervortreten würden, wovon er schon bei seiner ersten Verwaltung Erfahrung genug gemacht hatte. Er ist der Meinung: man müsse diese Hindernisse überwältigen und die Reformen durchführen, welche die Lehren der Erfahrung und die veränderten Ideen erheischen [1]).

Auch in Wien hatte sich Consalvi überzeugt, daß die Verbündeten jede gewaltsame Reaction verabscheuten, besonders das rechtlich erworbene Eigenthum nicht verletzen lassen wollten. Was das Papstthum in Frankreich gethan, konnte es in dem eigenen Gebiete nicht verweigern. Die Gesichtspunkte, die Consalvi nach erfolgter Restauration und seiner Rückkehr nach Rom faßte, sind in der Vorrede zu dem Motoproprio vom 6. Juli 1816, durch welches die Verwaltung des Kirchenstaates festgestellt wurde, ausgesprochen. „Die göttliche Vorsehung, sagt er, welche die menschlichen Dinge dergestalt leitet, daß aus dem größten Unglück zahlreiche Vortheile entspringen, scheint gewollt zu haben, daß die Unterbrechung der päpstlichen Regierung zu einer vollkommeneren Form derselben den Weg bahnen sollte.“

Wer hätte geglaubt, daß man am römischen Hofe die Herrschaft der Fremden als eine Begünstigung des Himmels ansehen würde, um desto leichter zu den eigenen Zwecken zu gelangen?

Wenn wir nun fragen, worin denn die Förderung bestand welche Consalvi durch den Vorgang der Franzosen gewonnen zu haben glaubte, so spricht er es sofort aus.

„Die göttliche Vorsehung, sagt er, scheint uns diese kostbaren Augenblicke vorbereitet zu haben, um zu einer allgemeineren und gleichförmigen Einrichtung des ganzen Staates zu schreiten.“ Diese Gleichförmigkeit ist das Ziel, das Consalvi zu erreichen strebt.

„Einheit und Gleichförmigkeit, so läßt er den Papst in jenem Vorwort sagen, müssen die Grundlagen einer jeden politischen Institution sein. Schwerlich können ohne dieselben die Regierungen fest, die Völker glücklich werden. Eine Regierung kann um so mehr für

1) Il faudrait d'une manière victorieuse surmonter les obstacles s'opposants aux changements et aux réformes que pourraient exiger l'antiquité ou l'altération de certaines institutions, les abus introduits, les enseignements de l'expérience, la différence des temps, des caractères, des idées, des habitudes.

vollkommen gelten, je mehr sie sich dem Systeme der Einheit nähert, das von Gott sowohl in der Natur als in dem Gebäude der Religion befolgt ward. Unser Staat, nach und nach durch die Vereinigung verschiedener Herrschaften gebildet, enthielt ein Aggregat von Gebräuchen, Gesetzen, Privilegien von großer Mannichfaltigkeit, so daß eine Provinz häufig der andern fremd, zuweilen sogar in der nämlichen Provinz ein Stadtgebiet dem andern entgegengesetzt war. Die Päpste, unsere Vorgänger, und wir selbst im Anfang unseres Pontificats haben jede Gelegenheit benutzt, die verschiedenen Zweige der Verwaltung auf das Princip der Einheit zurückzuführen. Allein das Zusammentreffen mit mancherlei Interessen, der Widerstreit gegen die alten Gewohnheiten und alle die Hindernisse, die man zu finden pflegt, sobald man das Bestehende zu verändern sucht, haben die Ausführung dieses Werkes bis jetzt verhindert."

Erst jetzt konnte dazu geschritten werden, den Staat nach jenen Principien der Gleichförmigkeit einzurichten, von denen, wie Consalvi sagt, Ehre und Erfolg eines Systems abhängen.

Hatte sich demnach die französische Verwaltung an die päpstliche angelehnt, so stützte sich die päpstliche hinwiederum auf die französische.

Nur ist dabei ein Unterschied.

Die Franzosen fanden an der päpstlichen Verwaltung Sorgfalt, Sparsamkeit, Milde zu rühmen; sie billigten die positiven Einrichtungen derselben. Mit alten Mißbräuchen im Kampfe hatten die Päpste nicht selten fördernde und weise Maßregeln ergriffen. Diese erkannte man an. Consalvi dagegen, der in früherer Zeit mit mannichfaltigem Widerstand zu kämpfen gehabt hatte, freute sich jetzt, daß er desselben entledigt war. Er billigte nicht sowohl die Schöpfung der Franzosen, als ihre Zerstörungen; er fühlte sich endlich frei.

Daher waren die Bestimmungen des Edicts vom 6. Juli zunächst negativer Art.

Von den alten municipalen und provinzialen Einrichtungen stellte Consalvi keine einzige wieder her.

Man hatte früher Regierungsbehörden von verschiedenen Berechtigungen und Eigenschaften gehabt, von größerem und kleinerem Umfange, für Prälaten oder für Doctoren, einige abhängig, andere unabhängig von der obersten Consulta. Sie blieben vernichtet wie sie waren.

Es hatte mannichfaltige Tribunale gegeben, die nicht selten unter einander über ihre Competenz in Streit gerathen waren: man hütete sich wohl, sie herzustellen.

Noch bedeutender vielleicht war der Unterschied der Municipalgesetze und der Statuten gewesen. Fast alle Städte und alle Baronalbesitzungen des Staates unterschieden sich von einander; man hörte klagen, von drei Meilen zu drei Meilen gebe es verschiedene Gerechtsame. Sie wurden sämmtlich aufgehoben.

Alle Municipalgesetze, heißt es in diesem Edict [1]), alle Statuten, Verordnungen und ihre Verbesserungen, unter welchem Titel, von welcher Autorität, in welchem Ort dieses Staates auch immer sie ausgegangen sein mögen, mit Inbegriff derjenigen, die für eine ganze Provinz oder für einen besonderen District erlassen worden, sind aufgehoben, die allein ausgenommen, welche sich auf den Anbau des Landes, den Lauf der Gewässer, Weideland und ähnliche Dinge beziehen.

Hiemit fielen denn auf einmal alle Privilegien der Communen, die sich so häufig in jenen Statuten ausgesprochen, alle Exemtionen und privativen Vorrechte weg. Feudalgerechtsame, Vorbehalt der Jagd und des Fischfangs wurden unterdrückt.

Gerade in diesem Lande hatte dies etwas zu bedeuten.

Immer war ein Theil der Souveränetätsrechte in den Händen der ehedem völlig unabhängigen Communen verblieben. Der alte Vertrag zwischen Bologna und dem Papst war gewesen, daß zwar der Senat die Beistimmung des Legaten zu seinen Beschlüssen bedurfte, aber auch der Legat nichts that ohne die Beistimmung des Senates. Bis zur Revolution wohnte der Senat noch immer mit den Zeichen, die früher die Unabhängigkeit bedeuteten, in dem Palaste; er verwaltete den größten Theil der Ausgabe und Einnahme, so daß die päpstliche Casse nur zwei Auflagen, auf Wein und Salz, erhob; er besetzte einen höchsten Gerichtshof mit vier auswärtigen Doctoren [2]). Nicht so ausgedehnte, aber ähnliche Freiheiten hatten auch die anderen Städte.

1) Tit. IV, art. 102.

2) Gleich 1797 erschien eine Erinnerung an die alten Freiheiten von Bologna, doch war es ihr Interesse, sich an die erste Capitulation zu halten, ohne auf den späteren Zustand einzugehen. Brauchbar finde ich die Relation Galeazzo Gualdo Prioratos in den Relazioni delle città Bologna, Fiorenza, Genova e Lucca 1675; noch unterrichtender sind einige handschriftliche Relationen, die ich hie und da in den Bibliotheken sah.

Wie ganz anders war das nun geworden! Schon das 18. Jahrhundert sah in dem allerdings unvermeidlichen Widerstreite nach und nach entstandener Institutionen nur die Dissonanzen des öffentlichen Willens. Dann trat geradezu im Gefolge der hieraus entspringenden Wirkungen und Rückwirkungen, nicht ohne Anlaß der Communen selbst, welche sich der höchsten Gewalt zu entziehen suchten, die Revolution in dies Land ein. Es ist der oberste Grundsatz derselben, das Ungleichartige auszugleichen, die localen Gerechtsame zu vernichten; wie sie das auch in dem Kirchenstaate unternahm. In dies ihr Erbtheil trat Consalvi ein.

Allerdings wurden wieder in jeder Commune Rathsverordnete und aus ihnen hervorgehende Magistrate eingerichtet; man hörte wieder die alten Worte, die uns an die Freiheiten des Mittelalters erinnern, Gonfaloniere, Anzianen, Consiglio; jedoch die Rathsverordneten, auf denen die ganze Verwaltung beruhte, sollten von dem Delegaten unmittelbar ernannt werden, und es schien genug, diesen zu erinnern, daß die Wahl auf die rechtschaffensten und am meisten unterrichteten Leute fallen müsse. Die Bestätigung der Gewählten war überdies der Consulta in Rom vorbehalten. Erst in Zukunft, bei eintretenden Vacanzen, sollten die Mitglieder eine Art Selbstergänzung ausüben, doch immer unter Vorbehalt höherer Genehmigung. Bis in die untersten Kreise der Gesellschaft, in das gesammte Gemeindewesen griff demnach die Regierung unmittelbar ein; und wie der Ursprung, so waren auch die Rechte dieser Räthe beschränkt genug. Die Zeit der Quaranta, die Bologna so lange regiert haben, war mit allen ihren Analogien vorüber, und ihre Paläste blieben Alterthümer, deren Bedeutung der Cicerone Mühe hat, dem Fremden zu erläutern.

Unter diesen Umständen konnte unmöglich der Provinzialverwaltung eine größere Unabhängigkeit gestattet werden. Der Staat ward in 17 Delegationen eingetheilt; obwohl diejenigen Legationen heißen, die einen Cardinal zum Vorsteher haben, so macht das doch keinen Unterschied. Die Delegaten haben die Gewalt der Präfecten. Zwar wurde ihnen eine Regierungsversammlung aus Insassen der Provinzen zur Seite gegeben; allein die Mitglieder derselben wurden von Rom aus ernannt, und, wie natürlich, bloß mit einer berathenden Stimme versehen. Die Entscheidung und die ganze Verantwortlichkeit haftet nach dieser Verfassung auf den Delegaten allein.

Unter ihnen stehen Governatoren, nach Maßgabe der Seelenzahl ihres Bezirks von höherem oder geringerm Range; sie haben

zugleich, da alle Sachen unter hundert Scudi vor ihr Forum gehören, eine nicht unbedeutende Gerichtsbarkeit, die dann wieder zu den Tribunalen erster Instanz, Appellationsgerichten und der Rota Romana hinaufsteigt.

So war Alles in eine gleichmäßige Form gebracht, auf eine andern Staaten entsprechende Weise; es war jener durchgreifenden obersten Gewalt, welche man immer auszuüben gewünscht hatte, Raum verschafft.

Es ist leicht zu erachten, daß dies nicht ohne lebhaften Widerspruch geschah. Allein man nahm darauf nicht allein aus allgemeinen, sondern auch aus einem besondern Grunde wenig Rücksicht. In einer Flugschrift, welche im Jahre 1823 zur Vertheidigung dieser Gesetzgebung erschien, wird derselbe unumwunden ausgesprochen. Es wird darin geradezu gesagt, Pius VII. habe das Recht des Krieges, der Eroberung geltend machen dürfen. „Er eroberte sein Land wieder mit fremden Waffen" [1]).

Wenn man sieht, wie Alles nach der Hand gegangen ist, so wird man freilich geneigt, die Maßregeln Consalvi's von vorn herein für fehlerhaft zu erklären.

Aber hätte er wohl die Privilegien und einseitigen Berechtigungen der früheren Zeit wiederherstellen sollen?

Ich zweifle, ob dies möglich war. Was ist ein Privilegium? Ist es nicht der Ausdruck eines von dem Staate und der höchsten Gewalt noch nicht unterworfenen, selbständigen, mit ihr unter Vertrag lebenden Daseins? Kann man die Selbständigkeit, wenn sie verloren worden, zurückgeben? Sie ist unwiederbringlich, wofern sie nicht aus eigener Kraft wieder errungen wird. Ueberdies waren seitdem andere Rechte erworben, die jenen zuwiderliefen.

Allein auch jene Gleichförmigkeit, die Consalvi für sein Ziel erklärte, kann an und für sich doch nur wenig bedeuten. Es kommt erst darauf an, ob man mit derselben den Mißbräuchen steuerte, die mit der alten Verfassung zusammengehangen, ob man die Kraft, welche vermöge der neuen Einrichtungen dem Staate zufiel, zu großen Erfolgen anstrengte, ob man einen Zustand her-

1) „Riconquistò colle arme altrui." Considerazioni sul moto proprio del sommo pontefice Pio VII dei 6 Luglio 1816. Verfaßt im September 1823, während des Conclaves, um der Opposition, die sich damals zeigte, entgegen zu arbeiten.

beiführte, der nicht allein von außen her einen guten Anschein darbot, sondern sich auch in sich selber fest, wohlgeordnet und gedeihlich erwies.

Daß es dahin käme, erforderte vielleicht in dem Kirchenstaate größere Anstrengungen, als in irgend einem anderen Lande.

Wenn Consalvi eine so durchgreifende Gewalt in die Hände seiner Beamten legte, so fragte sich, wer diese Beamten waren.

Waren es Männer für ihren Beruf gebildet, im Dienst der Gesetze allmählig emporgekommen, in strenger Aufsicht und Unterordnung gehalten, Organe der allgemeinen Einsicht, der öffentlichen Bedürfnisse?

Es waren Geistliche.

Die gesammte höhere Verwaltung, die zuletzt in dem Staatssecretariat zusammenlief, war doch zunächst in den Händen der Congregation di Consulta, del buon Governo, economica, und einiger Cardinäle, des Tesoriere, des Camerlengo. Monsignoren leiteten alles, ordneten alles an. Die Delegaten, sagt ein Artikel des Motoproprio, müssen Prälaten sein [1]). Ein anderer gibt nicht allein den Deputationen des Klerus eine Stelle in den Stadträthen; er gestattet auch, daß überdies jeder Geistliche, wenn er die Bedingungen erfülle und ernannt werde, in denselben sitzen könne. „Die Geistlichen", heißt es [2]), „sitzen in den Räthen über den Laien." Genug, Consalvi gab dem Klerus in diesem Staate ein entschiedenes Uebergewicht zurück.

Seit mehreren Jahrhunderten ist es die Natur des Kirchenstaates gewesen, nicht allein, daß das Oberhaupt der Kirche durch seinen weltlichen Besitz eine größere Unabhängigkeit erlangte, sondern auch, daß der Staat die Kirche, die Kirche den Staat durchdrang; geistliche und weltliche Verwaltung sind mit einander vermischt, gehen in einander auf. Die doppelseitige Stellung des Oberhauptes wiederholt sich mit Nothwendigkeit in den unteren Kreisen.

Dies zu verändern, würde als die größte Neuerung angesehen worden sein. Consalvi konnte sich nicht dazu entschließen. Und wenn man den Beweggründen nachforscht, warum nicht, so liegt ein solcher schon an sich in dem Unternehmen, die Rechte des Souveräns allenthalben zu gleichartiger Geltung zu bringen. Denn es gab hier keine Spur des weltlichen, von der Idee des Staates durchdrungenen

1) Tit. I. §. 17.
2) Tit. V. §. 158.

Beamtenthums, wie etwa in Preußen. Die Einheit herzustellen wäre mit Männern, die den verschiedenen Provinzen und Städten angehört hatten, wahrscheinlich unmöglich geworden. Nur die des unbedingten Gehorsams gewohnten und von der Idee des geistlich-weltlichen Fürstenthums durchdrungenen Geistlichen waren dazu geeignet. Das Institut der Prälatur, aus der Consalvi selbst hervorgegangen war, gewann eine größere Bedeutung als jemals. Aber dabei verwickelte sich Consalvi doch auch in ungemeine Schwierigkeiten.

Gehen wir von den allgemeineren aus.

Nicht immer stellt man wirklich her, wenn man dies zu thun glaubt. Zuweilen hat sich die Lage der Dinge in der Zwischenzeit so verändert, daß die Herstellung einer neuen Einrichtung gleich kommt. Ganz eine andere Physiognomie als früher, hatte doch jetzt dieser geistlich-weltliche Staat.

Früher beruhten die kirchlichen Institute auf eigenem Grundbesitz in dem Lande, und einem großen europäischen Einkommen. Durch die Beiträge der gesammten katholischen Christenheit war auch der Staat reich geworden; und eigentlich um die Curie her hat sich die moderne Stadt gebildet. Jetzt waren dagegen die geistlichen Güter eingezogen und verkauft, die Einkünfte aus fremden Ländern außerordentlich geschmolzen. Wollte man die bestimmte Anzahl von Cardinälen haben, so mußte man, so wenig auch ihre Dienste dem Staate austrugen, dennoch ihre Besoldung von Staatswegen aufbringen. Wollte man Klöster und geistliche Institute, so mußte man sie aus Staatseinkünften dotiren, wie man dies nur allzu oft that. Der Staat wurde der Träger der Kirche; zu seinen übrigen Lasten kam auch noch diese [1].

Und war etwa die Prälatur, der die Regierung zufiel, was sie früher gewesen?

In den verflossenen Jahrhunderten hatte die Curie eine allgemein italienische Färbung. So lange die Majorate und Fideicommisse bestanden, kamen viele jüngere Söhne aus den besten Häusern nach Rom, um ihr Glück daselbst zu machen; Leute, für die geistlich-weltlichen Geschäfte der Curie vorgebildet; frei von dem Bedürfniß, auf augenblicklichen Erwerb denken zu müssen. Sie wurden eine Zeit lang in der Staatsverwaltung beschäftigt,

1) Smi Dni N. Pii VII Allocutio, habita d. 4to Sept. 1815 hebt bei der Wiedererwerbung des gesammten Landes vor allem hervor, daß man dadurch Kräfte bekomme, um die Kirche zu unterstützen.

bis sie hier sich einen guten Namen verschafft, so daß sie in den großen Stellen der Kirche zu einer europäischen Wirksamkeit fortgehen konnten. In Mailand gab es Familien, welche eigene Einkünfte dazu bestimmt hatten, die jüngeren Söhne in das Cardinalat zu befördern.

Durch die Revolution waren nun aber Majorate und Fideicommisse in den Provinzen des Königreichs Italien aufgehoben worden: der Glanz der alten Familien war verdunkelt. Viele mochten nicht mehr die Mittel haben, ihre Söhne eine langwierige Laufbahn in Rom einschlagen zu lassen: anderen fehlte es an dem Ehrgeiz dazu. Wer ein Einkommen von ein paar tausend Scudi besaß, wollte nicht nach Rom gehen, um den Diener des Papstes zu machen.

In dem Kirchenstaate war es selbst nicht viel anders ergangen. Die großen Häuser trugen Bedenken, ihr Glück aufs Neue mit der Curie zu verbinden: auch der begüterte geringere Adel hatte dazu nicht immer Lust. Ich weiß nicht, ob dies gerade darum geschah, weil man an dem Bestehen und der Festigkeit der Regierung zweifelte. Sonst hatte man freilich geglaubt, sie sei ewig wie die Religion, und jetzt hatte man sie schwanken, fallen gesehen, wie andere Regierungen auch. Auf jeden Fall waren die Dinge nicht mehr in dem alten Zuge.

Man erachtet leicht, welch eine Wirkung diese Veränderung durch den ganzen Körper dieses Staates hervorbringen mußte: ich will doch noch einen Moment anführen.

Früher hatten die Cardinäle nicht ohne einen gewissen Glanz Hof gehalten: sie hatten Leute von Talent bei sich aufgenommen, die so allmählig in die Geschäfte kamen. Eine natürliche Schule, welche die ausgezeichnetsten Männer der früheren Jahrhunderte hervorgebracht hat. Jetzt waren sie weit entfernt, Hof zu halten; ihre Einkünfte reichten kaum hin, um den Aufwand zu bestreiten, den ihr Rang nothwendig machte; sie gaben ihren Familiaren neun bis zehn Scudi des Monats, wonach kein Mensch trachten mag, der auf irgend eine andre Art fortzukommen weiß.

Genug: früher hatte die Curie bei aller innern republikanischen Einrichtung der Prälatur doch einen aristokratischen Charakter, der eine freiere und unabhängigere Stellung der Einzelnen vermittelte und dabei talentvolle Leute von geringerer Herkunft nicht ausschloß.

Diesem Zustande entsprach ein Land, so voll von aristokratischen und localen Berechtigungen. Wenn die Geistlichen die Regierung

verwalteten, so waren deshalb die Weltlichen noch nicht zu voller Unterthänigkeit verdammt. Es war eine nicht unbehagliche, wohlhäbige Existenz, nicht ohne ihre eigene Art von Freiheit, in die man sich eingelebt hatte, in der man sich zufrieden fühlte.

Jetzt aber waren die Zügel des Staats auf das straffeste angezogen. Die Geistlichkeit, zum Theil veraltet, zum Theil eben erst aus unteren Ständen emporgekommen, oft mehr durch ein Glück, wie es die Lotterie giebt, als durch Talent und Verdienst, stand mit der Aristokratie des Landes eher in Gegensatz. Alle Rechte des Staates machte sie auf unnachsichtige Weise geltend.

Die alten Freiheiten hatten gedient, den Unternehmungen des Ehrgeizes oder der Habgier zu begegnen. In diesem Lande, wo ein Jeder sein Amt im eigentlichen Sinne als eine Versorgung ansieht, als einen Besitz, der ihm nicht sowohl Pflichten auflegt, als Rechte gewährt, Rechte, die ein kluger Mann auf das beste zu seinem Vortheil anzuwenden hat, war dies nothwendiger, als irgendwo sonst. Jetzt waren dieselben von Grund aus weggeräumt.

Wie wollte Consalvi nun zuerst seine Geistlichkeit regieren? sie in Unterordnung halten, ihr jenen Sinn der Mäßigung und des Wohlwollens einflößen, der für jede Verwaltung so unentbehrlich ist? Obwohl die römische Prälatur immer ein weltliches Element eingeschlossen hat, — sie erfordert nur die unteren Weihen — so waren doch die Kenntnisse, welche die Administration erheischt, ihr nicht eben geläufig.

Und wie wollte man auf der andern Seite dem Haß ausweichen, der in diesem Jahrhundert jedes Vorrecht einer Corporation verfolgt?

Man konnte zwar sagen, dies sei kein Adel: aus dem Land selbst steige die Geistlichkeit auf, die es regiere; Jedermann ward zugelassen und konnte sich so weit erheben, als Glück und Talent ihm reichen. Allein die Berechtigung war doch immer mit einem Charakter verknüpft, der mit ihr selber, mit den Erfordernissen des Geschäftes nichts gemein hat.

Man sieht: es waren hier lauter Gegensätze; des Landes gegen die Kirche, die es ernähren mußte; der Provinzen gegen den Hof, der ihre Unabhängigkeit aufhob und die Geschäfte sämmtlich nach Rom zog; der Aristokratie gegen eine zum Theil so eben von unten aufgestiegene Verwaltung; alle aber fielen zusammen in den Gegensatz zwischen Klerus und Laien, welcher zugleich den Widerstreit der Revolution und der Restauration in sich enthält.

Siebentes Capitel.

Schwierigkeiten der inneren Verwaltung.

Mit einem gewissen Selbstgefühl haben die Franzosen bemerkt [1]), Consalvi sei bei seinen Civil-Einrichtungen über das Muster von Frankreich nicht hinausgekommen; die Einrichtung der Delegationen, Distrikte und Municipalitäten sei der französischen Departemental-Einrichtung entlehnt; das System der Abgaben im Allgemeinen dasselbe geblieben; das Stempelgesetz z. B., das dann doch wieder eingeführt wurde, sei nur in wenigen Aeußerlichkeiten von dem französischen verschieden. So habe man auch das Hypothekensystem, in dessen Einführung man in Frankreich eines der vornehmsten Verdienste der napoleonischen Gesetzgebung sah, herübergenommen; nur habe man sich gehütet, es zu sagen und die verhaßt gewordenen Bezeichnungen vermieden. Schon früher sei eine dem französischen Enregistrement analoge Einrichtung in Rom unter dem Titel archiviazione versucht worden, aber vergeblich. Die Einführung verdanke man einem Beamten des Direktoriums, der schon im Jahre 1798 mit Geist und Energie darin vorgeschritten sei. Besonders die Einführung eines Hypothekensystems hatte Pius VII. mit Freuden begrüßt: denn dadurch werde der bisherige Mißbrauch gehoben, daß mancher auf seinen Besitz eine fünf Mal höhere Schuld aufgenommen habe, als der Werth desselben betrage; das werde allen Andern und ihm selbst eine größere Sicherheit geben. Bei aller Nachahmung der französischen Institutionen mußte nun aber doch die Gesammtadministration des Kirchenstaates wieder einen

1) Artaud II, 440.

eigenthümlichen Charakter entwickeln. Wie es damit ging, will ich auf den Grund eingehender Beobachtungen, die an Ort und Stelle gemacht sind und von der genauesten Kunde zeugen, darlegen.

I.

Finanzen.

Von jeher war der Zustand der Finanzen im römischen Staate sehr verwickelt. Durch ein altes, Jahrhunderte lang unter mancherlei Wechsel in Uebung gebliebenes Staatsschuldensystem waren das öffentliche und private Vermögen mit einander vermischt worden. Da der Staat die wohlfeilsten Anleihen von der Welt machte, — selbst Holland schloß keine vortheilhafteren — so ist es zu begreifen, daß man sich gehen, daß sich namentlich Pius VI., der große Dinge ausführen wollte, etwas zu weit fortreißen ließ [1]). In zwanzig Jahren hat er für acht Millionen Scudi neue Zettel geschaffen. Wenn sich dennoch der Credit erhielt — wie denn die Zettel im Jahre 1783 fünf, im Jahre 1795 noch immer nicht mehr als sieben Procent verloren — so muß man bemerken, daß dies auf dem bestehenden Zustand, der anscheinenden oder wirklichen Wohlhabenheit und dem Frieden von Italien beruhete. Ein ungünstiger Zufall konnte alles vernichten.

Langsam kam das Unglück, aber um so vollständiger war der Ruin. Erneuen wir einen Augenblick diese unglückliche Erinnerung.

Zuerst, wie die Gefahr von Frankreich her dringender ward, entschloß man sich zu kostspieligen Rüstungen. Es war noch nicht genug an einer Anleihe von 2 Millionen; man verkaufte einige Staatsgüter; man lud die Privatpersonen ein, ihr überflüssiges Silber in die Münze zu schicken und es gegen $4^1/_2$ Procent darzuleihen. In der That hatten die Anleihen den besten Erfolg.

Was konnten aber jene Rüstungen helfen? Kaum waren die Franzosen diesseit der Alpen erschienen, so war man schon zu dem Waffenstillstand von 1796 genöthigt und Pius VI. mußte ihnen eine Contribution von 21 Millionen Livres versprechen. Hierauf

1) Zulian. Relatione della corte di Roma. 1783. MS. aus Venedig.

lud man nicht mehr ein; man wendete ernstliche Maßregeln an; Privatleute und Corporationen mußten das Gold und Silber, das sie besaßen, authentisch angeben; selbst wenn es Fideicommisse oder specielle Hypotheken waren. Noch war man so wohlhabend, daß solche Maßregeln guten Erfolg haben konnten. Seltsam! der Wetteifer der römischen Fürsten warf sich darauf. Es war eine Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihre Reichthümer auf unbedeckten Wagen, in allem Pomp, am hellen Tag nach der Münze fahren zu lassen. Prinz Doria schickte allein eine halbe Million Scudi. 600,000 Pfund Silber wäre genug gewesen; es kamen 2,900,000 Pfund zusammen; mit dem Golde brachte man es bis auf 40 Mill. Scudi; und man kann sagen, daß alle Großen, alle Gutsbesitzer ihr Vermögen in Schuldverschreibungen und Staatsanweisungen verwandelten.

Eben dieser Erfolg, der das Bedürfniß so weit überstieg, machte auf der einen Seite Muth zu neuen Rüstungen und erregte auf der andern Verdacht und Begier. Neue Angriffe folgten; der Friede von Tolentino entriß dem Papst die Hälfte des Landes und legte ihm noch größere Contributionen auf. Nun erst sah man sich zu Zwangsmaßregeln genöthigt. Man forderte das Gold und Silber der Kirchen; man schonte weder Juweliere noch Goldschmiede; von den Privatpersonen verlangte man ihre Edelsteine, mochten sie nun gefaßt sein oder ungefaßt. Jetzt aber war nicht mehr an freiwilliges Entgegenkommen zu denken; jedermann suchte sich dieser allgemeinen Beraubung zu entziehen [1]).

Man sieht wie weit es gekommen war. Von der freiwilligen Anleihe ging man zu einer ernstlich befohlenen, von dieser zu den strengsten Maßregeln, zu einer Art von Beraubung fort. Als endlich die Franzosen Rom einnahmen, folgte Bankerutt des Staates, Plünderung der Privaten. Es war jener allgemeine Ruin, der sich unter der Form der Republikanisirung von einem Ort auf den andern warf. In Rom blieben nur drei bis vier Häuser im Besitz eines bedeutenden Vermögens; einige Bankiers, unter ihnen Torlonia, kamen empor: sie zogen Vortheil von dem allgemeinen Verluste.

Gleich als sei es aber an dieser Vernichtung aller Besitzthümer des Staates und der Privaten nicht genug, nach der ersten Her-

1) Tavanti Fasti di Pio VI. 1804. Tom. III enthält die documentirte Aufzählung aller dieser trostlosen Ereignisse.

stellung des Papstes ward eine Maßregel beschlossen, welche auch die Communen in dieselbe verwickelte. Der Staat übernahm ihre Schulden, aber er zog zugleich ihre Güter an sich. Sowohl jene als diese wurden in eine einzige Masse zusammengeworfen. Nicht alle Communen waren verschuldet; gerade die, welche es am wenigsten waren, hatten die bedeutendsten Gemeindegüter; doch machte man zwischen ihnen keinen Unterschied. Die Güter konnten der Natur der Sache nach unter der Verwaltung des Staates nicht so viel eintragen, als sie den Communen selbst werth gewesen waren; dennoch nahm die Regierung sie an sich. Der Erfolg entsprach dem Verfahren. Gar bald sah man sich doch genöthigt, die Communalcasse wieder von der Staatscasse zu trennen; dann schritt man zum Verkaufe. Während man verkaufte, setzte man die Zinsen der Schuld herab. Die Gläubiger wurden nicht bezahlt; die Städte, welche früher bedeutende Einkünfte genossen, brachten jetzt mit Mühe und nur durch Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse das unumgänglich Erforderliche kümmerlich auf; die Güter kamen in die Hände der großen Geldbesitzer.

Wie sehr nimmt in neuern Zeiten Alles diesen Zug! Wie sehr geräth alles Vermögen, der Staaten, der Communen, der Privatleute, äußerst beweglich geworden, in die Hände der großen Geldinhaber, in das Spiel der Wechselgeschäfte.

Auch die Franzosen schlugen bei ihrer Besitznahme einen Weg ein, der dahin führte. Sie schritten nunmehr ernstlich zum Verkaufe der geistlichen Güter, was ihnen einen doppelten Vortheil gewährte. Sie hoben einmal die Corporationen auf, welche größtentheils noch im Besitz der Zettel des Staates, also Gläubiger desselben waren; hierdurch entledigten sie sich einer großen Last: sodann benutzten sie den Verkauf der Güter zur Tilgung der übrigen Schulden. Die Zettel, welche übrig blieben, behaupteten einen Cours von 28 Procent; aber die Güter fielen ebenfalls den großen Besitzern in die Hände.

Als nun Consalvi nach der zweiten Restauration die Regierung des Kirchenstaates wieder übernahm, war derselbe ohne eigene Hülfsquellen, ohne die alten geistlichen Güter, in einem Theil des Landes ohne Communalbesitzungen, ohne einigermaßen verbreiteten Privatwohlstand.

Zu dem Rest der alten Schulden in ihrem damaligen Cours kamen erhebliche neue Belastungen hinzu.

Es verstand sich, daß der Kirchenstaat einen Theil der Schul-

den des Königreichs Italien zu übernehmen hatte. Es war kein kleines Geschäft, sie auseinanderzusetzen. Allesammt, sowohl die früheren der einzelnen Provinzen, als die späteren, die unter dem Titel des Königreichs gemacht worden, waren in das große Buch des Monte Napoleone zu Mailand eingetragen. Welchen Maßstab sollte man aber wählen, sie wiederum zu vertheilen? Als Napoleon die Schuld consolidirte, bestimmte er ihr verschiedene Domänen zur Hypothek. Diese Hypothek legte man jetzt bei der Auseinandersetzung zu Grunde. Da aber ein großer Theil derselben in den dem Kirchenstaat zurückgegebenen Provinzen lag, so fiel diesem ein bedeutender und, wie behauptet wurde, unverhältnißmäßiger Theil der Schulden zur Last. Auch die Dotation, welche Eugen behielt, war zum guten Theil in diesen Provinzen belegen.

Wie hätte man unter diesen Umständen auf eine wesentliche Herabsetzung der Staatslasten denken können. Man behielt die Auflagen, wie sie die Franzosen hinterlassen, ohne große Abweichungen bei. Glück genug, wenn man mit ihnen durchkam.

Das Deficit von 1816 betrug 1,200,000 Scudi, und nur durch Torlonia war es möglich, die dringendsten Forderungen zu erledigen.

Jedes neue Bedürfniß setzte in Verlegenheit. Als 1819 der Kaiser von Oesterreich nach Rom kam, dachte man ihn prächtig zu empfangen und die Stadt in ihrem alten Glanze zu zeigen. Was war aber nöthig, um dies zu vermögen! Man trieb nicht allein die rückständigen Abgaben mit Gewalt ein; man zahlte selbst die Wittwencassen nicht vollständig aus; man machte mit den Unternehmern solche Contracte, daß sie erst in zehn Jahren bezahlt zu werden brauchten. Dennoch mußte man überdies zu Anleihen schreiten, und es ist eine besondere Wendung der Dinge, daß man von Madame Lätitia Bonaparte und der Prinzessin Pauline Geld borgte, um Kaiser Franz I. und den Fürsten Metternich zu empfangen.

In diesem Zustand fand dann der Geist des Wuchers, der in dieser Nation schon an sich einheimisch ist, neue Nahrung.

Man verpachtete den größten Theil der Einkünfte; der Vortheil der Pächter war ungeheuer [1]), und dennoch wagte man nicht Regien einzuführen, aus Furcht, nur noch weniger einzunehmen.

1) Man veranlaßte dies freilich oft gleich von vorn herein. Tabak und Salz wurde auf 12 Jahre verpachtet. Man ließ sich 500,000 Scudi im Voraus bezahlen.

Man gab die Pflichten des Staates so wie seine Rechte in Unternehmung; von der Art, wie dies geschah, werden uns kaum glaubliche Dinge erzählt.

Unter andern bildete die Verwaltung der Gefängnisse einen wichtigen Theil der öffentlichen Administration. Sie waren immer gefüllt; im Jahr 1820 zählte man elftausend eingezogene Verbrecher. Den Unternehmern wurden 15 Soldi des Tags für den Kopf gut gethan. Es gab aber Pächter zweiter und dritter Hand, welche die Verpflegung um 10, um 8 Soldi übernahmen und doch noch Gewinn machten. So hatte der Staat eine übertriebene Ausgabe; das Geschäft ward auf das schlechteste verwaltet. Ein paar Unternehmer machten ungeheuren Gewinn; die Verhafteten litten Hunger.

Nicht viel besser war die Verpflegung der kleinen Armee, die einen unverhältnißmäßigen Aufwand verursachte und niemals complet war. Konnte man dem abhelfen? Wem sollte man die Aufsicht anvertrauen? Man machte die Erfahrung, daß Fabrikanten, denen die Prüfung der Tuchbereitung übertragen wurde, dies Vertrauen zu ihrem Vortheil mißbrauchten.

Auch in andern Staaten kommen Verfälschungen vor; aber unerhört ist, wie man sie in Rom trieb.

Im August 1817 entdeckte man ein regelmäßig eingerichtetes Büreau von Verfälschungen mit einem Vorsteher an seiner Spitze. Hier wurden Anweisungen auf die öffentlichen Cassen ausgefertigt, förmliche Gratificationen und Pensionen ertheilt. Die Documente waren mit den täuschendsten Unterschriften versehen. Welch' ein Zustand, daß sie honorirt wurden! Man trieb dies lange ohne entdeckt zu werden. Endlich ging man so weit, mit der Unterschrift des Papstes ein Monopol herzustellen, welches ausdrücklich aufgehoben worden war. Eine solche Acte mußte den höchsten Autoritäten vorgelegt werden, und nur weil es diese mit Besorgniß erfüllte, daß ein Unbekannter sich dem Papste so weit nähern könne, um eine so außerordentliche Gnadenbezeugung zu erlangen, forschte man nach, und kam den Verbrechern auf die Spur. Aber die Entdeckung selbst brachte in neue Verlegenheit. Die Unterschriften waren so gut nachgemacht, daß der Papst Bedenken trug, dieselben für falsch zu erklären. Er sagte nur so viel, die Breven, unter denen er sie finde, seien ihm niemals vorgelegt worden.

Was ließ sich in einem Staate hoffen, in welchem es in einem so hohen Grade an der Moralität fehlte, welche allein die

öffentlichen Dinge zusammenzuhalten vermag. Welche Verfassung ließ sich ersinnen, um so großen und so tiefen Uebelständen zu begegnen?

II.

Justiz.

Noch ehe der Papst im Jahre 1814 in Rom eintraf, hatte sein Delegat Rivarola das gesammte französische Recht, bürgerliche und peinliche Gesetzgebung, Prozeßordnung und Handelsrecht in den Herrschaften des heiligen Stuhles für „auf ewig abgeschafft" erklärt, und die alte Gesetzgebung wiederhergestellt, wie sie in dem Augenblick bestanden, als die päpstliche Regierung aufhörte [1]). Nur über die Erbfolge hatte er neue Bestimmungen hoffen lassen.

In dem Edict vom Juli 1816 gab Consalvi allerdings diese Bestimmungen. Uebrigens aber hob er seinerseits, wie gesagt, alle provinziellen Statuten und das Herkommen der Städte auf.

Es mag sein, daß das französische Recht den Sitten widersprach, daß das statutarische Recht Unbequemlichkeiten in Menge verursachte; allein ein Recht mußte man haben; und es fragte sich nur, was man an die Stelle setzen wollte.

Zunächst, antwortet das Edict, die Bestimmungen des gemeinen Rechtes, ermäßigt nach dem kanonischen Rechte und den apostolischen Constitutionen [2]).

Sollte aber dies genügen? Wer kannte die Unzahl apostolischer Constitutionen, die einander so häufig widersprechen? Wollte man die alten Entscheidungen der Rota Romana wieder in's Leben rufen? Mußten sie nicht, da sie immer neben den örtlichen Statuten bestanden hatten, eine ungemeine Lücke übrig lassen?

Es entstand eine Verwirrung ohne Gleichen. Selbst die Regierung klagt über dieses Meer von Rechtsgelehrsamkeit, die man aus so mannichfaltigen schwer zu erreichenden Quellen schöpfen müsse, die mit den Sitten und gesellschaftlichen Verhältnissen in Widerspruch stehe, deren Anwendung durch tausend Streitfragen, den Conflict der Lehren und selbst die Subtilitäten der Autoren unsicher und schwankend werde [3]).

1) Edict vom 13. Mai 1814.
2) Tit. II, art. 74.
3) Motoproprio de' 22. Nov. 1817. Vorrede.

Sie erkannte sehr wohl, daß die neue Organisation ihrer Tribunale nichts helfe, so lange das Verfahren derselben mehr auf dunkeln widersprechenden Ueberlieferungen, als auf sichern Regeln beruhe, so lange ihr nicht ein analoges, genau bestimmtes System der Gesetze zur Seite stehe.

Wir brauchen nicht zu wiederholen, wie viel sich gegen die Einführung neuer Gesetzbücher sagen läßt. Hier aber, wo man ein bereits ziemlich in Gang gekommenes neues Recht abgeschafft und das alte nicht wiederhergestellt hatte, — wie es denn auch, da die Statuten so lange schon außer Gebrauch gesetzt, die Juristen ihrer unkundig, und zu den schwierigen Studien, die sie erforderten, nicht mehr fähig waren, schwerlich wiederhergestellt werden konnte, — hier waren sie unumgänglich nothwendig.

Consalvi sagte sie zu. Er versprach an die Stelle jener abgeschafften Zweige der napoleonischen Gesetzgebung päpstliche Gesetzbücher, und es traten in kurzem einige Commissarien zu ihrer Ausarbeitung zusammen.

In der Thal kam man im Jahre 1817 mit der Proceßordnung zu Stande. Man suchte in derselben, wie sich Consalvi ausdrückte, möglichste Gleichförmigkeit, Einfachheit und Kürze; man schaffte z. B. das Recht ab, nach welchem die eine der Parteien Richter und Tribunal wählen durfte; man suchte die Willkür der Richter zu beschränken. Eine andere Frage ist, wie weit man damit reichte. Gar bald sah man sich genöthigt zu erklären, daß in allen Prozessen, welche in Hinsicht auf Personen oder Gegenstand vor die geistlichen Gerichte gehörig, die herkömmlichen Formen zu beobachten seien. Selbst ihre lateinischen Vorladungen wollten sich diese Leute nicht nehmen lassen 1). Die Administration behielt, wie in Frankreich, ihre eigene abgesonderte Justiz und entschied ihre Prozesse selber. Von der neuen Einrichtung fanden die Kundigen, daß sie die Sachen nur noch mehr in die Hände der Advocaten überliefere.

Wie konnte dies auch anders sein, so lange es in der bürgerlichen Gesetzgebung so sehr fehlte.

Vielleicht der ausgezeichnetste der damaligen römischen Juristen, Bartolucci, hatte es übernommen, das bürgerliche Gesetzbuch zu entwerfen. Es galt als ein großer Triumph Consalvi's, daß er diesem seinem Freunde, obwohl derselbe unter Napoleon gedient hatte, und

1) Bartholdy Züge aus dem Leben des Cardinals Consalvi. S. 65.

als ein Gegner der Priesterregierung angesehen ward, eine so wichtige Arbeit in die Hände brachte. Im Jahre 1820 kam er so weit, daß er von den 18 Büchern, die das neue Gesetzbuch umfassen sollte, die fünf ersten der Congregazione economica zur Begutachtung übergab. Leider verstanden die Mitglieder derselben wenig von der Rechtsgelehrsamkeit. Während sie dennoch eine Menge Einwürfe machten, und Bartolucci dieselben beantwortete, verging die Zeit und der Autor starb darüber hin. Wer hätte glauben sollen, daß sein Werk mit ihm untergehen würde! Die Bekanntmachung desselben, die so oft versprochen worden, die so dringend nöthig war, ist niemals erfolgt.

Unter diesen Umständen gerieth die Rechtspflege in den unseligsten Zustand von der Welt und wurde ein Spott der Gerechtigkeit. Bis in die geringste Sache hing alles von Gunst und Persönlichkeiten ab. Leute, die es nicht läugneten, einen Diebstahl begangen zu haben, bei denen man das Gestohlene gefunden, wurden dennoch von den Gerichten frei gelassen, weil sie mächtige Freunde hatten. Mit dem Recurs an die Gnade des Papstes wurde großer Mißbrauch getrieben. Es gab Fälle, daß man acht gleichlautende Urtel für sich hatte und doch niemals zu seinem Rechte gelangte.

III.

Landbau.

So wenig setzte Consalvi die Idee des Staates, die ihm vorschwebte, durch. Jene durchgreifende Macht seiner Beamten, die den alten Uebelständen hatte abhelfen sollen, vermehrte sie eher. Selbst wenn es zu entscheidenden Veränderungen kam, wirkten dieselben nicht immer vortheilhaft.

Es ist wahr, die alte Verfassung litt an schweren Mängeln. Allein in manchem Institute, das nicht an jeder andern Stelle empfehlenswerth sein mochte, lag doch ein Heilmittel für die in diesem Lande herkömmlichen, ihm natürlichen Verirrungen. Als man anfing zu reformiren, sah man nur noch in wiefern solche Einrichtungen den allgemeinen Begriffen zuwider liefen, aber man bemerkte nicht mehr, welchen Uebeln sie hier am Orte abzuhelfen bestimmt waren.

Niemand wird unter andern das Institut der Asyle, wie es

früherhin in dem Kirchenstaate bestand, im Allgemeinen billigen. Dennoch ward es ein Mittel, dem Ueberhandnehmen des Banditenwesens zu steuern. Es ließ einen Weg offen, auch nach begangenem Verbrechen sich mit der Gesellschaft auszusöhnen.

Man hat die Klagen über die Verödung der Campagna und die Sorglosigkeit der heutigen Römer wohl sehr übertrieben. Wenn man überschlägt, welche Mannichfaltigkeit von Arbeit und Arbeitern, welche berechnende Umsicht und bedeutende Auslagen der Ackerbau in diesem Lande erfordert (wo man ihn treibt, widmet man ihm die größte Sorgfalt), und wenn man dann dagegen wahrnimmt, wie bei dem ersten Regen des Octobers diese unermeßlichen Gefilde sich mit jungem Grün bekleiden und unzähligen Heerden die vollkommenste Weide darbieten, im Herbst und Winter so voll und frisch wie im Frühling, so hört man auf sich zu verwundern. Auf das mühevollste bearbeitet, bringt das Land nur in guten Fällen einen Gewinn hervor, wie ihn diese verführerische Freigebigkeit der Natur ohne alles Zuthun gewährt [1]).

Man muß sich eher wundern, daß bei dieser Lage der Dinge der Ackerbau nicht gänzlich verdrängt wird.

Eben darum hatte sich die alte Regierung zu einigen Zwangsmaßregeln entschlossen, die man unter dem Namen der Annona begriff. Es ist wahr, diese Maßregeln widersprachen allem, was man in andern Ländern über den Landbau dachte und lehrte. Wenn man dann berechnete, wie ein geringer Theil der Campagna besäet werde, so maß man wohl der Annona selbst die Schuld davon bei. Ganz Europa sprach sich dagegen aus, und sie wurde aufgehoben. Allein welches war der Erfolg! Unter Pius VI. im Jahre 1783 hatte man 16,340 Rubbi besäet; damals bestand die Annona; 1809, nachdem sie acht Jahre abgeschafft gewesen, bebauete man wenig über 8000; 1816 nur 7000, und noch immer dauerte die Abnahme fort.

Wie viel hat man von jeher über den Umfang und die Menge der geistlichen Güter geklagt, gleich als wären diese vornehmlich an der Verödung einiger Provinzen Schuld. Die Franzosen hoben sie auf. Die Folgen aber waren ganz andere, als man hätte erwarten

1) Man hat berechnet, daß der reine Ertrag von 100 Rubbi Saatfeld, abgezogen Aussaat und Kosten, noch nicht 4000 Franken beträgt, während 100 Rubbi Wiese ungefähr 4600 Franken eintragen. Tournon I, 362.

sollen. Die Güter wurden nicht in kleine zerschlagen, wie in Frankreich, sondern sie wurden von den großen Besitzern und Geldinhabern angekauft, welche ihre Latifundien damit nur noch erweiterten. Die geistlichen Güter hatten wenigstens reichlich Almosen gespendet; sie hatten die Communalabgaben mitgetragen. Den großen Besitzern fiel es nicht ein, für die Armen zu sorgen, und durch ihre einflußreichen Verbindungen gelang es ihnen leicht, sich den Communalverpflichtungen zu entziehen.

Als Pius VII. im Anfange seines Pontificats die Annona abschaffte, dachte er allerdings zugleich auf eine Vertheilung der großen Besitzungen; man hatte vor, Colonien auf dem Agro Romano zu gründen und Dörfer daselbst anzulegen. Allein es blieb alles bei den ausführlichen und mit großer Beredtsamkeit verfaßten Werken, die man darüber schrieb. Vielmehr trat das Gegentheil ein. Es bildete sich das Institut der Mercanti di Campagna nunmehr erst recht aus. Ein solcher Mercante, der einen bedeutenden Fonds zu seiner Speculation bedarf — unter andern muß er die Arbeiter besolden, die so weit aus den Abruzzen bis hieher kommen — pachtet mehrere von den großen Herrschaften zusammen; es gibt Pachtungen von anderthalb Quadratmeilen; die Eigenthümer bedürfen in der Regel ihren Pächter und dessen Vorschüsse, sie müssen alles zugeben, was er vornimmt. Nun waren aber deren nur wenige und es gab keine Concurrenz. Wenn die Mercanti di Campagna sich unter einander und mit den Bankiers verstanden, so konnten sie den Markt nach Gutdünken beherrschen. Das ganze Geschäft kam in äußerst wenige Hände. Glücklicherweise setzte die Zufuhr aus den Häfen des schwarzen Meeres ihrer Betriebsamkeit Grenzen. Sie ihres Orts waren über dieselbe nicht wenig mißvergnügt. Ja man könnte überzeugt sein, wie sie denn das selbst sagten, daß sie auch noch den kleinen Theil der Campagna, den sie bebauten, ungefähr ein Zehntheil, brach liegen lassen würden, wofern nicht die Natur ihnen in den Weg träte, wenn es nicht nothwendig wäre, das Land wieder zu brechen und zu besäen, um feines und frisches Gras zu bekommen. So erhielt sich der Ackerbau nur mühselig. Er war gleichsam ambulant geworden; man kam damit nur dem Wiesewachs zu Hülfe! Für die Verluste, welche der Ackerbau häufig verursacht, entschädigt man sich durch den Vortheil, den derselbe für die Viehzucht darbietet.

IV.

Räuberwesen.

In dem nördlichen Italien habe ich über nichts so oft klagen hören, wie über die Einführung eines deutschen Gesetzbuches. Nicht weil es zu hart, auch nicht gerade, weil es ausländisch sei, sondern weil es mit seinen breiten und milden Formen der hinterlistigen Gewandtheit allzuviel Ausflüchte darbiete.

Wir sehen auch an den Beispielen des Kirchenstaates, wie so überaus schwer es ist, in diesem Lande Gesetz und Ordnung zu handhaben. Die Neigungen, denen man sich zum allgemeinen Besten entgegenstellen, die Richtungen, die man in leibliche Grenzen einschließen möchte, entschlüpfen der Hand, die sie fassen will, und lachen der vermeinten Schranken.

Wie viel hat man nicht von jeher versucht, die Räuberei zu dämpfen. Aber selbst die Franzosen haben es nicht vermocht. Bald nach dem Anfang ihrer Herrschaft konnten sie berechnen, daß sich ungefähr hundert Menschen dem Wirkungskreis der Gesetze entzogen hatten, und jener tapfere und gutmüthige, lustige Räuberhauptmann Pietro machte sich unter ihren Augen einen Namen. Er nannte sich Peter I., Kaiser der Gebirge, König der Wälder, Protector der Conscribirten. Man sieht, wen er damit verspottete, und wirklich hatte die Räuberei damals zugleich eine politische Farbe. Um so schärfer, wie sich versteht, verfolgte sie die französische Gerechtigkeit. Aber 1811 nahm sie eher zu als ab; 1814 wußte man noch fünf und funfzig zu zählen, deren man niemals hatte habhaft werden können [1]).

Wie sollte nun die so viel schwächere päpstliche Verwaltung sich ihrer sofort zu entledigen vermögen?

Zwar fiel der politische Grund weg, allein es gab tausend andere, durch welche sie begünstigt wurde. Es kam so weit, daß ein Bürger von Tivoli mitten in der Stadt von Räubern angefallen und ermordet wurde. Eine Dame von Sermoneta klagt, daß sie sich seit Jahren nicht mehr nach ihrem Schlosse auf dem Lande wage; ihr Haushofmeister kenne die Raubgesellen, aber er werde nie den Muth haben sie anzugeben; er beköstige sie

1) Tournon. Études statistiques II, 101.

wenn er von ihnen besucht werde. In Ferentino zahlte man eine Brandschatzung, um ohne Gefahr auf das Feld, an die Arbeit gehen zu dürfen. An vielen andern Orten hielten sich die Einwohner, eingeschüchtert, hinter ihren Mauern[1]). Wer eine Villa gemiethet, traute sich nach Sonnenuntergang nicht mehr in den Garten.

Zuweilen schien es, als wolle der Staat ernstliche Maßregeln gegen dieses Unwesen ergreifen. Er errichtete 1817 Communalmilizen unter der Anführung der vornehmsten Grundbesitzer zur Verfolgung der Banditen und versprach Belohnungen für Jeden, den man einbringen würde. Mit vielem Pomp wurde diese Einrichtung angekündigt; alle vierzehn Tage sollte über ihren Erfolg Bericht erstattet werden. Niemals ist Bericht erstattet worden: es kam zu keinem Erfolg; niemals hat man einen Räuber eingebracht. Als die Banden drohten, sich ernstlich zu wehren, sich auf Leben und Tod zu schlagen, hatte kein Mensch Lust, die Belohnung zu verdienen.

Gewiß, um irgend eine Unternehmung durchzusetzen, wird etwas mehr erfordert, als Einsicht, daß sie nützlich sei. Das Uebel, dem man steuern wollte, hing so tief mit der Sinnesweise dieses Volkes zusammen, daß es auf solche Weise nicht auszurotten war.

Die Leidenschaft, die zu einem Verbrechen führt, wird in diesen Gegenden nicht als ein moralischer Fehler, sie wird als ein Unglück betrachtet; sie erweckt nicht sowohl Abscheu, als eine Art von Mitleiden. Der Staat verfolgt das Verbrechen: das ist seine Pflicht; der Verbrecher rettet sich, so gut er es vermag. Niemand hindert ihn daran.

Wer irgend eine schwere Ahndung verwirkt hatte, der er sich entziehen wollte, begab sich in die Gebirge; von den Gesetzen war er geächtet, aber nicht von der öffentlichen Moral. Er ist in dem Gebirge, hieß es von ihm, er hält sich in den Wäldern auf.

Auch er selbst glaubt, indem er sich dergestalt in Kriegszustand mit der Gesellschaft setzt, keine wesentliche Pflicht, am wenigsten der Religion zu verletzen. Das Crucifix kommt nicht von seiner Seite; er küßt es jeden Augenblick. Er nöthigt vielleicht einen seiner Gefangenen, ihm aus einem Gebetbuche vorzulesen. Seht da, sagt er, indem er ihm sein Asyl im Gebirge zeigt, welch' ein rauhes Leben wir führen, und doch behandelt man uns so hart, uns arme Leute.

1) Herr von Rumohr hat von dieser Lage der Dinge sehr anschauliche Beispiele erzählt.

Von diesem Schlupfwinkel aus aber beherrscht er seine Welt. Er züchtigt seine Feinde, und beschützt seine Anhänger. Die Nachbarn dienen ihm, verkaufen ihm den Raub, bebauen sein Stück Land, verbergen ihn im Nothfall und tragen ihm Lebensmittel hinaus. So umgibt er sich mit Furcht und Glanz. In den Gegenden, wo dies Leben besonders Wurzel gefaßt hat, hörte man wohl ein Weib dem andern vorwerfen, sie habe keinen Mann, der sich im Gebirge zu halten vermöchte; die jungen Mädchen heirathen am liebsten die ausgezeichneten Räuber.

Bei den Kämpfen, in die sich die Staatsgewalt mit den Ausgetretenen einließ, fand sich denn leicht, daß die größere Energie auf Seite der letzteren war; eben darum behaupteten sie den Platz.

Sixtus V. hat sich einst durch Vertilgung der Räuber hervorgethan. Er vermochte es nur, indem er sie unter einander selber entzweite. Auch Consalvi, dem andere Maßregeln fehlgeschlagen, sah sich genöthigt, sein Heil bei ihnen selber zu suchen.

Wer hätte glauben sollen, daß diplomatische Talente erforderlich seien, um Banditen zu dämpfen?

Als Consalvi 1818 zum Abschluß des neapolitanischen Concordats mit Medici in Terracina war, richtete er sein Augenmerk auf die Umgegend, wo die Neigungen, die jenes Gewerbe erfordert, besonders blüheten, namentlich Sonnino; bald hatte er einen, bald hatte er sie alle gewonnen. Er schloß eine Art Vertrag mit ihnen.

Die Räuber versprachen, sich auf ein Jahr lang in's Gefängniß zu stellen. Der Staat versprach, ihnen alsdann die erforderlichen Mittel zu geben, um ein friedliches Leben zu führen.

Und so kamen die Assassini von Sonnino, drei Wagen voll, nach Rom, um ihr Jahr abzusitzen; Leute, welche viele Jahre dies Gewerbe getrieben, Einer, der sich rühmte, sechzig Menschen umgebracht zu haben; der berufenste von allen, Masocco fehlte nicht; seine Frau begleitete ihn in's Gefängniß. Alles lief, sie zu sehen, Fremde und Einheimische; man wiederholte sich ihre Thaten. Die Herzogin von Devonshire trat heran, nahm ihr Halsband ab und schmückte das Weib Masocco's damit.

Es kam nur darauf an, ob man sich nun auch der anderen erwehren würde. In der That war in Kurzem nur noch Cesari mit einer Bande von vierzehn Mann übrig, und auch dieser fing an zu unterhandeln. Endlich versprach er, wenn man ihm vollkommene Verzeihung zusichere, mit Hülfe eines Vertrauten seine

übrigen Cameraden sämmtlich auszuliefern. Er sandte ein paar Uhren zum Unterpfand.

Masocco, der die Unterhandlung geführt hatte, sollte auch die Leute in Empfang nehmen. Mit einer kleinen Anzahl von Bewaffneten erschien er, an dem festgesetzten Tage, an dem bestimmten Orte. Auch Cesari ließ nicht lange auf sich warten. Allein er hatte es anders vor, als man glaubte. Er rief den beiden zu: sie möchten allein herankommen, das sei die Abrede; sonst werde man auf seiner Seite Verdacht schöpfen. Sie trauten ihm und näherten sich allein. In dem nämlichen Moment wurden sie aus dem Dickicht erschossen. Hiedurch bekam diese Sache eine entsetzliche Verwickelung. Man hat wohl gesagt, daß mit den Albanesen die Blutrache im Neapolitanischen eingewandert sei und sich von da aus durch die umliegenden Landschaften verbreitet habe. Vielleicht hängt sie mit einem Zustande, wie dieser ist, ohnehin und natürlicher Weise zusammen. Wenigstens ist wohl selten ein Mensch grausamer gerächt worden als Masocco.

Einer seiner alten Gefährten, Amarini ging noch im ersten Ingrimm der Rachsucht geradezu auf San Prassede los, wo die Familie Cesari's wohnte. Schon hatte die Regierung die Abführung derselben veranstaltet, vielleicht um sie sicher zu stellen, vielleicht um selbst ein Pfand in den Händen zu haben. Amarini begegnete dem Zuge unterwegs. Es waren sechs Weiber und Mädchen. Er forderte von dem Offizier, der sie geleitete, ihre Auslieferung. „Wo hast du den Befehl dazu?" — „Diese Flinte enthält ihn." Ein römischer Soldat wird sich nicht für Kinder eines Räubers schlagen. Er überließ sie dem Menschen, der sie eine Miglie seitab führte. Hier befahl er seinen Gefährten auf sie zu schießen. Sie warfen sich in ihrem Instinkt zur Erde. Amarini sprang wie ein Raubthier auf sie los und ermordete sie zum Todtenopfer für seinen Hauptmann. Dann lieferte er sich selber der Gerechtigkeit aus.

Cesari fing hierauf einen offnen Krieg an. Er drang in Prassede ein, erschoß einige Menschen und steckte ein paar Wohnungen in Brand. Hierauf faßte er an den römisch-neapolitanischen Grenzen Fuß. Er nahm Neapolitaner und päpstliche Unterthanen gefangen; jedoch machte er den Unterschied, daß er jenen gestattete sich loszukaufen, diese aber ohne Erbarmen tödtete. Er war bald hie bald da; mit außerordentlicher Geschwindigkeit entging er seinen Verfolgern.

So führte ihn sein Weg auch einmal wieder nach der Gegend

von Prassede zurück. Als er auf die Stelle gelangte, wo Amarini seine Familie getödtet hatte, ergriff ihn eine wilde Wuth. Er sah eine Bäuerin, und ohne daran zu denken wer sie sei oder wo er selber war, jagte er der Fliehenden nach. Ein römischer Carabiniere, glücklicher Weise von etwas härterem Stoffe als gewöhnlich und den Anderen deshalb unleidlich, befand sich in der Nähe. Es gelang ihm den Räuber zu erschießen, ehe er noch seine Beute erreicht hatte. An der Silberplatte auf seiner Brust erkannte man, daß es der Hauptmann, daß es Cesari war. Im Triumph empfingen die Einwohner von Prassede ihren Befreier.

So bewegten sich die wildesten Leidenschaften, welche zu zähmen eben der Staat bestimmt ist, auf freier Bahn; in entsetzenvollen Ausbrüchen machen sie sich Luft und nur durch sich selber reiben sie sich auf.

Und noch war es hiemit nicht geendigt. Noch öfter empörte sich das räuberische Gebiet von Sonnino, man mußte noch öfter unterhandeln; einmal ist man sogar im Begriff gewesen, Sonnino ganz zu zerstören. Allein nach und nach ward das Uebel mäßiger. Als die Carbonari in diesen Gegenden emporkamen, schien es als seien die Räuber verschwunden.

Achtes Capitel.

Opposition der Geistlichkeit.

Wenn man die Thätigkeit dieses Pontificates in den beiden Beziehungen, die sie verfolgte, der geistlichen und der weltlichen, vergleicht, so hat sie insofern einen inneren Zusammenhang, als sie sich zur Aufgabe setzte, die Autorität nach beiden Seiten herzustellen. Man nahm an, daß die weltliche Macht dazu gehöre, um die geistliche aufrecht zu erhalten. Aber zwischen ihnen waltete doch eine tiefe Verschiedenheit ob. Die geistliche Autorität konnte nur dadurch behauptet werden, daß man sich an die altherkömmlichen Berechtigungen so viel wie möglich anschloß. Sie war ihrer Natur nach conservativ und repräsentirte recht eigentlich die Ideen der Restauration; wenn dann auch Abweichungen davon vorgekommen sind, so erschienen solche doch immer als erzwungene; an dem Prinzip hielt das Papstthum unerschütterlich fest. In dem Staate dagegen verfolgte die Verwaltung eine unzweifelhafte liberale Richtung; sie schloß sich dem Muster von Frankreich absichtlich an. Hier fuhr sie in dem Werke der Zerstörung des Alten ohne vielen Rückhalt fort. Mit dem strengen Festhalten, welches z. B. in dem Verfahren der Curie der oberdeutschen Kirchenprovinz gegenüber zu Tage tritt, stand die durchgreifende Neuerung in dem Kirchenstaat selbst in unläugbarem Widerspruch. Und wenn man dann auf der einen Seite bei dem Werke der Concordate auf mannichfaltige Schwierigkeiten stieß, so zeigten sich noch viel größere bei dem Versuche, den Staat nach den modernen Ideen zu construiren. So viel ist offenbar, daß Consalvi die Elemente, aus denen der Staat zusammengesetzt war, nicht einmal zu überwältigen und zusammenzuhalten, geschweige in Harmonie zu vereinigen vermochte.

Und selbst wenn es ihm besser gelungen wäre, so würde er doch ohne Zweifel Widerstand genug zu bekämpfen gehabt haben. Wie viel stärker mußte sich dieser erheben, da es ihm nicht gelang.

Unter den Cardinälen hatte er nur wenig gleichgesinnte Freunde oder Anhänger. Vornehmlich war ihm Lante befreundet, ein Mann, der vielleicht von allen die meiste Kenntniß des Landes und des Details der Verwaltung besaß. Der schwierigen Aufgabe, Bologna zu regieren, welches die alten Ansprüche mit der neuen Unzufriedenheit vereinigte, wußte er glücklich zu genügen. Einen Zustand der Dinge, welcher große Lasten auflegte und von den Meisten gemißbilligt wurde, hielt er dennoch aufrecht und gewann die allgemeine Zuneigung. Allein schon im Jahre 1818 starb er. St. Petronio war den ganzen Tag mit Leuten erfüllt gewesen, die für ihn beteten. Die gesammten Bevölkerungen der benachbarten Ortschaften wallfahrteten dazu barfuß herein.

Auch der Nachfolger Lante's, Cardinal Spina, zeigte sich geschickt und brauchbar. Man trug lange Zeit Bedenken, ihn an den Congreß von Laibach zu senden; seine Gegenwart in Bologna schien nothwendig, um die Parteien in Zaum zu halten.

Wie hätten indessen alle Cardinäle von Consalvi's Meinung sein sollen?

Er trieb die Geschäfte nach seinem Sinne; er schloß seine Collegen von Berathung und Theilnahme aus; er huldigte so sehr den modernen Ideen. Sie, bejahrte Männer, von Natur dem Alten zugethan, durch die Neuerungen des Jahrhunderts so oft bedroht, so lebhaft bedrängt, und auch nun zurückgesetzt, in der Ueberzeugung, der Ursprung aller Uebel, so der übrigen Welt, wie dieses Staates, liege in dem Abfall von den alten Maximen — wie hätten sie sich nicht dem entgegensetzen sollen, der den Kirchenstaat nach den Ideen des Jahrhunderts einzurichten und zu regieren unternommen hatte?

In Rom selbst waren die einflußreichsten und bedeutendsten Cardinäle von einer ihm widerstrebenden Gesinnung. Cardinal Mattei, schon im Conclave ein Gegner Chiaramonti's und Consalvi's, der einzige von altem römischen Adel in dem Collegium, behauptete in seinem Bisthum Velletri eine abgesonderte Regierung und Gerichtsbarkeit mit großer Hartnäckigkeit; er war ein abgesagter Feind aller Maßregeln, durch die man sich der Administration anderer Länder zu nähern suchte.

Cardinal Litta war wohl ein exemplarischer Bischof der sub-

urbicanischen Diöcesen. Er ritt, trotz seines hohen Alters, zu den kleinen Burgflecken in den Gebirgen, die den größern Theil seines Sprengels ausmachten; alle Einkünfte, die er anderswoher zog, verwandte er auf sein Bisthum, dessen Wohlthäter und Vater er war, wo er auch den Unterricht zu verbessern suchte. Allein in den öffentlichen Geschäften zeigte er beinahe Starrsinn. Jede Abweichung von der Strenge des römischen Katholicismus sah er als Rebellion an. Er haßte nicht allein Preußen — er war nämlich Nuntius in Polen gewesen, — auch Oesterreich war ihm bei weitem nicht katholisch genug; er war ein geschworner Feind der Politik dieses Staates.

Einen bedeutenden Einfluß hatte Cardinal Pacca, zumal da er sich bei dem gemeinen Volk von Rom in Ansehen zu erhalten die Mittel kannte und sie gebrauchte. Wenn er in seinen Memoiren über die Zeit der Gefangenschaft des Papstes an dem Dogma streng mit Nachdruck festhält, so zeigt er sich darin, obwohl er die frühern Maßregeln Consalvi's mißbilligt, doch nicht völlig unbeugsam; er erzählt mit Vergnügen, wie sehr der altgesinnte, puristische Theil des französischen Klerus durch die gemäßigten Gesinnungen in Erstaunen gesetzt worden sei, die er geäußert habe. In Rom aber, insofern er auf die Verwaltung Einfluß hatte, erschien er vor Andern streng und hartnäckig. So wie ihn Napoleon für seinen entschiedensten Feind gehalten, so schrieb man die Absetzungen, Excommunicationen und Verfolgungen, mit denen man diejenigen belästigte, welche unter Napoleon Stellen angenommen und ihm den Eid geleistet hatten, vor Allem dem Cardinal Pacca zu.

Cardinal Somaglia war gelehrt und voller Einsicht. Allein mit dem Fiscus, als Bischof von Porto, in Prozesse verwickelt, hielt er die Widerpart Consalvi's. Unter Anderem gelang es ihm die Akademie der schönen Künste, der Consalvi den Palast San Apollinare eingeräumt hatte, wieder aus demselben zu vertreiben, und ihn der geistlichen Bestimmung zurückzugeben. Ein Sieg, der ihm in der Meinung der Menschen ein gewisses Uebergewicht verschaffte.

Schon erschienen auch Castiglione und della Genga, später die Nachfolger Pius VII., jener ein gemäßigtes, aber entschiedenes, dieser ein heftiges Mitglied der Partei der Eifrigen, der Zelanti. Cardinal della Genga war Generalvicar von Rom. In dieser Eigenschaft verbot er den Geistlichen einen Ueberrock zu tragen, wie die Weltlichen. Er stellte die Verpflichtung der Juden her, alle Sonnabend sich mindestens 300 an der Zahl in einer Kirche einzufinden, um

eine Bekehrungspredigt anzuhören. Er hatte die Absicht, alle Abend ihr Quartier zu schließen. Consalvi's Feind war er auch deshalb, weil dieser ihm einen Viceregenten zur Seite zu stellen gewußt hatte, der andere Gesinnungen hegte.

Besonders in geistlichen Angelegenheiten war die Opposition gegen Consalvi wirksam. Die Wiederherstellung der Jesuiten ist wenigstens nicht von ihm ausgegangen, obwohl er sich auch nicht dagegen erklärt hat; sie war das Werk vornehmlich des Cardinal Pacca. Dieser selbst erzählt es. Noch in Fontainebleau, nachdem das Concordat widerrufen war, benutzte er seine täglichen Unterhaltungen mit dem Papst, um ihn auf die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Gesellschaft aufmerksam zu machen. Er merkt es als etwas Besonderes an, daß ein Mann, wie er, dem man noch in der Kindheit die Provincial-Briefe des Pascal zu lesen gegeben, und ein anderer, ein Benedictiner, der antijesuitische Lehrmeister gehabt, wie der Papst, daß sie beide bestimmt gewesen seien die Jesuiten wiederherzustellen [1]. Es mag wohl sein, daß der Unterricht noch mehr verfallen war, seit ihn die Jesuiten nicht mehr gaben; und in ihren Schriften bewiesen sie gar bald eine gewisse Ueberlegenheit. Es kam dies unter andern daher, weil der Orden die Censur der Schriften seiner Mitglieder selbst ausübte, während die Dominicaner, in deren Händen die Censur war, in allen übrigen Büchern jeden Schein eines neuen Gedankens zu ersticken wußten. Im Ganzen aber läßt sich nicht bezweifeln, daß ihre Herstellung zu den Hauptmaßregeln der Reaction gehörte, die man beabsichtigte. Allmälig machten sie wieder, obwohl nur langsam, Fortschritte. Ende 1818 hatten sie in dem Kirchenstaat zwar viel Novizen, aber nur das Collegium von Ferrara in ihren Händen. Weder in Neapel, noch in dem österreichischen Italien waren sie zugelassen; nur in Piemont hatten sie drei Häuser. In Portugal und Brasilien duldete man sie nicht, doch erschienen sie wieder in Mexiko. Das Collegium, das sie in Lancastershire errichteten, ward von protestantischen Lords begünstigt, aber es gewann nur mittelmäßigen Fortgang. In Frankreich hatten sie dagegen bereits damals sieben Seminare, welche eine so große Hoffnung der Partei der reinen Restauration bildeten.

In diesem Sinne der Wiederherstellung des alten Kirchenglaubens griff die Curie auch zu einigen anderen Maßregeln. Die Congregation des Index der verbotenen Bücher gab dann und wann wieder

1) Memorie di Pacca, parte III, capo 8, pag. 362.

ein Lebenszeichen von sich. Welche Bücher aber waren es, die sie verbot! Bücher, die Niemand las, und die bereits ganz vergessen waren, z. B. im Jahre 1820 die politischen Gedanken von Vincentius Ruffo, an die Niemand mehr dachte, 1823 die Memoiren von Gorani, die ihre Wirkung vollständig gehabt und schwerlich eine weitere hervorzubringen vermögen. Werke von Alfieri, die in Jedermanns Händen sind, die sich die Nation nicht wieder wird entreißen lassen, verdammte man nun erst. Man verbot selbst Bücher, wie das österreichische Kirchenrecht von Rechberger und die Kirchengeschichte von Dannenmaier. Die englische Geschichte von Goldsmith verurtheilte man zu einer Correctur. So einseitige Maßregeln dienen freilich mehr eine Meinung auszusprechen, als eine Wirkung zu erzielen. Schwerlich hat jemals eine Behörde stärkere Beweise von Unfähigkeit gegeben, als diese Congregation.

Eins rief gleichsam das Andere hervor. Gerade das Triviale und Falsche von den neuen Theorien hatte den meisten Einfluß auf diese Staatsverwaltung. Gegenüber erhoben sich entgegengesetzte Maßregeln, aber sie waren auch flach und einseitig. Wie weit war man von dem lebendigen Bewußtsein des Nothwendigen, dem vollen Gefühle des Daseins in seiner Gemeinschaftlichkeit entfernt. Von verschiedenen Seiten folgte man seichten Meinungen. War die geistige Gesundheit dieses Volkes angegriffen, so konnte sie auf solche Weise nicht hergestellt werden.

In den weltlichen Geschäften trat die Opposition angesehener Würdenträger der Kirche von Zeit zu Zeit offen hervor. Unter andern machte die Bestimmung des Gesetzes, durch welches die Jurisdiction über Mündel, Frauen und Arme den gewöhnlichen Tribunalen und den Delegaten überwiesen wurde, viel böses Blut bei den geistlichen Behörden. Früher hatten Bischöfe und Vicare diese Jurisdiction ausgeübt. Sie fühlten sich nicht wenig beeinträchtigt, als sie ein so bedeutendes Attribut verlieren sollten. Der Cardinal Severoli, dem der Delegat von Viterbo nach langer Zögerung (es hatte anderthalb Jahr gedauert) diese Geschäfte abnehmen wollte, erließ einen Brief an den Secretär der Congregation der Immunitäten, dem er die möglichste Oeffentlichkeit gab, worin er sich nicht allein über diese Maßregel, sondern über den Geist der Regierung überhaupt auf das bitterste ausließ. Er tadelte den Minister, daß er in den Fußstapfen der weltlichen Regierungen wandele, jener Regierungen, die durch die geschworenen Widersacher der Religion verleitet, der bischöflichen Würde ihre edelsten Präro-

gative eine nach der andern entrissen. Einem weltlichen Hofe, der ein solches Gebot wie das obige ergehen lasse, würde er sich widersetzen. Dem Papst gehorche er; denn freilich habe dieser die Macht, die heiligen Canones zu verändern; aber sei nicht die Veränderung von dem Geiste eingegeben, der Alles zerstöre, um die Religion zu vernichten? Die ganze neue Gesetzgebung athme keine andere als diese Gesinnung. Er trug darauf an, eine Congregation von Cardinälen niederzusetzen, aber wohlverstanden, unabhängig vom Staatssecretär, mit dem Auftrag, die Beschwerden der Prälaten zu hören.

Wer hätte glauben sollen, daß die Delegaten, die hier als Feinde der Geistlichkeit betrachtet werden, eben auch Geistliche waren.

Heftiger noch als Severoli griff, bei Gelegenheit seines Prozesses, Cardinal Somaglia die Verwaltung an. In Rom werden die Vertheidigungsschriften der Advocaten gedruckt an die Mitglieder der Tribunale vertheilt. In jenem Prozeß ließ der Advocat Somaglia's, ohne Zweifel mit dessen Vorwissen, eine sehr heftige Invective auf die bestehende Verwaltung einrücken. Er sagte, er würde kein Wort verlieren, wenn er wüßte, daß auch diese Sache nach den Maximen des Jahrhunderts entschieden werden sollte. „Was sind aber," fuhr er fort, „diesen Maximen zufolge die Bedürfnisse eines Staates? Elegant gekleidete Truppen, welche dem Volke imponiren; Entwürfe einer neuen Gesetzgebung, die uns der angeblichen Barbarei der alten Gesetze zu überheben verspricht; eine strenge Polizei, welche sich erlaubt, die Geheimnisse jeder Familie auszuforschen; lärmende und kostbare Schauspiele; neue Finanzsysteme, welche die Reichthümer der Bevölkerung in die Cassen des Fiscus ableiten; Vermehrung der Aemter und der Beamten ohne Ende; Straßen, Brücken und Canäle. Nach den liberalen Ideen muß der Dienst des lebendigen Gottes, müssen die Kirchen und die Diener des Altars sich begnügen, wenn ihnen einige erbärmliche Brosamen von den öffentlichen Reichthümern zu Gute kommen. Glück genug, wenn die Priester des neuen Gesetzes tolerirt werden, wie es die Heiden wurden, unter der Regierung Theodosius des Großen. Allein glücklicher Weise," fährt die Schrift boshaft fort, „sind das nicht die Maximen von Rom." Sonst bleiben diese Drucke unbekannt; diese Stelle aber, welche nicht ohne Wahrheit ist, wurde mit reißender Geschwindigkeit in unzähligen Abschriften verbreitet.

Sonderbare Manier der Opposition; in den Acten der Prozesse,

in Privat-Briefen, denen man eine gewisse Verbreitung zu geben weiß. Zuweilen erschienen auch Pamphlete, aber man bemerke wohl: bloß in der Handschrift.

Es gab viel zu reden als der Governatore Pacca, Neffe des Cardinals, auf den Consalvi ein unbedingtes Vertrauen gesetzt, der Rom eine Zeit lang beherrscht hatte, im April des Jahres 1820 plötzlich verschwand. Consalvi selbst, obwohl er zuletzt an seinem Günstling irre geworden, und gewünscht hätte ihn zu entfernen, wäre es ihm nur um des Oheims willen möglich gewesen, zeigte sich darüber mißvergnügt und erschüttert.

Welche Gründe legte man in Rom nicht dieser Flucht unter! Bald behauptete man, der Papst habe insgeheim einen Prozeß gegen den Governatore instruiren lassen, und Consalvi habe darin einen Versuch gesehen, ihn, den Staatssecretär, selbst anzugreifen. Andere sagten, der Governatore sei mit den geheimen Gesellschaften einverstanden gewesen, und man habe es entdeckt. Andere schrieben seine Flucht seinen Schulden zu, und wahr ist, daß er sich durch Quittungen im Voraus von einem Pächter der Einkünfte bedeutende Summen verschafft hatte, die er späterhin zu decken außer Stande war. Wir wollen nur bemerken, daß dieser Vorfall zu einem neuen Angriff auf Consalvi dienen mußte.

Ein Hausgenosse des Cardinals Pacca, des Namens Mariotti, von dem man ein nicht-politisches Journal, das er angefangen, mehr aus literarischer Eifersucht als aus andern Gründen unterdrückt hatte, ergriff diese Gelegenheit, in einem Pamphlet, das man — immer handschriftlich — in den Kaffeehäusern verbreitete, einen Anfall auf den Staatssecretär zu wagen. „Es giebt zwei Hypothesen", hieß es darin; „entweder der Tyrann unseres unglücklichen Vaterlandes hatte sich mit den fremden Mächten verschworen, um freiheitsmörderische Entwürfe auszuführen, und der unglückliche Pacca war in dieselben eingeweiht. Jetzt verzweifelt man dieselben auszuführen, und er muß verschwinden. Dies ist die erste Vermuthung. Ich will auch noch eine zweite aufstellen. Man weiß, daß der Dictator, unser Despot, dem seine unermeßliche Macht noch nicht genügt, unsern ausgezeichneten Cardinal Pacca dahin bringen wollte, das Amt eines Camerlengo — in der That das zweite unter den römischen Staatsämtern — aufzugeben. Der würdige Cardinal fühlte, was er dem Lande schuldig ist: er hat diese unverschämte Forderung abgeschlagen. Der treulose Tyrann, der sein väterliches Herz kennt, hat ihm einen Dolch in dasselbe stoßen wollen und

seinen Neffen geopfert. Allein er täuschte sich. Der Cardinal wird statt seine Stelle aufzugeben, alle Prärogative wieder erobern, die man ihr entrissen hat".

Gerade die Abhängigkeit der Tribunale von den oberen Gewalten verhinderte den Staatssekretär, Mariotti vor denselben zu verfolgen. Wäre derselbe bestraft worden, so hätte es ausgesehen wie persönliche Rache. Er ließ Mariotti unberücksichtigt; in einem Gegenpamphlet ließ er dafür die wahren Gegner angreifen. Es war ein Gespräch zwischen Marforio und der Dame Lucrezia, die mit Pasquin und Abbate Luigi die vier Personen bilden, welche in den Pasquinaden auftreten. Jene beiden besprechen sich darin, wer wohl tauglich sein könne, dem Staatssekretär einmal nachzufolgen. Sie gehen alle Prälaten nach der Reihe durch, und man kann denken, wie sie ihnen mitspielen. Endlich kommen sie überein, der einzige taugliche Nachfolger sei Pasquin: „denn", heißt es, „erstens ist er kein Priester, zweitens hat er keine Arme".

Ich fürchte, man wird es tadeln, daß ich so ausführlich auf diese Dinge eingegangen bin, aber das gehört dazu, um die Lage dieses Staates und die Stellung seiner Verwaltung, wie sie damals waren, im Allgemeinen beurtheilen zu können.

Früher waren die geistlich-weltlichen Elemente desselben durch eine lange natürliche, historische Entwickelung mit einander verschmolzen, in einander aufgegangen. Schon in sich selbst nach und nach erstarrt, war diese Entwickelung durch die Revolution völlig unterbrochen worden.

Beide Elemente bestanden jetzt wieder neben einander. Einmal hatte man die Revolution adoptirt; sodann hatte man der Geistlichkeit die Gewalt gegeben. Das erste schien nothwendig, weil man nicht hoffen konnte, nach so langjährigen Bewegungen deren Wirkungen wieder zu vertilgen; das zweite schien der Begriff des Kirchenstaates so mit sich zu bringen. Und es mag sein, daß es anders nicht wohl anging. Allein offenbar hatte man dadurch einige schneidende Gegensätze geschaffen, die einander bekämpfen mußten. Die weltlichen Zustände beruhten auf einer Opposition gegen alle geistliche Macht. Diese dagegen bekam eine Gewalt, wie sie früher niemals gehabt und wie sie ihr schwerlich gut war. Wie sollten nicht beide Theile den Geist entwickeln, auf dem sie ursprünglich beruhten?

Auf irgend eine Weise mußte man beflissen sein, diesen Widerstreit aufzuheben.

Consalvi sollte es thun, ein Mann, wie wir wissen, den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts von Anfang an zugethan und in denselben durch die Nothwendigkeit aller Verhältnisse bestärkt und festgehalten.

Unmittelbar neben ihm die Großwürdenträger der Kirche, Männer, größtentheils von anderer Richtung; schon darum seine Gegner, weil er im Besitze der Gewalt war; die ihm geradezu sagten, seine Einrichtungen würden nicht länger dauern, als das Leben eines alten Mannes; die indessen jetzt schon das Ohr eben dieses alten Mannes immer mehr gewannen. Consalvi mußte ihnen ausbeugen; er mußte sich hüten, ihnen einen Vorwand darzubieten; um nur das eine oder das andere durchzusetzen, hatte er seinerseits in vielen Punkten nachzugeben.

Auch gab es noch eine zahlreiche Aristokratie, welche durch die Revolution bei Seite geschoben, aber nicht vernichtet und durch die Restauration begünstigt worden war. Consalvi hatte sich mit derselben nicht einzuverstehen gewußt. In großer Entrüstung über einige Beschränkungen hatten die römischen Fürsten auf ihre Patrimonialgerichtsbarkeit Verzicht geleistet; aber sie hielten sich noch immer in der Opposition und zuweilen waren sie stark genug, sich den Pflichten des Staates zu entziehen. Consalvi hätte wohl eine und die andere angemessenere Auflage einzuführen gewünscht; man sagte ihm geradezu, man werde sie ihm nicht zahlen.

Unmittelbar an diese schlossen sich die großen Capitalisten an, zwar dem Staate, mit dem sie unaufhörlich in Rechnung standen, so weit ergeben, aber um so mächtiger, je weniger an Zahl sie waren. Man lebte von Tag zu Tage, brauchte sie immer, und durfte sie nie verletzen.

Es folgten die höheren Beamten. Consalvi hatte auf sie den größten Einfluß, doch nicht einen ausschließlichen, und eigentlich Keiner war in seinem Vertrauen. Hat er doch die Censur der römischen Zeitung, des Diario, dann und wann selbst übernehmen zu müssen geglaubt. Einsicht, Talent, Integrität waren seltene Eigenschaften. Ueberdies behaupteten diese Beamten schon vermöge ihres geistlichen Charakters eine gewisse Unabhängigkeit; in ihren Händen war das Land.

Ein Land ohne Institutionen: in welchem der Privatvortheil unaufhörlich mit dem öffentlichen Krieg führte; ohne rechte Gesetze,

denn beide Legislationen waren aufgehoben, sowohl die altpäpstliche durch die Franzosen, als die französische durch den Papst; ohne Ordnung in den Finanzen; in wandelbarem, immerfort provisorischem Zustande.

Will man Consalvi verdammen, daß es nicht besser ging? Er bewährte auch hier sein diplomatisches Talent. Er suchte eine Abkunft zwischen den Prinzipien und Interessen; und so viel gelang ihm, einen Ausbruch ihrer Feindseligkeit zu vermeiden; mit ungemeiner Thätigkeit wußte er die Forderungen der jedesmaligen Gegenwart zu erledigen. Allein ein Gründer, wie die großen Staatsmänner des Alterthums gewesen, ein Gründer auf immer war er nicht. Wenn es ein Tadel ist, in der allgemeinen Bewegung von Europa eben auch nicht mehr als Andere gethan, und nicht den entgegenstrebenden Elementen zum Trotz etwas Haltbares hergestellt zu haben, so trifft ihn dieser Tadel. Die Gegensätze durch ein Höheres zu vereinigen, in diesen Gliedern des Staates einen zusammenhaltenden, wirksamen, unsterblichen Genius aufzuwecken, dies Geheimniß hat er freilich nicht gefunden.

Alles betrachtet, stand es in dem Staate schlimmer als in der Kirche.

In der Kirche waren doch die alten Grundlagen unerschüttert geblieben; man hatte den Feinden des Glaubens nie einen Schritt breit nachgegeben; wenn man es nicht dahin brachte, durch Erneuung und Verjüngung der religiösen Ideen die Widersacher heranzuziehen und zu unterwerfen, so hatte man doch noch das uralte Herkommen für sich, Kräfte, die so viele Jahrhunderte wirksam gewesen und in so vielen Nationen tiefe Wurzeln geschlagen.

Der Staat dagegen hatte beide Elemente und beide Prinzipien in sich aufgenommen; es war nicht gelungen, sie zu verbinden und zu verschmelzen. In den höheren Organen des Staates machte sich das eine geltend; es war stark durch die Erinnerung an einen ungeirrten Bestand in früheren Zeiten, gestützt von einer Theorie, die sich mindestens eben so gut hören läßt, wie die liberale, und ward durch den schlechten Erfolg der neuen Maximen bestätigt. In den tieferen Kreisen herrschte das andere vor. Man strebte nach den Formen der Selbstregierung, wie sie in einigen anderen Ländern üblich waren; durch diese wollte man sich für die verloren gegangenen Vorrechte entschädigen; man ergab sich dem Ein-

fluß französischer Theorien. Die eigentliche Stärke auch dieser Partei lag in dem mangelhaften Gange der inneren Angelegenheiten.

Durch keine höhere Kraft zusammengehalten, unvermittelt und losgebunden, suchten beide ihre Stütze in der allgemeinen Gährung von Südeuropa.

Neuntes Capitel.

Revolutionäre Bewegungen.

I. Carbonneria.

Wenn es schon schwer ist, sich über Zustände und Ereignisse der neuesten Zeit, welche offen am Tage liegen, zu unterrichten; wie viel schwieriger wird es, den geheimen Verzweigungen verborgener Bildungen, die lange gleichsam ein unterirdisches, der Sonne entzogenes Dasein fortsetzen, auf die Spur zu kommen. Begnügen wir uns, wenn wir zu dem Unbezweifelten nicht gelangen können, mit dem Wahrscheinlichen.

Das aber wird man nicht erwarten, daß auch wir die Carbonneria von Isis und Mithras, oder nur von jenem mythischen König von Frankreich, heiße er Heinrich oder Franz, herleiten, wie diese Gesellschaft es selbst zu thun versucht, und man es ihr wohl geglaubt hat [1]). In der Art, wie sie in Italien erschien, war sie ohne Zweifel ein sehr modernes Institut.

In ihren Abzeichen, Sinnbildern, dem Charakter ihrer Unterordnung zeigt sie eine genaue Verwandtschaft mit der Freimaurerei, wie sich dieselbe im südlichen Europa, namentlich in Frankreich, ausgebildet hatte [2]).

Die französische Maurerei war während der Revolution in den

1) Constitution et organisation des Carbonari, ou documens exacts sur tout ce qui concerne l'existence, l'origine et le but de cette société secrète, par M. Saint-Edme. Paris 1821. S. 8.

2) In den Prozeßacten von Macerata: Talun più instruito settario le (sette dei Carbonari, Guelfi Adelfi etc.) appella direzioni del Massonismo.

Clubs untergegangen. Nicht sobald aber waren diese wieder geschlossen und erhob sich das Kaiserthum aus den Elementen der Revolution, als sich auch die Freimaurer wieder zeigten. Sie waren mit der Gestalt, welche ihre Ideen in dem neuen Staate angenommen hatten, wohl schwerlich zufrieden. Napoleon aber wußte sie zu beherrschen; er setzte ihnen seine Vertrauten an die Spitze; er ließ ihnen einen Theil ihrer alten Beschäftigungen; er nährte sie mit Priesterhaß, so daß sich die mittelmäßigen Geister, die mehr ein bedeutendes Spiel und einen glänzenden Anschein lieben als Ernst und Wahrheit, befriedigt fühlten.

Nicht alle aber waren es. In Erinnerung an die alten Grundsätze, die sie immer vorgetragen, gedrückt und beherrscht von oben her, suchten sie für ihren Trieb die Welt umzugestalten neuen Raum, indem sie sich in die untern Klassen ausdehnten. Einige Gesellschaften, die schon früher bestanden hatten, aber minder hervorgetreten waren vor allen, die Gesellschaft der Köhler, charbonniers, die in dem östlichen Frankreich nicht unbedeutend war, und sich von dem Jura bis nach der Picardie ausdehnte, zogen sie an sich, oder ließen sich von ihnen aufsuchen, und bildeten sie in ihrem Geiste um. Die Vettern Köhler, les bons cousins charbonniers, und ihre Märkte, ventes, traten an die Stelle der Brüder Maurer und ihrer Logen. Hier fand man eine minder glänzende Wohlthätigkeit, aber eine größere und wahrhaftere Theilnahme des einen an dem andern; wie es scheint, wenigstens in den untern Graden positivere religiöse Meinungen; eine Verfassung, welche auf eine nachdrückliche Weise das Verbrechen zu unterdrücken wußte; eine Gewalt, welche jeden Ehrgeiz befriedigte, da sie in Folge freiwilliger Abdankungen immer von Hand in Hand ging. Das Institut hatte auch noch eine andere Bedeutung. Es nahm eine Richtung gegen den, von dessen Aufsicht die Oberhäupter sich eben befreien wollten. Charles Nodier, der eine Zeit seiner Jugend in diesen Gesellschaften zubrachte, gesteht es selbst. „In dieser unschuldigen und friedlichen Vereinigung", sagt er, „machte doch eine zügellose Liebe zur Freiheit, daß wir unter der Herrschaft von Napoleon den Samen von Unruhen auszustreuen suchten, der so fruchtbar im Unglück wurde [1])."

1) Souvenirs, épisodes et portraits pour servir à l'histoire de la révolution et de l'empire; par Charles Nodier. Paris 1831. Tome II, p. 314. Auch hat Cauchard d'Hermilly ein Schriftchen über die Carbonari und die fendeurs charbonniers in der Picardie bekannt gemacht, das ich nicht habe bekommen können.

In Italien war die Maurerei erst durch den Einfluß der Franzosen recht verbreitet worden. Sie erhielt sich bei dem öftern Wechsel der Regierungen. Die Personen, welche dem General Miollis bei der nächtlichen Ersteigung des Quirinals behülflich waren, sind später immer als Freimaurer bezeichnet worden [1]. In der That ward die Freimaurerei seitdem von den Franzosen befördert. Man wollte die Logen benutzen, um den öffentlichen Geist zu regieren und das Priesterthum vollends zu zerstören.

Allein indem man ein Institut begünstigte, welches die Absichten der Regierung befördern sollte, gründete man zugleich die Abart desselben, welche der Regierung so ganz entgegen war. Die Charbonniers traten als Carbonari auf.

Daß sie einen nationalen Grund in Italien gehabt, ist wohl sehr unwahrscheinlich. Der Heilige, den sie als ihren Beschützer anerkennen, die mythische Geschichte, die sie zu glauben vorgeben, ihre Abzeichen und Ausdrücke, alles weist nach Frankreich zurück.

Schon im Jahre 1810 fand ein englischer Agent Oberitalien voll geheimer antinapoleonischer Gesellschaften. Bald erschienen sie auch in Unteritalien. Königin Caroline von Sicilien hat sie nicht gegründet, sie selbst haben mit ihr angeknüpft. Der Fürst von Canosa versichert, und zwar, wie er sagt, nach den genauesten Untersuchungen — die er auch gewiß vor allen Andern anzustellen im Stande war — daß zuerst im Jahre 1810 ein Franzose von der Secte der Charbonniers, ein Verbannter, den Carbonarismus in Capua gepredigt habe [2]. Anfangs war sein Erfolg nicht besonders. Es dauerte lange, ehe er es bis zu einer mäßigen Anzahl von Anhängern gebracht hatte. Allmählig aber, und um so mehr, je drückender die französische Verwaltung ward, vermehrten sich dieselben. In den untern Graden wenigstens zeigte sich die Gesellschaft noch religiöser, als sie in Frankreich gewesen war. Ihre Versammlungen waren auf Erbauung berechnet; Ceremonien umfingen die Sinne; die sonore Wiederholung christlicher Formeln fesselte die Gedanken. Man gab vor, hauptsächlich die

1) In der Excommunicationsbulle vom 10. März 1809: Juvenes incauti aliique cives in suspecta conventicula legibus prohibita severissime invitati adlecti cooptati. Pistolesi II, 260.

2) I piffari di montagna ossia cenno estemporaneo sulla congiura del principe di Canosa e sopra i Carbonari. Faenza 1822. Von Canosa. P. 84.

theologischen Tugenden üben zu wollen [1]). Allein hiemit verknüpften sich unmittelbar die Ideen von Freiheit und Gleichheit. Der Staatsverwaltung gegenüber, die allerdings auf der Revolution beruhte, das Princip derselben aber verläugnete, erhielt sich dieses nackt und schroff in den Gesellschaften; und bedrohte seine eigene Schöpfung. Die Carbonari bildeten die Opposition von Murat. Erst als dieser die Waffen ergriff, um, wie er sagte, die Einheit von Italien herzustellen, zog er sie an sich. Wenn die Carbonari späterhin unter dem Namen Unionisten erscheinen, und vor allem Italien in Einen Staat zu verwandeln beabsichtigen, so hat das dieser Einfluß wo nicht hervorgerufen, doch begünstigt.

Bei einer solchen Richtung leuchtet ein, wie wenig die neue Ordnung der Dinge, die nach dem Falle Napoleons eingeführt wurde, den Wünschen dieser und ähnlicher Gesellschaften entsprechen konnte. Hatten sie sich früher in der Opposition gegen die napoleonische Gewalt zu den Feinden derselben, den legitimen Regierungen gehalten, so erschienen sie nun auf der Stelle im Gegensatz gegen diese. Sie schlossen sich wohl eher an die Napoleoniden und deren geheimes Treiben an. Statt sich aufzulösen, wie man hätte erwarten können, wurden sie nun erst thätig; nach allen Seiten breiteten sie sich aus.

Carbonari im Kirchenstaat.

In Oberitalien bestand die Gesellschaft der Guelfen. Der vornehmste Sitz derselben und ihrer obersten Würdenträger war Mailand. Sie hatte durch die große lombardische Ebene hin diesseit und jenseit des Po ihre Mitglieder. In Bologna bestand ein hoher Guelfischer Rath, der den Mittelpunkt für die Legationen bildete. In Unteritalien erhielten sich die Carbonari; ihre oberste Vereinigung war „das hohe Licht“ zu Neapel. Die Truppen Murats hatten die Gesellschaft zuerst außer den Grenzen des Königreiches ausgebreitet; in den Marken hatte sie Fuß gefaßt. Der ersten größeren Vereinigung der Carbonari begegnen wir im November 1816 am Bord eines türkischen Fahrzeuges vor Ancona.

In diesen Gegenden selbst, wie es scheint, war indeß eine Gesellschaft entsprungen, die unter dem sonderbaren Titel: Fratelli seguaci (dei?) protettori republicani; Brüder, Nachfolger der

1) Coppi annali d'Italia. IV, p. 62.

Beschützer Republikaner, — denn so möchten diese Worte zu deuten sein[1]) — Proselyten machte und in jener Zeit auf ein amerikanisches Geschwader rechnete, das, mit zahlreichen italienischen Flüchtlingen am Bord, in den Gewässen des adriatischen Meeres erscheinen sollte.

Die ursprünglichen Absichten dieser Vereinigungen waren, so viel wir sehen, nicht ganz identisch. Sie wünschten wohl alle die Unabhängigkeit von Italien, doch waren die Guelfen mehr in der Richtung des übrigen Europa: sie hätten Italien einem fremden Fürsten, unter der Bedingung der Annahme einer Constitution, gegönnt. Die Carbonari hatten das christlich-philantropische Element am meisten ausgebildet; nach ihren oft wiederholten Versicherungen wünschten sie, die eingebornen Fürsten zu behalten. Die Brüder waren entschieden republikanisch; sie rechneten auf die Einführung von lauter Republiken durch ganz Europa.

Indessen würde man irren, wenn man in diesen Gesellschaften sogleich eine eigentliche Organisation, und strenge Ordnung voraussetzen wollte. In den Jahren 1816 und 1817 finden wir alles in der lebhaftesten Bewegung; und eben im Werden.

Die Guelfen stifteten in den meisten bedeutenden Städten Räthe mit Präsidenten; sie bedienten sich eines Katechismus ihres politischen Glaubensbekenntnisses, und eines eigenen Wörterbuches für ihre geheime Correspondenz: sie hatten eine Art von Beamten, welche sie die Sichtbaren, Visibili, nannten, und diese erschienen dann am häufigsten. Die Brüder-Nachfolger sendeten ihre Ausbreiter, Propagatori, mit Empfehlungsbriefen von Ort zu Ort: sie nahmen bedeutende Männer auf und ließen sie jenen rasenden Eid auf Giftflasche und glühendes Eisen schwören: Tag und Nacht auf die Ausrottung der Tyrannen zu denken, und das Geheimniß der Gesellschaft zu bewahren: „wo nicht, so sei die Giftflasche mein Trank und das glühende Eisen brenne mein Fleisch.“ Am thätigsten aber waren die Carbonari: sie vereinigten sich mit den Andern, und

1) Niebuhr erklärte uns, daß es heiße: repubblicani, seguaci (dei) fratelli protettori, und wollte darin eine neue Spur ihres Zusammenhanges mit der Maurerei erkennen; da aber diese Gesellschaft gleich anfangs auf die Amerikaner baute, und da hernach eben hier eine republikanische Gesellschaft, geradezu unter dem Namen Amerikaner erschien, welche nichts als die Fortsetzung der fratelli seguaci zu sein scheint, so wäre ich für die einfachere Erklärung.

nahmen sie in sich auf: ihre Bewegungen liegen am deutlichsten vor uns[1]).

Unter allen Mitgliedern derselben war Giacomo Papis, zu Ancona, ein Handelsmann, nicht ohne Vermögen und ausgebreitete Verbindungen, der früher an der Verwaltung der Domänen des Königreichs Italien Antheil gehabt, wohl das wirksamste. Er veranstaltete jene Versammlung am Bord des türkischen Fahrzeugs, und stiftete darauf eine obere Vereinigung — die alta Vendita — zu Ancona. Von ihm gingen die Instructionen für die untergeordneten Verbindungen aus; wie mit den Guelfen zu Bologna, so unterhielt er mit allen Carbonari des Kirchenstaates eine lebhafte Correspondenz; er ertheilte Pässe und unterstützte die Bedürftigen.

Zunächst stand ihm Conte Cesare Gallo zu Macerata, aus guter und noch nicht heruntergekommener Familie, nicht ohne persönliches Ansehen. Mit der Regierung des Königreichs Italien hatte er in genauer Verbindung gestanden; doch rühmte er sich, daß er diese Stellung nur gebraucht habe, um die Interessen der legitimen Regierung zu verfechten, Kirchen und Klöster vor der Zerstörung zu beschützen, Priestern fortzuhelfen. Zwar aß er gern zu Mittag bei dem Delegaten, seinem Verwandten, aber dies hinderte ihn nicht, den Carbonari Feste in seinem Hause zu geben; ja als sie Macerata zu einer Vendita Madre constituirten, nahm er den Rang eines Großmeisters an. Er scheint es für eine Art von Ehre gehalten zu haben, geheimen Gesellschaften anzugehören; einen solchen Antrag wies er niemals von sich. Es gefiel ihm, sich selbst mit außerordentlichen Hoffnungen schmeicheln zu dürfen.

Die Theuerung von 1816, die man in diesem Lande der Regierung Schuld gab, und die Unzufriedenheit, welche sie verursachte, mochte nicht wenig dazu beitragen, die Carbonneria auszubreiten.

Gar bald gab es Vendite in Tolentino, Camerino, Loretto. Die Carbonari von Loretto stifteten eine Vendita zu Monte-lupone.

1) Ristretto del processo informativo A. S. E. Mons. Pacca etc. — Macerata ed altri luoghi — di fellonia — contro G. Papis etc. Roma 1818. In den verschiedenen, von Bartholdy herrührenden Büchern über die Carbonari findet man einen Auszug aus dem allgemeinen Theile dieser Acten. Noch wichtiger aber sind die Untersuchungen über die einzelnen Angeklagten von B, 3 an; sie machen uns erst eine eigene Ansicht möglich. Wir benutzen sie in dem ganzen folgenden Abschnitt.

Jenseit der Apenninen machte man geringere Fortschritte; wenigstens klagten die Oberhäupter zu Foligno, daß sie wenig zuverlässige Anhänger fänden. Diesseit war man nicht immer ganz einig. Papis mußte erleben, daß sich die Vendita zu Fermo der anconitanischen und mithin seinem Großmeisterthume niemals unterwerfen wollte. Ueberhaupt zeigte sich schon auch in der Hinsicht eine gewisse Eifersucht unter den Städten, und Cesena führte mit vieler Sorgfalt aus, weshalb es die Ehre verdiene, eine Vendita Madre zu haben. Allein im Ganzen nahm der Bund außerordentlich zu; die Vendite fielen mit den guelfischen Räthen zusammen; man machte keinen Unterschied mehr; trotz einzelner Zwistigkeiten hielt man die beste Freundschaft. Vendite madri und Vendite figlie mehrten sich täglich.

Was man nun aber in denselben getrieben hat?

Die seltsamen Ceremonieen mit so mannichfaltiger Bedeutung, ihre Würden und Grade, ihre Correspondenz und Einrichtung gaben ihnen schon an und für sich Beschäftigung. Bei Gelagen und Zusammenkünften aber erwärmte man sich mit heftigen Liedern und Reden. „Bald werde der große Schlag ergehen: man möge sich mit Waffen versehen, selbst mit vergifteten; man müsse, wie Brutus die Tyrannen entthronen, den Purpur des päpstlichen Mantels in Blut verwandeln. Endlich", sang man, „werde das erwachende Italien den Stahl zücken, den es vorbereitet; schon gehe das blutrothe Gestirn auf." Ihr Toast war: „Tod oder Unabhängigkeit."

Und ob nun mit dieser gewaltsamen Aufregung eigentliche und festgesetzte Plane verbunden waren? — Dann und wann hören wir davon. Aber auch Vorschläge, die ein so wenig entschlossener Großmeister, wie Gallo, in Macerata machte, wurden von den Mitgliedern verworfen; und wenn man ja dort etwas für thunlich gehalten, so erklärte man es in Bologna für unausführbar.

Papis drückte sich nur sehr gemäßigt aus. Bei einer Zusammenkunft auf einem Landhause, unfern Monte Granaro ermunterte er nur im Allgemeinen zur Thätigkeit, zu weiterer Ausbreitung der Gesellschaft. Er erlaubte sich wohl, an Gallo eine gewisse Nachlässigkeit zu tadeln; doch fügte er hinzu: nur in seiner Eigenschaft als Oberer gestatte er sich dies. Seine Briefe haben den Meisterton eines wirklichen Vorgesetzten, so etwas von herablassender Ermahnung, was gar seltsam läßt. Dieser geheime Staat ist zugleich eine Nachahmung und unbewußte Parodie des öffentlichen, sein Gegensatz und sein Produkt.

Größere Kraft und Energie darf man ihm wohl auch nicht zuschreiben. Die Carbonari erwarteten einen Anlaß aus der Fremde. Bald war es eine allgemeine Erhebung der Revolutionäre von Lissabon bis Petersburg, von Petersburg bis Neapel: — sie hatten so wenig Kenntniß von den wahren Verhältnissen der Welt, daß Papis selbst im Jahre 1817 „als eine sichere Nachricht [1])" meldete, in London sei volle Revolution ausgebrochen: königliche Familie und Parlament seien massacrirt worden: — bald hoffte man auf eine Entzweiung der großen Mächte, selbst einen Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei, vor allem aber auf eine Herstellung der Revolution in Frankreich: „wenn der Hahn kräht, wenn die Adler streiten, dann wird Italien auferstehn." Für das Innere erwartete man die Gelegenheit einer Sedisvacanz.

Unternehmung von Macerata.

Eine so weit verbreitete Verbindung kann indeß der Natur der Sache nach nicht lange bestehen, ohne Zeichen ihres Daseins von sich zu geben. Das vulcanische Feuer kann unmöglich unter dem ganzen Boden hin thätig sein, ohne hier oder da zum Ausbruch zu kommen.

Es wird wohl gesagt, daß solche Gesellschaften der Leitung unbekannter Oberen hingegeben, von ihnen nach Belieben regiert werden. Hier kam die Bewegung von einer andern Seite.

Wie sollte eine geheime, im Gegensatz wider die Regierung begriffene, zu gewaltsamen Unternehmungen aufgelegte Verbindung bestehen können, ohne die verderbten Stoffe der bürgerlichen Gesellschaft an sich zu ziehen, Elemente, die sie selber verdammt, aber nicht von sich abhalten kann.

Unter den Carbonari unterschied man gar bald die Guten und die Bösen. Die Bösen waren die, welche auf Kosten der Uebrigen lebten, und selbst Mordanfälle unter dem Schein, als geschehe es im Namen der Gesellschaft, ausübten. Oft war die Rede davon, sie auszuschließen, doch geschah es niemals; vielmehr machten gerade sie sich geltend.

Da war der Maëstro Terribile der Vendita zu Macerata, Carletti: der schon um der schnödesten Verbrechen willen vor Gericht gestanden. Dennoch erwarb er sich das Vertrauen Gallo's und

1) „Vi do notizia certa."

erschien als dessen erklärtes Organ. Während er sich auf der einen Seite dieses Namens, der in jenen Gegenden nicht wenig gegolten zu haben scheint, zu seinen Zwecken bediente, mißhandelte er auf der andern den Grafen, und zwang ihm durch Drohungen Geld ab. Gallo hatte sich nämlich so weit herausgelassen, daß er sich plötzlich in der Gewalt dieses Menschen befand.

In Ancona war ein Fechtmeister Riva, ein Mensch, der, als man ihm irgendwo die Erlaubniß zu seinen Fechtstunden zu versagen Miene gemacht, geradezu gedroht hatte, in's Gebirge zu gehen und als Räuber zu leben.

Bald hatten sich diese beiden gefunden und vereinigt. Immer in Thätigkeit, immer unterwegs, machten sie an jedem Ort die Verbindungen geltend, die sie an den andern hätten. Prahlerisch übertrieben sie die Kräfte, die ihnen zu Gebote ständen. Riva meinte, mit zwölf Mann wolle er sich der Festung von Ancona bemächtigen: Carletti lachte der päpstlichen Truppen.

Ihr nächster Plan war, sich an dem Johannisabend 24. Juni 1817 der Stadt Macerata zu bemächtigen; Feuersignale von dem Glockenthurme gegeben, sollten die Nachricht nach den benachbarten Orten tragen; den nächsten Tag wollte man über Ancona herfallen: für hohen Sold würde man gar bald Truppen finden, das ganze Land sollte in Aufstand gebracht, und von diesem Punkte aus die große Weltveränderung in's Werk gesetzt werden.

Zwar drangen sie mit diesem Entwurfe bei ihren Oberen nicht durch. Papis zerriß das Papier, auf welchem Riva seinen Plan niedergeschrieben hatte; selbst Gallo erklärte, es sei jetzt keine Zeit dazu; der guelfische Rath zu Bologna versagte seine Mitwirkung. Sie fürchteten die Ausschweifungen, die diese so rohen Anführer veranlassen würden.

Allein Carletti, der nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, ließ sich nicht zähmen. Der Widerspruch setzte ihn nur in größere Wuth. Er hatte eine Anzahl Bauern, obwohl sie nicht Carbonari waren, durch die Aussicht auf gute Beute gewonnen; ein Sergente Maggiore war mit funfzehn Scudi bestochen, ihnen ein Thor zu öffnen; dann sollten sie sich mit den Verbündeten im Innern der Stadt vereinigen.

Eine Combination, die nur im glücklichsten Falle gelingen konnte. Aber, wie sich denken ließ, keineswegs erschienen alle, die es versprochen: weder draußen, noch innerhalb; Graf Gallo, den man zum Consul machen wollte, hielt sich zu Bette. Gleich der erste Schuß,

der das Zeichen geben sollte, ein Vetturin gab ihn auf eine Schildwacht, fehlte. Die Carabinieri rückten heraus, und zersprengten die Versammelten.

Eine erbärmliche Unternehmung, die aber natürlich großes Aufsehen machte. Freilich wäre es auch möglich gewesen, daß sie besser entworfen und vorbereitet, mit größerer Uebereinstimmung und Klugheit ausgeführt worden wäre. Dann hätte sie bei dem Zustand dieses Landes eine große Verwirrung hervorbringen können. Jetzt war ihr einziger Erfolg, daß der Staat auf seine Gefahr aufmerksam wurde. Die Häupter, denen man damals auf die Spur kam, wurden eingezogen: sie sind hernach zu immerwährendem Gefängniß verurtheilt worden.

Indeß zerstörte man damit die Gesellschaften lange nicht. Im Jahre 1819 trat ein Ereigniß ein, das ihr fortwährendes Bestehen und nicht minder ausgebreitete Anschläge verrieth.

Illuminati.

Ein geringfügiges Ereigniß, doch gehört es in diesen Kreis und zeigt eine so eigene Mischung des Charakters, daß ich es wohl erzählen kann.

Ein Offizier der alten italienischen Armee, Illuminati, ward zu Rom eingezogen. Wie er dort an der Piazza Colonna ein paar Briefe auf die Post gab, hatte man ihm eine gewisse Unruhe anzumerken geglaubt, die Briefe gesucht, und sie verdächtig gefunden. So räthselhaft sie lauteten, so erkannte man doch, daß es Berichte eines Emissärs an die Brüder einer Loge waren, in denen er ihnen seine Beobachtungen mittheilte.

Der Eingezogene läugnete nicht lange, daß er diese Briefe geschrieben; allein er weigerte sich, sie zu erklären. Indem er sich selber anklagte, daß er sich nicht sogleich erschossen habe, als er sich beobachtet gesehen, fügte er hinzu, doch solle man darum nichts von ihm erfahren; sein Entschluß sei bereits gefaßt; er werde zu sterben wissen.

In der That aß er von Stund an nicht wieder. Auch nahm er nicht zu trinken, zumal da er fürchtete, man gebe ihm etwas, das ihm den Kopf verwirre und ihn doch reden mache; er kleidete sich nicht mehr aus, er legte sich nicht mehr zu Bett.

Man begreift, daß gerade ein solches Betragen um so begieriger machte, seine Geheimnisse zu erfahren. Mußten sie nicht höchst

wichtig sein, da ein Mensch sich selbst einem grausamen Tode weihete, um sie mit sich sterben zu lassen? Auch enthielten die Briefe, so weit man sie verstand, merkwürdige Andeutungen. „In Rom gebe es wenig Anhänger der Revolution, aber sie seien dafür desto entschiedener.“ „Der Herbst sei lachend, noch schöner werde es im Frühjahr werden.“ Welche Drohungen und Gefahren schloß dies ein!

Was man aber auch an Illuminati versuchen mochte, es war alles vergeblich. Er kehrte die Zunge um, wenn man ihm mit Gewalt nährende Stoffe einflößen wollte. Schon ward er so schwach, daß man seinen Tod in Kurzem erwartete.

In diesem Moment lief eine Zuschrift an ihn ein. Illuminati, der, nachdem er seine Anstellung verloren, Weib und Kind in Ferrara verlassen, hatte darauf in Venedig mit einer andern Frau gelebt. Von dieser Venezianerin war der Brief.

Der Governatore hielt es doch für der Mühe werth, ihn persönlich zu überbringen, um einen so räthselhaften Gefangenen selber noch einmal zu beobachten.

Illuminati, halb ohne Leben, saß auf seinem Stuhl am Bett; er nährte seine Seele mit dem Bewußtsein seiner Unbeugsamkeit; es dauerte eine Weile, ehe er den Governatore bemerkte; indem er dann seine Kräfte zusammennahm, um ihm die gewöhnliche Höflichkeit zu bezeugen, empfing er jenen Brief.

Wie sonderbar ist der Mensch zusammengesetzt! Dieser hartnäckige Italiener, ein Kriegsmann, in Verschwörungen verflochten, entschlossen zu sterben, ward von ein paar Zeilen besiegt. In dem Zustande der äußersten Schwäche, in den ihn seine Enthaltung versetzt, hatte er kein Mittel übrig behalten, um dem Eindruck derselben zu widerstehen. Ein Gefühl, das in ihm schlummern mochte, als er auf das Leben verzichtete, erwachte plötzlich wieder und nahm ihn völlig ein: von seiner Leidenschaft in der Liebe ward seine politische Leidenschaft überwunden. Er brach in einen Strom von Thränen aus. Um wenigstens antworten zu können, überließ er sich einem Arzt. Endlich brachte er es so weit; dann war auch die natürliche Liebe zum Leben wieder aufgewacht, und er fing sogar an, einige Erklärungen zu geben.

Nicht alles wird uns bekannt geworden sein, was er gesagt hat. Man glaubte anzunehmen, zwischen den Revolutionären von Mailand und Neapel walte das engste Verständniß ob; Guelfen und Carbonari seien völlig vereinigt; in Mailand befinde sich das

leitende Comité, es bestehe aus fünf Personen; es habe Verbindungen bis nach Rom. Man glaubte zu finden, daß die engsten Verhältnisse zwischen den Italienern und einigen Engländern unterhalten würden. Die Hoffnungen, die man hegte, gingen auf die nächste Zukunft. Italien, sagte Illuminati, bedürfe der Winde des Nordens; nicht allein das Frühjahr werde schön, auch der Winter werde heiter sein.

Nur allzuwohl trafen seine Prophezeiungen ein.

In dem Winter von 1820 ward der Herzog von Berry ermordet und brach die spanische Revolution aus; in dem Sommer kam es zur neapolitanischen: Ereignisse, die ganz Europa in eine neue Gährung versetzten und den Weltverhältnissen eine andere Gestalt gaben.

II. Gefahren während der neapolitanischen Revolution.

Vor allem bedrohten sie den Kirchenstaat.

Dieser schwache Staat, von feindlichen Elementen durchzogen, ohne wahrhafte innere Festigkeit, wie sollte er einer europäischen Bewegung widerstehen, die sich mit fortreißender Gewalt heranwälzte.

Benevent und Pontecorvo wurden gleich im Juli 1820 von ihr ergriffen. Eine Erklärung erschien, in der es hieß, „es sei der Wille des beneventinischen Volkes, frei und vereinigt mit Neapel zu leben und zu sterben.“ In Pontecorvo pflanzte man einen Freiheitsbaum.

Von dieser neapolitanischen Enclave drang dann die Bewegung bald in die eigentlich römischen Provinzen vor. Im Gebiet von Frosinone trat gleichsam die ganze Bevölkerung zu den Carbonari.

Wie sehr aber mußten diese Revolutionen die noch übrigen Anhänger jener Gesellschaft in Bewegung setzen, welche schon so lange auf einen Antrieb von Außen gewartet hatten. Noch immer erfüllten sie die Legationen, vornehmlich Romagna. Noch immer ward von Halbjahr zu Halbjahr das Erkennungswort ausgetheilt: Versammlungen wurden gehalten und tausend Entwürfe gemacht. Es bestand eine entschieden republikanisch gesinnte Gesellschaft, die sich Mericani, Americani nannte. Vielleicht hatten sie sich aus jenen Brüder-Nachfolgern entwickelt. Sie hatten ihre Versammlung in den Gehölzen; da sangen sie ihr romagnuolisches Lied: „Wir sind Alle Soldaten für die Freiheit.“ Mit welchem Jubel begrüßten sie Lord

Byron, wenn er einmal bei ihnen vorüberritt. Der Dichter war von jenen magischen Worten, Italien und Rom und Freiheit, die noch eine große Zukunft hatten, hingerissen; Poesie und Politik durchdrang sich in ihm; nicht zufrieden mit politischer Poesie, warf er sich in eine poetische Politik, deren Opfer er später geworden ist. Damals gab er den Carbonari Geld und verschaffte ihnen Waffen [1]). Oft fand man Anschläge an den Palästen: Tod den Priestern, nieder mit dem Adel, es lebe die Republik; auch in den Theatern gelangte diese Gesinnung zum Ausdruck. Den Carbonari stellten sich Vertheidiger der Kirche und des Staates, wie sie einmal waren, die Sanfedisten gegenüber, und zuweilen rüsteten sich beide Parteien gegen einander.

Diesmal drang die Bewegung selbst nach Rom vor. Auch in Rom verkaufte man Ringe mit Todtenköpfen und anderen Sinnbildern der Carbonari; die abgedankten Soldaten des napoleonischen Heeres erschienen in Schaaren. Man fand die trotzigsten Anschläge voll aufrührerischen Inhaltes. „Wie lange", lautete einer, der mit den räthselhaften Buchstaben der Carbonari anfing, und an der Stelle der Unterschrift ihr Zeichen hatte, „wie lange wollt ihr, Römer, eure feigherzige Geduld fortsetzen? Das Beispiel eurer Nachbarn, der braven Neapolitaner, wird es euch nicht aufwecken? wollt ihr noch länger zögern den Cardinal-Tyrann zur Rechenschaft zu ziehen über den Mißbrauch seiner Gewalt, seine Verruchtheit und seine heuchlerischen Ausreden? Erhebt euch! erobert eure Rechte wieder! Christus wird Euch beistehen"!

Da ist nur merkwürdig, welch eigene Gestalt die Sache in dem römischen Gebiete annahm.

Wenn irgendwo, so ist in diesen Gegenden die spanische Constitution gefährlich. Gerade das, was sie unausführbar macht, gibt ihr ihren Reiz. So rein ist sie auf das Princip der Nationalsouveränetät gegründet: so ganz legt sie alle Gewalt in die Hände der Repräsentanten des Volkes [2]). Recht verführerisch aber für katholisch-gläubige Bevölkerungen wird sie erst dadurch, daß sie die Ausübung jeder andern Religion, außer „der einzig wahren römisch-katholisch-apostolischen" verbietet, daß sie nicht allein die Wahlen mit

1) Letters and Journals of Lord Byron. By Th. Moore. 1820. 21.

2) Vom constitutionellen Standpunct hat sie noch Martignac beurtheilt, Essai historique sur la révolution d'Espagne. T. I. p. 97.

geistlichen Ceremonien umgibt und unter den Augen des Pfarrers vornehmen läßt, sondern auch die Wahl der Weltgeistlichen zu Deputirten ausdrücklich billigt [1]). Für den niedern Klerus, der wiederum auf das Volk wirkt, hat dies viel Anziehendes.

Mit ungemeinem Enthusiasmus ward die spanische Constitution darum bewillkommt; es fanden sich in Rom alte Exemplare auf dem Lager, welche reißend verbreitet wurden. Die Erläuterungen, mit denen die Constitution begleitet ist, erlangten einen ungetheilten Beifall.

Wie sehr auch immer die Natur des Kirchenstaates und der päpstlichen Gewalt eine solche Constitution auszuschließen schien, so dachte man doch auch hier geradezu auf eine Einführung derselben.

„In Erwägung", heißt es in einer erdichteten Proclamation, welche die Freunde der Neuerung auf Einen Tag sämmtlichen Delegaten in die Hände zu bringen wußten, „in Erwägung, daß das Recht eine freie Constitution zu fordern, von dem Wiener Congreß anerkannt worden, daß das Volk von Rom die Constitution von Spanien fordert, daß es die Tyrannei eines Consalvi nicht länger ertragen kann — hier folgt eine lange Aufzählung aller Beschwerden, die man gegen den Cardinal vorbrachte, nicht ohne die Bemerkung, daß er die kirchlichen Interessen des heiligen Stuhles als ein Verräther aufopfere — endlich in Erwägung, daß, wenn man den gerechten Forderungen des Volkes Widerstand leisten sollte, den 9ten August um die 22ste Stunde das Geschrei Amazza, Amazza erschallen und ein allgemeines Gemetzel erfolgen würde, aus allen diesen Gründen hat sich der heilige Vater entschlossen, den Feind des Volkes der Rache desselben zu überlassen und die göttliche spanische Constitution anzunehmen, worin ihn der ehrwürdige Körper der Cardinäle unterstützen wird. Er wird die Abgaben vermindern, er wird künftig nach dieser Constitution, dem Evangelium und dem Concil von Trident regieren; in San Lorenzo in Damaso wird er sich hiezu verpflichten und vor allen die braven Bolognesen belohnen, die ihn hiezu besonders veranlaßt haben."

So seltsam werden hier geistliche und weltliche Interessen, die spanische Constitution und die kirchlichen Gesetze in einander gemischt! Aber eben dies ist das Unterscheidende dieser Entwürfe.

In der That glaubte man, daß die constitutionelle Richtung sogar in die Cardinäle eingedrungen sei. In jenem Pamphlet gegen

1) Art. 12, 46, 91.

Consalvi, das nach der Entweichung des Governatore erschien, hieß es wörtlich: „der weise und patriotische Cardinal Pacca hat die tiefe Ueberzeugung, daß in unserm Jahrhundert nur eine liberale Constitution zu retten vermag. Andere würdige Mitglieder des heiligen Stuhles denken wie er. Schließt euch an sie an! Von ihren Händen werdet ihr eine Cardinalconstitution (constituzione cardinalizia) empfangen.“

Und wäre es ein Wunder, wenn einige ehrgeizige Cardinäle, eingedenk der alten Bedeutung ihres Standes, durch die Vernachlässigung, die ihnen der Staatssecretär widerfahren ließ, aufgebracht, und fortgerissen von dem Strome der Meinung hierauf wenigstens im Stillen eingegangen wären? Sie dachten wohl sich zu einem italienischen Senat auszubilden; sie schmeichelten sich, das Unterhaus, das man ihnen zur Seite setzen würde, durch ihr Ansehen im Zaum zu halten. Gewiß, nichts hätte wirksamer werden können, als wenn sich die römische Curie an die Spitze der italienischen Bewegung gestellt hätte.

Hier trat dann die seltsamste Annäherung ein.

Consalvi hatte, wie wir sahen, beiden Parteien nachgegeben. Wäre es ihm besser gelungen, hätte er einen Staat hergestellt, der an innerem Bestand dem alten zu vergleichen gewesen wäre, so würde er auch ohne Begünstigung der einen oder der andern keine zu fürchten gehabt haben. Allein da es nicht ging, da es mit dieser Art von Staat, wie Jedermann einsah, nicht fortwollte, so erhoben sich beide wider ihn. Unzufrieden mit dem was ihr gewährt worden, sah eine jede die Ursache des öffentlichen Unglücks nur in dem, was ihr versagt geblieben. Von beiden Seiten erhoben sie sich wider Consalvi.

Wer hätte es glauben sollen? In dem Moment, den wir betrachten, war es nahe daran, daß sich beide vereinigten. In einem Senat aus Geistlichen hätte man das eine, in einem demokratischen Unterhause das andere Element repräsentirt. Es ist wahr, eine Bewegung in rein liberalem Sinne mochte in Rom nicht zu erwarten sein. Eine zugleich liberale und klerikale dagegen wäre so unmöglich nicht gewesen; der Einfluß der Curie und die Neigungen der Mittelclasse hätten sich dann vereinigt. Zwar würde es auf keinen Fall lange gedauert haben; zum ersten Anstoß hätte es füglich dienen können.

Es bedurfte nur eines Zunders für diese brennbaren Stoffe. Und hätte man sich so sehr verwundern dürfen, wenn sich die

Neapolitaner bemüht hätten, eine Bewegung im Kirchenstaate hervorzubringen? Man konnte nicht in Zweifel sein, wozu die österreichische Macht in der Lombardei sich rüstete; und kein Mensch konnte sich einbilden, daß der Papst den Durchmarsch derselben verhindern werde. Auch hatte der neapolitanische General Pepe eine förmliche Petition, unterzeichnet von ein und siebzig ausgewanderten Römern, in Empfang genommen, in der er geradezu um eine Invasion ersucht ward.

Es kam alles darauf an, die Berührung zwischen Rom und Neapel zu verhindern, von welcher Seite sie auch gesucht werden mochte. Sehr wohl faßte das Consalvi.

Der Forderung der Neapolitaner, Rom solle sich einem Durchmarsch der Oesterreicher widersetzen; wo nicht, so werde man auch von neapolitanischer Seite die Grenzen überschreiten, setzte Consalvi eine sehr geschickte Antwort entgegen. Er sagte, noch sei kein Antrag in jener Beziehung an ihn gelangt. Damit leugnete er nicht, daß ein solcher geschehen könne; er versprach auch nicht denselben zurückzuweisen: er band sich die Hände für die Zukunft nicht. „Uebrigens aber", fügte er hinzu, „sei die Unverletzlichkeit der päpstlichen Staaten von allen großen Mächten anerkannt; ohne Zweifel werde jede Regierung sie respectiren." Auch damit sagte er nichts wider Oesterreich — es war weit entfernt, den Durchmarsch erzwingen zu wollen — aber gegen Diejenigen hatte die Unverletzlichkeit Bedeutung, welche ohne die Bewilligung des Papstes einzurücken drohten. Auf das Klügste abgewogen, wie wir sehen, war diese Antwort, und in der That hatte sie ihre Wirkung. Die Neapolitaner, an sich nicht kriegerisch gesinnt, dachten für's Erste an keinen Angriff.

Nur war es nöthig, auch jeden Ausbruch einer innern Bewegung zu vermeiden.

Es lag eine gewisse Gefahr darin, daß eines Tages die Tuchfabriken, weil man ihnen ein Recht, auf das sie angetragen, versagt hatte, ihre sämmtlichen Arbeiter auf einmal zu entlassen Miene machten. Dieser Arbeiter waren mehrere tausend an Zahl. Mit ihrem Anhang, ihren Frauen und Kindern hätten sie wohl einen Kern für eine Bewegung bilden können und es gab Leute, welche Feuerzeichen, die man jede Nacht von der neapolitanischen Grenze her bis zu den albanischen Höhen von Berg zu Berg bemerkte, damit in Verbindung setzten. Consalvi versäumte nichts, bis er Herren und Arbeiter beruhigt hatte. Er wandte, wie man sagt, selbst eine bedeutende Summe daran. Alle seine Maßregeln waren wohl berechnet. Er

hatte die Waffen der Bürgergarden anfangs nach dem Castell S. Angelo abführen lassen. Auf ihre Bitten stellte er sie nunmehr unter die Obhut der sichersten Einwohner. Sie schwuren ihm dafür die Stadt gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Noch einmal zeigte Consalvi hiebei sein Talent in glänzendem Lichte. Ihn vor Allen, den beide Parteien haßten, bedrohte ein gräßliches Schicksal. Doch verlor er darüber niemals Ruhe und Geistesgegenwart. Er ließ sich die Dinge nicht persönlich anfechten; besonnen ermaß er sie. Er zeigte eine überlegene feste Klugheit und gerade die rechte Vereinigung von Güte und Strenge.

Hiebei kam ihm die Fassung des Papstes, der schon ganz andere Gefahren erlebt hatte, sehr zu Hülfe. Als eines Abend im Februar 1821 über die Nachricht, die Neapolitaner seien in vollem Marsch auf Velletri, ganz Rom in Verwirrung gerieth — Fiakerpferde wurden requirirt, Kanonen aufgefahren; die Bürgergarde zog auf, die Truppen machten sich fertig, nach Civita vecchia abzugehen — blieb der Papst fast allein gelassen. Man redete ihm zu, mit den Truppen aufzubrechen. „Höre, Frosini", sagte er zu seinem Maggiordomo, „wenn du Furcht hast, so kannst du abreisen; ich lege mich zu Bette". Den andern Tag wies sich auch alles als ein falscher Schrecken aus.

Indessen wissen wir doch, daß gerade damals eine gewisse Gefahr drohte. Mitten in dem Carneval, während man nur Tanz, Theater und Maske zu kennen schien, hatten die Carbonari von Bologna und Romagna eine Bewegung vor. Sie hatten den Ausbruch einer Revolution auf den zehnten oder elften Februar festgesetzt[1]). In der That zeigte sich, wahrscheinlich ausdrücklich bestimmt, dieselbe zu begünstigen, ein revolutionärer Haufe über dem Tronto. Er rückte in Ancarano ein und machte bekannt, man werde in dem römischen Staate vier patriotische Lager aufschlagen, zu Pesaro, Macerata, Spoleto und Frosinone; man werde eine provisorische Junta ernennen, die ihren Sitz anfangs zu Spoleto nehmen, aber sich alsdann nach Rom verfügen solle, um daselbst bis zur Zusammenberufung eines Nationalparlaments zu regieren[2]). Vielleicht war

1) Diese Notiz finde ich allein in Lord Byron's Journal, February 9th. 1821.

2) Auch Lesur Annuaire 1821, p. 322, gedenkt dieser Proclamation. Mir erzählte ein Priester von Ascoli auf's Ausführlichste, wie alles gekommen und welche Ehre sich seine Landsleute dabei erworben. Ohne ihre Standhaftigkeit, meinte er, wäre der Ausbruch der Revolution unvermeidlich gewesen.

dies in der That der Plan der Carbonari beider Länder. Aber einmal war dieser Haufe doch sehr schwach; da er sich dabei vermaß Contributionen einzufordern, brachte er die Bevölkerung wider sich auf; die Besatzung von Ascoli trieb ihn zurück.

Sodann und dies ist die Hauptsache, schon am fünften überschritten die Oesterreicher den Po. Der Anblick ihrer Armee allein war hinreichend jede Bewegung zu erdrücken. Eine Zeit lang hofften die Carbonari des Kirchenstaates noch auf den Widerstand der Neapolitaner. Aber diese täuschten alle Erwartungen. Auch Pontecorvo und Benevent kehrten ohne Weiteres unter die päpstliche Herrschaft zurück.

Noch einmal hatte der Cardinal das Land in seiner Gewalt.

Nur täuschte er sich, wenn er sich überredete, es sei durch seine eigene Kraft dahin gekommen. Wohl war ein eigentlicher Ausbruch der Bewegungen vermieden und ein Anfall der Neapolitaner, wenn gleich ein schwacher, zurückgewiesen worden; aber die Hauptsache war durch Ereignisse geschehen, denen Consalvis Klugheit nur zu Hülfe gekommen. Von andern Gewalten wurden die Weltschicksale bestimmt.

Zehntes Capitel.

Letzte Zeiten Pius VII. und Consalvis.

Wenn der Kirchenstaat wieder hergestellt worden war, so hatte man die Hoffnung gehegt, daß er in sich selbst stark genug sein werde, um sich zu behaupten, und der kirchlichen Gewalt, welche durch den Widerstand gegen Napoleon eine allgemeine Theilnahme gewonnen hatte, eine unabhängige Repräsentation zu geben. Man hat sich wirklich damals mit dem Gedanken getragen, daß der Papst in den Zerwürfnissen der weltlichen Gewalt ohne Rücksicht auf die Confession der allgemeine Mediator sei. Wir finden einen Brief von Niebuhr, einem der überzeugtesten Protestanten, die es je gegeben hat, in welchem diese Idee ausgesprochen wird. Der confessionelle Gegensatz war noch nicht wieder ausgebrochen; Rom erschien selbst wieder als ein Mittelpunkt der Cultur, namentlich der künstlerischen. Aber um dieser Idee gerecht zu werden, mußte es von inneren Bewegungen frei, im Stande sein, auch den Stürmen der wieder ausbrechenden Revolution zu widerstehen. Ganz das Gegentheil aber war erfolgt, von den restaurirten italienischen Staaten war der größte einer revolutionären Bewegung erlegen: nur durch österreichische Dazwischenkunft konnte er behauptet werden. Auch den andern aber, namentlich dem Kirchenstaate selbst, schien ein ähnliches Schicksal bevorzustehen. Die großen continentalen Mächte, auf deren Zusammenwirken die neue Ordnung der Dinge beruhte, erblickten in der mangelhaften Verwaltung desselben die Ursachen des Verderbens, und hielten für rathsam, dem weiteren Umsturz durch gute Rathschläge zuvorzukommen. Im Mai 1821 ließen sie den italienischen Höfen gemeinschaftliche Vorstellungen machen.

„Die Autorität", heißt es in einer derselben, „ist in den italienischen Staaten nur allzuhäufig zugleich unterdrückend und schwach; unterdrückend im Einzelnen, schwach im Allgemeinen. Die Justiz ist langsam, zuweilen ungleich, willkürlich und selbst feil. Die Verwaltung hat oft weder Ordnung noch Prinzip: sie ist sowohl habsüchtig als verschwenderisch; sie versteht nicht das Privateigenthum heranzuziehen, wo es möglich und nöthig wäre. Es fehlt an der nothwendigen Sicherheit: die Erziehung wird vernachlässigt; die scheinbare Güte der Regierung ist Schwäche oder Apathie."

Schon in diesem Tadel liegt das Gegentheil, das man empfiehlt. Noch deutlicher wird dies ausgedrückt, wo von den Mitteln die Rede ist, durch welche man die Revolution zu vermeiden habe. „Diese Mittel, heißt es, sind die Unterdrückung und Vernichtung der geheimen Gesellschaften; eine feste und väterliche Verwaltung, welche offenbar das Wohl der Unterthanen bezweckt; allmälige und wohlüberlegte Verbesserung, welche unmerklich und ohne Erschütterung heilsame und unentbehrliche Reformen herbeiführt; Strenge und Unparteilichkeit in der Anstellung der Beamten; endlich Institutionen, die, indem sie den Völkern Bürgschaften für ihre realen Interessen und ihre wahren Bedürfnisse geben, dabei die Prinzipien des monarchischen Systems nicht gefährden, welches heut zu Tage das letzte Bollwerk gegen die Anhänger der Revolutionen und der Anarchie bildet."

Und gewiß durften die Mächte, nachdem durch ihre Vermittelung die Ruhe wiederhergestellt, und eine feindselige Faktion unterdrückt war, auch hoffen, daß ihr Rath Nachdruck haben und nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Besonders hätte man von Consalvi vermuthen sollen, nachdem er die Fehler der Verwaltung im Kirchenstaate so oft eingestanden, und über die unübersteiglichen Hindernisse jeder Verbesserung so oft geklagt hatte, er werde die Vorstellungen, die man ihm machte, gut aufnehmen und sie vielleicht als eine Stütze ergreifen; allein wir erfahren, daß er sich sogar beleidigt glaubte. Er meinte die Unabhängigkeit seiner Regierung bedroht zu sehen. Dies Gefühl war stärker, als jedes andere. Jeder gemeinschaftlichen Maßregel, die etwa für Italien in Vorschlag kam, entzog er sich. Es war ihm unerträglich zu denken, daß der h. Vater auf irgend eine Weise auf gleicher Stufe mit Toscana oder Modena erscheinen sollte; auf nichts ging er ein.

Die einzige Wirkung so wohl gemeinter Vorstellungen war eine stärkere Irritation.

Schon bemerkten Einige, was daraus erfolgen müsse. „Ihr habt", sagte Niebuhr zu einem römischen Staatsmann, „die Einmischung zurückgewiesen, die euch mit Zartheit und großer Rücksicht angeboten ward. Denkt an mich! Es wird eine Zeit kommen, wo ihr euch derselben unter ganz anderen Formen zu unterwerfen habt."

Offenbar war der Kirchenstaat aus einer Gefahr errettet, die ihn zu vernichten drohete; und Consalvi konnte es sich nicht verbergen. Aber kaum gerettet, lehnte er sich — wer hätte es glauben sollen — wider seine Retter auf. In ihm lebte der Ehrgeiz der Unabhängigkeit und der Autorität des Papstthums; auch von einem unfehlbar wohlthätigen Einfluß der Mächte, der ihm selbst erwünscht sein mußte, wollte er nichts wissen.

Ja im Gegentheil. So wie Consalvi nicht zu den Beschlüssen von Laibach hatte beistimmen, so wie er nie seine Hülfsbedürftigkeit hatte gestehen wollen, so trug er Bedenken mit dem Prinzip, das ihm eben den Untergang gedroht hatte, zu brechen.

Selbst wider die Anhänger der Revolution in dem eigenen Staate griff er nur ungern zu kräftigen Maßregeln. Die Strafen, die er verhängte, fand man nicht eben schwer. In Benevent unterzeichneten die Oberhäupter der Rebellen selber die Unterwerfungsacte; man begnügte sich, die Verbannung der Schuldigsten auszusprechen. Da diese während der Revolution Geld genug erworben hatten, mit dem sie sich nun entfernten, so war das so gut wie eine Begnadigung. In der Romagna strafte man anfangs fast Niemand. Es waren eine Menge Ermordungen vorgefallen; man kannte die Namen der Schuldigen; doch beunruhigte man sie nicht. Priester, welche gegen den Aufruhr predigten, bekamen noch immer anonyme Warnungen, die ihnen den Tod droheten. Die Anhänger der Regierung wagten noch immer nicht nach Sonnenuntergang auszugehen. In Faenza hielten die Vendite ihre Sitzungen nach wie vor, und kein Mitglied bemühte sich sehr, seine Theilnahme zu verbergen.

Gewiß ein unglücklicher Zustand; aber durfte man in der Milde Consalvis wirklich einen Fehler sehen?

Es scheint doch, als habe er Ursache gehabt zu verfahren, wie er verfuhr.

Er entschloß sich endlich, jene Rebellen der Romagna, die so viele Mordthaten verübt hatten, einziehen zu lassen. Aber der Car-

dinal, der diese Maßregel ausführen sollte, gerieth unter den Einfluß der entgegengesetzten Faction, welche die Strenge übertrieb. Auf das empörendste wurden die Verhaftungen vorgenommen. Sie begriffen über 150 Individuen, von denen einige keine andere Schuld hatten als ihren Reichthum.

Hieraus erfolgte, wie natürlich, daß man inne hielt; daß man kein Gericht niedersetzte; daß man keine Strafe vollzog.

Das Uebel lag darin, daß Consalvi der Regierung nicht völlig mächtig war, daß ihm die Factionen zu stark geworden, daß er sie nicht mehr beherrschen konnte. Wie wären da durchgreifende Verbesserungen möglich gewesen. Im September 1821 war ein neuer Finanzplan im Werke, der die droits réunis in dem ganzen Lande einführen sollte und freilich wohl die Auflagen erhöht haben würde. Pacca, Somaglia und die ganze Congregation erklärten sich dawider. Als Consalvi dennoch den Entwurf dem Papste vorlegte, nahm dieser die Papiere, legte sie auf den Tisch, und sagte: „das ist eine Sache, von der wir weiter nicht reden wollen.“ Man hatte ihn zuvor dawider eingenommen.

Auf die Vorschläge der Höfe konnte er auch eben dieser Opposition halber nicht eingehen. „Ich bedaure den Cardinal“, sagte einer seiner vertrauten Freunde, „wenn er den Wunsch der Höfe erfüllen will, so wird die ganze Welt gegen ihn sein, und er wird doch nichts ausrichten. Der Widerstand der Ignoranten gegen jede Reform ist unüberwindlich. Thut er es aber nicht, so verliert er die einzige Stütze, die ihn aufrecht erhält“.

Und so paralysirte der Gegensatz der Parteien in dem Lande selbst jede nachhaltige politische Thätigkeit.

Wie auffallend, daß es in geistlichen Dingen ziemlich eben so ging.

Nicht so nahe als die neapolitanische, aber nicht minder empfindlich berührte die Bewegung von Spanien und Portugal den römischen Hof.

Wiewohl die spanische Constitution eine geistliche und katholische Farbe hatte, so nahmen doch die Berathungen der Cortes gar bald eine Richtung wider die bisherige Verfassung der Kirche.

Der erste Beschluß, bei welchem König Ferdinand VII. Zwang erfuhr, betraf die Ordensgeistlichkeit, welche man ihrer Güter beraubte. Ein Bischof, Castrillo, hat denselben empfohlen. Die Klöster mit ihren Anhäufungen von Eigenthum, sagte er, seien an dem Verfall Spaniens hauptsächlich Schuld, und die Nation

habe das Recht, solche nach Belieben bestehen zu lassen oder zu unterdrücken [1]). In größtem Umfang wurden die Beschlüsse durchgesetzt. Alle Reclamationen waren vergebens. Als der König seine Sanction verweigerte, organisirten, wie Martignac versichert, die Minister selbst einen Aufstand, in welchem sie ihm dieselbe entrissen [2]).

Wie hätte man bei der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit der man diese Dinge trieb, das Verhältniß schonen sollen, in welchem man zu Rom stand? Die Cortes berechneten, wie große Geldsendungen Spanien jährlich an die Curie abgehen lasse. Sie befahlen, dieselben einzustellen. Von der Summe, die sie angenommen, boten sie nur ungefähr den 30sten Theil dem römischen Stuhl an [3]). Ein ungemeiner Verlust für diesen, da die Dataria ihre besten Einkünfte aus Spanien zog, und einige geistliche Tribunale auf diese gegründet waren. Der Probatar war gar bald genöthigt, sich an die Staatscasse zu halten.

Es ist doch merkwürdig, daß hiebei der Jansenismus, der schon unter Ferdinand VI. unterdrückt geschienen, dessen Name indeß noch unter Carl IV. zu Anklagen gedient hatte, wieder erschien und sich thätig hervorthat. Vornehmlich Jansenisten saßen in den Cortes. Der Präsident der Cortes erklärte einmal dem Nuntius geradezu: man werde den reinen Jansenismus einführen, ohne sich vor einem Schisma zu fürchten. Sonst pflegt man Gesandte zu schicken, die dem fremden Hofe angenehm sind. Die damaligen Minister von Spanien wählten den Canonicus Villanueva, der den römischen Hof in eigenen Schriften angegriffen hatte, und einen völligen Bruch hervorzubringen sehr geeignet war, zu ihrem Bevollmächtigten.

Wie in Spanien, so ging es in Portugal. Es wäre wohl der Untersuchung werth, in wiefern der Jansenismus, der in diesem Lande einheimisch geworden, als Alexander VII. so lange zögerte, das Haus Braganza anzuerkennen, an den neueren Bewegungen dieses Landes einen wesentlichen Antheil hat. In den damaligen Cortes wenigstens erschienen Jansenisten. Man behauptete in jener Zeit, daß Don Pedro eine jansenistische Partei unter den Weltgeistlichen für sich

1) Rede des Castrillo, 21. September 1820.

2) Martignac, Essai sur la révolution. I. 247.

3) Sie berechneten 6 Millionen Realen und boten in Zukunft 200,000 (10,000 Sc.) an.

habe; während die entgegengesetzte seinen Bruder begünstige. In den constitutionellen Streit mischte sich dort der Hader der geistlichen Meinungen. Damals schritt man zu vielen Neuerungen in Sachen des Klerus. Man hob die königliche Capelle auf und brachte das Patriarchat auf den Rang eines Erzbisthums zurück. Man ertheilte dem Geschäftsträger Pereira Instructionen, die der Erklärung eines Schisma ziemlich gleichkamen.

Und so waren diese altrechtgläubigen Länder so gut wie andere mit der revolutionären zugleich in eine antirömische Richtung verwickelt worden. Sie blieben katholisch; ihre Gesetze behaupteten diese Farbe. Allein sie schlossen sich an die Oppositionspartei an, die in der katholischen Kirche selber besteht. Wie weit dies führen kann, hat man in der französischen Revolution gesehen, an deren ersten Bewegungen wider die Geistlichkeit die Jansenisten so großen Antheil hatten. Sie mit zu veranlassen, waren sie stark genug; unfähig aber, ihr wieder Einhalt zu thun.

Wenn nun in diesen Vorgängen eine offenbare Gefährdung der römischen Interessen lag, so wird man begierig zu erfahren, was der römische Hof that, um ihr vorzubeugen.

Er legte eine große Mäßigung an den Tag. Daß man seinen Tribunalen die gewohnten Einkünfte entzog, hätte ihm wohl zu einem Anlaß dienen können, die Dispensationen zu verweigern. Doch hütete man sich in Rom, diesen Schritt zu thun. Den eifrigen Katholiken war der Nuntius in Spanien bei weitem zu gemäßigt. Trotz seiner Mäßigung wollten die Revolutionäre ihn doch nicht dulden, und drangen ihm seine Päße auf. Aber in Rom hielt man sich ruhig, nach wie vor. Als die Franzosen zu ihrer spanischen Unternehmung schritten, hätten sie gern ihre entschiedenen Gegner zugleich durch geistliche Censuren angegriffen gesehen; der römische Hof ließ sich dazu nicht überreden. Vielmehr versicherte er der Regierung von Spanien, von Seiten Roms werde man die freundschaftlichen Verbindungen niemals abbrechen. Nichts fürchtete er so sehr, als die Erklärung eines Schisma. Selbst als Madrid eingenommen und eine Regentschaft daselbst eingerichtet war, hielt er nicht für gut, einen Nuntius an dieselbe abzusenden; er hätte noch immer ein Schisma in den von den Cortes beherrschten Provinzen zu befahren geglaubt.

Mit einer so unglaublichen Behutsamkeit ging der römische Hof auch in geistlichen Sachen zu Werke. Der Grund ist, daß dem Wortführer der obersten geistlichen Gewalt die Gegner zu stark

schienen, um sich mit ihnen zu messen. Mehr als einmal hat es Consalvi eingestanden. Er wagt nicht mehr zu reden, wie man früherhin sprach, er müßte fürchten, lächerlich zu werden; er wagt nicht mehr zu strafen, wie man früherhin strafte, er ist überzeugt und sagt es laut, es werde nicht mehr wirken.

Wohl war es noch Rom, es war noch das Papstthum; aber verschieden von jenem, welches eine selbständige Macht über die Welt ausübte; Gesetze gab, statt sie zu empfangen; den Mittelpunkt des Geistes, der wirklichen und geglaubten Religion unsrer Völker ausmachte. Alle Nationen hatten sich damals vor ihm gebeugt, alle weltlichen Gewalten ihm freiwillig gehuldigt.

Wie sehr gebrach es dagegen jetzt an eigenthümlicher Kraft und Haltung! Mehr, als irgend etwas anderes, zeugen hievon die Ereignisse dieser Revolutionen. Die Rettung des Staates verdankte der Papst den auswärtigen Mächten: die Herstellung des Glaubens ward durch die Dazwischenkunft derselben Mächte vollzogen. Allein in Rom trug man Bedenken, sich diesen völlig und geradezu anzuschließen. Sei es, daß man selbst an ihrer Seite die feindseligen Elemente fürchtete, oder daß man eine entschiedene, der Rache und gewaltsamen Leidenschaften zugängliche Partei durch Begünstigung aufzuwecken besorgt war, man enthielt sich soviel als möglich aller thätigen Theilnahme, zufrieden, sich von Augenblick zu Augenblick durchzubringen.

Noch einmal erlebte Pius VII. die Herstellung des allgemeinen Friedens, die Befestigung seines obersten kirchlichen Ansehens, aber diese Unruhen hatten seine Seele tief erschüttert. Wenn er sich jemals der Hoffnung hingegeben, daß die Revolutionen beendigt seien, daß die Religion, die er glaubte und lebte, durch die ihr inwohnende Kraft schon an sich den Sieg davon tragen werde, wie sehr sah er sich getäuscht! Er erkannte die ganze Bedeutung der Ermordung des Herzogs von Berry. Er sah wohl, welch ein tiefer, unversöhnlicher, plötzlich in gewaltsamen Ausbrüchen sich entladender Haß die alte Ordnung der Dinge in Spanien verfolge. Wie weit sich derselbe verbreite, zeigten ihm gar bald die Revolutionen um ihn her, die ihn selber so nahe berührten, so hart bedrohten. Er beweinte die Zeiten, in die er zu fallen das Unglück gehabt. Er seufzte nach dem Tode.

Schon war er auch körperlich sehr schwach geworden; den Gram über alle diese Ereignisse sah man ihm an, und das gemeine Volk von Rom, das eine Veränderung an ihm wahrnahm, rief ihm oft

zu, wenn er durch die Straßen fuhr: er möge doch seiner Gesundheit schonen. Wenn man kam, um ihm die Hand zu küssen, so machte er nur noch eine Bewegung, als wolle er sich in seinem Lehnstuhle erheben, doch vermochte er es nicht mehr. Indeß empfing er auch Männer von protestantischer Confession, obwohl seine Regierung damals mit den Protestanten wegen des Kirchhofs einige Streitigkeiten hatte, immer mit der gleichen Güte. Nur noch wie ein leiser Hauch, aber in ihrer ursprünglichen Reinheit und Tiefe, wohnte die Seele in diesem der Auflösung nahen Körper. Der geringste Zufall — ein Fehltritt beim Aufstehen vom Lehnstuhl — reichte hin, denselben zu zerstören.

Consalvi war zugegen, als Pius am 21. August 1823 verschied. Obwohl er eben selbst an einer alten Krankheit litt, und das Fieber nur mit Mühe durch Chinchina dämpfte, sogar in den Schauern desselben, hat er die Dienste eines Krankenwärters verrichtet. Der Penitentiere sprach das gewohnte Gebet an dem Lager des Verstorbenen. Kaum war es geendigt, so warf sich Consalvi vor dem Bette nieder; unter lautem Schluchzen mit heftiger Zärtlichkeit umfaßte er die Füße seines Gebieters.

Freilich heißt leben: dasein; athmen; Sonne und Luft genießen. Wenn es aber allein Leben ist, seine Kräfte entwickeln, ihrer im Verhältniß zu der Welt in großen Thätigkeiten sich bewußt werden, Bedeutung haben, so verdankte Consalvi dies sein eigentliches Leben dem Papste, der ihm in unwandelbarer freier Gewogenheit den Raum und die Möglichkeit dazu verliehen hatte. Mit dem Tode desselben war dies aus. Consalvi trat sofort von den Geschäften zurück: bereits im Januar 1824 starb auch er. In seinem Testamente hat er die ihm in diplomatischen Geschäften zugekommenen werthvollen Geschenke dazu bestimmt, zur Vollendung eines Monumentes für den Papst verkauft zu werden.

Ueberschaut man das Leben dieses Cardinals und dieses Papstes, das gleichsam ein einziges Ganze bildet, so ist es von einer eminenten Bedeutung. Sie hatten mit den größten Gewalten zu ringen, welche in langen Jahrhunderten vorgekommen sind, einem Alles überwältigenden Imperium und auf dem dann wieder geebneten Boden einer Revolution der Geister, welche eine neue Gestaltung der Welt in Aussicht stellte. In diesem Kampfe hatten sie sich mehr nachgebend, und zugleich abwehrend verhalten, als eine volle und unbeugsame Thatkraft ihnen entgegengestellt. Sie haben nur einen Moment der Genugthuung erlebt, unmittelbar nach dem Falle Napoleons,

als die geistlichen Ideen wieder zur Herrschaft gelangten und der Staat in seiner alten Integrität wiederhergestellt wurde. Sie haben die ihnen entgegenstehenden Weltkräfte nicht überwältigt, noch bezwungen. Aber wie Wenige sind deren in allen Epochen, denen dies gelungen ist. Glücklich, wer aus dem Kampfe, in den ihn die Dinge versetzen, aus dem Reize, mit dem sie ihn ansprechen, dem Widerspruch, den sie in ihm aufrufen, ohne Flecken, in ursprünglicher Reinheit hervorgeht.

Vielleicht erinnert sich auch noch mancher Andere eines Basreliefs aus dem spätern Alterthume, das in dem capitolinischen Museum zu Rom aufbewahrt wird. Man sieht die Elemente und die Liebe: Prometheus bildet den Menschen. Um den eben Geschaffenen stehen die Götter des Geschicks: in den Sternen wird es ihm verzeichnet: die Parze spinnt ihm seine Tage; verhüllt steht die Nemesis bei ihm. Auf der andern Seite sieht man ihn wieder sterben: die Seele geht an ihren Ort; von den Göttern erscheint nur Nemesis; sie sitzt neben dem Leichnam; nunmehr enthüllt, mit aufgeschlagenem Buche. So ist der Wandel des Menschen; in einer Umgebung, die ihn mit Nothwendigkeit ergreift, auf einem Wege, den er nicht zu bestimmen vermag, in seiner gesetzten Zeit. Wie er war, wie er sich hielt, dies allein ist sein Verdienst. In den ewigen Büchern ist es verzeichnet; es bestimmt ihm das richtende Gedächtniß, das nach ihm bleibt.

Beilage.

Erinnerungen an römische Zustände im Jahre 1829.

Man sollte glauben, unter den Agonien, welche das Pontificat Pius VII. auch nach seiner Herstellung erfüllten, hätte sich der Gemüther eine allgemeine Unbehaglichkeit bemeistern, und der Aufenthalt in Rom Fremden wie Einheimischen unbequem werden müssen.

Man möchte es voraussetzen, doch wird Niemand sagen können, daß es der Fall gewesen sei. Die Stadt nahm an Einwohnern unaufhörlich zu, die Fremden wallfahrten in Schaaren dahin.

Einrichtungen werden geändert; der Besitz wird gewechselt; hartnäckiger sind die Sitten und Lebensformen, in denen der Charakter sich ursprünglich ausgesprochen und die ihn nun wieder bestimmen und festhalten.

Eine Wohlthat des Schicksals ist es, wenn jemand eine Vaterstadt hat, die ihn durch edle Sitten aufzieht, mit großen Erinnerungen nährt, und zugleich seinem Leben einen angemessenen Schauplatz darbietet. Von verwandten Elementen umgeben, wächst er auf. Ohne viel Suchen, Entbehren und Schwanken, umfangen ihn die natürlichsten Verhältnisse; er hat festen Boden unter seinen Füßen.

Nur in den großen städtischen Gemeinwesen des früheren Alterthums und des Mittelalters konnte dies statt haben. Vorzüglich den niederen Volksklassen wäre ein ähnlicher Einfluß noch heut zu Tage zu gönnen. Sie bedürfen einer geistigen Atmosphäre, die sie unbewußt einathmen und aufnehmen; und es ließe sich denken, daß ihnen ihre Umgebung zu einer höhern Erziehung würde, die ihr Leben, das dem Gemeinen so nahe steht, mit geistigen Stoffen zu durchdringen, mit dem Anflug freier Humanität zu erheben vermöchte.

In einem so großen Sinne ist dies wohl nirgends der Fall, auch nicht in dem modernen Rom; jedoch die vielleicht beschränkende, aber erfüllende Genüge der Heimath kann nicht leicht ein anderer Ort in vollerem Maße gewähren, als Rom, die Hauptstadt der Alterthümer, der Kunst, der katholischen Religion.

Durch tausend Anschauungen von der ersten Jugend auf, wird eine Sinnesweise genährt, die durch keine Neuerung zu erschüttern ist.

Der Römer lebt sein religiöses Jahr. Die Religion hat äußerlich eine sehr heitere Seite; gern verknüpft sie sich mit Zusammenkunft und Belustigung des Volkes und das religiöse Fest ist zugleich an und für sich ein weltliches. Ich habe sagen hören, es könne ein neuer Ovid neue Fasten über das katholische Rom schreiben. Für den Fremden, der sich einlebt, bietet es besonderes Interesse dar, den Wechsel der reichlichen Festlichkeiten zu beobachten.

Die neuen Fasten könnten mit den unscheinbarsten, naivsten Anfängen des Gottesdienstes beginnen, wie wenn im November die Hirten der Abruzzen, die Pifferari in der Stadt erscheinen, in den Häusern, auf den Straßen die Novena blasen, und mit einfacher Melodie und ungeschmücktem Text die Geburt des Herrn verkündigen.

Dann folgt Weihnachten, die bedeutungsvolle Andacht der Christmesse, mit den prächtigen Präsepien.

Das Fest der Kinder und der Geschenke ist ein wenig weiter auf Epiphanias hinaus verlegt. Ich weiß nicht, ob es noch ein anderes so schlagendes Beispiel gibt, wie aus dem Wort die Mythe wird, gleichsam eine philologische Fabel. Die Fee Befana, heißt es, und man mag sie wohl hie und da für die Tochter des Herodes ausgeben, schwarz und unschön, bringt die Geschenke auf den Heerd in den Kamin.

Bald sind dann die Fasten gekommen. Für die Stationen eröffnen sich die entfernten Kirchen außerhalb der Mauern, zwischen den Weingärten; während der Kunstfreund geht, sich an dem Anblick der schönen Mosaiken in S. Lorenzo oder der alten Grabmäler in S. Balbina zu erbauen, wallfahrtet das Volk zu den Reliquien seiner Heiligen. Jedoch bleibt es diesmal nicht dabei stehen. Fasten ist die Zeit der Predigt; Städte und Kirchen wetteifern, die besten Prediger an sich zu ziehen. Nicht sowohl zu belehren sucht man Dich dann, als zu rühren, zu erschüttern, hinzureißen. Diese Prediger gehen auf ihrer großen Kanzel umher, sie beugen sich über,

sie treten weit nach hinten zurück; sie nehmen ihr Baret ab und setzen es wieder auf; sie küssen das Kreuz auf ihrer Brust und wenden sich an das große Crucifix zu ihrer Seite; sie äußern eine heftige Bewegung und befleißigen sich eindringlicher Popularität. So suchen sie die Seele von irdischen Gedanken zu himmlischen gleichsam mit Gewalt fortzureißen und auf den Genuß des Abendmahls vorzubereiten, mit dem ein Jeder sein Pascha feiert.

Die Charwoche zu Rom genießt einen alten Ruhm. Zwar finden sich Viele unserer Glaubensgenossen von diesen Ceremonien geärgert, und sie mögen Recht haben, insofern sie dieselben gleichsam wörtlich verstehen und darin einen gegenwärtigen Aberglauben erblicken. Es sind aber fast mehr Reliquien vergangener Zeit: christliche Alterthümer in lebendiger Wiederholung.

Wie fremdartig erschallt den Palmsonntag, wenn die Thür für die Procession eröffnet worden, jenes alt-jubelnde „Gloria, laus et honor" des Raimund von Angers zwischen den modernen Musiken! Es ist aus dem Jahrhundert, in welchem man die Ceremonie noch verstand, in welchem sie noch nicht ein äußerliches Abmachen war und zum Aberglauben wurde. Die sichtbare Kirche, welche zugleich die unsichtbare zu sein behauptet, feiert hier, als wäre sie schon die Versammlung der Seligen, den durch den Tod des Erlösers erworbenen Eintritt in den Himmel. Freilich tritt ein so kindlich einfacher Sinn vor den Umgebungen zurück; kaum kann er neben einem jüngsten Gerichte bestehen, wie es eben hier in aller Fülle der Formen, bis an die Grenze des Ausdrucks hin, Michel Angelo abgebildet hat.

Ich weiß nicht, ist der Vortrag der Passion die Tage darauf mehr ein Verlesen, oder ist es mehr Gesang. Es ist erst ein Anfang, die vortragende Stimme mit dem Sinne der Worte zu durchdringen; nur dann und wann tritt ein vollständiger Ausdruck hervor; doch fehlte er noch in den größeren Partien. Ungefähr wie es lange dauerte, ehe die altchristliche Malerei den Typus bis zu individuellem Ausdruck durcharbeitete; wie sie dies Anfangs nur dann und wann, nur hie und da versuchte. Damit stimmt denn sehr wohl jene zugleich Darstellung, Nachahmung und Verehrung des Symbols, das Fußwaschen der Priester-Apostel (den Donnerstag) und ihr Mahl, das Grab der Hostie, vor dem die tausend Lampen brennen, und die dogmatischen Gesänge, unter denen sie hinaus- und hereingetragen wird. Schade, wer sich daran ärgert. Es ist Alles ein halbverständliches Alterthum. Jedoch berühren uns dann

und wann jene Momente der Kunst, in denen sie, ewig dieselbige, in allen Jahrhunderten neu und faßlich ist. Die Lamentationen Palestrina's, mannichfaltig und streng, einfach und zusammengesetzt, athmen einen hohen Ernst, eine reine Würde. Nichts ist rührender als die Improperi dieses Meisters. Wie wehet in diesem Sanctus-Immortalis die unnahbare Heiligkeit der Gottheit! Eben diese Gottheit macht dem Menschengeschlechte Vorwürfe über seinen Abfall. Sie haben den Ausdruck großherzigen Erbarmens, innige Wärme, hinreißende Wahrheit.

Auf die Tage der Trauer folgt dann das freudige Ostern.

Wie könnte man wohl die stabilen Schöpfungen der Architectur zu einem rasch vorübergehenden Genuß', zum Dienste einer Feierlichkeit des Augenblicks heranziehen? Es geschieht durch die Art von Erleuchtung, wie sie in Rom üblich ist. Unzählige Lampen erhellen die Linien der Peterskirche; gleichsam brennend sieht man den Riß der Façade, wie ihn der Baumeister mit der Bleifeder entwarf, vor seinen Augen; die steinerne Pracht löst sich in ihre leichtesten Elemente auf, bis mit dem vollen Eintritt der Nacht, mit Einem Schlag, an den bedeutendsten Punkten tausend Fackeln erscheinen und die Kuppel der Peterskirche in eine ungeheure Feuersäule verwandeln. In diesem ernsten Glanze feiert die Metropole der katholischen Christenheit die höchsten Feste.

Feuerwerke und Musik gehören zu allen Festlichkeiten. Die Tage so vieler Heiligen, jedes in seiner Kirche, werden mit denselben begangen.

Könnte man die, welche sich um die Menschheit wohl verdient gemacht hätten, besser verehren, als durch diese Hallen, zu ihrem Gedächtniß aufgerichtet, in denen von Chören, einander gegenüber, feiernde Hymnen gesungen werden. Diese Bevölkerung betet; aber sie hat ihr Vergnügen dabei. Des Abends bei dem Feuerwerk gibt es Musik; selbst weltlich, beinah militärisch, und man applaudirt; die Leuchtkugeln, die zu Ehren des Heiligen fliegen, erglänzen sonderbar in den runden Scheiben der altväterischen Façade. So sah schon in Aegypten dieser Obelisk bei der Minerva Feuerwerke und munteres Volk um sich her.

Noch ein Hauptelement der Feste ist die Procession. Corpus Domini wird acht Tage lang durch Processionen begangen. Bei Sanct Peter erscheint das ganze Heer der Geistlichen; — alle Basiliken der Stadt mit ihren Abzeichen und Angehörigen, die Priesterschaften mit ihren Fahnen und Kreuzen. Wir bemerken die

ausgebildeten, von scharfen Zügen durchfurchten Gesichter der Weltpriester; neben ihnen Mönche, als gehörten sie der Stiftungszeit ihres Ordens an, eine so gläubige Einfalt ist auf ihre Stirn geschrieben, so deutlich tragen sie das Glück eines beschränkten Daseins vor sich her; Andere, voll verstellter Devotion, mit gemessenem Schritte; Viele nichtssagend; nicht Wenige nur wohlgenährt. Auch der Papst fehlt nicht. In seltsamer Haltung wird er hoch einher getragen. Mitren und Kronen gehen vor ihm her. Aber das geistliche Heer schließt das weltliche nicht aus, und der Gesang der Capelle wird von militärischer Musik unterbrochen. Man mag sich anstellen wie man will, so wird man immer zu erkennen geben, wie man steht, was man ist.

Uebrigens ist dies eine Religion der Nacht. Alle ihre Feste werden mit Fackeln, Lampen, Laternen und Leuchten begangen. Auch der Papst trägt wohl zu Fuß seine Fackel hinter dem Hochwürdigen her. Man sieht diese Fackelzüge nicht allein über den Platz Sanct Peter eine helle gekrümmte Straße durch die Menschenmenge bilden, hie und da von großen Schatten unterbrochen; man sieht sie auch nach dem Capitol hinaufziehen, man sieht sie in das heitere Pantheon am hellen Tage hineingetragen, gleich als wären es noch jene Katakomben, in denen ein geheimer, nächtlicher, unterirdischer Dienst vollbracht wird.

In unsern Gegenden wird man zweifeln, ob hierbei überhaupt von Religion die Rede sei; man wird fragen, was tiefere und wahre Religion mit diesen Aufzügen und Festlichkeiten, alle diesem Pomp, selbst dieser Musik, gemein habe.

In der That, wenn man die Erscheinungen des täglichen Lebens betrachtet, auf der einen Seite den strengen Gottesdienst, auf der andern eine durchgehende raffinirte Weltlichkeit, ohne daß jener auf diese einen besonderen Einfluß auszuüben vermöchte, so könnte man überhaupt zweifeln, ob hier Religion in ihrer innerlichen Wirksamkeit und Bedeutung vorhanden sei.

Irre ich nicht, so gibt es doch einen Punkt, auf dem ein wahrhafteres und tieferes Gefühl des Zusammenhanges mit Gott erscheint.

Gehen wir davon aus, daß nach einer unverbrüchlichen Sitte die Mitglieder jeder Familie dem Hausvater zu Ostern ein Zeugniß einreichen, daß sie die Communion empfangen haben. Dies ist eine unerläßliche Bedingung des Zusammenwohnens. Es beweist, daß die Pflichten, welche die Kirche auflegt, erfüllt

worden sind; es beweist auch, daß man in keiner größern Sünde lebt.

Könnte man aber nicht die Communion genießen, auch ohne solcher Sünde abzusagen?

Eben hier ist ein Lebenspunkt der nationalen Religiosität. Niemals wird man das thun. Nie wird man die Eucharistie nehmen, ohne Absolution empfangen zu haben. Man würde das schwerste, das größte Verbrechen zu begehen glauben, ein Sacrilegium, das niemals vergeben werden könnte, durch welches man sich mit Gott in Widerspruch setzen und seine Seligkeit ohne Rettung zu verscherzen fürchten müßte.

Daher kommt es, daß bei diesem Glauben die Ohrenbeichte ein so nothwendiges Stück ist. Man will seine Sünden bekennen, alle und jede, ausführlich; thäte man es nicht, so würde die Absolution selber zweifelhaft werden. Der Priester weiß, wie weit er absolviren darf; er ist nachsichtig, doch nur bis auf einen gewissen Punkt. Mildernde Umstände erkennt er an; doch wird er die Verletzung der Fasten des Tempo paschale niemals dulden: er wird die Absolution auch versagen.

Nun ist wohl wahr, daß Manche dennoch in ihren Sünden verharren. Da es Leute gibt, welche ein Gewerbe daraus machen, die Communionzettel zu verfälschen, so weiß man sich deren zu verschaffen; man bedient sich ihrer, um im Hause Frieden zu haben; allein es muß bemerkt werden, entschlossen, wie man ist, sich nicht zu bessern, begeht man diesen Betrug; niemals würde man durch Verschweigen seiner Vergehungen sich die Absolution zu verschaffen, niemals würde man ohne diese die Eucharistie zu genießen wagen.

Man glaubt demnach an das höchste Mysterium der Menschwerdung Gottes und die Vereinigung im Abendmahl: die Hostie ist der Mittelpunkt der Religion.

Aber diese Religion ist nicht Lehre: sie ist Mysterium. Der Priester ist nicht Lehrer: er ist Inhaber und Vollzieher des Geheimnisses, durch mystische Vollmacht; man küßt die Hand, die zu so erhabenem Dienst bestimmt ist.

Man kniet nieder, wo die Messe gelesen, wo das Wunder der Verwandlung vollzogen wird; die Messe ist der Mittelpunkt des Gottesdienstes.

Daher begleitet man die Hostie in allgemeinen Processionen; man feiert die Tage, an die sich die Erinnerung an diese höchste Gnade der Gottheit knüpft: man bewahrt sie in kostbaren

Tabernakeln auf; über ihr errichtet man das Heiligthum erhabener und prächtiger Tempel.

Diese Religion ist eine ideale Verehrung des Geheimnisses.

Mit den praktischen Bedürfnissen hängt sie vorzüglich auf einem Punkte zusammen; nicht immer durchdringt oder regenerirt sie das Leben von diesem aus; aber sie beschäftigt es mit mannichfaltiger Begängniß; sie prägt sich der Sitte ein; sie bemächtigt sich der Kunst, welche sie doch zuerst erzeugt hat; in tausend Formen gestaltet, bringt sie sich wieder hervor.

Mit Vorbehalt jenes Einen Punktes breitet sich indeß das tägliche Leben in ungebundener Weltlichkeit aus. Auch dies hat in allen seinen Erscheinungen eine durchgehende Einheit: und es ließe sich wohl darüber eine große Aussicht gewinnen, doch fürchte ich, mich allzuweit zu verlieren und will nur einer einzigen seiner Eigenschaften Erwähnung thun.

So wie sich die Verehrung des höchsten Mysteriums in Gebräuchen, Uebungen, Kunstwerken ausspricht, von selbst, ungesucht, so ist es ein bildendes Vermögen, das sich in den Vergnügungen dieses Volkes kund thut; sie erscheinen in großen Gestalten, abgegrenzt, in die Augen fallend.

Will man sich die Schwüle der heißen Tage des Augusts mildern, so wird es ein Schauspiel. Der Platz Navona wird in einen See verwandelt, in dem man Nachmittags, zu Wagen, unter Musik die seltsamsten Spazierfahrten macht. Erst dann haben die Flußgötter der Fontana Innocenz X., die sonst nicht sehr gelungen sind, ihre Bedeutung und eine gewisse Angemessenheit mitten in ihrem Element.

Selbst das Bedürfniß des Spazierganges wird zu einer Festlichkeit angewendet; die Octobertage sind ihm gewidmet; dann füllen sich die prächtigen Baumgänge der Villa Borghese mit mannichfaltigen Gruppen und Trachten.

Wie könnten wir aber hiebei des Carnevals vergessen, das mit Erwartung oder Genuß den Winter ausfüllt?

Auf dem Carneval beruht die Entwickelung der italienischen Oper. Das Herkommen läßt nur Ein Stück, das schon gehört worden, zu und fordert zwei neue. Wetteifernd suchen sich die Städte, die Theater der besten Sänger, der berühmten Componisten zu bemächtigen. Die Eröffnung des großen Theaters ist ein wichtiger Gegenstand für diese Welt; da jede Familie ihre Loge für den ganzen Zeitraum nimmt, und sie auf eigene Kosten einrichtet

und ausschmückt, so hat die erste Erscheinung einen doppelten Reiz; nicht leicht sieht man eine glänzendere Versammlung; zu Rom bewirthet der Governatore den ersten Rang. Die Acte der Oper werden vom Tanz unterbrochen. Es sind nicht allein die leichten Bewegungen, die mannichfaltigen Gruppirungen; was uns Ausländer anzieht, ist noch mehr die Pantomime. Leidenschaft, besonders in den gewaltsamen Zuständen, kann man nicht lebhafter, wahrer, hinreißender dargestellt sehen, als in diesem lautlosen Ausdruck der Geberde. Man sagt mir, daß zuweilen eine antike Tragödie auf solche Weise wieder die Bühne betrete, und ich glaube gern, daß sie die größte Wirkung macht.

Endlich läutet der Campanone des Capitols und es beginnen die Tage der eigentlichen Masken. Ich will nicht sagen, daß sie nicht ein wenig langweilig ausfielen, mit dem täglichen Fahren durch den Corso, den Biscuitschlachten, den etwas einförmigen und handwerksmäßigen Verkleidungen. Aber wie sie mit einer Art von Triumphzug beginnen, so hat alles Gestalt und Maaß. Die Einheimischen finden sogar, daß man doch allzuwenig Freiheit habe. In der That wird jeder Moment des Vergnügens durch Kanonenschüsse angezeigt und diese friedliche Regierung erscheint mit allen den Mannschaften auf allen Seiten fast militärisch.

In ähnlichem Stil sind die Vergnügungen des spätern Abends. In den Familien improvisirt man Ritornelle, in denen man, wie billig, die Fremden lobt, den Befreundeten ihre Fehler vorrückt. In der Osterie wird die Tarantella vorgetragen. Erzählung eines Ereignisses aus dem täglichen Leben; nicht erhaben; keineswegs; ruhiges Gespräch, aber voller Lebenszüge, wie es sich begibt, ohne Zuthat; in dem Spiegel einfacher Auffassung. Man möchte sagen, es ist das nämliche Talent, das sich in den Kriegsgesängen kriegerischer Völker ausspricht; nur besingt man eben, was man erlebte.

Genug, Alles hat Gestalt und eine gewisse Tendenz: selbst jener wilde Abend der Moccoli, wo Alles die lange Straße des Corso entlang Lichter trägt, und den Andern auslöscht; ein so toller Spaß, daß man die Gutmüthigkeit des Volkes, das ihn nicht schlimmer benutzt, oft bewundert hat. Wir wissen es Consalvi Dank, daß er ihn herstellte. Um mich dem Getümmel zu entziehen, stieg ich auf den Balcon des Palastes Chigi, der die Aussicht über den Corso hat. Welche Erleuchtung! Die lange Straße von oben bis unten ein einziger Strom von Feuer. Je ferner je dichter. Ueber

diesem Strom des Feuers toste verschmolzen und unvernehmlich die Menschenstimme. Wie ward uns so wohl bei dem Gesammtanblick, da oben, einsam, in der frischen Luft.

Und so wird das Jahr von Festlichkeiten umfaßt. Die Religion, welche die Seele in ihrem tiefsten Geheimniß ergreift, das Vergnügen, das die flüchtigen Stunden mit leichtem Reize erheitern soll, treten in breiter Aeußerlichkeit, in festen und großen Formen vor uns auf. Sie schließen die Erinnerungen einer ganzen Vergangenheit in sich; von dem bildenden Vermögen werden sie immer neu durchdrungen; sie gewähren ein Lebenselement, das unabhängig von den Wandelungen des Staates den Geist der Eingebornen nährt und erfüllt, dem Fremden aber anmuthend entgegentritt.

Was man auch übrigens von den Untugenden dieser Bevölkerung sagen mag, so wird es den Fremden wohl unter ihr.

Obschon sich die Römer so wenig an diese, wie an ihre Landsleute eng anschließen, so haben sie doch den Ausdruck der Sanftmuth, eine gewisse Milde und freie Höflichkeit im Umgang. Die halbe Welt bringt ihnen, wie einst gezwungen, so jetzt freiwillig ihren Tribut.

Auch verdient es kein Ort der Erde so sehr. Alle Jahrhunderte haben ihm ihre Spuren zurückgelassen; das Schicksal des Occidents knüpft sich an diesen Boden. In den Resten des Alterthums, die wir voll Bewunderung aufsuchen, hat sich auf eine reizende Weise die Natur selber wieder eine Wohnung gemacht. Natur und Alterthum, wie sie zusammen gehören, so bieten sie sich in diesem Anblick die Hand. Ihnen vornehmlich ist die allgemeine Aufmerksamkeit gewidmet. Immerfort gräbt man nach, und noch immer bietet die so oft umgewühlte Erde neue Entdeckungen dar. Die Franzosen hatten jenes Thal der Ruinen — vom Capitol bis zum Coliseum — so voll der merkwürdigsten Denkmale des Alterthums, bis auf das Niveau des alten Bodens auszugraben unternommen. Diese großartigen Arbeiten setzte Consalvi fort. Man entdeckte den capitolinischen Weg zwischen dem Tempel der Concordia und des Jupiter tonans; man fand, wie ein Deutscher bereits vermuthet hatte, daß die Basis der Säule des Phokas früher ein anderes Denkmal getragen; zwischen dem Titusbogen und Santa Francesca Romana stieß man auf die Trümmer der Stufen und Säulen, die nach dem Venus- und Roma-Tempel geführt hatten; man sah, bis wie weit der Palatin gereicht; zu der näm-

lichen Zeit, als eine glückliche Entdeckung die Republik des Cicero wiederherstellte, glaubte man bestimmen zu können, wo das Haus dieses Redners gelegen hatte; man fand die wichtigen Fragmente der Fasten, mit denen man die bereits bekannten völlig ergänzt haben würde, wären nicht kleinliche persönliche Rücksichten der Fortsetzung der Arbeit an der günstigen Stelle hinderlich gewesen. Freilich gewann hiebei die Wissenschaft des Antiquars mehr als etwa die Kunst. Indessen schlug auch zuweilen für diese eine glückliche Stunde.

Wäre es auch nur gewesen, daß man den Kunst-Denkmalen des Alterthums neue Stätten gründete. Im Februar 1822 ließ Consalvi den Braccio Nuovo des vatikanischen Museums eröffnen. Vielleicht erinnerte die Verschiedenartigkeit der Marmorn, die man in Anwendung gebracht, und die ganze Architektur, mehr an die späteren als an die eigentlich klassischen Zeiten der Baukunst; doch hatte das neue Rom nichts Glänzenderes aufzuweisen. Der sinnreiche, in großer Naivetät ausgeführte Nil, die bis zu menschlich charakteristischem Ausdruck durchgebildete Minerva und einige unnachahmliche Reste griechischer Bildnerei fanden hier die würdigste Aufstellung.

Man sagt, Consalvi habe den Gedanken gehegt, daß Rom, wie es einst durch die Waffen und hernach durch die Religion geherrscht, so jetzt durch die Kunst einen weltbeherrschenden Einfluß ausüben könne. Es ist wahr, jene Kunst, die nicht gerade aus einer ursprünglichen Quelle der Hervorbringung strömt, sondern sich in der Nachahmung der alten Muster aufbildet, hat in Rom ihre Hauptstadt. Die Meisterwerke der alten und neuen Zeit sind hier beisammen. Das etwas freiere Leben ladet zu neuer Beobachtung der Menschengestalt und der Natur ein. Himmel und Luft und die schönste Wüstenei der Welt, die Campagna, die reinen Umrisse der Berge rufen den Bildungstrieb des Landschafters auf, so daß die Meister hier Platz nehmen und gar bald eine Universität von Jüngern um sich versammeln. Auch finden sich die Liebhaber ein, begüterte Fremde. An diesem Orte bildet sich der Ruf und sammelt sich der Gewinn. Die Künstler ziehen die Fremden an, die Fremden fesseln die Künstler.

Man könnte nicht sagen, daß Rom undankbar gegen sie sei. Nirgends werden die Fremden besser aufgenommen. Man wetteifert, den ausgezeichneten Personen, besonders den Fürsten, welche sich einfinden, die größte Ehre zu erweisen: dann wird die Kuppel

erleuchtet, man veranstaltet Wettrennen auf der Piazza navona, vielleicht die einzigen die es auf der Welt gibt, welche das Bild eines antiken Circus einigermaßen gewähren. Herrlich ist alsdann die Erleuchtung des Capitols und seiner Bildwerke. Der Mark Aurel mitten auf diesem Platz macht einen magischen Eindruck; aber in dem mannichfaltigen Fall der Lichter schien es dem in der lebendigsten Erinnerung an das Alterthum lebenden Deutschen beinahe als bewegte er sich, als wäre der Schatten des Alten über das Schauspiel entrüstet, zu dem er dienen mußte.

Anhang I.

Ein Wort über die gegenwärtigen Irrungen im Kirchenstaate (1832).

Frühere Päpste fanden die Dinge entweder in gewohntem Gange, oder sie schritten mit der Gunst der öffentlichen Meinung zu neuen Einrichtungen fort.

Pius VII. fand alles aus seinen Fugen gerückt und die Meinung war ihm nicht mehr günstig. Zu einer eigentlichen Herstellung konnte er es nicht bringen.

Auch seine Nachfolger haben es nicht dahin gebracht.

La Genga, Leo XII., um ihn mit einem Worte zu erwähnen, gehörte als Cardinal und als Papst zu der Partei der Zelanti; wider die Verwaltung Consalvi's hielt er sich in entschiedenem Gegensatz. Er mußte indeß bald selber erfahren, wie wenig dies zum Ziele führe. Unter andern hatte Consalvi nach eigenem Willen regiert, ohne einen Cardinal um Rath zu fragen. Der neue Papst, der sich am lautesten hiewider erklärt, und dieser seiner offenen Opposition wenigstens zum Theil seine Erhebung verdankte, begann damit, die Cardinäle heranzuziehen und ihnen wesentlichen Einfluß zu gestatten. Der Erfolg war, da sie ihren Meinungen nachhingen, ihren Einbildungen folgten, und nicht eben ein Jeder seinen Vortheil außer Acht ließ, daß eine Menge falscher Maßregeln ergriffen wurden. Endlich sah es Leo XII. ein. Mißtrauisch von Natur ward er es mehr, als jemals; auch er entschloß sich, alles selber zu thun. Er arbeitete nun auch wie Consalvi; von früh bis in die Nacht saß er an dem Schreibtisch. Gewiß er hatte gute Absichten;

er suchte nichts für sich selber; er bestritt seine Tafel mit Einem Scudo des Tages. Allein neu in diesen Geschäften, wie er war, erfüllt von Doctrinen, ohne rechte Vorbereitung, ohne wahre Kenntniß der Sachen, beging er viele Mißgriffe. Was durch Consalvi ja noch zu Stande gekommen, ging nun wieder zu Grunde. Auch andere Päpste haben sich verhaßt gemacht, aber einige Anhänger hatten sie immer. Leo XII. war bei allen verhaßt; vom Prinzen bis zum Bettler, Niemand war sein Freund.

Der gute Castiglione, Pius VIII., der früherhin auch zu den Eifrigen gehört, aber sich hernach nicht minder den Maßregeln Leo's XII. widersetzt hatte, suchte wieder einzulenken. Er wollte es thun, ohne aufzufallen, nach und nach und unmerklich. Jedoch in so hohem Alter, mit Krankheit beschwert, und während seiner kurzen Verwaltung mehr als einmal dem Tode nahe, konnte er nur wenig ausrichten.

Und so blieben die Gegensätze, welche in der Natur dieses Staates liegen, unvermittelt; die Verwaltung Leo's hatte sie erst recht aufgeweckt. Es waren im Allgemeinen gefaßt, die nemlichen, die überhaupt in dem Jahrhundert in Streit begriffen sind. Jener Kampf, den sie in Frankreich mit einander bestanden, an dem bei der ungemeinen Verbreitung der französischen Blätter das gesammte Europa Antheil nahm, erhielt sie in stetem Bewußtsein. Endlich brach in Frankreich der Sturm von 1830 aus: die Revolution schien nach 15 Jahren wieder einen entschiedenen Sieg davon getragen zu haben. Auch in Italien geriethen sofort die Parteien durch Furcht auf der einen, Frohlocken auf der andern Seite in Gährung. Niemals waren wohl die geheimen Gesellschaften völlig unterdrückt worden; sie waren in unaufhörlicher Metamorphose begriffen; in der einen Form besiegt, waren sie in einer andern wieder aufgelebt; allenthalben regten sie sich wieder [1]). Nun hatten die Guelfen in Bologna immer auf zwei Dinge gewartet, die Erhebung des revolutionären Prinzips in Frankreich, woraus eine Entzweiung der großen Mächte, ein Bruch der europäischen Ordnung hervorgehen mußte; und eine Sedisvacanz. Beides trat ein. Der Papst starb. Die Partei der Bewegung in Frankreich gab die entschiedensten Versicherungen; es konnte nicht fehlen; neue Unruhen brachen aus.

1) Der Bund des jungen Italiens sollte sich aus den fratelli seguaci, und Mericani entwickelt zu haben scheinen. Er ist entschieden republicanisch und sendet seine propagatori aus.

Wenn anfangs die Absicht gefaßt wurde, die Provinzen von dem römischen Stuhle loszureißen, so ist dieselbe durch die Niederlage der Empörung beseitigt worden; erst seitdem sind die eigentlichen Fragen zur Sprache gekommen; eben die, welche das Verhältniß der geistlichen Gewalt zu dem Staate und die gesammte innere Administration betreffen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesen Fragen und den gegenseitigen Forderungen.

Es ist bekannt, daß sich Gregor XVI. zu wichtigen Zugeständnissen erboten, und unzweifelhafte Verbesserungen vorgenommen hat.

Für die gesammte Rechtspflege sind einige gute Einrichtungen getroffen, die Prozeßordnung Consalvi's ist mit den erforderlichen Abänderungen hergestellt worden.

In den Finanzen ist man noch einen Schritt weiter gekommen. Nachdem ein Tilgungsfonds gegründet war, hat man einen Rechnungshof, unabhängig von der Verwaltung, zu allgemeiner Controlle derselben gestiftet, und wenigstens der französische Gesandte versichert, daß derselbe mit den tauglichsten und zuverlässigsten Männern besetzt worden sei.

Bei einfachen Verbesserungen ist man aber dies Mal nicht stehen geblieben. Das Grundgesetz selbst, daß die ganze höhere Verwaltung in den Händen der Geistlichen sein solle, hat man ermäßigt. Der Paragraph Consalvi's: „die Delegaten müssen Prälaten sein", ist aus dem neuen Edicte weggeblieben: und man hat mehrere weltliche Prolegaten angestellt. Wenigstens von dem Bolognesischen versichern uns einige Flugschriften, daß er sich das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade erworben; und die Ferraresen zeigen sich mißvergnügt darüber, daß man ihnen die nämliche Gunst versagt, und sie unter einem geistlichen Prolegaten gelassen habe.

Das Wichtigste von allem aber ist das Edict vom 5. Juli 1831, in welchem die Einrichtung von Munizipal- und Provinzialräthen angeordnet wird.

Zwar ist dies Edict in einigen Punkten, z. B. der Anordnung einer Regierungsversammlung neben dem Delegaten, und der Einrichtung von Gemeinderäthen, welche von den Delegaten zu ernennen seien, eine Wiederholung des Motoproprio von 1816; allein diese letzte Einrichtung hat eine außerordentliche Erweiterung erfahren.

Nicht allein soll der Gemeinderath alle zwei Jahre erneuert

werden, sondern er hat auch Vorschläge zu machen, — mittelbar von drei Personen zu jeder Stelle, — nach denen ein Provinzialrath gebildet werden soll. Von diesem soll der Provinzialhaushalt regulirt, Ausgabe und Einnahme festgestellt, und eine Commission zu der Verwaltung derselben ernannt werden.

Anordnungen, die doch unläugbar den Bewohnern der Provinzen einen bei weitem größern Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte gaben als bisher, und hoffen ließen, daß sich das Uebel der Centralisation einigermaßen heben würde.

Dennoch weiß man, daß sie den schlechtesten Empfang in den Provinzen fanden.

Es ist mir eine feierliche Verwahrung der Bologneser zu Händen gekommen, in der sie ihre Motive zum Widerstand auseinandersetzen. „Da die Vorsteher der Provinzen," sagen sie, „vom Staatssecretariat ernannt werden, und diese die Mitglieder des Gemeinderaths zu ernennen haben; — da ferner diese Gemeinderäthe Deputirte ernennen, von denen die Vorschläge zur Besetzung der Provinzialräthe ausgehen sollen, eine Besetzung, die alsdann definitiv dem Staatssecretariat obliegt, so ist offenbar, daß so gut die Räthe der Provinzen wie der Communen von dieser Behörde ernannt werden." Sie finden, daß eine solche Corporation allzu abhängig sei, und daß sie es um so mehr bleibe, weil sich die Regierung das Recht vorbehalte, die Versammlung nöthigenfalls aufzulösen. Jedermann werde fürchten, sein Amt zu verlieren, und sich lieber unterwürfig zeigen. Es ist demnach das Recht der Ernennung und fortwährenden Beaufsichtigung, welches den Provinzen diese Concessionen illusorisch zu machen schien; und welches dem Factionsgeist eine erwünschte Gelegenheit gab, eine neue Aufregung hervorzubringen.

Wie groß dieselbe war, davon liefern ein paar Anschläge, die man am 16. und 17. Januar 1832 in Bologna fand, einen merkwürdigen Beweis.

Der eine ist begütigend. Er fußt darauf, daß bei fortdauernder Opposition eine neue Besetzung der Provinzen durch die Oesterreicher unvermeidlich sein werde. Er lautet: „Stimme der Wahrheit. Entweder die Oesterreicher oder die Räthe. — Wählt Bürger. Die Oesterreicher in kürzester Frist. Die Räthe auf der Stelle, damit jene nicht kommen. Wählet. Morgen an dem nämlichen Orte erwartet man die Antwort. Denkt darüber nach. Ein

einziges Wort kann Euch glücklich machen oder in's Verderben stürzen. Wählet."

Hierauf folgte diese Antwort. „Bürger, man sagt euch: entweder die Oesterreicher oder die Räthe. Antwort: weder die einen noch die andern; das Heil des Vaterlandes beruht auf der Repräsentation des Volkes und auf kräftigem Widerstand gegen das Gold und die Nachstellungen von Rom und von dessen bezahlten Anhängern."

Man weiß, daß die Räthe in der That verworfen wurden und die Oesterreicher wieder einzurücken veranlaßt waren.

Nicht allein aber im Widerstand, in der Verneinung hielten sich die Provinzen; sie machten auch positive Forderungen.

Zwar ist es nicht anders, als daß sie sich in allem, was Räsonnement und Deduction ist, außerordentlich abhängig von den Theorien zeigen, wie sie in Frankreich ausgebildet worden. In ihren Vorschlägen indeß gehen sie ihren eigenen Weg, der eine große Aussicht eröffnet. Die Repräsentation, von der sie reden, hat eine sehr besondere Bedeutung.

Sie gehen davon aus, daß geistliche und weltliche Verwaltung völlig zu trennen, die weltliche aber ausschließlich den Weltlichen anzuvertrauen sei.

Dann bleiben sie wohl zunächst bei den von dem Papst beschlossenen Behörden stehen: allein sie wollen sie ganz anders organisiren. Die Gemeinderäthe sollen nicht ernannt, sondern durch Wähler von bestimmtem Census erwählt werden. Ohne weiteren fremdartigen Einfluß sollen aus ihnen die Provinzialräthe hervorgehen; beide sollen die Verwaltung der Provinzen und Communen wesentlich in Händen haben und alle drei Jahre durch Wahl erneuert werden.

Hiemit sind sie jedoch noch nicht zufrieden. Nach den Vorschlägen der Provinzen soll ein Staatsrath gebildet werden, dem die außerordentlichen Rechte zugedacht sind. Er soll die Ministerien anordnen und beaufsichtigen, und dem Provinzialrath zum Recurs dienen; seine Zustimmung soll zu Gesetzen und Auflagen nothwendig sein; Commissionen, nach seinem Vorschlage ernannt, sollen Justiz, Finanzen und Polizei neu einzurichten haben[1]).

Und so unterscheiden sich die Liberalen des Kirchenstaates von

1) Es sind Petitionen gedruckt, in denen diese Vorschläge gemacht worden sind.

anderen Liberalen unserer Tage dadurch, daß sie nicht das Recht einer gesetzlichen Opposition, die freilich auch oft zur Gewalt führt, sondern vielmehr gleich einen sehr bedeutenden Antheil an der Gewalt selbst, unmittelbar und ohne Frage für sich verlangen.

Diese beiden Entwürfe laufen einander, wie am Tage liegt, schnurstracks zuwider. Den päpstlichen Beschlüssen zufolge würden zwar einige Aemter säcularisirt, und überhaupt freiere Formen zugelassen werden, aber alle eigentliche Wahl würde völlig vermieden bleiben; selbst die Gemeindesachen würden in den Händen von Rathsverordneten sein, die wenigstens fürs erste ernannt würden.

Der Absicht der Provinzen zufolge würde dagegen die freie Wahl ein Grundprinzip der gesammten Staatseinrichtungen werden: selbst ein Staatsrath mit offenbar vorherrschender Gewalt würde hauptsächlich durch Wahl zu Stande kommen.

Dürfen wir aus der Ferne eine Meinung über diese Intentionen äußern, die wenigstens das Verdienst einer vollkommenen Unparteilichkeit haben wird, so wäre es folgende.

Sollten die Vorschläge der Provinzen in einiger Ausdehnung Eingang finden, so ist kein Zweifel, daß dadurch die ganze Verfassung dieses Staates geändert würde. Diese gewählten Räthe der Communen, Provinzen und des Staates, zumal da sie einen von unten aufsteigenden engen Zusammenhang hätten, würden alle wesentliche Gewalt besitzen: wären nun die Stellen der Verwaltung zugleich säcularisirt und von ihnen abhängig, so würde die priesterliche Macht alle Selbständigkeit und ihr ganzes Fundament verlieren. Mit leichter Mühe würde sie vollends ausgestoßen werden können.

Es kommt eben darauf an, ob man einen Kirchenstaat ferner behaupten will oder nicht.

Geben wir einmal zu, daß die katholische Kirche den Papst bedarf, der Papst Cardinäle, die ihn wählen, die Cardinäle die Prälatur, aus der sie hervorgehen; räumen wir sodann ein, daß der Papst, um unabhängig zu sein, weltlicher Fürst sein muß, so scheint es nicht möglich, Die, welche mit ihm von gleichartigem Charakter sind, und sein Dasein bedingen, von der Verwaltung des Staates auszuschließen. Aber welche Fragen treten damit in den Gesichtskreis: die Existenz der weltlichen Gewalt des Papstthums wird dadurch zweifelhaft. Die Zukunft dieses Staates knüpft sich an die allgemeinen Weltgeschicke.

Anhang II.

Auszüge aus italienischen Flugschriften.

Gern trüge ich etwas anderes aus Italien vor; — ich spräche gerne von irgend einem jener kostbaren Denkmale der vergangenen großen Jahrhunderte, an denen dieser Boden so reich ist; ich erneuerte gern einen bedeutenden Moment seiner früheren Geschichte, in welchem Leben und frischer Athem der Menschheit wäre; — statt dessen sehe ich mich verurtheilt, von einer farblosen Gegenwart zu handeln, und von italienischen Flugschriften Bericht zu erstatten.

Läßt sich von denen wohl viel Besonderes erwarten?

Man dürfte sagen, daß doch dies Land die merkwürdigsten und mannichfaltigsten politischen Bildungen hervorgebracht, daß es auch die Speculation über die Politik in modernen Zeiten zuerst wieder erneuert habe: warum sollte es nicht bei so starken Bewegungen, wie es vor dem Jahre erlebte, aufs neue auch in dieser Richtung eigenthümlichen Geist haben offenbaren können?

Es ließe sich denken, wenn uns nicht das Schicksal der italienischen Literatur in den letzten Jahrzehenten überhaupt bekannt wäre.

Gewiß, sie hatte eine Periode der Erschlaffung und Verbildung, der falschen Formen, bereits wieder überwunden; seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts thaten sich in allen Fächern Männer vom ersten Gange hervor, die jeder Hauptstadt, von Venedig bis Palermo, ihren eigenthümlichen Glanz gaben; es war nicht allein Studium und Talent; mit innerlicher Arbeit rissen sich die Geister von dem

Gewohnten los, eröffneten sich neue Bahnen und näherten sich den reinen Formen, als die Revolution in Frankreich ausbrach und alle Nachbarn mit einer Explosion der rohen Kräfte bedrohte. Lange Zeit fürchtete man nichts. Als der Krieg schon ausgebrochen, glaubte man sich noch ungefährdet. Wer erinnert sich nicht der schönen Stelle der Bas-villiana von Monti, wo er den Cherub beschreibt, der schützend über St. Peter zu Rom sitze; „mit dem Schwerte, dessen Glanz die Nacht durchbricht, mit dem Schilde, das den Vatican überschattet, wie ein Adler, der seine Jungen unter großen Fittigen vor dem Sturme schützt.“ Aber dieser Sturm war allzustark; weder Italien, noch auch Rom konnten gerettet werden. Religion und Staat wurden zugleich umgestürzt; wie hätte sich die Literatur in ihrer nationalen Bahn erhalten können? Die lebendige Generation ward vom Schwerte gemähet: wie dort in Neapel die ganze Schule des Genovesi; oder von den Jahren hingerafft, oder verjagt, oder in ihrer besten Kraft gebrochen. „Seitdem ist meine Seele blind und öde mein Herz“ sagt Ugo Foscolo. Der männliche Schwung ihrer Seelen ward ihnen in bittern Ingrimm verkehrt. Die geistige Gewalt, welche den Staat umschuf, überwältigte allmählich auch die Literatur mit fremden Elementen. In Italien, das gewiß den Glanz seines Namens, den Ruhm der Gegenwart liebt, wird man nicht leicht Jemanden finden, dem die Vergleichung der Jahre unmittelbar vor der Revolution mit dem heutigen Tage nicht peinlich wäre.

So können wir uns denn von den flüchtigen Hervorbringungen der Politik, die, wie natürlich, noch mehr als andere Zweige die Einwirkung der Franzosen erfuhr, nicht viel versprechen. Wenn wir sie dennoch zur Betrachtung heranziehen, so geschieht es besonders aus einem anderen Grunde.

Wir nehmen so viel Antheil an der Vergangenheit dieses Volkes, daß uns schon darum seine Gegenwart nicht gleichgültig sein kann. Von den Zeitungen mittelmäßig oder schlecht unterrichtet, greifen wir nach diesen Schriften, die doch der unmittelbare Ausdruck jener Tage sind, in der Hoffnung dem Innern der Ereignisse etwas näher zu treten.

Wie sie vor mir liegen, möchte ich sie in Bezug auf die Begebenheiten des Februar und März 1831 nach den Kategorien des Vor, Während und Nach in drei Classen eintheilen. Es giebt einige, die auf eine gewisse Wirkung berechnet, und die Gesinnung, von der sie voll, auszubreiten bestimmt sind; andere, die uns einen

Blick in die Getriebe der ephemeren Regierung eröffnen; noch andere, welche den nachgebliebenen Eindruck darstellen.

Gehen wir unverzüglich an den Versuch, den wesentlichen Inhalt jeder dieser Classen zu ermitteln.

I.

Assicurazioni sull' avvenire d'Italia di D. V. Forli 1831.

Es ist immer gesagt worden, daß die Bewegung früher ausbrach als man wollte. Diese kleine Schrift sollte, wie uns die Rückseite des Titels belehrt, 14 Tage „vor der glorreichen Revolution von Modena, Bologna und Romagna" erscheinen, sie sollte dieselbe vorbereiten. Es ist bemerkenswerth, wie der Autor dies angreift und wohin sein vornehmstes Absehen geht.

Er gesteht zu, Italien sei das vorige Mal nicht durch eine nationale einmüthige Bewegung republikanisirt worden: es habe seine Revolution von außen her empfangen; den Fahnen der Freiheit sei man entgegengegangen, nicht um sie zu begrüßen, sondern um sich ihnen zu widersetzen; dazu habe der Adel mit seinem Gelde, die Priesterschaft mit dem Kreuze beigetragen.

Allein wie ganz anders jetzt. Jedermann habe die Discussionen der periodischen Blätter zu lesen die schöne Neigung entwickelt, und wer minder wißbegierig gewesen, dem sei der Inhalt derselben von den andern mitgetheilt worden; — so sei nun die Jugend sehr aufgeklärt, sie habe ihren alten Zerstreuungen abgesagt, studire die Bürgerpflichten und übe sich in den Waffen; sie corrigire die Fehler ihrer bejahrten Väter, welche freilich noch voller Vorurtheile; auch der Handwerker und Bürger sei seiner Würde gewahr geworden, und lese die Blätter: der Adel sondere sich nicht mehr ab; die Truppen seien entweder napoleonisch oder doch patriotisch; Priester und Mönche selbst seien tolerant geworden und zwar nicht durch Corruption, wie man vorgebe, sondern durch Civilisation.

Es ist die wohlbekannte Lehre von der Ausbreitung und unwiderstehlichen Gewalt der neuen Doctrinen. Etwas wahres ist ohne Zweifel daran. Zwar sagt der Autor selbst, es gebe auch eine entgegengesetzte Partei: wie hart es ihm immer ankomme dies zu bekennen, so lasse es sich doch nicht läugnen; allein im Jahre 1831 werde diese Partei keinen Widerstand zu leisten wagen.

Wie aber soll nun die Revolution vorbereitet und befördert werden?

Der Autor läßt uns nicht zweifelhaft.

Nachdem die Revolution schon einmal Italien so viel gekostet, so ist es kein Wunder, wenn die ruhigen und friedlichen Einwohner jeden Anfang einer neuen Bewegung fürchten. Die Göttin, welche einige dieser Staaten zusammenhält, ist vielleicht mehr die Furcht als die Anhänglichkeit, mehr die Besorgniß vor einer schlimmen Zukunft als eine entschiedene Neigung zu dem Bestehenden. Diese Furcht sucht der Autor, wie er selbst sagt, „mit sehr klüglichem Plane" zu besprechen.

Er versichert, nur aus jenem Widerstande seien das vorige Mal auch die Gräuel hervorgegangen; jetzt da jener gehoben sei, da alles übereinstimme, werde es auch diese nicht mehr geben. Niemand dürfe fürchten, seines Reichthums, seiner Stellen beraubt zu werden, der Adel werde seine Güter gesichert sehen und eine Vertretung in den Regierungen; den Neutralen solle nichts widerfahren.

Er überläßt sich dann den gewöhnlichen Träumen von einer Rückkehr der antiken Zeit, in der freilich auch die Scävolas nicht fehlen sollen.

Discorso intorno al governo costituzionale per istruzione di quelli che non sono versati nelle science politiche. Bologna anno I della libertà.

Eben die bekannten Lehren von der Volkssouveränetät und den verschiedenen Gewalten, die so oft wiederholt worden sind. Hieran ist nichts besonderes. Eigenthümlich finde ich nur die Prinzipien der Religion.

„Es giebt Einige", beginnt der Autor, „die sich den Reformatoren der Staaten widersetzen, in Erinnerung an den Grundsatz, daß alle Gewalt von Gott komme. Sie schließen daraus, daß die Beschränkung des Regenten eben so viel sei, als dem göttlichen Willen widerstreben". Alle diese bittet er sich auf ihre Meinung nicht zu verlassen, sondern zu erwägen was er gleich sagen werde.

Was ist es aber das er sagt?

„Ich behaupte zuerst, daß die legitime Gewalt unläugbar von Gott kommt: denn Gott, der Höchste und Beste, will das Wohl der Menschen. Er will ohne Zweifel die Gesetze, welche die menschlichen Handlungen beherrschen; indem er sie will, will er auch die Gewalt, durch welche sie bekannt gemacht und ausgeführt werden".

Bei diesem Anfang wird man neugierig, wie der Autor zur Nothwendigkeit des constitutionellen oder des republikanischen Systems, zur Zulässigkeit von Revolutionen gelangen will. Er macht es sich nicht eben schwer.

„Die höchste Gewalt", sagt er, „kommt von Gott. Aber das, was von Gott kommt, dient zum Nutzen der Menschen. Da nun der Nutzen der Menschen erfordert, daß ein jeder die Freiheit habe, seinen Bedürfnissen zu genügen, so ist es unerläßlich, daß es Gesetze gebe, welche von der menschlichen Natur und von den Umständen, in denen sich ein Volk befindet, hergeleitet sind. Diese Gesetze aber erfordern gesetzgebende, richterliche Gewalt, u. s. w."

Auf diese Weise konnte denn freilich auch Gemeinschaft der Güter, oder was man sonst belieben mochte, deducirt werden.

An sich wäre das der Erwähnung kaum werth.

Allein wenn auf der einen Seite die Furcht vor dem allgemeinen Ruin, wo möglich, weggeräumt werden mußte, so zeigt sich in dieser Schrift, daß man auf der andern nothwendig fand, die Scrupel der Religiösen und Frommen, welche noch an der Lehre von dem göttlichen Rechte festhielten, so gut man konnte, zu beruhigen.

Lettera di un sacerdote dell' Emilia sugli avvenimenti politici dello stato pontificio nel febbrajo del 1831. Bologna.

Schreiben eines Landpfarrers an seinen Amtsbruder. Man höre ein paar Stellen.

„Hatten wir kleinen Priester", heißt es darin, „die wir des Tages Last und Hitze tragen, uns vielleicht über das Glück und Vermögen der größern zu freuen? Was hatten wir davon? Größere Unterdrückung. Du warst einer Inquisition unterworfen, die dich insgeheim verdammte in Folge der Anklagen eines heimlichen Feindes, gegen den du dich nicht wehren konntest, da du ihn nicht kanntest. Du wurdest bei dem Antritt deines Amtes mit Taxen beschwert und, während die großen Priester die Regierung hatten, schloß man dich vom Communalrath aus. Ich will dir gestehen, daß mir nichts drückender ist, als der Haß und die Verabscheuung, in welche wir armen Priester durch die Irrthümer der geistlichen Regierung fielen. Das Volk, welches wenig nachdenkt, verknüpfte die Idee von der Regierung mit der Idee des Priesters. Ja, was noch mehr, dies setzt die Religion selbst außer Credit."

Es ist dies, wie wir sehen, eine Stimme aus der Mitte der Priesterschaft selbst, die sich gegen das Regiment der Priester erklärt.

„Ich bin überzeugt", ruft der Autor aus, „daß es sehr nützlich sein würde, wenn der Papst diese verhaßte weltliche Herrschaft fahren lassen wollte. Sie ist nur ein Stein des Anstoßes und läuft seinem wahren Interesse entgegen." Diese geistliche Herrschaft greift er ganz ernstlich an: er versäumt nicht, dem Amtsbruder eine lange Reihe von Stellen aus Gregorius Magnus, Gelasius, Synesius wie sie alle heißen, die dawider zeugen sollen, vorzulegen.

„Und welche Vortheile", fährt er fort, „hatte das Land von der vorigen Regierung? Starke Taxen, Luxus der Cardinäle, Armuth des Volkes. Bist du so fremd in Israel, um unsere herrlichen Tarife, die ewigen Processe, die schamlosen Administrationen, die Verschwendung von Pensionen an Leute ohne Verdienst, den Handel mit einträglichen Stellen nicht zu kennen"? Er findet, daß man Gott ehre, wenn man die Regierung durch politische Reform zu verbessern suche; die Pflicht der Priester sei es jetzt, sich als gute Bürger zu zeigen, Ordnung und Eintracht zu befördern. „Seien wir gelehrig", schließt er, „so weit es uns unser Gewissen erlaubt."

Nein! von besonderm politischen Geist ist in diesen Schriften nicht die Rede. Eine eigenthümliche Tendenz aber haben sie doch; sonst ist alles ein schwaches Echo jener französischen Blätter, denen die Italiener ihre politische Bildung zu verdanken bekennen.

Diese drei Schriften sind auf drei Classen von Einwohnern berechnet.

Einer der wirksamsten Stände in der Christenheit, namentlich der katholischen, wird immer die niedere Geistlichkeit sein. Es sollte scheinen, als hätte sie besonders in dem Kirchenstaate, wo die oberste Gewalt in den Händen der höheren Priesterschaft liegt, ein und das nemliche Interesse mit dieser. Wir sehen indeß, wie gerade an dies Verhältniß sich der Gegensatz knüpft, den man ihr zum Bewußtsein zu bringen sucht.

Eine große Masse bilden allemal die friedlichen Bürger, die vor allen Dingen die Ruhe zu behaupten wünschen. Sie verdienen nicht sowohl wegen innerer Energie, als wegen jener unberechenbaren Kraft des Widerstandes, der in der Theilnahmlosigkeit liegt, alle Rücksicht.

Hierzu kommen Diejenigen, die aus religiösen Principien an

dem göttlichen Rechte festhalten: um so zahlreicher und fester, je wirksamer sich der Einfluß der Geistlichen erhalten hat.

Wenn man nun vorzugsweise diese Classen zu bearbeiten sucht, so läßt sich schließen, daß in ihnen der vornehmste Widerstand war, den man erwartete.

Dabei versteht sich jedoch, daß die eigentliche Bewegung von einer andern Seite her ausgehen mußte, die wir nun ins Auge zu fassen haben.

II.

Man findet in Rom, Venedig und anderen italienischen Städten die Sammlungen der revolutionären Gesetze von der ersten Invasion; Sammlungen ephemerer Staatsweisheit: gelingende Zerstörung, mißlingende Hervorbringung. Niemand sieht sie mehr an, sie sind mit tiefer Verachtung belegt.

In Bologna war der päpstliche Prolegat während der Sedisvakanz durch eine tumultuarische Bewegung dahin gebracht worden, eine provisorische Regierungscommission zu ernennen, die bald dahin schritt, die päpstliche Regierung für abgesetzt zu erklären.

So kurze Zeit die Regierung von Bologna bestand, so hat sie doch zu einer ähnlichen Sammlung den Stoff geliefert.

Bollettino di tutte le notificazioni, leggi e decreti publicati dal governo provvisorio della città e provincia di Bologna non che dal comitato militare. Tomo I. Bologna 1831.

Es ist auch hier jene sonderbare Folge revolutionärer Anordnungen zu finden, welche zum Beispiel damit anfangen, die gewöhnlichen Auflagen zu erlassen, damit fortfahren, daß sie außerordentliche einfordern, und damit endigen, daß sie entweder die Gehalte die sie eben bestimmt, auf die Hälfte herabsetzen, oder völlige Insolvenz erklären.

Ohne Zweifel, das wichtigste Stück ist der Erlaß des Johann Vicini, Präsidenten der provisorischen Regierung vom 25. Februar, in welchem Motive und Richtung dieser Bewegung ausführlich dargestellt werden [1]).

1) Farini, der ihn abdruckt (lo stato Romano I, S. 35), beurtheilt ihn doch sehr ungünstig: di mezzo a'sensi scorretti, meschine municipali querele, curialeschi sofismi, errori politici, e puerili declamazioni, e pur tuttavia verità di fatti e di querele.

Seine Motive sind: die Verwirrung in den Geschäften; — die Widersprüche der verschiedenen Anordnungen, der Gesetze und Rechte, deren Charakter mehr theologisch als politisch; — die Unzulänglichkeit der Richterstellen für die Menge der Fälle; — die zweifelhafte Competenz der Tribunale; — Rota und Segnatura eher geeignet die Streitigkeiten zu verewigen als zu beendigen; — die Justiz ein Finanzzweig für die Rechtsgelehrten; — die Legaten beinahe inappellabel; — der Unterricht ohne Methode und Vollständigkeit; die Anstellungen wesentlich fehlerhaft; die Auflagen drückend; so viel Veruntreuung!

Gewiß große Uebelstände! Leider sind sie auch hier nur im allgemeinen und nicht mit der wünschenswerthen Evidenz ausgeführt, wiewohl meistens unläugbar. Vicini gesellt ihnen aber noch andere Anklagen hinzu. Er legt den wohlbekannten Satz Machiavelli's, daß die Herrschaft der Päpste die Entzweiung von Italien befördert, Guelfische und Gibellinische Parteiung genährt und das Unglück des Landes gemacht habe, nochmals dar; er bringt die alte Capitulation von Bologna und jene Trennung Castel Bolognese's, welche Pius VI. vor nun so langer Zeit veranlaßte, aufs Neue zur Sprache. Eben daher leitet er die Nothwendigkeit der Erklärung einer immerwährenden Emancipation, sowohl factisch als rechtlich, von der weltlichen Herrschaft der Päpste. Er erklärt den heiligen Stuhl für unwürdig, daß man auch nur mit ihm unterhandle [1]).

Vicini kommt in diesem Erlaß auf den ersten Minister des Papstes zu sprechen. Was soll man denken wenn er behauptet, dieser Minister sei nicht weniger grausam als ein Sejan, und verschwenderisch wie Elagabal nicht gewesen! Aber noch mehr. Mit dürren Worten versichert er, die Nachwelt werde die drei Julitage mit Bewunderung den sechs Schöpfungstagen zur Seite stellen. Hat man je etwas ähnliches gehört?

Diesen Worten, möchte man sagen, entspricht leider die That.

1) Se però la violazione de' patti e delle condizioni con cui una Città, o Provincia siasi data ad un altro Stato rompe radicalmente il trattato in favore di quello, che patì la violazione, e lo abilita pei principii del pubblico Diritto delle Genti ammessi da tutte le Nazioni incivilite a ritornare di piena ragione a' suoi primi diritti, e al precedente stato di libertà, e indipendenza, come se niun trattato fosse avvenuto; chi non conoscerà quanto giusta e legittima fosse la dichiarazione promulgata fin da prima da questo Governo di una perpetua emancipazione di fatto, e per sempre di diritto dal dominio temporale de' Papi?

Es ist die nämliche Uebertreibung. Wollte man den Zustand, in dem man war, wirklich verbessern, so war der Abfall, der Europa in Bewegung setzte und so viel Möglichkeiten der Rückwirkung eröffnete, das zweifelhafteste aller Mittel. Dennoch ergriff man es.

Es fragt sich wohl weiter, wie man dazu kam. Hielt man sich für stark genug, um sich seine Selbständigkeit zu erkämpfen, oder was vermochte sonst zu diesem Schritte?

Und alsdann, wenn man sich einmal entschloß, warum ging man nur so weit und nicht weiter? wie geschah es unter andern, daß man nicht die Idee der Vereinigung von ganz Italien, die einen so großen Zauber über die Gemüther ausübt, zu Hülfe rief? Eine Art von Lösung finden wir in der nächsten Schrift.

Note storico-politiche generali, e più in particolare intorno alla Rivoluzione di alcune Provincie Centrali d'Italia accaduta al mese di febbraio del 1831, di Giuseppe Gherardi d'Arezzo.

Auch diese Schrift enthält manche Thorheiten. Der Autor redet in einem aufgetriebenen Style „von dem Manne, der in kleinem Umfange einen Riesengeist einschloß, und Fürsten und Nationen an seinen Siegeswagen fesselte". „Allgemach", sagt er, „breitete sich eine neue sociale Wissenschaft auch außerhalb der Wände des Nachdenkens — vermuthlich der Studierstuben — aus; die Völker machten sich daran, die barbarische Gesellschaft des Mittelalters zu zerstören". Behauptungen, welche in allen Zeitungen Tag für Tag wiederhallen und für welche der Einzelne, der sie sich aneignet, kaum noch in Anspruch zu nehmen ist. Sonst enthält diese Schrift doch einige merkwürdige Notizen.

Vornehmlich von der Aengstlichkeit, mit der die revolutionäre Regierung von Bologna das Princip der Nonintervention heilig hielt und beobachtete, erzählt sie sehr sonderbare Dinge.

„Man dachte zu Bologna, die Herzen durch dramatische Vorstellungen zu erwärmen, und wollte unter andern die Verschwörung der Pazzi von Alfieri geben; die Regierung verbot diese Darstellung aus Rücksicht auf den Hof von Toscana, obwohl dieser mit den Medici eigentlich nichts mehr gemein hat".

„In Forli wünschte man dem ältesten Sohne Ludwig Bonaparte's ein feierliches Leichenbegängniß zu halten; die Regierung verbot dies, weil sie fürchtete, dem König Louis Philipp durch eine Ehrenbezeugung zu mißfallen, die sie der Leiche eines Bonaparte erweise".

Es ist unglaublich wie weit man hierin ging.

Die Regierung von Modena enthielt sich aller Einwirkung auf Massa und Carrara. Warum? Weil dieser Landestheil eine dem Herzog später angefallene Erbschaft war.

Irre ich nicht, so werfen diese Dinge ein Licht auf das ganze Ereigniß.

Hätten die Einwohner allein auf eine vernünftige, gemäßigte Umbildung des Kirchenstaates ihr Absehen gerichtet, so würde dies Europa wenig beunruhigt haben: der Wiener Congreß hat dem Staate, den er wiederherstellte, nicht auch die Form seiner Existenz vorgeschrieben. Allein indem sie die Regierung abgeschafft wissen wollten und von dem Papste abfielen, setzten sie sich gegen das ganze europäische Gemeinwesen, gegen die bestehende Ordnung der Dinge überhaupt in Empörung.

Wie kamen sie zu dieser Kühnheit? Diese klugen Italiener, welche vor der Macht einen so tiefen Respect haben, welche vielleicht die Freiheit von Herzen lieben, aber ihrer Besitzthümer noch mehr, und ihr Leben über alles. Wie geriethen sie dahin?

Ganz von freien Stücken haben sie sich nicht dazu entschlossen. Nicht allein sind sie ohne Zweifel bearbeitet worden, dies würde noch nicht hinreichend gewesen sein; für sie bedurfte es bestimmter Zusicherungen.

Als es sich noch nicht ganz entschieden hatte, welche Farbe die französische Regierung annehmen würde, als der, welcher hernachmals an der Spitze der Opposition stand, das Haupt der Regierung war, erhielten die Italiener von einigen Mitgliedern der Linken die bestimmtesten Verheißungen.

Man hat öfter davon geredet. Aus einer Aeußerung Mauguins in der Sitzung vom 22. September 1831 ergiebt sich, was an der Sache ist. Lafayette hat erklärt „er habe nach Italien geschrieben, daß die französische Regierung das Princip der Nonintervention aufrecht erhalten werde". Dieser Versicherung glaubten die Italiener; sie hielten dafür, die Erklärung des Mannes beider Welten sei einer amtlichen Zusage der Regierung gleich. In dieser Erklärung liegt das ganze Geheimniß ihrer Bewegung. Man wußte wohl, daß man sich gegen die europäische Ordnung der Dinge erhob; allein eben diese hielt man für erschüttert; man glaubte auch das Gefährliche sicher wagen zu können, da man nicht zweifelte, durch das Interesse einer großen Macht gegen alle Eingriffe der andern beschützt zu sein. Schlagend erschien das Beispiel von

Belgien, wo allerdings jenes Princip aufrecht erhalten wurde. Da man nun die großen Mächte nicht zu fürchten hatte, was hätte man sonst fürchten sollen? Die Regierung des Papstes gewiß nicht. Man kannte sie zu gut: man sah, wie schwach sie in Menschen und in Mitteln war; mit ihr allein war man gewiß, fertig zu werden.

Daher kommt es, daß man mit so ängstlicher Religiosität an jenem Principe festhielt, das man ein heiliges nannte. Nichts ist dafür merkwürdiger als die Erklärung der provisorischen Regierung vom 6. März 1831.

Als es zwischen Zucchi und dem estensisch-österreichischen Corps zum ersten Schlagen auf modenesischem Gebiete kam und viele von den Insurgenten sich in das Bolognesische flüchteten, erließ sie folgende Notification:

„Das estensische Bataillon, das immer unsern der modenesischen Grenzen geblieben, rückte auf neuen Befehl gegen die ihm gegenüberstehenden Streitkräfte vor, welche so schwach waren um sich zurückziehen zu müssen. Von diesen suchten Viele in Schrecken gesetzt, wie es zu geschehen pflegt, Zuflucht auf unserm Gebiete.“

Gewiß, man kann sich über eine Sache, die von der eigenen kaum zu unterscheiden ist, nicht ruhiger und unparteiischer ausdrücken. Allein man geht noch weiter.

„Mitbürger, fährt die Notification fort, die Lage der Modenesen ist nicht die unsre, das heilige Princip der Nonintervention legt seine Gesetze nicht minder uns als unsern Nachbarn auf. Hüten wir uns durch unvorsichtige Handlungen den öffentlichen Interessen zu nahe zu treten“.

Und so beschlossen die Bolognesen — wer sollte es glauben? — von jenen ihren natürlichen Verbündeten keinem den Eintritt auf ihr Gebiet zu gestatten, es wäre denn, er hätte zuvor die Waffen abgelegt. Die Waffen sollten der Regierung überliefert, die Menschen in das Innere abgeführt, und schlechterdings keine Versammlung derselben in einiger Anzahl an der Grenze geduldet werden.

„Mitbürger, schließen sie, erinnert euch, daß wir mit keiner auswärtigen Macht im Kriege sind“.

Man kann nicht scrupulöser sein. Man hat sich seinem Fürsten und den Gesetzen entzogen, denen man durch die allgemein anerkannte europäische Ordnung unterworfen war; in dem nämlichen Momente macht man sich selbst andere Gesetze, die auf das zweifelhafteste Axiom von der Welt gegründet sind, und befolgt sie mit längstlicher Besorgniß.

Frankreich dagegen hielt den Grundsatz nicht aufrecht; die Oesterreicher rückten in den Kirchenstaat ein.

Lange hatte es die Regierung nicht glauben wollen. Als es endlich nicht länger geleugnet werden konnte, als sie zugestehen mußte, es sei möglich, daß überwiegende feindliche Streitkräfte in die Provinz eindrängen, hoffte sie wenigstens, Frankreich werde sein angebliches Princip mit den Waffen vertheidigen. „Frankreich unterstützt uns, sagt noch ihre Proclamation vom 20. März, seine zahlreichen und unbesiegbaren Armeen sind auf dem Marsch nach unseren Gegenden, die Sache der Freiheit ist ihres Triumphes gewiß". Den andern Tag rückten die Oesterreicher in Bologna ein.

Wenn sich die politischen Schriften weder durch eigenthümlichen Inhalt, noch durch Energie des Gefühls hervorthun, so entsprechen sie hiemit nur allzuwohl den Begebenheiten selbst. Die Bewegung ist nichts als ein Anhang der französischen. Paris scheint auf gewisse Weise, wenn auch nur durch geheime und gleichsam unterirdische Verbindungen, noch immer ein Mittelpunct auch für die Legationen. Nie würde der bolognesische Aufstand Statt gefunden haben, hätte man sich nicht überredet, Frankreich werde jede Dazwischenkunft einer fremden Macht verhindern. Aber eben hiedurch ließ man sich abhalten, irgend etwas zu thun, was die Grenzen eines andern Staates hätte verletzen können; man ließ sich abhalten, die mächtigen Ideen zu ergreifen, welche freilich lange nicht die Gewißheit, aber doch eine Möglichkeit des Sieges gewährten. Das Princip der Nonintervention ist der Anfang und das Ende, es ist das Leben und der Tod dieser Revolution.

Ma part aux événements importants de l'Italie centrale en 1831, par le Général Armandi. Paris 1831.

Als es nun so schlecht gegangen, konnte es nicht an wechselseitigen Anklagen fehlen.

Armandi, der eine Zeitlang den Posten eines Kriegsministers der insurgirten Landschaften bekleidet hat, ist bemüht, sie nach Kräften abzuwehren.

Hauptsächlich beschwerte man sich, daß nicht alles aufgeboten worden sei, um wenigstens den ganzen Kirchenstaat einzunehmen und zu vereinigen. Man hatte ihn aufgefordert, das Glück der Waffen nochmals zu versuchen, die verschiedenen Truppenhaufen zu vereinigen und gegen Rom selbst vorzudringen. Aber Armandi war überzeugt, daß das zu nichts führen würde.

So viel ist gewiß: als die Truppen der Provinzen bis Otricoli vorgedrungen, als die Tricolore bereits wieder über das schöne Thal des obern Tiber hinwehete, entstand in Rom allerdings die Furcht, es möchte auch um die Hauptstadt geschehen sein, wenn der Feind heranrücken sollte.

Es ist doch eine Frage, was erfolgt wäre. Wenigstens hatten die Oberhäupter in Bologna wenig Hoffnung.

„Wenn es einen Ort giebt, sagt Armandi, wo alle Revolution in einem liberalen Sinne unwahrscheinlich ist, so ist dies sicherlich Rom. Ich weiß sehr wohl, daß man in der mittleren Classe und unter den Beamten aufgeklärte Leute findet, welche die neuen Ideen mit Wärme ergreifen und Reformen wünschen. Aber der größte Theil ist durch seine Aemter und sein Vermögen an die Regierung geknüpft und würde ein System nicht angreifen, von dem er lebt; man begnügt sich, der Regierung den kleinen Krieg zu machen, und dies gehört sogar zum guten Ton. Pasquinaden sind die einzige Explosion, welche die Polizei zu fürchten hat. Von den 140000 Einwohnern, welche die Stadt zählt, ist kaum der vierte Theil in einer unabhängigen Stellung. Die Existenz aller übrigen ist mehr oder minder an den päpstlichen Hof gebunden. Ihr Charakter ist immer als fanatisch, entschieden blutgierig und allen Neuerungen abgeneigt betrachtet worden; es sind noch die Mörder der Basseville und der Düphot. Die Regierung ist stark durch den Einfluß der Religion, der Interessen, der Gewohnheiten und des Geldes, über das sie disponiren kann. Mit einer Handvoll Leute, die schlecht disciplinirt sind und den Krieg nicht kennen, kann man nicht zu solchen Unternehmungen schreiten. Es wäre die größte Unvorsichtigkeit gewesen, uns mit unserer kleinen Truppe in die ungeheure Campagna von Rom zu wagen, ohne Hoffnung Lebensmittel zu finden, in die Mitte einer feindlichen Bevölkerung, und überdies die Festung von Civita Castellana hinter uns zu lassen, die von einer starken feindlichen Garnison besetzt war und uns von unsern Provinzen hätte abschneiden können.“

Konnte man aber, wird man einwerfen, nicht eine größere Truppenzahl verwenden?

„Wir hatten, antwortet Armandi, noch ungefähr 4000 Mann, meistentheils Freiwillige aus den verschiedenen Städten; allein wir mußten sie in den Provinzen behalten, um den Parteigängern der alten Regierung zu imponiren, welche bereits die Leichtgläubigkeit der Landleute mißbrauchten und eine Contrerevolution vorbereiteten.

Ich hatte den Faden ihrer Entwürfe; es war mir gelungen, mehrere Anführer in Gewahrsam zu nehmen, und ich sah die Nothwendigkeit, die Menge durch Kraft und Festigkeit in Zaum zu halten".

Wenn man nun ferner gefragt hat, warum die Regierung nicht die Revolution in den andern Staaten von Italien und zunächst nach Toscana zu verbreiten gesucht habe: so ist wohl deutlich, wie sehr sie schon durch das Princip der Nonintervention hievon abgehalten wurde; wie hätte man unternehmen können, Toscana anzugreifen, da man es nicht wagte, die modenesischen Flüchtlinge an den Grenzen zu dulden? Es gab aber noch andere Gründe. Armandi erklärt geradehin, daß eine Revolution in Toscana zu den unmöglichen Dingen gehöre. „Oder weiß man nicht, ruft er aus, daß Toscana eins von den bestverwalteten und glücklichsten Ländern von Europa ist? Das Volk, sanft von Charakter und großen Leidenschaften abgeneigt, lebt daselbst in Wohlbehagen; Ackerbau und Industrie werden befördert und sind in Blüthe, die persönliche Sicherheit ist garantirt, die Tribunale sind unabhängig, die Meinungen sind frei und werden geduldet, es giebt keine politische und religiöse Inquisition unter einer Regierung, welche die Interessen des Volkes beschützt und auf seiner Liebe beruht. Ohne Zweifel leben auch in Toscana Männer von Verdienst, welche die Einheit von Italien wünschen, aber ihre Zahl ist zu klein, um die allgemeine Vorliebe für die Ruhe und die bestehende Ordnung der Dinge zu überwinden. Nicht der Philosoph in seinem Cabinete macht die Revolutionen; nur das Uebermaaß der Uebel und die allgemeine Noth vermag dies. Uebrigens ist Toscana immer das Asyl derjenigen gewesen, die man aus den andern Theilen Italiens verjagt hatte, sie haben daselbst Hospitalität, Sicherheit und Schutz gefunden; es würde eine schlechte Dankbarkeit gewesen sein, wenn wir den Bürgerkrieg in ein Land hätten tragen wollen, welches zur Zeit des Unglücks unsre Zuflucht gewesen. Nein, statt die Regierung von Toscana zu stören, zu beunruhigen, hätten wir den wohlwollenden Geist und die weise Administration derselben nachahmen sollen. Dies würde ein großer Schritt zu einer besseren Zukunft gewesen sein".

Und so kommt der Kriegsminister der vereinigten Provinzen endlich selbst auf eine Meinung, welche der gesammten Tendenz dieser Revolution entgegen ist. Allerdings kam es nicht darauf an, etwas Neues zu schaffen, sondern nur das Vorhandene zu ver-

bessern. „Nicht indem man sich in das Ideal des Optimismus stürzt, sagt er, kann man das Loos eines Landes verbessern; die dauerhaften Reformen und die einzig nützlichen sind diejenigen, welche Schritt für Schritt im Verhältniß mit dem moralischen Zustand und der Fähigkeit jedes Volkes unternommen werden". Dahin aber, wie man sieht, führte der Weg nicht, den man einschlug; man gerieth vielmehr in die schärfsten Gegensätze, die nun erst völlig hervortraten.

III.

Dialoghetti sulle materie correnti nell' anno 1831. (La verità tutta, o niente.)

Ein Werkchen, das erstens vier Dialoge und hernach eine kleine scenische Unterhaltung, die Reise des Pulcinella, enthält.

1. Dialoge. Es erscheinen lauter Abstracta, auf die Weise des komischen Theaters der Italiener personificirt:

Madonna Europa, die sich wundert, daß es so viel Mühe koste, ihre Person in Gleichgewicht zu erhalten, die es aber nicht gern sähe, wenn man zu dem Ende die Gerechtigkeit lendenlahm machen wollte.

Ihre Tochter Italia, welche bekennt, daß sie für sich nur wenig gelte; sie kann nichts als pfeifen, singen, und alle haben ihren Spaß mit ihr; so rechtgläubig sie ist, so fährt sie immer fort, den Orden der eisernen Krone zu tragen, obwohl er von einem Excommunicirten herrührt; sie giebt ihrem Mamachen den Rath, auch ein paar Bogen Philosophie zu studiren, um zu lernen, wie man im neunzehnten Jahrhundert lebe.

Mademoiselle von Frankreich (Francia), welche auf ihre Ehre versichert, daß alles gut, sehr gut gegangen: nichts mehr von Ceremonien, Scrupeln, Vorurtheilen! — Bischofsmützen, Barette der Kurfürsten, die Krone Karls des Großen, Bullen und Diplome, wie habe das alles ein so prächtiges Freudenfeuer gegeben! Sie redet immer und will nicht eine Minute zuhören. Mit ihr ist eine Gefährtin, welche weder recht gehn noch recht reden kann, sie hat die Hände gebunden und kein Kleid anzuziehen, sie kann weder rückwärts noch vorwärts sehen, die Unglückliche, es ist die Restauration.

Es erscheint der Türke, leider ohne Schnurrbart und Turban; er beschwert sich, daß drei Getaufte über einen Beschnittenen hergefallen, daß sie herzugeeilt seien, um ein Feuer zu schüren, welches

zu löschen man fünf und dreißig Jahre lang Schweiß und Blut nicht gespart habe.

Darauf sieht man die Politik erscheinen: leise, behutsam, wie ein Capuzinernoviz; sie ist nach der Schlacht von Navarino ihres Weges nicht mehr sicher.

In diesem Styl, in diesem Scherz geht es weiter.

Es tritt aber dabei eine sehr entschiedene Gesinnung hervor. „Die ganze Wahrheit, oder nichts!" lautet das Motto. Unverholen wird von den bedenklichsten Puncten geredet, von der Nothwendigkeit, Frankreich in engere Grenzen einzuschließen, von der Verjährung, welche auch ein Unrecht zum Rechte mache, von der Legitimität der türkischen Gewalt, welcher unterworfen zu bleiben das Christenthum fordere. Der Autor ist ein systematischer Geist, er sieht nur die Widersprüche und Gegensätze, und findet unerklärlich, daß man die Gewalt hatte und es versäumte, den rechten Principien, aus denen man lebt, die Oberhand zu verschaffen. Er sagt hiebei viele pikante Sachen: doch ist es fast zu viel Stoff und sein Salz ist bitter.

2. Reise des Pulcinell. Dem Doctor gefällt es nicht mehr in Neapel, weil der König da absolut ist, und man in dem gelehrten Bologna beweiset, daß das nicht sein dürfe. Man kennt seinen Diener, jenen personificirten Dienstbotenverstand in der Enge, der uns so manchen Abend, wenn gleich ein wenig einseitig, erheitert hat; den unterrichtet der Doctor über die Souveränetät des Volkes. — „Wer gehorcht aber, wenn das Volk souverän ist?" — „„Alle gehorchen."" — „Wie so?" — „„Ei, als Volk bist du souverän, als Pulcinella gehorchst du."" — „O weh! ich merke nie, daß ich Volk bin, aber immer, daß ich Pulcinella bin". — Nichts desto minder sagen sie Napoli mit allen seinen Makeroni Lebewohl, und begeben sich auf den Rath der weisen und gelehrten Bolognesen auf die Reise nach Frankreich. Da finden sie nun freilich die Douanenlinien, die Finanz, die Conscription, Kunst und Handel gedrückt, einen sauern Dienst bei der Druckerei; sie werden belehrt, daß das Volk souverän ist, aber von 75000 Theilen desselben 74999 immer gehorchen und niemals die geringste Souveränetät ausüben, sie werden inne, daß die Revolution eine schöne Sache sein möge für Deputirte und Professoren, daß es aber in der Welt nur um so schlimmer hergehe; sie entschließen sich endlich, zu ihrem Himmel und ihren Makeroni und ihrem absoluten König zurückzukehren. Das war indeß noch nicht Lehre genug. Auf dieser Stelle

erscheint die Erfahrung in Person, und vertraut ihnen einen Brief an, in welchem der Autor wieder auf seine positiven Gesinnungen zurückkommt. Selten mag man stärker geredet haben. Er fordert die Fürsten auf, sich von ihrer Lethargie zu erheben, sich nicht mit honigsüßen Edictchen zu begnügen, sondern zu ermahnen, zu schelten, zu drohen, unter andern, wenn die Propaganda der Cabala das Gift wohlfeil verkaufe, das Gegengift umsonst auszutheilen, wie denn das Journal des Herzogs von Modena voce della verità schon viele Bekehrungen bewirkt habe. Die Strafen, ermahnt er sie, nicht zu sparen: „Der gütigste Fürst ist der, welcher den Henker zu seinem ersten Minister gemacht hat[1]). Der Strafcodex ist von der Stimme der Natur und der Gerechtigkeit dictirt: Hand für Hand, Auge für Auge, Leben für Leben". Halte man über diesen Codex, so werde es in dem Staate so ruhig hergehen, wie in einer Caserne, und man werde nicht eine Bevölkerung von Schuldigen in die Gefängnisse zu weisen haben. Der öffentlichen Moralität sei mit Corda und Galgen besser gedient, als mit Philosophie und Humanität. Politik und Religion müsse sich vereinen und über die gedruckte Pest wachen, welche sich unter allen Formen verkleidet zeige. Man müsse alle fremde Journale wenigstens auf eine Zeitlang aus dem Lande verbannen; fast alle Blätter seien der Partei der Empörung verkauft; in Sachen der Revolution sei oft die Erzählung allein gefährlich. Statt Unterricht und Civilisation auf eine übermäßige Weise zu treiben, sollte man ihnen klüglich Grenzen zu setzen wissen.

Vorzüglich liege das Uebel in der Verachtung der Religion. Die Revolution habe mit der Gottlosigkeit einen Bund eingegangen. Man müsse vor allem sorgen, im Herzen des Volkes diese Vertheidigerin der Throne wiederzuerwecken. Gewiß seien die Fürsten voller Religion; allein herrsche sie darum auch in den Cabinetten? Welches sei das Reich, wo man nicht Gesetze gegeben im Widerspruch mit den Canons der Kirche? Welches sei das königliche Schloß, in welchem nicht mancher Saal mit dem Schmuck des Heiligthums ausgeziert worden?

Und so entwickelt der Autor das System der italienischen Ultras, das auf eine enge Vereinigung von Kirche und Staat, auf eine unnachsichtige Bestrafung, ja Vertilgung aller Gegner derselben dringt, wenn nicht in seinem ganzen Zusammenhange, doch in aller seiner Strenge.

Wir befinden uns wieder zwischen den beiden Systemen, die einander geradezu den Krieg erklärt haben, und sich in den mannig=

faltigsten Gestalten über ganz Europa hin befehden. Auf der einen Seite unbedingte Herrschaft, strengste Züchtigung des Widerstandes, die unverbrüchlichen Gesetze der Kirche; auf der andern heftige Opposition: Negation der Kirche, vornehmlich ihrer weltlichen Ansprüche, leicht verhüllter Republikanismus. Gewalt gegen Gewalt, jede mit den ihr entsprechenden Ideen ausgerüstet.

Einige Ergebnisse.

Italien schickte uns sonst Bildwerke und Gemälde; Alterthümer und Musik. Ich weiß nicht, ob wir dabei gewinnen, wenn es uns jetzt politische Flugschriften sendet. Als Werke des politischen Geistes bedeuten sie wenig; die Dialoghetti selbst, obwohl voll Bildungstriebes und nicht ohne geistige Kraft, sind doch ohne Anschauung der wahren Lage der Dinge. Fassen wir ihren historischen Inhalt nochmals zusammen, so giebt er zu folgenden Bemerkungen Anlaß.

1. Die Männer der Bewegung hatten in dem Lande selbst einen starken Gegensatz. Er bestand eben so gut in den Furchtsamen und in den Frommen, als in den entschiedenen Anhängern der alten Regierung. Man suchte diese Gegner mit Zusicherungen zu begütigen und durch Gründe an sich zu ziehen. Allein es ist schwerlich gelungen. Wenn man nur 2400 Mann bis nach den Höhen von Otricoli schickte — mehr konnte man für eine so wichtige Expedition nicht verwenden — so brachte der Kriegsminister 4000 Mann, um in dem Lande selbst Ordnung zu halten und die entgegengesetzten Factionen nicht emporkommen zu lassen.

2. Es scheint, als habe die Bewegung sehr bald den Weg verfehlt, den ihr die Lage der Dinge vorschrieb. Man hatte die gegründetsten Beschwerden, es ist kein Zweifel daran; und Remonstranzen, die sich in gewissen Schranken gehalten hätten, würden schwerlich eine europäische Frage geworden sein. Wie oft haben die verbündeten Mächte selber auf eine Verbesserung der Administration des Kirchenstaates angetragen! Statt dessen aber überließ man sich dem allgemeinen Zuge der politischen Leidenschaften, die dies Jahrhundert bewegen, faßte ganz andre, von allem was erreichbar, weit hinwegführende Absichten und dachte auf eine völlige Trennung von dem römischen Stuhle.

3. Indem man das aber nur im Vertrauen auf Frankreich und das Princip der Nonintervention wagte, gerieth man nicht allein in eine völlig unselbständige Stellung; man sah sich ebendadurch in die engsten Grenzen eingeschlossen und seiner besten Lebenselemente

beraubt. Es ist denn hiebei kein freudiger Aufschwung; keine rechte Begeisterung; ein enges, von Rücksichten beschränktes, an einen fremden Entschluß gebundenes Wesen. Ebendarum leistete man auch keinen Widerstand; man erwarb keinen Ruhm; man brachte das Ansehen des italienischen Namens in der Welt nur noch tiefer herunter.

4. In dem Lande blieben die beiden Parteien nur in lebhafterem Gegensatz gegenüber stehen. Nicht alle Anhänger des gefallenen Systems flohen; Alle aber erhoben sich, die für das entgegengesetzte waren. Während auf der einen Seite die einzige Möglichkeit einer vernünftigen Regierung in den repräsentativen, wo möglich republikanischen Formen gefunden worden war, sah man nun auf der andern in der strengen Herstellung des mit der Gewalt verbündeten Priesterthums das einzige Heilmittel gegen alle revolutionären Uebel.

5. Daß nun zwischen diesen entgegengesetzten Principien ein Austrag zu Stande kommen sollte, ließ sich doch nicht erwarten; die Bewegung war in ihrem Ursprung und ihrer Tragweite nicht einmal in denselben beschlossen. Für die beste und wahrste Stelle in den Dialoghetti halte ich folgende: „Vermöge eines falsch verstandenen Eifers souverän zu sein, habt ihr den Communen alle ihre Privilegien, alle ihre Rechte, alle ihre Freiheiten entrissen, und in der Regierung jede Gewalt, jede Bewegung, jeden Athemzug concentrirt. Damit habt ihr aber die Menschen fremd in ihrem eigenen Lande gemacht, zu Bewohnern und nicht mehr Bürgern ihrer Städte: der vaterländische Sinn ist unterdrückt worden; der nationale hat sich erhoben, er hat die Entwürfe und das Selbstgefühl der Völker vermehrt; ihr habt aus den verschiedenen Neigungen des Willens eine einzige Masse gebildet, die sich in einer einzigen Richtung bewegt, und jetzt seid ihr unfähig, die Bewegung dieser furchtbaren Masse zu überwältigen".

Man sieht einen Kampf in größeren Dimensionen sich vorbereiten, der dann im Laufe der Zeiten wirklich eingetreten ist. Der Kirchenstaat wurde nur durch das System von 1815 gesichert, durch das er wiederhergestellt worden war. Wenn dieses System gebrochen wurde, wie das durch Louis Napoleon geschah, so wurde den gewaltigen Trieben, die schon damals alle Gemüther erfüllten, freie Bahn gemacht. Eine neue Aera mußte für Italien anbrechen, es war die der Herrschaft der nationalen Idee.

Savonarola

und

die florentinische Republik

gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Vorrede.

Wenn die deutsche Forschung sich auch auf die Geschichte fremder Nationen erstreckt, so ist der dabei vorwaltende Gesichtspunkt der universalhistorische. Auch in dieser Beziehung mag jedoch ein Unterschied gemacht werden. Nationen und Staatengebilde, wie die von Frankreich und von England, hat man das Bedürfniß, sich in ihrer Totalität zu vergegenwärtigen, immer ohne auf das Locale und Provinzielle einzugehen, indem man vielmehr die Perioden, in denen sie eine allgemeine Einwirkung ausübten, hervorhebt und deren Motive erörtert.

Mit der italienischen Geschichte verhält es sich insofern anders, als nicht die Nation selbst handelnd auftritt. Die Geschichte des Papstthums ist ihrer Natur nach eine universale; sie hat ein eigenes, von dem rein italienischen gesondertes Interesse. Aber auch die Abweichungen von dem Papstthum haben eine Geschichte in Italien. Die Gegensätze zwischen Staat und Kirche sind daselbst immer vorhanden gewesen und haben zu eigenthümlichen Erscheinungen von nationalem Charakter geführt. Die eigenthümlichste von allen bildet wohl der Dominikanermönch Hieronymus Savonarola; er machte den Versuch, auf dem Boden der lateinischen Christenheit ohne Abweichung in den Glaubensformen doch der Hierarchie Schranken zu ziehen und eine selbständige Stellung ihr zum Trotz zu gewinnen. Unbedingte Hingebung ist eine Sache der Gewohnheit und des Gemüthes, unbedingte Negation meistens leichtfertig und inhaltsleer. Gerade in der Coincidenz des positiven Glaubens und der Negation der absoluten Macht des Papstthums liegt das Interesse, das Savonarola erweckt.

In allen Nationen hat man sich mit dieser Persönlichkeit, dem Leben und Tod Savonarolas, viel beschäftigt; und es könnte überflüssig scheinen, nochmals darauf zurückzukommen. Wenn ich

es dennoch wage, so liegt der Anlaß dazu in den nur wenig benutzten Nachrichten einiger florentinischen Chronisten der Zeit, die eigentlich Tagebücher derselben enthalten, und in den zahlreichen, in unseren Tagen bekannt gewordenen Dokumenten. Es schien mir möglich, mit Hülfe derselben zu einer selbständigen Anschauung der Ereignisse zu gelangen, unabhängig von der Legende der Anhänger des Mönches und den einseitigen Erzählungen gleichzeitiger Schriftsteller. Dabei konnte ich jedoch nicht allein von kirchengeschichtlichen Gesichtspunkten ausgehen, da sich mit der Abweichung Savonarolas von dem Papstthum eine sehr bestimmte politische Absicht verband, der an und für sich eine große Bedeutung zukömmt. Als er in Florenz auftrat, war der lebhafteste Widerstreit zwischen einer Tendenz zur Monarchie und den aristokratischen Selbständigkeiten ausgebrochen; der Mönch brachte in ihrer Mitte ein demokratisches Element zur Geltung. Wir gehen von dem Ursprung dieses Widerstreites aus.

Erstes Capitel.

Emporkommen des Hauses Medici in Florenz.

In der Divina Commedia ruft Dante einmal Wehe über den deutschen Kaiser Albrecht, welcher nach einer Hausmacht trachte, aber dadurch Anlaß gebe, daß das römische Reich seinen Kaiser vermisse: was helfe es, daß Justinian die Zügel der Gerechtigkeit verbessert habe, wenn das gesattelte Pferd keinen Reiter finde. Dante stand an den Marken zwischen einer Epoche, welche abschloß, und einer anderen, welche eintrat. Sein Herz gehörte ganz der älteren an: die Erscheinungen, die eine neue ankündigten, — die aufkommende Tyrannei und Gesetzlosigkeit, die Zwietracht unter denen, die Eine Mauer umschließe, erschreckten seine Seele. Auch in Florenz vermißt er die alte Einfalt und Zucht; er beklagt ausdrücklich seine Vaterstadt wegen der Zunahme der Bevölkerung und ihrer unzuträglichen Mischung; wegen des wachsenden Reichthums, der die guten Sitten verderbe. Mit einer sonst bei ihm nicht gewöhnlichen Ironie vergleicht er einmal Florenz mit den Republiken des Alterthums; deren Art, sich an die einmal gegebenen Gesetze zu halten, bleibe fern von der Feinheit der Florentiner, die, was im October gesponnen, schon im November wieder auflösen; wie oft habe Florenz seit Menschengedenken die Gesetze, Münzen, Aemter und Gewohnheiten, selbst seine Glieder verändert?

Eben diese unruhige Bewegung aber ist es doch wieder, was der florentinischen Geschichte ihr historisches Interesse für die spätere Zeit verliehen hat.

In dem Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum hatte sich Florenz auf Seiten der Päpste gehalten [1]; Kaiser Heinrich IV. hatte einst vor den zum Theil erweiterten und wiederhergestellten

1) Vergl. Capponi, Storia della Repubblica di Firenze I. S. 7.

Mauern der Stadt zurückweichen müssen[1]). Florenz war eine Metropole der Opposition gegen das Kaiserthum: es verdankt dieser Stellung sein Emporkommen und sein Ansehen. Dies beruht dann weiter auf folgendem Momente. Von der Parteiung der Guelfen und Ghibellinen, die das übrige Italien schon seit einiger Zeit entzweite, war Florenz noch vor Dante im Jahre 1248 ebenfalls ergriffen worden, dergestalt, daß auch die Gemeinen daran Antheil nahmen. Alle Nachbarschaften der Stadt stritten von ihren Thürmen wider einander.

Im Jahre 1263 gewannen die Ghibellinen die Oberhand. Die Guelfen, Adlige und Popolanen wurden aus Florenz und ganz Toscana verjagt. Während aber die Einen, die Edelleute, in verschiedenen lombardischen Städten ihrer Partei zu Hülfe kamen und dabei sich Beute, Kriegsübung und Namen erwarben, besonders im Dienste Karls von Anjou, so gingen die Anderen, Kaufleute, wie sie waren, auf einen Weg des Erwerbes zu denken genöthigt, über die Alpen, vornehmlich nach Frankreich, und breiteten ihr Geschäft, das bisher meist auf Toscana und Italien beschränkt war, jenseits derselben aus. Siege auf der einen, Reichthümer auf der anderen Seite konnten nicht verfehlen, den Verjagten eine rühmliche Rückkehr zu verschaffen. Und nicht wenig kam ihnen der Umschwung in den öffentlichen Angelegenheiten, der Untergang der letzten Hohenstaufen zu statten. Nunmehr mußten die Ghibellinen weichen; und niemals haben sie sich wieder zu eigentlichem Einfluß zu erheben vermocht.

Seitdem aber ging die Entwickelung der Adligen und Popolanen der guelfischen Partei nicht mehr zusammen. Von ausgezeichneten Kriegsthaten der Großen schweigt die Geschichte: vielmehr entzweiten und schwächten sie sich unter einander und übten ihren Muth in Gewaltthätigkeiten gegen das Volk. Die Popolanen dagegen wurden in allen europäischen Reichen die Cassirer des Papstes, die allgemeinen Wechsler des westlichen Europa, Bankhalter der Könige, wie auch die Producte der städtischen Betriebsamkeit den Weg nach aller Welt fanden[2]). Die Zünfte, von denen die großen Handelsleute den vornehmsten und wirksamsten Theil ausmachten, bewaffnet und unter ihren Fahnen

1) Hartwig, Quellen und Forschungen zur ältesten Geschichte von Florenz. S. 92.

2) Vergl. Perrens, Histoire de Florence III. S. 257.

vereinigt, gaben ihnen innerhalb der Mauern ein unleugbares Uebergewicht. Es kam Alles zusammen, Stärke, Reichthum und das natürliche Recht. Die Häupter der Zünfte vereinigten sich im Jahre 1282, gemeinschaftliche Vorsteher, Prioren, zu ernennen. Diese aber wurden der Magistrat der ganzen Stadt, indem sie Ordnungen der Gerechtigkeit wider den Adel, die man wohl als die Magna Charta das Volkes von Florenz bezeichnet hat [1]), festsetzten und ein bewaffnetes Gonfalonierat der Gerechtigkeit zur Handhabung derselben einrichteten. Von einer eigentlichen Demokratie blieb man hiebei doch weit entfernt. Wie wäre eine solche in einer merkantilen Stadt, in welcher sich Reichthümer in den verschiedensten Abstufungen anhäuften, möglich gewesen.

Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erhoben sich einige Häuser, unter denen wir die Acciajuoli und Peruzzi finden, zu einer Art von Herrschaft in Florenz. In der Ausübung derselben behaupteten sie sich vorzüglich dadurch, daß sie die Prioren für viele Monate auf einmal erwählen, die Namen derselben in Beutel werfen und nach dem Loose ziehen ließen; nur in dem so bestimmten Kreise läßt man dem Zufall sein Spiel; wenn alle imborsirten Namen gezogen sind, fängt man von Neuem an.

Im Jahre 1340 wurden die sechs Quartiere der Stadt, wie Villani versichert, von je zwei der größten, mächtigsten und reichsten Popolanen regiert. Diese ernannten zu den Aemtern, wen sie wollten, und ließen weder Großen noch Mittleren noch Kleinen einigen Antheil. In ihrem Dienste war der Executor der Gerechtigkeit, der die Stadt mit ausländischen, namentlich catalanischen Söldnern in Pflicht hielt, waren die Hauptleute der Wacht, die man einführte, als eine Priorenwahl, die man beabsichtigte, Widerstand fand; waren endlich die Conservatoren des Friedens, die ein wahrhaftes Schreckenstribunal errichteten, und obwohl öfters abgeschafft, doch eben so oft erneuert wurden.

Es ist für diesen Zustand sehr bezeichnend, daß er eben damals durch einen großen Bankerott der Häuser Peruzzi und Bardi erschüttert ward, denen König Eduard III. von England das ihm dargeliehene Geld nicht zurückzahlte. Hierauf brachen Unruhen aus, in denen die Großen aufs Neue emporkamen. Um sie wieder zu stürzen, brauchten die reichen Kaufherren das Volk, dem für seinen

1) Bonaini, Ordinamenti di giustizia del 1293. Archivio storico italiano II. Ser. I. Bd. S. 4.

Beistand neue Rechte eingeräumt werden mußten. Allein sowie die Stürme vorbei, Macht und Credit der vornehmen Popolanen hergestellt waren, so fand man Mittel, um doch jede unbequeme Theilnahme, die sich aufdrängen wollte, zurückzuweisen.

Die Capitani di Parte guelfa besaßen eine außerordentliche Autorität, die sich hauptsächlich darauf gründete, daß sie die den Ghibellinen bei dem Sturze derselben confiscirten Güter verwalteten und zu ihren Zwecken benutzten. Mit diesen vereinigten sich die mächtigsten popolanen Häuser und setzten fast mit Gewalt das Gesetz durch, daß Niemand ein Amt bekleiden dürfe, der nicht ein wahrer Guelfe sei. Nicht als hätte man von den Ghibellinen noch zu fürchten gehabt; aber man bekam das Recht, einen Jeden zu behandeln, als sei er Ghibelline. Auf diese Weise ausschließen nannte man ammoniren. Man ammonirte die besten Männer der Republik, zuweilen Männer, deren Namen schon zu einer zukünftigen Signoria — so bezeichnete man jetzt Prioren und Gonfaloniere — gezogen waren.

Die Verfassung bekam hierdurch einen oligarchischen Charakter, dem sich naturgemäß eben diejenigen widersetzten, die den vorherrschenden Geschlechtern sonst am nächsten standen. Ricci, Scali, Alberti und endlich auch dasjenige Haus, das die größte Rolle in Florenz zu spielen bestimmt war, die Medici, die aus dem Mugello stammten, — sie stellten sich an die Spitze der popularen Interessen, um die Oligarchie zu brechen.

Salvestro de' Medici wollte dem Mißbrauch der Ammonitionen, durch welche die individuelle Sicherheit gefährdet werde, ein Ende machen. Der Beschluß wurde gefaßt, die ursprünglich gegen den alten Adel gerichteten Ordnungen der Gerechtigkeit auch gegen die Oligarchen, die an dessen Stelle getreten waren, in Anwendung zu bringen. Salvestro versuchte das populare Element in den eingeführten Formen der Verfassung wieder zu beleben[1]); aber er hatte doch nicht die Stellung und das Ansehen, vielleicht auch nicht die Energie des Geistes, die dazu erforderlich gewesen wären. Er gab Anlaß zu einem Aufstand, in welchem sich nicht allein die Zünfte wider die Regierung, sondern auch die Arbeiter wider ihre Meister und Brodherren erhoben; die Arbeiter nahmen einen selb-

1) Salvestro de' Medici: io oggi volevo sanare questa città dalle malvagie tyrannie de' Grandi e possenti uomini. Tumulto de' Ciompi scritto da Gino Capponi, bei Muratori Scriptt. XVIII, 1104.

ständigen Antheil an der Regierung in Anspruch[1]). In diesem Tumult trat ein Augenblick ein, der die Republik mit völligem Umsturz bedrohte. Eben deßhalb aber schlug Alles fehl: aus der Mitte der Empörten selbst ging eine Reaktion hervor, durch welche die Verfassung im Ganzen und Großen aufrecht erhalten wurde. Und wenn man dem Volke einige Zugeständnisse gemacht hatte, so wurden diese abermals nach und nach wieder zurückgenommen.

Alle die folgenden Bewegungen von 1387, 1393, 1397, 1400 führten nur dahin, diejenigen, welche der Partei des Volkes zugethan gewesen, ihres Ansehens zu berauben; die kaufmännische Oligarchie setzte sich so vollkommen in Besitz, wie es vor 1340 der Fall gewesen war.

Was sie darin besonders befestigte, war eine Reihe großer Erwerbungen, die ihr gelangen. Es stimmt mit ihrer Natur sehr gut zusammen, daß sie Eroberungen zu machen begann, als sie die Waffen aus der Hand legte.

Die Eroberungen waren Folgen nicht der Tapferkeit, sondern des Reichthums, wie dies die Florentiner selbst anerkannt haben. In dem Proömium der Statuten der Consuln des Meeres sagen sie: „Durch Ausübung der Kaufmannschaft sind von den florentinischen Bürgern unzählige Güter erworben worden, mit denen sie nicht allein Vaterland und Freiheit beschützt, sondern auch ihre Republik vergrößert und viele Städte, Flecken und Ortschaften mit gerechten Ansprüchen an sich gebracht haben." Es war ein Verein vorwaltender kaufmännischer Häuser, welcher Florenz zugleich groß machte und beherrschte: sie erwarben die auswärtigen Besitzungen, ihre Weltverbindungen machten Handel und Credit erst möglich; jene z. B. durch die Aemter, welche neu geschaffen wurden, diese durch den anwachsenden Verkehr kamen ihren Mitbürgern zu Gute. Aber die ausgedehnten Befugnisse, die sie sich anmaßten, erhielten zugleich auch eine Gährung im Volke.

In der Menge war immer das Gefühl, daß ihr Unrecht geschehe, und es kam nur darauf an, daß einmal ein anderes Oberhaupt stark genug würde, um sich an ihre Spitze zu stellen.

Ein solches ging abermals aus dem Hause Medici hervor. Giovanni di Bicci de' Medici, ein entfernter Verwandter Salvestros, war durch glückliche Handelsgeschäfte reich geworden. Er war mildthätig, verständig, ruhig und liebte nicht, in den

1) Rede von Simoncino a. a. O. S. 1112.

Palast zu gehen und an den Geschäften Theil zu nehmen. Aber sein Reichthum und seine Art und Weise zu sein, verschaffte ihm Autorität. „Als ich arm war," sagt er[1], „gab es keinen Bürger, der mich hätte kennen wollen, und die Republik dachte nicht an mich. Nicht die Republik hat mir Reichthümer gegeben, sondern die Reichthümer haben mich in der Republik groß gemacht." Ueber den Aufwand, den ein gegen die Ansicht Giovannis unternommener Krieg verursachte, und die Kosten, die zu dessen Fortsetzung erforderlich waren, kam es zu lebhaften Irrungen unter den Oligarchen selbst und zu einer ernstlichen Entzweiung zwischen ihnen und dem Volke. Hauptsächlich unter der Mitwirkung Giovannis de' Medici geschah es, daß in den Räthen des Popolo die Einrichtung eines Catasters durchgesetzt wurde, das heißt eine Bestimmung der zu dem Kriege erforderlichen Auflagen nach dem Vermögen eines Jeden. Wie sehr die mächtigsten Bürger davon betroffen wurden, sieht man daraus, daß der angesehenste von Allen, Niccolo da Uzzano, dessen Beiträge nie über 16 Fiorini gestiegen, jetzt 250 zahlen mußte.

Hierüber bildete sich eben um Uzzano her eine Partei, die man die uzzaneske nannte, deren Versammlungen zuweilen auf siebzig Häupter stiegen. Sie machten den Anspruch, daß, wie die Republik durch ihre Altvordern gegründet worden, so auch die Commune eben durch sie gebildet werde. Es waren die Männer, welche in der letzten Epoche die Regierung geleitet hatten. Uzzano hielt sie noch im Zaum; nach dessen Tode übernahm Rinaldo degli Albizzi ihre Führung, der selbst einem der vornehmsten Geschlechter angehörte, wie denn Piero degli Albizzi vor dem Tumult der Ciompi, ebenso nach demselben und zwar im Gegensatz gegen die Medici eine große Rolle gespielt hatte[2]. Rinaldo hatte sich neutral gehalten: denn unter der Autorität eines Anderen wollte er nicht stehen. Die Partei war der Meinung, daß der Popolo aus lauter von den benachbarten Gebieten hereingezogenen Menschen, die eigentlich nur zu dienen bestimmt gewesen, bestehe und kein eigenthümliches Recht in Anspruch zu nehmen habe.

An der Spitze dieses herabgewürdigten Popolo aber erschien nun Cosimo de' Medici, der Sohn Giovannis, der dessen Reichthümer geerbt hatte, ihn aber an Thatkraft und Ehrgeiz bei weitem übertraf. Er wurde dadurch besonders angesehen, daß er in vornehmen Verwandt=

1) Cavalcanti, Istorie Fiorentine (Florenz 1838). I. S. 97.
2) Reumont, Lorenzo de' Medici I. S. 29.

schaften stand und einige Mitglieder der anderen Partei von Bedeutung, unter denen wir Guicciardini und Soderini finden, ihm beitraten. Auch die Popolanen, die er führte und die jetzt das Uebergewicht hatten, ließen sich dazu verleiten, einen Krieg zu unternehmen, der aber ebenso wie der vorige mißlang und ebenso eine sehr empfindliche Reaction in der Parteistellung herbeiführte.

Da ist es nun zu einer großen und für alle Folgezeit entscheidenden Krisis gekommen. Durch die Bemühungen Albizzis ward eine Signoria zu Stande gebracht, die zwar nicht dem Anschein, aber dem Wesen nach den Oligarchen völlig ergeben war; sie wagte es, Cosimo festzuhalten und berief eine jener tumultuarischen Volksversammlungen, die man Parlamente nannte, in der die Oligarchen vollkommen die Oberhand bekamen. Cosimo mußte es noch für ein Glück halten, daß er nur verbannt ward, was allein dadurch erreicht wurde, daß er einige der wirksamsten Gegner durch Geld gewann; er selbst spottete ihrer leicht zu befriedigenden Habsucht. In der Partei waltete überhaupt nicht mehr die frühere Zucht und Energie, Albizzi konnte sie nicht zu durchgreifenden Maßregeln bewegen: die alten Granden wurden nicht rehabilitirt, wie er vorschlug, die Wahlbeutel nicht erneuert, wie er forderte: denn ihm selbst trauten die Uebrigen nicht, da er nicht immer auf ihrer Seite gestanden hatte. Eigentlich in der Verbannung gelangte Cosimo de' Medici zu dem überwiegenden Ansehen, das die Größe seines Hauses begründet hat; die Signoria, die ihn verwiesen hatte, konnte ihn doch nicht entbehren, sie blieb mit ihm in Correspondenz. Auch in seiner Abwesenheit übte er auf seine Partei einen Alle zusammenhaltenden Einfluß aus. Ohne viele Mühe, durch den natürlichen Lauf der Dinge geschah, daß im Jahre 1434 eine Signoria eintrat, die aus Anhängern Cosimos bestand. Um ihren Beschlüssen zuvorzukommen, unternahmen die Uzzanesken unter Rinaldo's Führung, sie mit Gewalt zu sprengen. Sie erschienen mit ihren Bauern und ihrem Anhange aus dem Stadtvolke, um den Palast zu stürmen; allein auch auf der anderen Seite war man bewaffnet. Es schien zu dem blutigsten Kampfe kommen zu müssen. Die Nobili drohten, die Weiber und Kinder der Signoren auf ihre Tartschen zu binden, so daß diese zuerst von den Waffen getroffen werden müßten. Aber dagegen ließen die Popolanen vernehmen, sie würden die Straßen mit Leichen und die Paläste mit Wittwen anfüllen. Indem Alles zu offenem Kampfe sich bereitete, zeigte sich doch in der städtischen Oli=

garchie ein auffälliges Schwanken: Palla Strozzi, der herbeigekommen war, um zur Seite der übrigen den Kampf zu bestehen, zog es nach der Hand vor, sich nach Hause zu begeben [1]): worauf Rinaldo nicht zum Angriff zu schreiten wagte. Unter Vermittelung des Papstes Eugen, der sich gerade in der Stadt befand, ging er einen Vertrag ein, dessen Folge war, daß sein Anhang sich auflöste. Die Partei der Oligarchen konnte sich dann nicht länger behaupten; die Partei des Popolo kam empor, sie hatte bereits einen Führer, der nur nicht gegenwärtig war.

Indem sich die ganze städtische Menge für die Signorie erklärte, rückten ein paar Tausend stolze und trotzige Bauern aus dem Mugello heran, um sich bei dem Palast der Medici aufzustellen. Auf Veranlassung der Signorie, die Cosimo hatte wissen lassen, daß er Nichts gegen ihren Willen thun wolle, führte Bartolommeo Orlandini die Compagnie Nicolos da Tolentino, die immer Cosimo ergeben gewesen war, in die Stadt und besetzte die Zugänge des Palastes [2]).

Die große Glocke läutete zum Parlament, es war am Michaelstag (29. September) 1434. Das Volk kam herbei, zahlreich und ganz in Waffen [3]). Eine neue Balia wurde ernannt und Alles widerrufen, was in dem letzten Jahre verordnet worden war, namentlich der damals gegen die Medici gefaßte Beschluß; die Formen der Republik wurden dabei möglichst gewahrt, Signoria und Popolo waren auf Seiten der Medici.

An dem nämlichen Tage, am 5. October, und in der nämlichen Stunde, in der Cosimo vor Einem Jahre das florentinische Gebiet verlassen, trat er jetzt wieder in dasselbe ein. Des folgenden Tages nach Sonnenuntergang, dem versammelten und ihn erwartenden Volke auf einer Nebenstraße ausweichend, gelangte er in den Palast

1) Was Machiavell in den Istorie Fiorentine von dieser Sache erzählt, ist in Bezug auf die Thatsachen aus Cavalcanti (I, 572) herübergenommen, eigenthümlich jedoch in den Motiven.

2) Ricordi von Cosimo in Magni Cosmi Medicei vita, auctore Angelo Fabronio III, S. 96.

3) Fecero parlamento in su la Piazza, dove fù tutto il popolo armato, che fù numero grandissimo. A. a. O. S. 102. Cambi, der Gewährsmann von Capponi (Istorie di Giovanni Cambi in den Delizie degli eruditi Toscani T. XX. S. 195) erzählt wörtlich: Feciono (i Signori) fermare le bocie e Ser Ugholino Pieruzzi fecie le parole al popolo, e chiese la balía pe' Magnifici Signori per loro parte, e venuto la bocie di sì di forse 350 ciptadini in circcha ne fù roghato, e anullorono ognaltra balìa dal anno 1393 in quà.

und wurde von den Signoren als Freund und Verbündeter empfangen. Schon waren Rinaldo degli Albizzi, Peruzzi und viele Andere verbannt. Wie einst in den Republiken des Alterthums aus dem Kampfe gegen die Oligarchen nicht selten derjenige zur Herrschaft gelangt ist, der das Volk gegen sie anführte; so bildete sich jetzt in Florenz eine Art von Verfassung aus, die sich wohl mit der älteren griechischen Tyrannis vergleichen läßt, aber doch ein höchst eigenthümliches Gepräge hat.

Cosimo wollte nicht sein Bestehen dem Zufall überlassen, wie seine Vorgänger in der Gewalt, er wollte sein Glück auf sicheren Grundlagen erbauen.

Die neue Signoria für November und December ward ohne alle Wahl von der alten ernannt. Ein Gonfaloniere stand an ihrer Spitze, Giovanni Minerbetti, ein Mann, wie Cavalcanti sagt, mehr unternehmend als vernünftig, welchem Beschäftigung auch im Bösen lieber war, als ruhig zu sitzen [1]). Es begannen die großen Verbannungen; alle, die einen Antheil an der Entfernung Cosimos oder an dem Widerstand gegen seine Rückkehr gehabt, wurden verbannt; Palla Strozzi half es nichts, daß seine Unthätigkeit so viel zu den glücklichen Erfolgen seines Gegners beigetragen; zugleich mit seinem Sohne wurde er nach Padua verwiesen. Niemand ward geschont, der sich zu den Gegnern Cosimos gehalten.

Hiermit aber war man noch nicht zufrieden; ganze Geschlechter und zwar solche, die zu den vornehmsten gehörten, wurden auf immer für unfähig erklärt, ein Amt zu bekleiden. Dagegen wurden Die zurückberufen, die seit der Reaktion gegen die Bewegung von 1378 vertrieben worden waren. Cosimo schuf zehn Accoppiatoren, um die Wahlbeutel für Signoria und Collegio d. h. die Gonfalonieren der städtischen Miliz vollständig zu erneuern. Obgleich er nur ihm ergebene Namen in diese Beutel aufnahm, so ließ er doch auch nachher die Accoppiatoren bestehen, um die Wahlen nach Gutdünken zu reguliren. So gelangten die öffentlichen Aemter mehr oder minder sämmtlich unter seinen Einfluß.

Diesen Zustand, den man mit dem Worte Stato bezeichnete, zu behaupten, wurden die Acht der Guardia mit dem Rechte ernannt, über Gut und Blut Aller zu richten, die wider denselben handeln oder auch nur reden würden. So weit war es schon, als

1) Era uomo più baldanzoso che ragionevole; il quale commendava più l'esercizio nel male, che il riposo nella quiete. Cavalcanti Bd. I. S. 612, B. X. c. 20.

mit dem Januar 1435 Cosimo de' Medici selbst Gonfaloniere wurde. Er hütete sich wohl, Jemand Unrecht zu thun, er verbannte Niemand; er ließ die Bewaffneten, von denen der Palast bisher besetzt gewesen war, abziehen; sein Ehrgeiz war, nach vollbrachter Veränderung den Frieden herzustellen.

Aber die Maßregeln, die im Augenblick ergriffen waren, erhielten sich: weder die Stimme des Volkes, noch auch das Loos entschied über die Besetzung der Aemter; die Accoppiatoren, unmittelbar unter dem höchsten Einfluß, ernannten dazu.

Wohl bestand nun die Republik; Cosimo ließ den Bürgern in den untergeordneten Kreisen eine gewisse Freiheit, aber Alles, was das Wesen der Regierung ausmachte, behielt er in seinen Händen. Man wollte bemerken, daß er selbst die Freunde, durch deren Gunst er emporgekommen, doch in gewisse Schranken zu bannen suchte, in denen sie ihm nicht gefährlich werden konnten; dazu habe er sich seines Einflusses auf die Bestimmung der Auflagen bedient. Die Freiheit hatte vor Allem in der unbeschränkten Wahl der Magistrate bestanden. Diese aber wurden nun nach dem Dafürhalten eines Oberhauptes, dem gleichwohl keine bestimmte Autorität übertragen worden war, eingesetzt. Cosimo stand an der Spitze der popularen Partei. Aber die Ideen der republikanischen Freiheit wurden durch ihn nicht realisirt: denn das würde auch seinen Gegnern zu Gute gekommen sein. In die Republik kam dadurch ein monarchisches Element, das in Cosimos Persönlichkeit einen großartigen Ausdruck fand.

Er war der reichste von Allen, so daß er viele in ihren Geschäften unterstützte, zuweilen selbst seine Gegner, denen er in ihren Verlegenheiten aushalf; der angesehenste im Auslande, so daß Venedig seinen Bund mit Florenz gleichsam persönlich mit ihm geschlossen zu haben schien, und auch Franz Sforza sein glückliches Aufkommen, das er ihm vornehmlich dankte, zu seinen Gunsten brauchte.

In der Stadt hatte Cosimo nach Allem, was geschehen war, doch keine leichte Stellung. Trotz der Imborsationen traten mißliebige Wahlen ein. Die Verjagten, die sich zuweilen zu Versuchen, ihre Rückkehr mit Gewalt der Waffen zu erkämpfen, ermannten, aber geschlagen wurden, hatten doch immer Freunde und Verbündete in der Stadt. Im Jahre 1458 war wieder ein Parlament erforderlich, um eine neue Balia zu erwählen, welche sehr ausgedehnte Befugnisse erlangte. Die Accoppiatoren, deren man eine Zeit lang entbehren zu können geglaubt hatte, wurden

auf eine Reihe von Jahren wieder eingerichtet. Jene Ridolfi, Pitti, Acciajuoli, Neroni, welche den nächsten Kreis von Cosimo bildeten, hatten immer die wichtigsten Aufträge und die einträglichsten Aemter. Ihr Verhalten erweckte vieles Mißvergnügen. „Sie wollten", sagt Cambi, „die Eier allein in ihrem Korbe haben". Cosimo selbst dagegen gab keinen Anlaß zu Klagen dieser Art. Er widmete dem Schuldenwesen der Stadt eine fördernde Aufmerksamkeit, so daß die Zinsen des Monte Comune von 10 bis auf 30 Procent stiegen; ein anderer Monte, der zur Aussteuer der Töchter bestimmt war, fing wieder an zu zahlen. Ueberhaupt stellte sich der alte Wohlstand allmälig wieder her; man hatte Geld und reiche Waarenlager von jeder Art. Die Häuser und Güter stiegen im Preise. Man sah nichts als Feste, glänzende Repräsentation, die Frauen mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, die Männer in Seide und feines Tuch gekleidet. Mannichfaltige Bauwerke erhoben sich, welche die Bewunderung der Nachwelt bilden; viele von ihnen dienten kirchlichen Zwecken. Indem Cosimo diese im Auge behielt und förderte, war er doch zugleich von den Ideen der großen Philosophen des Alterthums ergriffen; noch unmittelbar vor seinem Tode ließ er sich von Ficinus die platonischen Ideen über das Eine und Unvergängliche vortragen. In seiner Stellung hat er sich dreißig Jahre lang behauptet; noch während seiner letzten Krankheit hat er die Angelegenheiten der Republik verwaltet und zugleich seine merkantilen Geschäfte wahrgenommen. Man kennt den Lobspruch, den Piero, sein Sohn, ihm gewidmet hat[1]), als dem angesehensten Manne, welchen die Stadt jemals gehabt; er rühmt seine Thätigkeit nicht allein in den politischen, sondern auch in den merkantilen Geschäften. Viele Bürger hatte er reich gemacht durch seinen Handelsverkehr; er war nicht allein ein weiser, sondern auch ein glücklicher Kaufmann[2]), auch seinem Hause hinterließ er große Reichthümer. Cosimo war durch öffentliche Urkunde als Vater des Vaterlandes bezeichnet worden; seine Nachkommen bewahrten das Dokument hierüber auf das sorgfältigste auf. Ob sie aber auch fähig sein würden, die Stellung, die er gegründet hatte, zu behaupten? Es ist die Frage, welche die Geschichte von Florenz und Toskana entschieden hat.

Nach dem Tode Cosimos 1464 erfolgte eine Spaltung der Partei, die sich um ihn gebildet hatte. Neroni, Acciajuoli, Niccolini setzten sich

1) Bei Fabroni, Magni Cosmi Medicei vita III, S. 253 ff.

2) Fù non solamente savio, ma bene avventurato mercatante.

unter Führung Luca Pittis, der bisher das meiste vermocht hatte, dem älteren Sohne Cosimos Piero entgegen; Ridolfi, Guicciardini, Pazzi, Corbinelli hielten zu Piero. Jene verlangten die Abschaffung der von Cosimo getroffenen, die alte Freiheit beschränkenden Einrichtungen; diese betrachteten das Fortdauern derselben als unerläßlich. In dem Gegensatz der beiden Parteien schien es oft, als müsse die Sache mit den Waffen ausgemacht werden. Aber es lag gleichsam in der Natur dieser Republik, daß sie inmitten der Krisen dies Aeußerste vermied. In einem neuen Wahlkampf zeigte sich, daß Piero doch die Oberhand hatte. Die Signorie wurde wieder aus seinen Anhängern gebildet, und da dies Widerstand fand, ein Parlament berufen, das abermals eine Balia wählte, welche die Ernennung der Magistrate auf weitere zehn Jahre festsetzte und über die vornehmsten Gegner die Verbannung verhängte.

Was nun aber bei dem Tode Cosimos erfolgt war, wiederholte sich nach dem Tode Pieros (1469). Um seine Söhne Lorenzo und Giuliano vereinigte sich unter Tommaso Soderinis Führung eine starke Partei, die selbst dadurch nicht erschüttert wurde, daß die kaufmännischen Geschäfte schlechter zu gehen anfingen; die Freunde des Hauses, früher von ihm unterstützt, kamen ihm jetzt mit ansehnlichen Geldleistungen zu Hülfe, wogegen dann wieder die angesehnsten Bürger in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen und zu Ehrenstellen befördert wurden. Nicht Alle aber wollten sich in diesen Kreis, der doch eine Art von Unterordnung in sich schloß, bannen lassen. Die reichsten unter ihnen, die Pazzi, obwohl Verwandte der Medici, geriethen in offenen Widerspruch mit ihnen. Die vornehmste Differenz betraf ein Geldgeschäft mit Papst Sixtus IV., das die Pazzi gegen den Wunsch der Medici unternommen hatten. Auf den Nepoten des Papstes Girolamo Riario sich stützend, faßten die Pazzi den Gedanken, die Medici zu stürzen. Sie wagten nicht, sich ihnen auf dem Weg, den die Republik möglich machte, entgegenzusetzen; sie gingen den beiden Brüdern unmittelbar zu Leibe. Sie bedienten sich alter Vertraulichkeit, des ehrwürdigsten Ortes, der Kathedrale von Florenz, einer hochheiligen Handlung zur Ausführung ihrer dunkeln Zwecke. Aber sie erreichten dieselben nicht; nur den minder bedeutenden der beiden Brüder schafften sie aus dem Weg; Lorenzo, dem ihr Haß bei weitem am meisten galt, ward durch Geistesgegenwart, Leibesstärke und sein gutes Glück errettet. Das mißglückte Attentat nun ist dem Enkel nicht viel weniger zu statten gekommen, als dem Großvater die Verbannung; das Volk strömte vor dem Palast

der Medici zusammen, um Lorenzo zu sehen und begrüßte ihn, als er sich zeigte, mit Jubel. Das unregelmäßige Principat, das er inne hatte, bekam dadurch eine Art von Bestätigung; er war der widerwärtigsten Nebenbuhler erledigt und zugleich wurde ihm bewilligt, zu seiner Sicherheit mit bewaffnetem Gefolge einherzugehen, wie einst in Athen dem Pisistratus bei einem ähnlichen Conflikt auf sein Wort Keulenträger bewilligt worden sind.

Lorenzo wurde nun auch äußerlich das Oberhaupt der Republik; seine Freunde, die ihm bisher gleich gewesen, geriethen in eine untergeordnete Stelle. Das hatte aber Alles umsomehr zu bedeuten, da die auswärtigen Angelegenheiten sich in Folge jenes Ereignisses in einer Weise verwickelten, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war. Wie die Pazzi den Nepoten des Papstes zu ihrem Verbündeten gehabt hatten, so nahm der Papst im Fortgang des Kampfes, um die gegen hohe geistliche Würdenträger ausgeübte Gewalt zu bestrafen, gegen Lorenzo Partei und sprach den Bann über ihn und alle seine Anhänger aus. Aber die Florentiner betrachteten die Sache Lorenzo's als ihre eigene, was nicht ohne Gefahr für sie war, da der Papst nicht allein eine Macht von Bedeutung besaß, sondern auch den König von Neapel, Ferrante, auf seiner Seite hatte. Ein Krieg brach aus, in welchem Anfangs Mailand und Venedig auf die Seite von Florenz standen, ohne jedoch einen sichern Rückhalt zu gewähren; in Kurzem sah sich Florenz ohne Geld, ohne Verbündete und in äußerster Gefahr. Lorenzo war der Mann dazu, diese Gefahr zu bestehen, er faßte den außerordentlichen Entschluß, sich persönlich aufzumachen, um seinen gefährlichsten Feind, König Ferrante von Neapel, für sich zu gewinnen. Man bemerkte auf der Reise, daß er zwar bei Tage die heitere Munterkeit zeigte, die ihm eigen war, aber bei Nacht von der Besorgniß, daß er sich in eine Gefahr begebe, in welcher er umkommen könne, heimgesucht wurde. Seine Verwegenheit führte ihn zum Ziele: er schloß mit Ferrante eine Freundschaft, welche für die Verhältnisse von Italien maßgebend wurde; nach wohlausgeführtem Werk wurde er bei seiner Rückkehr in seine Vaterstadt mit herzlichem Beifall begrüßt. Auch den geistlichen Waffen des Papstes gegenüber, die sich hauptsächlich gegen Lorenzo, der ein Tyrann sei, richteten, hielt die Stadt treulich bei ihm aus; das Emporkommen des päpstlichen Nepoten Girolamo Riario lief dem städtischen Interesse ebenso entgegen, wie dem des Hauses Medici. Lorenzo leistete demselben oftmals, z. B. bei den Bedrohungen der Vitelli in Città di Castello glück-

lichen Widerstand; vor Allem durch ihn wurde im Jahre 1482 der Angriff, den der Papst in Verbindung mit den Venetianern auf Ferrara unternahm, hintertrieben; eben durch die Unterstützung von Florenz behauptete sich Ercole I. von Este in seinem Herzogthum. Daß die Florentiner Pietrasanta über Lucca, Sarzana über Genua behaupteten, geschah vornehmlich durch Lorenzo, dessen städtische Autorität hierdurch um so tiefere Wurzeln schlug. Er versäumte nicht, dieselbe auch durch zweckdienliche Einrichtungen zu befestigen.

Wenn Cosimo diejenigen, welche seit seiner Rückkunft in den höchsten Würden gesessen, in einen Rath der Hundert vereinigt hatte, welcher den Uebergang der von seiner Verwaltung genommenen Beschlüsse in die unteren Kreise vermittelte, so ging Lorenzo auf diesem Wege noch weiter: er bildete drei aus seinen Anhängern bestehende Rathsversammlungen, den Rath der Siebzig, aus denen, die als Gonfalonieren di Giustizia, den der Hundert aus denen, die zugleich als Prioren, den der Zweihundert aus solchen, die überdies in dem Collegio, das die städtischen Gonfalonieren umfaßte, und in wenigen anderen höheren Aemtern gesessen hatten. Die Mitglieder des Rathes der Siebzig wurden auf Lebenszeit ernannt; sie schienen dem Hause Medici eine feste Stellung auf immer zu sichern.

Doch war Lorenzo entfernt davon, diese Rathsversammlungen wirklich zu Rathe zu ziehen oder auch den republikanischen Magistraten eine eigentliche Selbständigkeit zu lassen. Es ist einmal vorgekommen, daß ein Gonfaloniere andere Beamte, die ein Versehen begangen hatten, ammonirte; Lorenzo gerieth darüber in eine gewisse Aufwallung: denn was solle daraus werden, wenn die Autorität der Signorie sich einmal ihm entgegen setze; zur Sicherheit seiner Person und seines Stato hielt er für nothwendig, den zu ammoniren, welcher die Ammonition ausgesprochen hatte, sobald derselbe aus dem Amte getreten war. In dem Stato, in dieser engeren Bedeutung gefaßt, liegt das eigenthümlichste Institut dieser Republik; der Stato bestand aus den großen Familien, die sich seit Cosimo mit den Medici verbunden hatten; er bildete eine Genossenschaft der mächtigsten Häuser, die gleichsam im Mitbesitz der Herrschaft war, ohne doch selbst die Regierung auszuüben. In den wichtigsten Geschäften zog Lorenzo nur diese zu Rathe; man gab ihre Anzahl auf zwanzig an, die bestunterrichteten zählen nur siebzehn. Die genannten Rathsversammlungen und die Magistrate waren mehr das Werkzeug der Regierung, als daß der Nerv derselben in ihren Händen gewesen wäre. Lorenzo trug Sorge, daß Niemand empor kam, durch wel-

chen seine Autorität erschüttert werden konnte. Obgleich die Verwaltung durch die Magistrate und in der Form der alten Freiheit geführt wurde und die oberste Regierung selbst keine stabile Form hatte, so war es doch nicht anders, als daß Alles von dem Willen und Wink Lorenzos selbst abhing. Auch unter den vornehmen Geschlechtern zog er die minder selbständigen nicht selten den anderen vor. Die Verwandtschaften, welche diese unter einander eingingen, waren ein Gegenstand seiner fortwährenden Aufmerksamkeit: keine Vermählung hätte ohne seine Genehmigung vollzogen werden dürfen. In die Räthe zog er auch Leute von geringer Herkunft, die dann in den besonderen Geschäften oft die Oberhand hatten. Alle Ernennungen gingen von ihm aus. Wer ein Amt haben wollte, bat ihn darum; auch die Geistlichen folgten der Gewohnheit, bei dem Eintritt in ihre Aemter sich ihm vorzustellen. Er war in der That ein Fürst, ohne diesen Namen zu führen. Damit hing es aber wieder zusammen, daß die kaufmännischen Geschäfte des Hauses auch unter ihm einen weniger guten Fortgang hatten, als selbst unter seinem Vater. Grade der Aufwand, den Lorenzo aus politischen Rücksichten anordnete, überstieg die Kräfte der nahen oder fernen Bankhäuser, die ihm gehörten; er kam öfter in den Fall sich des Geldes der Stadt zu bedienen. Die Magnificenz, die ihm seinen Beinamen gegeben hat, ging über die Stellung eines Privatmannes hinaus, seine Handlungen lassen sich nicht mehr unter diesen Begriff einengen. Er wollte mehr der erste florentinische Bürger, als der erste florentinische Kaufmann sein; die schönsten Besitzungen (bei Pisa und Volterra breitete er sie aus) mußten ihm gehören; er mußte den erlesensten Marstall haben, die trefflichste Jagd, die seltensten Edelsteine, die reichsten Sammlungen. Sein Ehrgeiz war auch die ausgezeichnetsten Männer in jedem Fache um sich zu haben. Als er die Universität Pisa wieder erneuerte, bemerkte man ihm, sie werde sich doch nie an Zahl der Studirenden mit Padua oder Pavia messen können; er antwortete, es sei ihm schon genug, wenn sie nur das vorzüglichste Professoren-Kollegium habe. Für die Kunst bildete Florenz eine Art von Metropole; Lorenzo's Urtheil war so treffend, daß die Künstler um seinen Beifall wetteiferten. Ein hochgewachsener Mann von schwarzem Haupthaar, fahler Gesichtsfarbe, dessen Stimme meistens einen heiseren Ton hatte; liebenswürdig im Umgang, in der Discussion scharfsinnig und beredt. In Sachen der Regierung liebte er sich kurz auszudrücken; er verlangte, daß man seinen Wink verstehe. Sein

Wille war allmächtig in der Stadt. Guicciardini merkt an: seit dem Verfall des römischen Reiches habe es nirgends und niemals Bürger von so großer Autorität gegeben, wie Cosimo und dessen Enkel Lorenzo. Der vornehmste Unterschied zwischen diesen beiden großen Bürgern möchte darin liegen, daß der jüngere weniger ein guter Geschäftsmann des Hauses war, aber seine Familie zu vornehmeren Verbindungen erhob, als der ältere. Seinen ältesten Sohn vermählte er mit einer Dame aus der Familie der Orsini, Alfonsina. Mit Papst Innozens VIII. war er in enge Familienverbindung getreten; eine seiner Töchter vermählte er mit dem Sohne dieses Papstes, Francesco Cibo, und machte dann allen seinen Einfluß auf den Papst geltend, um für dieses Paar eine gute Ausstattung auszuwirken. Sein zweiter Sohn, Giovanni, wurde in das Cardinal-Collegium aufgenommen. Man meinte, Lorenzo könne über den römischen Hof disponiren. Auch unter Lorenzo war Florenz in jener Blüthe, welche die volle, durch den Frieden gesicherte Thätigkeit hervorbringen kann. Man wußte es demselben Dank, daß er das Gebiet erweiterte, die Häfen und Grenzplätze befestigte und mit Neapel sowohl, wie mit Mailand in ein gutes Vernehmen getreten war. In der Verwaltung der äußeren Angelegenheiten liegt vielleicht sein vornehmstes Verdienst. Er verstand es das Gleichgewicht und den Frieden unter den italiänischen Fürsten zu erhalten, nicht ohne die größten Schwierigkeiten; er hat wohl gesagt, er wünsche ein halbes Jahr verborgen zu bleiben, um nichts von ihren Zwistigkeiten zu hören. Aber es gelang ihm, so lange er lebte, dem Ausbruch derselben vorzubeugen. Sein Name ist mit jener Epoche, in welcher Italien von direkten Einflüssen fremdländischer Potenzen frei war, unauflöslich verknüpft.

Zweites Capitel.

Piero Medici und die Staatsveränderung von 1494.

Wenn der Uebergang von einer Regierung zur andern selbst in der erblichen Monarchie die Verschiedenheit der Epochen begründet, wie viel wichtiger und schwieriger ist es in der Republik, einem mächtigen Oberhaupt einen Nachfolger zu geben, der ihn wirklich fortsetze. Wiewohl Florenz Republik war, so lag doch ein Moment für die Erblichkeit der Gewalt darin, daß jene Genossenschaft der vornehmsten Geschlechter bestand, welche die Autorität zu theilen sich berechtigt glaubte, aber sich daran gewöhnt hatte, ein Oberhaupt anzuerkennen, dessen Ansehen auf einem großen Besitz und der Gewohnheit einer indirekten Gewalt beruhte.

Nach Lorenzo's Tode wurde nun Piero ohne Schwierigkeit durch die vornehmen Geschlechter, die Magistrate und die allgemeine Beistimmung als Oberhaupt der Republik anerkannt. Die benachbarten Fürsten begrüßten ihn in dieser Eigenschaft, gleich als könne es nicht anders sein.

Allein wie schon bei dem Eintritt des älteren Piero und hernach gegen Lorenzo selbst unter den nahen und befreundeten Geschlechtern ein starkes Aufwallen der republikanischen Gesinnungen hervorgetreten und nur mit Anstrengung und Gefahr beseitigt worden war, so ließen sich auch unmittelbar nach Pieros Eintritt ähnliche Regungen bemerken. Zu den vertrautesten Freunden Lorenzos hatten Paol Antonio Soderini und Bernardo Rucellai gehört und an dem Regiment Theil gehabt, aber schon unter Lorenzo waren sie dadurch verletzt worden, daß dieser sie weniger consultirte als einige Vertraute von Verstand und Geist, die aber von niederer Her=

kunft waren[1]). Unter Lorenzo war die Autorität durch die Intelligenz gleichsam geheiligt worden; was aber unter ihm geduldet werden konnte, schien unerträglich unter dem Nachfolger, der die bürgerlichen Tugenden seines Vaters nicht besaß, sich vielmehr in den Aeußerlichkeiten des Lebens eines jungen Fürsten gefiel. Soderini und Rucellai stellten ihm vor, daß er nur unter Begünstigung der Mitglieder des Stato, d. h. des aristokratischen Elementes sich werde behaupten können. Andere aber, unter denen der Cancelliere Bibbiena als der vornehmste erscheint, entgegneten, daß er gerade auf diese Weise zu Grunde gehen könnte. Ihnen schien das Heil allein in dem Uebergewicht der einheitlichen Politik zu liegen, die bisher beobachtet worden war. Zwei geistliche Herren traten hierbei einander entgegen; der Bischof von Arezzo, Gentile, der alte Lehrer Lorenzos, dessen Rathschläge bei diesem immer viel vermocht hatten, jetzt aber von Piero ebenso hoch angeschlagen wurden, und Francesco Soderini, Bischof von Volterra, Bruder Paol Antonios, welcher die Partei der beiden Mißvergnügten nahm. Um die letzteren gruppirten sich bald die übrigen Mitglieder des Stato, die durch Familienverbindungen mit dem reichen Hause der Strozzi und noch mehr durch die Stellung der jüngeren Linie der Medici Rückhalt gewannen. Cosimo der Alte und dessen Bruder Lorenzo, beide Söhne des Giovanni, genannt Bicci, hatten ihre Geschäfte gemeinschaftlich betrieben. Nachdem aber der Letztere verstorben und dessen Sohn Pier Francesco zu männlichen Jahren gekommen, war das Vermögen getheilt worden und diesem die ganze Hälfte desselben zugefallen. Man meinte in der älteren Linie, daß die jüngere bei der Theilung bevorzugt worden sei. In den folgenden Zeiten, in welchen die ältere so viele Gefahren zu bestehen, so viel Aufwand zu bestreiten hatte, war die jüngere zu größerem Reichthum gelangt, womit sich dann naturgemäß der Anspruch auf einen angemessenen Antheil an der Regierung verband. Die Söhne Pier Francesco's, Giovanni und Lorenzo, sahen es ungern, daß Piero sich weit über sie erheben solle; sie gesellten sich den unzufriedenen Geschlechtern bei.

So bildete sich eine Opposition gegen Piero, die auch bald in der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten zum Vorschein kam. Bemerken wir die erste Regung derselben, obwohl sie an sich unbedeutend ist.

1) Cerretani, quel che più offendeva che Lorenzo aveva nei segreti pubblici introdotto alcuni benchè di gran giudicio ignobilissimi.

So eben war Alexander VI. auf den päpstlichen Stuhl gelangt und die Absicht gefaßt worden, daß ihn die drei Verbündeten Neapel, Mailand und Florenz durch eine gemeinschaftliche Gesandtschaft begrüßen sollten. Man schreibt es dem Bischof von Arezzo zu, daß dieses Vorhaben nicht ausgeführt wurde, sehr zum Verdruß Lodovicos des Mohren, der damals in Mailand regierte. Bald nahm man wahr, wie weit aussehend diese Differenz werden konnte; ein dynastisches Zerwürfniß zwischen Neapel und Mailand brach aus, in welchem Piero auf die Seite von Neapel trat, während die Florentiner, Vornehme und Geringe, eine Verbindung mit Mailand lieber gesehen hätten: denn an der dortigen Regierung hatten sie seit Franz Sforza immer eine Stütze gefunden. Nun aber nahmen diese Entzweiungen die größte Dimension an, die sich denken ließ. Lorenzo hatte doch immer nur mit italienischen Streitigkeiten zu schaffen gehabt; jetzt wurden diese zu europäischen. Denn bereits sah man es kommen, daß die Franzosen einen Versuch zur Wiedereroberung des Königreiches Neapel machen würden. Sie wendeten sich auch an die Florentiner, bei denen sie besonders durch die beiden Söhne Pier Francescos Eingang fanden. Diese nahmen den französischen Gesandten in ihren Häusern auf und erklärten, als man sie darüber zur Rede stellte, daß sie dem König von Frankreich durch Dienste und ehrende Diplome verwandt seien. Sie wurden darüber zur Rechenschaft gezogen, aber, soviel man weiß, in Folge der Rücksicht, die auf einige Große genommen wurde, freigesprochen. Daß ihre Verbindung mit dem französischen Hofe ungeahndet blieb, that doch der Einheit des Staatswesens, die in dessen Politik bestand, nicht wenig Eintrag. Die innere Parteiung griff in die äußeren Beziehungen ein.

Im Jahre 1494 setzte sich nun König Karl VIII. von Frankreich mit aller seiner Macht wirklich in Bewegung, um das Recht auf Neapel, das er von dem Hause Anjou überkommen hatte, durchzuführen. Da das in Neapel regierende Haus Aragon seine Ansprüche von Manfred, und König Karl VIII. die seinen von Karl von Anjou herleitete, so erneuerten sich gewissermaßen die Gegensätze des dreizehnten Jahrhunderts gegen Ende des funfzehnten; aber dabei waltete ein Unterschied von welthistorischer Bedeutung ob. Der päpstliche Stuhl, der einst die Anjou berufen, nahm nach einigem Schwanken gegen Karl VIII. Partei. Papst Alexander trat auf die Seite des aragonesischen Königs von Neapel

und selbst in die engste Verbindung mit der spanischen Hauptlinie, der Linie des Hauses Aragon.

Da nun Florenz von jeher guelfisch gesinnt und auf der Seite der Franzosen gewesen war und auch jetzt diese Gesinnung festhielt, so war das Verhalten Pieros, der sich mit den Aragonesen und dem Papst verbündete, von Anfang an mißliebig in der Stadt.

Als einen Fehler Pieros könnte man es wohl an sich nicht betrachten, daß er mit dem aragonesischen Hause und dem Papste im Bunde blieb; denn es gereichte zur Behauptung der Unabhängigkeit Italiens von einer fremden Macht. Sehr zu bezweifeln aber ist es, ob der umsichtige Lorenzo so ganz das dynastische Interesse des Königs von Neapel zu dem seinen gemacht hätte, wie Piero, da es sich gegen Mailand richtete, mit welchem verbunden zu sein für Florenz nicht minder wichtig war, als mit den beiden anderen Staaten. Die Anstrengungen der Neapolitaner waren, wie berührt, gegen Ludwig den Mohren gerichtet, der seinen besser berechtigten Neffen, der ein Schwiegersohn des Königs Alfonso von Neapel war, von der höchsten Gewalt in Mailand ausschloß. König Alfonso war dabei in seinem Recht; allein hätte er gesiegt, so würde er das Haus Sforza sich unterwürfig gemacht und dadurch das Gleichgewicht der italienischen Staaten, auf dem alles beruhte, zersprengt haben. Als Oberhaupt der florentinischen Republik hatte Piero keinen Anlaß, Ludwig den Mohren aus Mailand zu verjagen. Dieses Vorhaben aber gab den unmittelbarsten Anlaß zur Herüberkunft des Königs Karl, worin Lodovico seine Rettung sah. Und auf der Stelle zeigte sich das Uebergewicht dieser Combination. Der kecken Verschlagenheit Lodovicos, der den Augenblick benutzte, um Genua seiner Oberhoheit zu unterwerfen und in Mailand selbst, da sein Neffe so eben starb, das Herzogthum in Besitz zu nehmen, auf der einen Seite, auf der andern dem Unternehmungsgeiste der Franzosen, ihrem noch von ritterlichen Antrieben durchdrungenen, aber zugleich militärisch im Sinne der Zeit geschulten Heere, waren die verbündeten Italiener, die unter ihren kleinen Fehdschaften eigentlich vergessen hatten, was ein wirklicher Krieg bedeute, zu widerstehen unfähig. Indem nun die neapolitanischen Streitkräfte von dem oberen Italien zurückwichen, gerieth Piero in die größte Verlegenheit. Bei den erwähnten Unterhandlungen mit den Florentinern hatten die Franzosen zweierlei gefordert, einmal freien Durchzug durch das florentinische Gebiet und Lieferung von Lebensmitteln, sodann aber auch ein Anlehen. Beides war abgelehnt

worden: das erste im Namen der Republik auf den Grund, daß ihre geographische Lage ihr zur Pflicht mache, nach allen Seiten Rücksicht zu nehmen; das zweite durch den Factor des mediceischen Bankhauses in Lyon, obwohl demselben sehr annehmbare Bedingungen dafür vorgeschlagen worden waren [1]). Man bemerkte in Frankreich, daß daran niemand anders als Piero Medici selbst Schuld sein könne, dessen Verständniß mit Alfonso man wohl kannte, und zeigte sich darüber nicht wenig entrüstet. Doch hat man, und zwar durch den geschäftskundigen und zuverlässigen Comines in Florenz erklären lassen, noch könne Alles einen guten Ausgang nehmen, wenn die Stadt auf die Seite des Königs trete; wofern Piero Medici das vermittele, so werde er bei König Karl in größere Gnade kommen, als in welcher sein Vater jemals beim verstorbenen König gewesen sei. So hatte auch Piero immer gemeint, daß es ihm bei eintretender Gefahr freistehen werde, sich mit den Franzosen zu verständigen. Als nun die Angelegenheiten eine für das florentinische Gebiet bedrohliche Wendung nahmen, begab sich Piero nach Pietrasanta, um persönlich mit dem König zu verhandeln. Noch hegte er sogar die Hoffnung, auch für Alfonso von Neapel etwas ausrichten zu können, gestützt auf die Wichtigkeit der florentinischen Plätze, namentlich Sarzanas und der Bergfeste Sarzanella, die dem König im Wege standen. Jener Factor von Lyon, der eben von Alfonso kam, wurde beauftragt, in dessen Namen den Franzosen eine sehr ansehnliche Geldsumme, zahlbar in den nächsten Jahren, anzubieten [2]). Indem Piero sich dem französischen Hauptquartier näherte, versicherte er nochmals Alfonso seiner unverbrüchlichen Treue; zugleich war er nicht ohne Besorgniß, daß ihm von den Franzosen persönliches Ungemach bevorstehe; er meinte, sich gleichsam zu opfern, wenn er sich in den Bereich ihrer militärischen Uebermacht begebe; ihm schwebte das Beispiel seines Vaters vor Augen, der einst bei den Feinden selbst seine Rettung gesucht hatte [3]). Seine ersten Vorschläge, die sich auf den König von Neapel bezogen, wurden zurückgewiesen; wie hätten die Fran=

1) Desjardins, Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane I, S. 417.

2) De la Pilorgerie, Campagne et bulletins de la grande armée d'Italie, S. 85.

3) Briefe Pieros an Bibbiena und die Signoria, vom 26. u. 27. Okt. 1494, bei Desjardins S. 587 ff.

zosen darauf eingehen sollen, da die italienischen Fürstenthümer und Communen nur darauf dachten, Verträge zu ihren Gunsten mit ihnen zu schließen. Mailands und Genuas waren sie sicher; jetzt trafen auch Lucca und Siena ein Abkommen mit ihnen; sogar ein päpstlicher Gesandter erschien insgeheim im Feldlager. Man wollte wissen, Alexander VI. habe dem König angetragen, ihm nach Siena, selbst nach Florenz entgegenzukommen[1]).

Bei dieser Wendung der Dinge wich Piero aus seiner bisherigen politischen Stellung. In Pietrasanta suchten ihn einige Herren aus der Umgebung Königs Karl VIII. auf[2]), um ihn aufmerksam zu machen, daß die französische Armee, ohne sich bei Sarzana aufzuhalten, nach Pisa und dann nach Florenz vorrücken könne. Ihren hierauf begründeten Anträgen setzte Piero keinen festen Widerstand entgegen. Er bewilligte den französischen Bevollmächtigten zuerst die Ueberlieferung von Sarzana; als sie weiter in ihn drangen, auch von Pietrasanta und den Vesten von Pisa und Livorno; sie waren selbst erstaunt, wie leicht er auf ihre Forderungen einging und spotteten seiner Feigheit[3]). Nicht aber allein aus Furcht vor den Franzosen verlor Piero seine Haltung; die Sache war, daß er in der Republik, der er als Oberhaupt vorstand, den Boden unter seinen Füßen schwanken fühlte.

Wie ganz anders waren die Dinge gegangen, als er und seine Rathgeber gemeint hatten[4]). Bibbiena, der alles regierte, hatte einst auf der Treppe des Palastes ausgerufen, indem er seine rechte Hand erhob: „diese Finger regieren ganz Italien“[5]). Um so mehr wendete sich, als man eben in Folge der Theilnahme an

1) Aucuns articles extraicts des lettres envoyées de l'ost de la guerre de Naples, bei De la Pilorgerie S. 84 ff.

2) Bei Desjardins I. S. 592 finden sich zwei Briefe von Piero vom 30. Oktober, von denen dem zweiten die Priorität vor dem ersten gebührt. Diese Zusammenkunft scheint den meisten Historikern unbekannt geblieben zu sein; auch der Priorista Gaddi (Arch. stor. ital. IV, S. 2) kannte sie nicht. Das ganze Verhalten Pieros ist sehr unrichtig dargestellt worden.

3) So erzählt Comines VII, 9 aus ihrem Munde; übrigens aber finden sich einige Particularitäten bei ihm, die mit den Aktenstücken nicht übereinstimmen.

4) Die einfachste und zugleich einleuchtendste Erzählung des Vorfalls findet sich in der Chronik Cerretani, einem Werke, an verschiedenen Stellen von verschiedenem Werth, hier aber, wie gleich die Ausführung über Savonarola zeigt, vortrefflich.

5) Cerretani, Queste due dita (e mostrando le sue alzando la mano) governano Italia.

den italienischen Angelegenheiten in eine Krisis gerieth, die öffentliche Meinung gegen ihn und gegen Piero. Nicht wenig trug dazu die jüngere Linie des Hauses bei, die auf ihren Landsitz verwiesen worden, aber dort die florentinische Jugend um sich sammelte. Die ganze Opposition regte sich, deren Ursprung wir bemerkten. Schon hatte Piero die bittere Erfahrung gemacht, daß die reichsten und angesehensten Bürger die Geldunterstützung, deren er unbedingt bedurfte, zu gewähren ablehnten. Diese Stimmung der Florentiner, die jeden Augenblick stärker hervortrat, konnte nun nicht anders, als Piero, der sich gleichsam von zwei verschiedenen Feindseligkeiten bedroht sah, zu jener Nachgiebigkeit gegen die Franzosen geneigt machen; er mußte wünschen, sich ein gutes Verhältniß zu dem König von Frankreich zu sichern; dann durfte er um so mehr hoffen, sich an der Spitze der Republik, die ja französisch gesinnt war, zu behaupten; allein die Folge war eine entgegengesetzte. Bei den ersten Nachrichten, welche Piero aus Pietrasanta nach Florenz gelangen ließ, schickte die Republik eine Gesandtschaft von sieben Männern ab, unter denen wir Francesco Valori finden, eigentlich mit dem Auftrag, Piero zu unterstützen und König Karl einzuladen, nach Florenz zu kommen [1]). Daß nun aber Piero auf seine eigene Hand jene Zugeständnisse machte, rief eine allgemeine feindselige Aufregung gegen ihn hervor. Jene namenlose und nicht definirte Gewalt, die in seinen Händen war, schritt hierbei aus ihren bisherigen Schranken heraus: Piero Medici schien sich als Herr und Fürst der Stadt zu betrachten; die Befehlshaber der Castelle säumten in der That nicht, seinen Weisungen zu gehorchen. Man beklagte sich ohnehin über die Hartnäckigkeit, mit welcher er an dem König von Neapel festgehalten, und über den verzweifelten Entschluß, den er dann gefaßt habe, sich in die Arme des Königs von Frankreich zu werfen; hätte er wenigstens die Vermittelung des Herzogs von Mailand nachgesucht, so würde er bessere Bedingungen von dem König erhalten haben. Man machte ihm ein Verbrechen daraus, daß er die Festungen eigenmächtig aufgegeben, und da man hörte, er habe dem König auch eine große Geldsumme versprochen, so erklärte man es gleichsam für eine Ehrensache, Nichts von alle dem zu leisten, was er zugesagt haben möge [2]). Wie wenig nützen doch auch die wohlbe=

1) Ihre Instruction bei Desjardins S. 594.

2) Bericht des ferraresischen Gesandten Manfredo de' Manfredi, bei Cappelli, Fra Girolamo Savonarola e notizie intorno il suo tempo p. 34.

dachtesten Vorkehrungen in Augenblicken der Krisis! Grade in dem Rath der Siebenzig, durch welchen Lorenzo die Autorität seines Hauses auf immer zu begründen gemeint hatte, erhob sich die Bewegung gegen dieselbe, obwohl nur langsam und zaghaft. Man wagte kaum auszusprechen, was man sagen wollte; ein Vater entschuldigte, was sein Sohn gesagt hatte, mit dessen Jugend und Unerfahrenheit. Der größere Theil des Stato und mit ihm die Signoria, welche nominell die höchste Staatsgewalt repräsentirte, wandten sich von Piero ab. Man beschloß nunmehr, eine Gesandtschaft von Seiten der Stadt an den König zu senden, bei der jedoch nicht alle unter den Medici eingeführten Formen beobachtet worden sind[1]), dieselbe, an welcher auch der Dominikaner Savonarola Antheil genommen hat. In diesem Beschluß liegt nun die große Wendung der Dinge. Von tiefer Politik war hiebei nicht die Rede; diese Gesandtschaft hatte die Instruction, die von Piero angenommenen Bedingungen möglichst zu mildern und vor allem die Stadt vor jedem Kriegstumult zu sichern, da sie sich unter die Protection des Königs begeben werde[2]). Die florentinischen Behörden wetteiferten mit Piero in Hingebung für den König von Frankreich, dem dadurch der Weg weiter geöffnet wurde; ihre Absicht war, die Eigenmacht Pieros zu brechen. Wir werden ausdrücklich versichert, der Sinn der mächtigen Bürger, die dies geschehn ließen, sei nicht gewesen, Piero zu vernichten, sondern nur ihm zu zeigen, daß er mehr Rücksicht auf seine Mitbürger nehmen müsse[3]). Aber zugleich erwachte eine allgemeine Unzufriedenheit; man sprach davon, daß die Sache nicht gehen könne wie bisher, und die Stadt wieder zu ihrer alten Freiheit gelangen müsse[4]). Es wurden Zusammenkünfte in diesem Sinne gehalten und Verständnisse zu Stande gebracht.

Am 8. November kam nun Piero nach Florenz zurück, eigent-

1) Parenti: hebbono il mandato non dalli Otto della Pratica indisparte, come costumato s'era, ma dalla Signoria, collegi, settanta, otto di Pratica et tutti veduti e riseduti Gonfalonieri di Giustizia insieme ragunati.

2) Instructions données aux ambassadeurs envoyés à la rencontre de Charles VIII. 5. novembre 1494. Desjardins, S. 600.

3) Cerretani, stati amici sempre loro et i padri et avoli di casa sua (Medicea). Il loro disegno era non scacciare Piero de Medici, ma abbassarlo alquanto, acciochè riconosciuto meglio se e suoi cittadini più gli stimassi.

4) Bericht von Manfredi vom 12. November 1494 bei Cappelli, S. 36.

lich in der Absicht, sein Verfahren zu rechtfertigen, so daß er sich mit Hülfe seiner Freunde behaupten zu können glaubte. Allein er mußte erleben, daß er nur von Wenigen begrüßt wurde, und zwar nur von den Allervertrautesten. Aus den untersten Ständen fanden sich eine Menge von Leuten ein, denen man Brod austheilte oder auch Confect zuwarf [1]). Piero gerieth doch über die Kälte, mit der er empfangen wurde, in Besorgniß [2]). Den Tag darauf machte er den Versuch, die Autorität, die ihm bisher zugestanden, bei der Signoria faktisch in Geltung zu bringen. Er war, als er sich zuerst in die Kirche, dann nach dem Palast begab, nach der Weise seines Vaters von seiner Dienerschaft und einer kleinen Schaar von Bewaffneten umgeben; aber er fand die Signoren mit ihrem Frühmahl beschäftigt, und einige von seinen Freunden unter den Signoren riethen ihm, nach Hause zu gehen, selbst zu speisen und hernach wiederzukommen. Noch war Nichts vorbereitet. Den Verzug benützten die übrigen Signoren, Gegner Pieros, um ihre Gesinnungsgenossen aus dem Collegio zu veranlassen, in dem Palast zu erscheinen. Die Vesper läutete so eben, als Piero wiederkam. Er stieg die Stufen des Palastes hinan und klopfte an dem Thor. Hierauf öffnete sich eine Nebenthür; eine Stimme rief, wer da klopfe. Es war Jacopo di Tanai de' Nerli, der zu dem Collegio gehörte. „Mach auf", sagte Piero. Nerli antwortete: „Nur dann, wenn du allein eintreten willst." Piero wurde der Lage inne, in der er sich befand; durch seine Geberden gab er zu erkennen, daß er sich rächen wolle. Aber ein alter Cancelliere seines Vaters, der ihn begleitete, rieth ihm nach Hause zu gehen, d. h. in diesem Moment nichts zu

1) Guicciardini, Storia fiorent. S. 112.

2) Ueber die Ereignisse, die nun eintraten, weichen die Traditionen von einander ab. Nach der Ueberlieferung, die sich in der florentinischen Geschichte Guicciardinis (Storia fiorentina in den Op. inedit. III, S. 108 f.), bei Jacopo Pitti (Istoria fiorentina di Jacopo Pitti; publicirt im Arch. st. Ital. t. I, S. 31) findet, und auch übrigens sehr verbreitet ist, würde Piero die Signoria bereits am 8. November aufgesucht haben, um sich über die Vorwürfe, die man ihm machte, zu beschweren; den andern Tag habe er dann die bewaffnete Macht herbeibeschieden, um ihm zu Hülfe zu kommen, und sich selbst nach dem Palast begeben mit bewaffnetem Geleit, um den Eintritt zu erzwingen, so daß der Widerstand, den er findet, sehr gerechtfertigt erscheint. Diesen Erzählungen steht nun die Auffassung der Chronik Cerretani entgegen, die sich unbefangener und parteiloser zeigt, und der wir folgen, ohne eine Combination mit anderen Nachrichten zu versuchen, welche in Widersprüche verwickeln würde. Die Stelle aus Cerretani theilen wir in den Analekten mit.

versuchen. Indem Piero sich entfernte, wurde es lebhaft auf der Piazza. Luca Corsini, einer der vornehmsten Gegner Pieros, trat an das Fenster des Palastes und rief das Wort „Popolo" aus. Unter diesem Rufe hatte man sich einst für das Haus Medici erhoben; nach sechszig Jahren fiel man unter demselben von dem Hause Medici ab. Die beiden, welche hier an die Spitze traten, Nerli und Corsini, waren junge Leute, bisher ohne Credit, sowie ohne gesetzliche Autorität; sie galten eher für leichtfertig, aber sie übten jetzt im Einverständniß mit der Mehrzahl der Signoren eine überwältigende Einwirkung aus.

In dem entstehenden Tumult nahm das bewaffnete Gefolge Pieros denselben in die Mitte und brachte ihn auf einem Umweg nach seinem Hause. Dieser hätte nun erwartet, seine Freunde würden sich mit den Waffen bei ihm einfinden, um den Abtrünnigen entgegenzutreten. Allein in allem stellten sich kaum zwanzig aus der wirklichen Bürgerschaft ein; das gemeine Volk allerdings zahlreich, aber doch mehr, um sich etwas zu gute zu thun, als um zu kämpfen. Von den Bürgern, die sich bewaffnen konnten und bewaffneten, gingen die meisten nach dem Palast. Eine allgemeine Bewegung war es nicht; viele blieben zu Hause, um zu sehen, wo das alles hinaus wolle. Aber zunächst hatten doch die Gegner der Medici das Uebergewicht. Cardinal Giovanni stieg zu Pferd, selbst ohne Waffen, aber von Bewaffneten begleitet, um wo möglich die Sache beizulegen. Allein schon rief die große Glocke das Volk zu den Waffen. Dem Cardinal begegneten einige junge Leute von Adel, um ihn zu warnen, nicht weiter zu gehen. Der Cardinal, von dessen Leuten einige verwundet worden, sah wohl, daß er nichts ausrichten werde, und fürchtete, auch seine kirchliche Würde möchte ihn nicht schützen. Als er nach Hause kam, sprach er zuerst das Wort aus, daß alles verloren sei. Piero scheint dennoch eine Gegenwirkung beabsichtigt zu haben; er sammelte bewaffnete Leute um sich und stieg selbst zu Pferde. Aber in Dem hörte er, daß die Signoria einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, was nach einem der besten Gewährsmänner damals eigentlich doch noch nicht der Fall war, sondern blos ausgebreitet wurde. Von allen Seiten her erscholl das Geschrei „Popolo, Freiheit, nieder mit Piero." Er ritt mit seinem jüngsten Bruder Giuliano nach der Porta San Gallo [1]),

1) Parenti: Piero come era a cavallo pensiero fece d'avviarsi, et in verso la porta a San Gallo con la compagnia il cammino prese,

hatte aber nur wenige Leute um sich, als Paolo Orsini mit einer ansehnlichen Reiterei erschien, der sich jedoch erinnerte, daß er nicht in Diensten Pieros, sondern der Condottiere der Stadt und der Republik Florenz sei. Vor einem unmittelbaren Einschreiten mit bewaffneter Macht scheute er zurück; er rieth vielmehr Piero an, sich mit ihm zu entfernen.

Die Strömung der Geister, die sich in ähnlichen Momenten unwillkürlich und unwiderstehlich erhebt, war jetzt gegen die Medici. Die Idee der Republik lähmte die Kräfte, auf die sich Piero noch zu stützen meinte. In der Stadt brauste die tumultuarische Aufregung, die mit der Erschütterung der Regierungsgewalten verknüpft zu sein pflegt; die Häuser der vornehmsten Anhänger und Werkzeuge Pieros, namentlich des Antonio di Miniato, der alle Geldangelegenheiten, und Bibbienas, der alle Staatsgeschäfte verwaltet hatte, wurden geplündert; ebenso Haus und Gärten des Cardinals, der noch Mittel fand, zu entkommen, und der Palast Pieros selbst. Den beiden Damen des Hauses, der Schwiegermutter und der Frau Pieros, wurden ihre Ringe vom Finger gezogen; sie wurden weinend in ein Kloster abgeführt. Die Signoria stellte einige Sindachi und Uffiziali di Ribelli auf; aber ehe diese thätig waren, war der Palast der Medici schon geplündert, die besten Kostbarkeiten waren weggeführt, so daß der Verkauf des Uebrigen kaum so viel eintrug, um die Gläubiger zu befriedigen.

So war Piero Medici mit seinen Brüdern verjagt; man erklärte sie für Rebellen und verbannte sie nun wirklich. Die Autorität, welche Cosimo der Alte und Lorenzo, eigentlich doch in Uebereinstimmung mit den in jenen Momenten, die wir erwähnten, überwiegenden Gesinnungen der Bevölkerung gegründet hatten, erschien jetzt, da sie in einer derselben widerstrebenden Richtung ausgeübt wurde, als eine unerträgliche Tyrannei. Alle ihre Verdienste um die Stadt waren vergessen; man gedachte nur der Unzuträglichkeiten der letzten Regierung, der sich die Idee der republikanischen Freiheit, plötzlich erwachend, stürmisch entgegensetzte. Und unverzüglich ging man nun in der Stadt daran, sich ohne die Medici oder vielmehr im Ge-

dove il fratel Giuliano a tenere la porta mandato havea. Era seco il Sign. Paolo Orsini, il quale senza le genti d'armi entrare in Firenze hauto havea. — Piero alla porta aspettando finchè il Cardinale vestito come un frate di San Francesco isconoscuito comparissi, e subito che della porta fù uscito lui col fratello e con il Sign. Paolo verso Careggi la volta presono.

gensatze zu ihnen einzurichten. Die Stimmung des Tages ergiebt sich aus der Eröffnung, welche die Signoria dem ferraresischen Gesandten machte; sie wünscht sich Glück dazu, daß sie der Knechtschaft, durch welche sie erstickt worden, ein Ende gemacht habe; auch dem Herzog Ercole wünscht sie Glück dazu: denn er werde sich der Freundschaft der Florentiner fortan bei weitem mehr erfreuen können, als es unter den Tyrannen der Fall gewesen sei. Der Herzog von Ferrara kam dieser Eröffnung auf halben Wege entgegen; er erklärte, daß die Stadt volles Vertrauen zu ihm haben könne; er werde sich selbst und Alles, was er besitze, auch seine Kinder ihrem Dienst aufopfern [1]). Denn zwischen Ferrara und Florenz herrschte eine gemeinschaftliche Antipathie gegen das Papstthum, die sich jetzt sogleich wiederherstellte.

Um nun aber eine haltbare Ordnung einzurichten, wurde eine allgemeine Versammlung berufen; sie bestand aus allen denen, welche seit einer Reihe von Jahren in den obersten Stellen gesessen, also doch wieder der Partei angehörten, die bisher vorgewaltet hatte. Die vornehmste Angelegenheit der Berathung war, wie man sich gegen den König von Frankreich, dessen Einzug bevorstand, zu verhalten habe. Der Rath dieses Consiglio war, eine Gesandtschaft an den König zu schicken, um seine Forderungen zu erkunden; dann aber zwanzig erfahrene Männer zu wählen, um die Antwort zu überlegen und darüber an die Signoria und das Volk zu referiren. Dies geschah am 15. November. Am 17. zog König Karl VIII. in Florenz ein; er wurde mit allen erdenklichen Ehrenbezeugungen empfangen. Aber von der Animosität gegen Piero, die man bei ihm voraussetzte, war doch in der That nichts wahrzunehmen, wie er es denn der plötzlichen Sinnesänderung Pieros zu danken hatte, daß er in Toscana keinen Widerstand fand. Und in der Stadt befanden sich noch die Damen des Hauses Medici, deren Bildung, Verstand und Unglück auf die Umgebung des Königs einen günstigen Eindruck hervorbrachte [2]), welcher durch die Anhänger des Hauses, die zurückgeblie-

1) Manfredi am 12. November 1494 bei Cappelli S. 36.

2) Parenti: La mogliera di Piero con la madre, donne d'autorità e governo, inoltre Lorenzo Tornabuoni, Giannozzo Pucci, e li altri complici di Piero, a niente altro attendeano, che con subornationi, corruttella e tutte altri vie iniquissime persuadere a governatori del Re, che ingiustamente Piero de Medici cacciato suto era e che lo facessino ritornare a cagione, che la verità s'intendesse e esso proprio potesse delli appostoli falsi da altri cittadini difendersi et con la

den waren, verstärkt wurde. Der König ließ den Abgeordneten der Stadt zu erkennen geben, daß er die Rückkehr Pieros wünsche, damit sich derselbe rechtfertigen könne, um alsdann mit den andern Bürgern als ihresgleichen zu leben: er, der König, sei gekommen, um allen Zwistigkeiten ein Ende zu machen. Aber in der Bürgerschaft erweckte diese Absicht die größte Aufregung; man bezweifelte nicht, daß sich Piero Medici, wenn er zurückgekommen sei, der höchsten Gewalt wieder bemächtigen und sich dann an seinen Feinden rächen werde. Da das Volk die Waffen unter der Voraussetzung, hierin mit den Franzosen einverstanden zu sein und unter ihrem Schutz zu stehen, gegen Piero ergriffen hatte, so sah es fast eine Beleidigung darin, daß der König sich auf dessen Seite neige, der doch gegen ihn gewesen sei. Gleichwohl war die Signoria, als ihr die Anmuthung des Königs bekannt wurde, nicht einmüthig dagegen; sie bestand, wie angedeutet, aus zwei Parteien, von denen die eine entschieden gegen Piero aufgetreten war, die andere aber sich von der Sache desselben noch nicht losgesagt hatte; der einen gehörten 5, der anderen 4 Mitglieder an [1]). Als nun in der Signoria über die dem König zu gebende Rückantwort berathen werden sollte, erschienen die letzteren sehr kühl, was aber nur dazu diente, die übrigen um so eifriger zu machen. Diese hielten für rathsam, die Mitglieder des Collegio und andere Büger, die ihrer Meinung waren, zu berufen, die dann auch unverzüglich herbeikamen. Man versammelte sich in dem oberen Saale des Palastes und ließ nun die Signoren, die in der Minderzahl waren, wissen: wenn sie verweigerten mit den Uebrigen sich zu dem, was man ein gutes Leben, eine gute Verfassung nannte, zu vereinigen, so werde man ihnen anders begegnen, als mit bloßen Worten. Die dissentirenden Mitglieder erklärten alsdann, sie würden mit dem zufrieden sein,

Maëstà del Rè giustificarsi. — Li assidui prieghi delle nominate donne, et appresso de principali Governatori et appresso di sua Maëstà giunt ovi le corruttele grandissime di denari forza hebbono di persuadere al Re che al tutto Piero de Medici in Firenze a giustificarsi tornassi; onde a Piero scrissono et mandatarii a Bologna, dove si trovava, mandorono che sotto le spalle del re subito a Firenze venisse.

1) Parenti: Veramente divisione grandissima nella Signoria regnava. Il Gonfaloniere, M. Luca Corsini, Giovanni Uguccioni, Filippo Sacchetti, e Chimenti Carpillioni verso il popolo pendeano. Antonio Lorini, Francesco Taddei, Trancesco Niccolini et Giuliano di Cenzone in favore della tirannide e contro alla populare libertà.

was das Volk für das Beste halte[1]). Hierauf wurde nun von der Mehrheit der Signoria unverzüglich ein Consiglio dei Richiesti, wie man es nannte, berufen, wieder eine Art von Notabelnversammlung, wie sie schon in früheren Zeiten zuweilen nach dem Muster der venezianischen Pregadi statt gehabt hatte. Die so verstärkte Signoria nun begab sich nach dem unteren Saale, wo sich eine Bürgerversammlung eingefunden hatte, um mit ihr Rath zu pflegen, was man thun solle. Der Gonfaloniere Scarfa, der sich zu den Gegnern Pieros geschlagen,

1) Parenti: Notificatosi per i deputati cittadini nostri della pratica alla Signoria la voluntà del Re, subito i partigiani Signori dí Piero animo ripresono adomandati di parere che da far fusse freddi circa a provvedimenti della libertà ad andare cominciò partito pigliare non voleano stimando che in qualunche modo Piero tornasse, purchè una volta nella terra fusse col favore del Re di Francia e di suoi partigiani ripiglierebbe lo stato, et tutta la città suvvertirebbe. Però ristrettosi insieme quella parte de Signori nostrí bene volti con i cittadini sopra nominati della pratica conclusono che per primo provvedimento per i collegi si mandassi e per altri cittadini caldi e pronti alla difensione del popolo et presto partito sopra tanta cosa si pigliasse. Così fattosi ragunatosi in sù la sala della sìgnoria buona parte de Collegi; e cittadini d'autorità et saper si fece a quelli signori, che mal vivere voleano, che se con li altri a ben vivere non s'accordavano lo errore con altro che con parole loro si mostrerebbe, per tanto essi impauriti ed il popolo temendo, volgere si lasciorono e contenti dissono essere, che quel partito si pigliasse, quale ottimo dal popolo si giudicassi, onde subito la Signoria, benchè sull' hora del mangiare fusse, consiglio de richiesti con ogni prestezza fece, et in un momento giù nella sala scese, parere domandando a quelli tanti cittadini, che ragunati s'erano che da far fusse, parlò il Gonfaloniere della giustitia el caso proponendo, con mostrare di quanta importanza fussi, et di quanto pericolo. Imperochè; se si dinegava al Re la tornata di Piero a giustificarsi, parea che partialità la nostra fussi, et non valida ragione ragionevolmente presa, oltre di questo da temere era di contraporseli, dubitandosi, che non sdegnassi et a peggior nostro grado celo rimettessi; se si consentiva, lo incendio et rovina della città manifesto si vedea, et come all' effusione del sangue si veniva, et alla universale suvversione della città, le quali cose sendo forte da dolore, giudicare bene conveniva, qual partito si pigliassi. Postosi il Gonfaloniere a sedere terror grande nella mente degli uditori generò. Ciascuno l'imminente pericolo examinava, la voce già per la terra sparsa s'era, come la Maësta del Re Piero richiamava et fra poche hore quello nella terra sarebbe, onde stringnendo il periculo partito generoso si prese, quale fù che più tosto con l'arme in mano generosamente morire per la libertà intendeano, che consentire il tiranno nella città tornassi.

hielt ihnen Vortrag über die Gefahr, in der man sich befinde: denn wenn man dem König die Rückkehr Pieros, um sich zu rechtfertigen, verweigere, so würde es scheinen, als habe man keine gültigen Gründe gegen denselben; er möchte Unwillen wider die Stadt schöpfen; wenn man ihm aber nachgebe, so könne es zu einem Blutvergießen und zum Ruin der Stadt kommen. Der Eindruck, den er mit diesen Worten machte, war um so größer, da sich das Gerücht verbreitete und allgemein Glauben fand, Piero stehe schon vor den Thoren und werde sogleich zurückkehren. Da brach sich nun die Meinung Bahn, daß man dies unter keinen Umständen zulassen dürfe. In diesem Sinne sprach sich zuerst jener Bischof von Volterra, aus dem Hause Soderini, aus; er scheint den Ton angeschlagen zu haben, der dann der herrschende blieb. Der Beschluß der Versammelten war, daß man lieber mit den Waffen in der Hand untergehen, als die Rückkehr des Tyrannen genehmigen solle: er wurde den Signoren mit einer gewissen Feierlichkeit angekündigt, nicht ohne sie zugleich aufzufordern, für die Sicherheit des Palastes zu sorgen[1]). Wenn wir nicht irren, enthält dieser Beschluß das Fundament der republikanischen Freiheit der nächsten Jahre. Die Versammlung, die ihn faßte, bestand aus wenig mehr als 100 Bürgern[2]); aber sie handelte, als wäre sie die gesetzliche Vertreterin der Commune.

Anfangs blieb der König den Vorstellungen, die ihm gemacht wurden, zum Trotz bei seiner Ansicht: er halte es nicht für ungerecht, daß Piero zurückkomme, um sich zu rechtfertigen und alsdann als guter Bürger zu leben. Die Differenz schien sehr ernstlich werden zu wollen. Die Signoria setzte den Palast in Vertheidigungsstand und ließ das Volk des Contado zu den Waffen aufmahnen, so daß in kurzem 30,000 Mann hätten aufgestellt werden können. Die angesehensten und reichsten Familien erhielten die Weisung, sich beim Läuten der Glocke mit bewaffnetem Volke auf der Piazza einzufinden. Noch schien in der That Alles drohend und zweifelhaft. Man wollte wissen,

1) Parenti: Tutt' il consiglio a piedi della signoria si ridusse et haveva voce e unitamente a quella significò come disposti eravamo perdere la vita in conservazione della nostra libertà; che vivamente alla Maestà del Re intendere si facessi che per modo alcuno consentire non volevano, Piero de Medici tornassi nella città, perchè chi questo volea, non altro volea che la rovina della nostra città et la uccisione de' nostri cittadini.

2) So versichert Parenti, der selbst an der Versammlung Theil nahm.

durch die Anhänger des Hauses Medici werde dem König vorgestellt daß er, wenn Piero zurückkehre, ebenso sehr Meister der Stadt sein würde, wie dieser selbst; von den Bürgern habe er dagegen zu fürchten, daß sie ihm bei der ersten Gelegenheit den Rücken zukehren würden. Man erwartete, der König werde einen Präsidenten in Florenz aufstellen, um in seinem Namen die höchste Gewalt in die Hand zu nehmen. Die Florentiner waren empört darüber, daß sie Vasallen werden sollten. Um der Gewalt, die sie umfaßte, zu entgehen, mußten sie, wie Machiavell sagte, Herz haben und Verstand. Die Gefahr, in der man sich befand, und der Beschluß, sie zu bestehen, drückt sich in den Worten aus, welche einer alten und sehr verbreiteten Tradition nach Capponi ausgesprochen haben soll: sie mögen in ihre Trompeten stoßen, wir wollen an unsere Glocken schlagen [1]). Aber ganz auf ihre Kräfte haben sich die Florentiner doch nicht verlassen. Wir erfahren, daß sie ein Mitglied der vornehmsten Familien, Bernardo Rucellai, an den Herzog Lodovico in Mailand gesendet haben, um ihn zu befragen, ob es seine Meinung sei, daß Florenz seine Freiheit verliere [2]). Lodovicos Ansicht konnte das nicht sein; denn Piero de' Medici hatte sich immer als sein per=

1) Die Worte sollen in dem Streit über die Friedensverhandlungen geäußert worden sein. Nach der Chronik Cerretani zerriß Capponi die von den Franzosen vorgelegten Artikel und sagte: Cristianissimo Principe noi daremo nelle nostre campane e tu nelle trombe e mostreremoti questo populo armato. Ich bin von der Richtigkeit dieser Anekdote, die eine starke Provokation in sich geschlossen habe, nicht überzeugt, und halte die Version Nardis für richtiger. Die Worte entsprechen aber dem allgemeinen Sinn der Florentiner. Vergl. S. W. Band XXXIV., 41.

2) Wenn Rucellai in seiner Schrift de bello Italico der Sache nicht gedenkt, so ist das kein Beweis dagegen; denn die Schrift ist ein Prachtstück der Nachahmung der Klassiker, bei der viele Partikularitäten dieser Art übergangen werden mußten. Ich entnehme die Notiz aus Parenti, der sie unmöglich erdichtet haben kann, wie sie sich denn auch anderweit findet. In tanta sospensione trovandosi la nostra città forte etiam dubitandosi della voluntà del Re, laquale non buona si scopriva, mandammo segretamente et con velocità a Milano Bernardo Rucellai a intendere, se di consentimento del Duca era, che a perdere havessimo la libertà imperochè quando così fusse cederemo, altrimenti ci sveglieremo et la libertà nostra vivamente et come huomini virili ci difenderemo. Rispose Milano, che veramente contro a sue intentione era, che alcuna parte di nostro imperio diminuissimo, contro a questo ogni ajuto darebbe et da hora comandamento farebbe alle sue genti, che in Romagna si trovavano, che ad ogni obbedienza fussino della nostra signoria.

sönlicher Feind gezeigt. Rucellai sagte ihm, wenn er es verlange, würden sie nachgeben; wo nicht, als brave Männer sich zur Wehr setzen. Lodovico munterte sie auf, sich nicht unterjochen zu lassen und versprach ihnen, sein Kriegsvolk, das in der Romagna stehe, anzuweisen, den Befehlen der Signoria zu gehorchen[1]). Auch die venetianischen Gesandten, die sich bei dem König befanden, versicherten die Florentiner, sie könnten, wenn die Sache zum Aeußersten komme, auf die Theilnahme von Venedig rechnen, so daß schon in diesem Augenblick die Opposition gegen die Franzosen angebahnt worden ist, die später die Befestigung ihrer Herrschaft verhindert hat. Denn nicht mit der Länge der Zeit pflegen sich die Dinge neu zu gestalten: Alles entspringt in den Momenten großer Krisen. Und da nun den Franzosen selbst der Aufenthalt des Königs in Florenz zu lange dauerte, — denn sie fürchteten, sie würden darüber Zeit und Gelegenheit, ihr Unternehmen gegen Neapel zu vollziehen, verlieren, — so wurde der König zu dem Entschluß vermocht, die Zurückführung Pieros, die nicht ohne einen Kampf innerhalb der Mauern hätte geschehen können, aufzugeben und einen Vertrag mit den Florentinern zu schließen, kraft dessen auch diese ihm die festen Plätze überließen, die schon Piero zugestanden hatte; der König aber einwilligte, daß binnen vier Monaten von der Sache Piero Medicis nicht wieder die Rede sein solle. Der König gab dieselbe damit keineswegs auf: die Florentiner versprachen ihm, den auf den Tod oder die Gefangennehmung Pieros gesetzten Preis zu widerrufen; ebenfalls: keine von den Strafen eintreten zu lassen, die ihrem Statut gemäß den für Rebellen Erklärten auferlegt wurden, sondern sich einfach mit der Relegation Pieros zu begnügen, mit welcher eine Confiscation der Güter nicht verbunden sei. Die Aufhebung dieser Relegation war es, worauf der König binnen vier Monaten nicht anzutragen versprach; sollte es dann doch geschehen, so müsse die Sache in dem gewohnten Wege der florentinischen Berathschlagungen durchgeführt werden. Auf die Erhaltung der Güter des Hauses Medici, eingeschlossen auch den Ertrag der Beneficien des Cardinals, wurde mit einer gewissen Sorgfalt Bedacht genommen, und der Gemahlin Pieros der Aufenthalt in der Stadt vorbehalten.

1) Nach der Storia fiorentina von Guicciardini (S. 118) hätte Lodovico die bei ihm anwesenden Bevollmächtigten Karls VIII. ersucht, in diesem Sinne bei dem König zu wirken.

Noch eine andere nicht viel minder wichtige Angelegenheit schwebte zwischen Karl VIII. und den Florentinern. An demselben Tage, fast in denselben Stunden, in welchen die Staatsveränderung in Florenz eintrat, war eine andere in Pisa unter den Augen des Königs und mit dessen Bewilligung erfolgt. Als die Franzosen in Folge des mit Piero geschlossenen Vertrages in Pisa einrückten, war ursprünglich ihre Meinung, die bisherige Unterwürfigkeit dieser Stadt unter die Florentiner aufrecht zu halten. Dasselbe Wort aber, welches damals in Florenz erscholl, das Wort Freiheit erhob sich in diesem Augenblick auch in Pisa, jedoch in einem ganz anderen Sinne; die Pisaner ergriffen den günstigen Augenblick, als der florentinische Staat schwankte, um sich von dieser Unterordnung zu befreien; sie fanden die Theilnahme des französischen Hofes. Mitglieder derselben Häuser, welche sich in Florenz zur Verjagung Pieros vereinigt hatten, Nerli, Capponi, Corsini, mußten vor den Gewaltthätigkeiten der Pisaner sich nach einem florentinischen Bankhaus flüchten; nur dem Schutze der Franzosen verdankten sie ihre Rettung und die Möglichkeit der Flucht[1]). Den Florentinern aber schien es unerträglich, Pisa auf immer zu entbehren; sie erlangten jetzt wirklich vom König das Versprechen, ihnen die Herrschaft über Pisa zurückzugeben. Ueberhaupt wurde zwischen dem König und den Florentinern die engste Verbindung geschlossen; in commercieller Beziehung sollen sie in den gegenwärtigen und künftigen Besitzungen des Königs so behandelt werden, als wenn sie Franzosen wären. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens von Neapel setzte man nicht unbedingt voraus: es wird sogar des Falles gedacht, daß der König, um es durchzuführen, noch einmal nach Frankreich zurückgehen müsse. Unter allen Umständen aber sollen die Florentiner seine Bundesgenossen sein, Freunde seiner Freunde, Feinde seiner Feinde[2]). In überschwänglichen Ausdrücken erscheint Karl VIII. in der Urkunde des Friedens als Vater des Vaterlandes, Beschützer der Freiheit, Verjager des Tyrannen; seine Superiorität wird darin in jedem Worte festgehalten.

So viel war doch erreicht, daß die Stadt, als der König Florenz verließ, was am 28. November geschah, von Piero Medici nichts zu fürchten hatte. Man konnte nun daran denken, eine neue Ver-

1) Guicciardini, Storia fiorentina, S. 112.

2) Die Friedensurkunde vom 25. November 1494 ist abgedruckt im Archivio storico italiano, t. I. p. 362 ff.

fassung, dem gegenwärtigen Zustand gemäß, bei der ersten Gelegenheit einzuführen. Als die leitenden Männer werden folgende fünf genannt: Tanai de' Nerli, Piero Capponi, Francesco Valori, Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici, Bernardo Rucellai [1]). Abermals wurde ein Rath der Richiesti versammelt und der Beschluß gefaßt, ein Parlament zu berufen, um eine neue Organisation ins Werk zu setzen. Mit dem Namen Parlament bezeichnet man eine Versammlung nicht allein der Bürger, sondern aller Einwohner, die allezeit sehr tumultuarisch ausfiel; sie war schon immer das Mittel gewesen, um der zur Herrschaft gelangten Partei zu scheinbarer Legalisirung der ihr erforderlich erscheinenden Maßregeln zu dienen. Die Idee der Republik sprach sich in dem Parlament aus, zugleich aber ihre Unterthänigkeit unter einer faktischen Gewalt. Für die Einrichtung und Besetzung der Aemter wollte man es nicht auf die alten Wahlbeutel ankommen lassen, weil dann leicht Ernennungen zu Gunsten des verjagten Piero erfolgen könnten. Man meinte, das sei der Fehler Albizzi's im Jahre 1433 gewesen, welcher Cosimo dem Alten die Rückkunft so leicht gemacht habe. Aber auch auf den Rath der Siebzig konnte man nicht zurückkommen, weil er recht eigentlich zu dem Fundament der mediceischen Herrschaft bestimmt gewesen war; man beschloß vielmehr, denselben geradezu aufzuheben, sowie auch die Otto di Pratica, die ebenfalls den Medici als gefügiges Werkzeug gedient hatten und deren Vorrechte schon bei jener zweiten Sendung der Gesandten unbeachtet geblieben waren. Man beschloß ferner, 20 Accoppiatoren zu ernennen, welche auf ein Jahr lang das Recht haben sollten, die Signoria zu erwählen [2]).

Am 2. December wurde nun das Parlament gehalten. Die städtischen Gonfalonieren zogen mit ihren Gonfalonen auf; an der Pforte des Palastes stand bewaffnetes Volk. Alle Zugänge der Piazza waren besetzt [3]). In Gegenwart der Signoria wurden dann die Artikel der neuen Reform verlesen und von der Menge, die nicht eben immer

1) Guicciardini, Storia fiorent. S. 120.

2) Parenti 30 November: Consigliato fù che nuovo squittinio si facessi, a cagione non intervenissi come nel 1433; la esperientia del passato esser vera maestra dell'avvenire, però perche la sorte dar potrebbe huomini partegiani di Piero e quali lo richiamerebbono, era ben fare accoppiatori huomini buoni ed amatori della libertà e quali si degnassino che securamente al magistratio della Signoria reggessino.

3) Parenti.

alles verstand, mit lautem Zuruf genehmigt, namentlich die Ernennung der Accoppiatoren mit den erwähnten Befugnissen, die Ernennung von Zehn, um den Krieg gegen Pisa zu führen, und eine Erleichterung in der Zahlung der Abgaben[1]). Den andern Tag schritten die Signoren zu der Wahl der Accoppiatoren, die denn alle den vornehmen Geschlechtern, durch welche die Revolution eingeleitet und vollzogen worden war, angehörten. Die nämlichen Mittel, die Cosimo und Lorenzo angewendet, um ihre Macht zu begründen, dienten nun ihren Gegnern, ihre Nachkommen entfernt zu halten. Man traf besondere Bestimmungen, daß ein Mitglied der jüngeren Linie der Medici und auch der Gonfaloniere Scarfa unter die Accoppiatoren aufgenommen werden konnten. So schien Alles auf eine Weise angeordnet, bei der die vornehmen Geschlechter des alten Stato ohne ihr Oberhaupt die Leitung der Angelegenheiten in ihre Hände bekommen haben würden. Was man hatte kommen sehen, trat nun ganz offenbar zu Tage. Die Absicht der vornehmen Geschlechter war es, die Gewalt mit Ausschluß Pieros in ihrer eigenen Hand zu concentriren; sie hatten ein aristokratisches Regiment im Sinne, nach dem Muster von Venedig[2]). Einer der Chronisten der Zeit, Cerretani bemerkt: jede Regierung beruhe auf Reputation; es sei leicht, sie zu erschüttern, aber schwer, sie wiederherzustellen. Die Veränderung war keineswegs allein durch die Geschlechter, die man jetzt die Primaten nannte, geschehen; sie hatten das Volk zu Hülfe rufen müssen, wobei die Herstellung der Freiheit nicht allein angekündigt, sondern mit einer gewissen Feierlichkeit proklamirt worden war. In dem Volke aber zeigte sich Erstaunen, daß dann doch Alles beim Alten bleiben solle, ganz gegen die Erwartung, die man gehegt hatte. Die an Piero festhaltende Partei nicht allein, sondern auch die Geschlechter,

1) Guicciardini, Storia fiorentina, S. 120.

2) Parenti Dezember 1494: Nella nostra città avvedendosi e Primati del rugghiare del popolo e temendo ceh per tempo contra di loro non si voltasse, e studiavano e pensavano come a fortificare o stabilire lo stato loro havessino, vedeanlo alla mutatione facilmente disposto, però examinavano come stabilire si potessino; finalmente alquanti al modo quasi Venetiano inclinavano, che e magistrati per elettione a fare s'havessino la quale facessino tutti i cittadini del reggimento a beneplacito loro in quel modo e forma che pensare si potrebbe buona; questo modo credeano ottimo fussi a far pari et eguali i cittadini; il che quando sequissi, pericolo via stimavano del perdersi lo stato e della mutatione della città.

welche aus dem ihnen 1434 auferlegten Exil zurückgekommen waren, erhielten die Gemüther in Gährung. Man bemerkte, daß die getroffenen Wahlen und Amtsernennungen häufig auf unwürdige und unfähige Leute fielen. Und dazu kam, daß zwischen den Primaten doch keine Einigkeit herrschte. Die beiden vorwaltenden Oberhäupter, Piero Capponi und Francesco Valori, bildeten verschiedene Faktionen, durch deren Eifersucht es geschah, daß Männer von Bedeutung, wie Paolantonio Soderini, ausgeschlossen wurden [1]. Es war das allgemeine Gefühl, daß dieser Zustand nicht haltbar sei; das Volk erinnerte sich seiner republikanischen Ansprüche und Rechte.

In diesem Widerstreit der angeregten Idee und des faktischen Zustandes richtete Jedermann sein Augenmerk auf den Mann des Volkes, der eben in den letzten Unruhen zu großem Ansehen gelangt war, den Domanikerbruder Hieronymus Savonarola in S. Marco.

1) Parenti: Per le nuove lettioni fattesi de 20. accoppiatori, dieci di libertà e di balià et otto di guardia, tutta la citta cascò, imperochè non altro che partialità conoscintasi ne Signori e collegi e quelli huomini della pratica e quali li consigliavano, tutti e buoni cittadini adolorono, lamentavansi d'havere prese per la libertà l'arme, con ciò fussi che non per la libertà del popolo, ma per conservatione dello stato dei medesimi, che prima govervano preso l'haveano. — Viddesi in effetto che i principali cittadini a discretione del popolo rimettere non si vollbno; oltre di questo ritenere intesono lo stato; et quasi tutti e lor parenti o salvare o allo stato ritirare, però subornati i collegi alle voglie loro li persuasono, et essi di poco gindizio hauta la lor proprietà del ben commune non si curorono. Fra i primati alcuni desiderando popolarmente vivere, di cui capo era Paal Antonio Soderini, biasamavano el modo sequito della creatione della sopradetta dignità, davali el popolo animo, el quale della loro disonestà forte si doleva. Da altro canto Francesco Valori e Piero Capponi, da altri capi scopertisi ambitiosi e volendo ciascuno empiere la voglia sua, et contentare di offitj i amici loro et parenti dissentivano in tra di loro mirabilmente. Ciascuno di questi seguaci e fautori haveano, ma nemico il popolo il quale ben vivere desiderava.

Drittes Capitel.

Sinnesweise Savonarola's.

Wenn man die Mächte des inneren Lebens erwägt, welche in dieser Epoche auf einander wirkten, so repräsentirt das Haus Medici die Richtung einer universalen Kultur, die auf dem Wege der eben erneuerten Studien des klassischen Alterthums die geistige Welt umzubilden im Begriff war. Die Kunst, die sich eben von dem herkömmlichen Typus entfernte, um das allgemein Menschliche zu fassen; die Poesie, welche, indem sie die alten Stoffe behandelte, sich doch zugleich in einen Gegensatz zu denselben warf; die Philosophie, die das Christenthum mit dem Platonismus zu vereinigen suchte, — Alles beruht auf dem nämlichen Moment der Autonomie des Geistes, die sich der christlichen Religion und Kirche nicht zwar entgegensetzt, aber, an ihr festhaltend, aus den Regionen der Scholastik zu entkommen und an Stelle derselben eine freiere, den eingeborenen Ideen des menschlichen Geistes homogene Auffassung zu setzen strebt. Das Geheimniß wird nicht gradezu abgeleugnet; die ganze Aeußerlichkeit der Kirche wird aufrecht erhalten; aber man verbindet das mit Gedanken, die doch einen ganz andern Ursprung haben. Zu allgemeiner Herrschaft waren jedoch diese Tendenzen nicht gekommen, noch auch geeignet, eine solche zu erlangen. Das Volk kann des vollen religiösen Glaubens nie entbehren; es hat ein unmittelbares Bedürfniß desselben für sein Thun und Lassen, sowie für sein persönliches Bewußtsein. Eben dies Bedürfniß aber hatte damals in Florenz eine eigenthümliche Befriedigung und einen Interpreten gefunden. Indem die Freunde der Medici in Carreggi platonische Symposien feierten, in welchem sie über die zwiefache Aphrodite philosophirten und den wahren Eros sogar an das Christenthum anzuknüpfen versuchten, predigte in San Marco der Dominikanerbruder Hieronymus Savonarola gegen jede Einmischung der Philosophie in die christ-

liche Lehre, gegen alle die Abweichungen, welche das Treiben des Tages in Florenz mit sich brachte, von der strengen Moral und dem echten christlichen Leben. Das ist das Geheimniß der Religion, das unaufhörlich frisch entspringt und die Gemüther durch eine denselben eingeborene Sympathie mit sich fortreißt.

Hieronymus Savonarola [1]) war im Jahre 1452 in Ferrara geboren, welches damals an Lebensfülle und Glanz mit Florenz wetteiferte. Ein junges Leben aber entwickelt sich niemals an und für sich; es hängt mit den öffentlichen Angelegenheiten mehr zusammen, als man glaubt. Wenn man den Eindrücken nachforscht, die Savonarola in seiner Jugend erhalten haben mag, so hat bewußt oder unbewußt Nichts tiefer auf ihn wirken können, als die auf das Festlichste gefeierte Anwesenheit Papst Pius II., als er damit umging, die Christenheit zu einem Unternehmen gegen die Türken zu vereinigen. Das Mißlingen dieser Absicht muß man besonders in Ferrara tief empfunden haben, dessen damaliger Herzog, ehrgeizig und prächtig wie er war, eine sehr bedeutende Summe zu dem Unternehmen beigesteuert hatte. Daß der Krieg gegen die Ungläubigen zu ihrer Bekehrung unternommen werden müsse, war und blieb eine der vornehmsten Ideen Savonarolas. Er trat, so viel man sieht, aus moralisch-religiösen Gründen, aus Ueberdruß an den Iniquitäten des weltlichen Lebens, besonders dem Emporkommen der Bösen über die Guten [2]), in den Orden der Dominikaner, in welchem er gar bald, da er sich als ein guter Thomist erwies, zu einem gewissen Ansehen gelangte. Aber im Jahre 1482, also dem dreißigsten seines Alters, erfuhr sein klösterliches Leben in Ferrara eine plötzliche Störung. Ein Krieg der italienischen Staaten unter einander war ausgebrochen, in welchem Ferrara von dem Papst und den Venetianern zugleich bedrängt wurde. Es geschah im Interesse des Girolamo Riario, der von

1) Bei diesem Versuch enthalte ich mich absichtlich aller Traditionen, die aus den Legenden der Piagnoni in späterer Zeit entstanden sind. In den Analekten will ich ihre Glaubwürdigkeit prüfen; sie verbreiten einen Heiligenschein um ihren Helden, der die Wahrheit der Thatsachen verdeckt oder entstellt.

2) Brief an seinen Vater vom 25. April 1475, bei Villari, La storia di Girolamo Savonarola, Bd. II. doc. I. La rasone la quale me muove ad intrar ne la relegione è questa: la gran miseria del mondo, le iniquitate de li homini, li stupri, li adulterii, li latrocinii, la superbia, la idolatria, la biasteme crudele che il seculo è venuto a tanto che più non si trova chi facia bene.

Imola her ein selbständiges Fürstenthum in der Romagna aufzurichten trachtete, daß Papst Sixtus IV. sich den Venetianern anschloß. Indem die Venetianer den Po heraufkamen, griffen zwei verschiedene Heere Ferrara an und bedrohten es mit dem Untergang. Nur durch Zureden des florentinischen Gesandten wurde der Herzog Ercole bewogen, den Sturm zu bestehen. Aber die Dominikaner zu Ferrara wollten ihren damals sehr angesehenen Convent degli Angeli nicht der Plünderung und Verwüstung preisgeben; die Brüder wurden unter die benachbarten Provinzen vertheilt. Savonarola wurde nach Florenz in das Kloster San Marco geschickt, eine Stiftung des mediceischen Hauses.

Mit dem politischen Streite verknüpfte sich aber in diesem Moment ein geistlicher: die Florentiner hielten dem Interdict, das Papst Sixtus IV. über Lorenzo de' Medici ausgesprochen, gegenüber zusammen, und ergriffen die Idee einer conciliaren Gegenwirkung gegen das Papstthum. Die sonst so räthselhafte Erscheinung des Erzbischofs von Krain, der sich vermaß, noch einmal ein Concil in Basel zu eröffnen, bekommt dadurch einiges Licht, oder erscheint wenigstens in einem allgemeinen Zusammenhang, wenn man erfährt, daß die Florentiner den König von Frankreich anmahnten, mit andern Fürsten vereinigt, ein Concil zur Gegenwehr gegen den Papst zu versammeln [1]). Der Erzbischof schritt zu den heftigsten Anklagen gegen den Papst, den er kannte, und dem er Schuld gab, daß er gleichsam den heidnischen Götzendienst an die Stelle der christlichen Religion setze; er lud ihn zu seiner Verantwortung vor ein Concil und bedrohte ihn sogar mit der Absetzung, wenn er Folge zu leisten verweigere [2]). Das verflog nun Alles wirkungslos; aber man darf doch nicht vergessen, daß die Florentiner ihre Abgeordneten bei dem Erzbischof gehabt und die Manifestationen desselben gebilligt haben.

Mit diesen politischen und geistlichen Tendenzen der Opposition gegen das Papstthum traf nun Savonarola in Florenz zusammen.

1) Guicciardini Stor. fiorent. 50. Al re di Francia sendosi mandati imbasciadori da tutta la lega a fare querela del pontefice e tentarlo volessi insieme cogli altri principi dichiamare il papa al Concilio.

2) Johann von Müller, Schweizergeschichte Bd. V. Abth 2, S. 286 ff. Von seinen Expositionen und Appellationen bemerkt Jac. Burkhardt (Erzbischof Andreas von Krain und der letzte Conzilsversuch in Basel, Basel 1852 S. 35), daß denselben aller dogmatische Inhalt fehle; das erste und letzte Wort darin beziehe sich auf die Verderbniß der Hierarchie und die Rechte der allgemeinen Kirche.

Eben bei diesem seinem ersten Aufenthalt in Florenz ist es gewesen, daß er eine dem Papstthum entgegengesetzte Richtung ergriff. Bei der Vorbereitung zu einer Predigt wurde es ihm klar, daß der gegenwärtige Zustand nicht dauern könne, und indem er dann weiter forschte, namentlich in den Propheten des alten Testaments und in der Apokalypse des Johannes, so glaubte er mit Händen zu greifen, daß der ganzen Kirche eine Renovation nicht allein noththue, sondern auch bevorstehe; und da alles ersterbe und von dem rechten Wege abweiche, so setzte er voraus, daß die Erneuerung in kurzem folgen werde, so gewiß, wie das Frühjahr auf den Winter. Von Ueberzeugungen und Ahnungen, wie diese, durchdrungen, predigte er in verschiedenen Städten Italiens mit vielem Erfolg. Er schreibt einmal seiner Mutter: in der Fremde sei ihm wohler, als in seiner Vaterstadt, wo er schon deshalb, weil man ihn so gut kenne, wenig ausrichten würde; aber in den Städten, in denen er jetzt predige, weine das Volk, wenn er wieder abreise; sie müsse wissen, sagt er, daß er Leib und Leben und seine Wissenschaft dem Dienste Gottes und des Nächsten widme [1]). So kam er im Jahre 1490 nach Florenz zurück [2]). Der frühere Streit mit dem Papstthum bestand nicht mehr; Lorenzo Medici hatte sich vielmehr mit dem Nachfolger Sixtus' IV., Innocenz VIII., eng verbunden. Aber der Zustand der Kirche war darum um nichts besser geworden; auch Innocenz bewegte sich in Kriegsunternehmungen gegen seine Nachbarn und hatte einen Sohn, welchem Lorenzo, wie erwähnt, seine Tochter vermählte. Die auf eine Reform der Kirche gerichtete Sinnesweise Savonarolas mußte dadurch eher verstärkt, als verringert werden; sie konnte ihrer Natur nach mit dem Regiment Lorenzos, durch welches das Papstthum unterstützt wurde, so wenig einverstanden sein, wie mit der Förderung einer Cultur, die der Religion nicht homogen war. Und welche Aussicht eröffnete sich dadurch, daß Lorenzo unaufhörlich von gefährlichen Krankheiten heimgesucht, und der Papst ein alter Mann war. Alle die, denen eine Veränderung der Politik erwünscht gewesen wäre, hielten sich an Savonarola, man sagte wohl: er sei der Prediger der Mißvergnügten [3]); doch hielt Savonarola sehr an sich. Seine An=

1) Brief Savonarolas vom 25. Januar 1490, mitgetheilt von Vincenzo Marchese im Archiv. stor. ital. Append. Bd. VIII. S. III.

2) Vergl. Vincenzo Marchese a. a. O. S. 79 und Scritti vari S. 129.

3) era, fino al tempo di Lorenzo de' Medici, chiamato il predicatore de' disperati e malcontenti Jacopo Nardi bei Villari. II. S. LIX.

deutungen über eine bevorstehende stürmische Zukunft erschienen nur als Auslegung der vorliegenden Texte[1]). Savonarola erzählt, Lorenzo habe ihn einmal warnen lassen, doch nicht in seinem eigenen Namen, worauf er nur geantwortet habe: er möge Buße für seine Sünde thun. Zum offenen Zerwürfnisse aber zwischen Lorenzo und Savonarola ist es nicht gekommen. In seinen letzten Stunden hat Lorenzo den Mönch berufen lassen und um seinen Segen gebeten[2]). Savonarola lebte ganz in seiner religiösen und monastischen Welt. Sein vornehmstes Geschäft war damals und in der nächst folgenden Zeit, die Novizen, welche in den Orden treten wollten, zu unterrichten; indem er ihnen die Schrift auslegte, wies er sie zugleich zu strengem Leben und eifrigem Fleiße an, um zu dem eigensten Geschäft des Ordens der Dominikaner, d. h. der Predigt fähig zu werden. An den Brüdern des Conventes tadelte er es, wenn sie das Kloster reich zu machen trachteten oder auch durch besondere Gelehrsamkeit zu glänzen bemüht seien: denn wie weit sei das von dem Beispiel der alten ägyptischen Mönche entfernt, auf deren Regel er die Klosterbrüder unaufhörlich hinwies; es widerstrebe selbst dem ursprünglichen Christenthum. Seine Reform gab sich in einigen Aeußerlichkeiten, z. B. einer kürzeren und engeren Kleidung kund, und erstreckte sich zugleich über die Nachbarklöster; er legte Hand an, um eine besondere, von der Ordensprovinz der Lombardei getrennte Congregation zu bilden.

Diese Absonderung wurde von der florentinischen Signorie gewünscht und gefördert. Man hat einige Briefe des Rathes der Zehn[3]), durch die sie der römischen Kurie empfohlen wird; unter den Abgeordneten von San Marco, welche in dieser Sache nach Rom gesendet wurden, war ein Florentiner aus der Familie der Rinuccini, so daß der Entwurf etwas speciell Florentinisches hat. In Rom wurde er dagegen von den Abgeordneten der Dominicanerconvente von Mailand, Ferrara, Bologna, Genua und Venedig bekämpft. Der Provinzial der Lombardei hatte bereits die Verfügung erlassen, daß Savonarola aus dem Convent von San Marco entfernt

1) Savonarola an Fra Domenico Buonvicini da Pescia 10. März 1491. Io spessime volte predico la rinnovatione della chiesa e le tribulationi che hanno a venire, non assolutamente, ma sempre col fondamento della scrittura, Archiv. stor. ital. App. Bd. VIII. S. 116.

2) Auf dies Ereigniß und das Verhältniß Savonarolas zu Lorenzo komme ich in den Analekten bei der Untersuchung der Texte zurück.

3) Villari II. Doc. X. S. XXXV.

werden solle, als noch zur rechten Zeit das Breve[1]) des Papstes Alexander VI. in Florenz eintraf, welches die Absonderung guthieß. Die Sache war besonders durch den Cardinal Carafa von Neapel durchgesetzt worden, an den die Florentiner sich deshalb gewandt hatten; die Willensmeinung Alexanders VI. scheint an sich nicht dahin gegangen zu sein, aber er fügte sich den an ihn gerichteten Bitten, zumal da auch Piero de' Medici sich dafür verwandte[2]). Die übrigen Convente von Toscana schlossen sich mit Freuden an; eine Versammlung von Deputirten derselben wählte Savonarola zum Generalvikar, so daß er nun dadurch eine bedeutende Stellung in der ganzen Provinz, eine Art von monastischer Unabhängigkeit erhielt.

Auch auf das Volk erstreckte sich bereits seine unmittelbare Einwirkung. Einst, im Jahre 1482 waren die Florentiner mit den Medici in einer antipäpstlichen Richtung einverstanden gewesen. Die Medici waren von derselben zurückgewichen; aber es wäre sehr begreiflich, wenn die in jener Krisis entwickelte Gesinnung der Florentiner den Boden gebildet hätte, auf welchem Savonarola seine Wirksamkeit entfalten sollte. In seinen Predigten schlug er überhaupt einen anderen Ton an, wie bisher. Es war die Gewohnheit der Zeit, auf der Kanzel schwierige Fragen zu erörtern, die man dann mit spitzfindigem Scharfsinn, wie in einer Disputation aufzulösen versuchte. Soviel wir vernehmen, folgte ihr Anfangs auch Frate Hieronimo; durch einen älteren Ordensbruder aber wurde er aufmerksam gemacht, daß der Zweck der Predigt nur dahin gehe, das Volk mit einfachen Worten zu einem guten Leben anzuleiten. Diesen Rath nun befolgte Hieronymus, indem er zugleich den Anstoß von sich abstreifte, welchen die Eigenthümlichkeiten seines Dialektes darboten, so daß er selbst ein Muster eines guten Predigers wurde und sich auch in Florenz eines großen Beifalls erfreute[3]). Scholastische Syllogismen hat er nicht ganz vermieden, aber die Hauptsache war ihm die Auslegung der Texte nach ihrem inneren tieferen Sinn und die Anmahnung des Volkes zu einem christlichen Leben in der Weise der ersten Jahrhunderte der Kirche. Er gelangte dadurch zu hohem Ansehen; man bewunderte seinen Geist und seine Kenntnisse, so daß sich auch vornehme Bürger der Stadt um ihn gruppirten; das Volk riß er mit sich fort. Im Laufe der Zeit kehrte Savonarola die einmal eingeschlagene Richtung immer

1) Breve vom 22. Mai 1493 bei Villari II. Doc. XI. S. XXXVI.
2) Barsanti Della storia di padre Girolamo S. 42.
3) Cerretani.

stärker hervor; er begann, und zwar geschah das in der Hauptkirche zu Florenz, ein nahes Unheil zu verkündigen, welches die Stadt und ganz Italien, vor allem aber die verderbte Kirche treffen werde. Am meisten fiel dabei auf, daß er seine Verkündigungen als eine Botschaft Gottes aussprach.

Diese Behauptung, der Anspruch, den er auf die Gabe der Prophetie machte, ist in seinem Leben überhaupt der wichtigste Moment, der gleich von vornherein eine nähere Erörterung verdient. Francesco Guicciardini hat in seinem Jugendwerke über die florentinische Geschichte die Meinung geäußert, Savonarola müsse entweder in der That ein Prophet gewesen sein, oder doch ein großer Mann, da er dies Vorgeben sein ganzes Leben hindurch zu behaupten gewußt habe [1]). Vielleicht giebt es noch ein Drittes: er war überzeugt, ein Prophet zu sein; aber man muß erst untersuchen, ob er das wirklich war, was man in alten und neuen Zeiten unter dem Wort Prophet verstanden hat. Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Gang seiner Studien in Gedanken.

Noch vor seinem Eintritt in das Kloster hatte er sich ernstlich mit der peripatetischen Philosophie beschäftigt, wie sie damals gelehrt ward, und war dabei zu der Ueberzeugung gelangt, daß der wahre Ausleger des Aristoteles Thomas von Aquino sei [2]). Schon darin liegt ein überwiegend theologischer Gesichtspunkt, da es ja die Lehre des Thomas ist, daß die Philosophie allein zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit nicht führen könne. Aber wie Thomas und selbst Albertus Magnus in dem Studium der natürlichen Dinge als der Wirkungen Gottes einen Weg zur wahren Erkenntniß erblicken, so auch Savonarola. Er erzählt einmal, daß er sich in seiner Jugend emsig mit der Wissenschaft der natürlichen Dinge beschäftigt und dabei viele Wahrheiten erkannt habe, die er alsdann auch auf die moralischen und religiösen Fragen habe anwenden können; bei der Betrachtung der Natur habe er die Regeln und Ordnungen, in denen sich Alles bewege, wahrgenommen; durch seine Studien sei er dann weiter gelangt, als viele andere; doch nicht durch die Kräfte seines Geistes allein; dazu sei noch ein anderes Licht gekommen, das ihn dann auch in seinen moralischen Betrachtungen weiter geführt habe, als er je gehofft hätte [3]). Wenn er

1) Storia fiorent. S. 181.

2) Vita R. P. F. Hieronymi Savonarolae, auctore Joann. Franc. Pico ed. Quétif, Paris 1674, I, S. 7.

3) Dialogo della verità profetica: Anchora il lume della ragione naturale mi è stato confortato per quel lume, mediante il quale io

nun die ihm zu Theil gewordene höhere Erkenntniß mit dem inneren Lichte zusammenstellt, das ihn zur Prophezeiung geführt habe, so könnte es scheinen, als meine er damit die Gabe der Intuition, durch welche die gewöhnlichen Gegenstände der Erkenntniß in ein allgemeines Licht treten, wie er denn auch sagt, daß vieles von dem was er schon gewußt, ihm erst später durch diese über seinen Geist hinausgehende Erleuchtung klar geworden sei. So setzt er das Wesen der Prophetie in ein Sehen desjenigen, was gewöhnlichen Augen verborgen bleibe: denn Prophet heiße nur eben ein Seher. Allein dabei bleibt er keineswegs stehen: er nimmt eine Kenntniß der zukünftigen Dinge durch unmittelbare göttliche Vermittelung in Anspruch. Mit Lebhaftigkeit bekämpft er die Astrologie: denn nicht aus dem Geschaffenen könne man die Zukunft erkennen, schon darum nicht, weil diese von dem freien Willen, also von Zufälligkeiten abhänge, die nur Gott allein wisse: denn vor dem dreieinigen Gott sei alles gleich offenbar, das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige; das Zukünftige zu wissen, sei daher ein Vorrecht der Gottheit. Er spricht das Wort aus, daß die Wissenschaft desselben eine Theilnahme an dem göttlichen Wesen sei [1]). Von diesem theosophischen Gedanken finde ich weiter keine Entwickelung, wie denn bei ihm überhaupt von den theosophischen Richtungen der deutschen Theologie nicht die Rede ist. Die Kenntniß des Zukünftigen beruht nach Savonarola auf einer unmittelbaren Erleuchtung oder auch einer Vermittelung der Verkündigungen durch die Engel. Er theilt die Vorstellungen der Schriften, welche dem Dionysius Areopagita zugeschrieben werden; er hat keine Ahnung davon, daß das Werk „de coelesti hierarchia" untergeschoben und in monophysitischen, also der katholischen Kirche entgegengesetzten Tendenzen verfaßt worden ist. Erleuchtung durch die Engel Gottes nimmt er ohne alles Bedenken an. Er scheint darin durch einen anderen Klosterbruder von San Marco, Fra Silvestro Maruffi, der, eigentlich ein Nachtwandler, unaufhörlich Erscheinungen hatte oder doch zu haben vorgab, bestärkt worden zu sein. Auch Savonarola bezieht sich auf Visionen, denen er

ho conosciuto le cose future. Onde nelle cose naturali nelle quali infino da piccoletto io mi era esercitato ho imparato et trovata molto piu verità e congiuntole alle cose divine e morali le quali verità io non harei mai potuto intendere con le proprie forze del mio ingegno. Vergl. Compendium revelationum bei Quetif I, S. 222.

1) Compendium revelationum a. a. O. S. 223.

volle Wahrhaftigkeit zuschreibt. Die Frage, ob er nicht vielleicht durch böse Engel getäuscht werde, hat er nicht ganz außer Acht gelassen; aber er behauptet, da seine Erleuchtung nur zu dem Guten und echt Christlichen führe, so könne sie nicht von bösen Engeln kommen, deren Sinn nur auf das Böse gerichtet sei; überdies aber stimme alles, was er sage, mit der Schrift zusammen. In der Anschauung des allgemeinen christlichen Verderbens hatte er im Studium der Apokalypse die Meinung gefaßt, daß das Ende der Welt bevorstehe; es sei eben alles so, wie in der Zeit, die der Sündfluth vorangegangen: das in der Apokalypse durch das fahle Pferd bezeichnete Zeitalter der Lauheit sei eingetreten [1]). In diesem Sinne hatte er schon auf den erwähnten Reisen gepredigt. In Florenz vermehrte sich sein Abscheu vor dem weltlichen Treiben, in welchem das ganze Universum versunken sei; auch er hatte Visionen oder glaubte sie zu haben — denn an seiner persönlichen Wahrhaftigkeit dürfte man nicht zweifeln — in denen sein Hauptsatz, daß eine schwere Strafe bevorstehe, bestätigt wurde. Einst in der Nacht glaubte er ein Schwert an der Himmelsfeste zu sehen mit der Aufschrift: „das Schwert Gottes über die Erde bald und geschwind" [2]). Er war überzeugt, daß besonders Italien zur Züchtigung reif sei und ihr nicht entgehen könne. Zugleich wirkte auf ihn die damalige Verwickelung der europäischen Angelegenheiten, die er mit dem Zustand Italiens combinirte: schon lange vor der Ankunft des Königs von Frankreich kündigte er einen neuen Cyrus an, der über die Alpen kommen und gegen den keine Feste und keine Waffe Stand halten werde; er stützt sich dabei auf eine Stelle des Jesaias, welche wörtlich noch einmal erfüllt werden müsse. Ueberhaupt hat kein Theil der heiligen Schrift so viele Wirkung auf ihn gehabt, wie die prophetischen Bücher des alten Testaments; die Propheten leben vor seinen Augen wieder auf, und historisch genommen bildet er sich in Florenz eine der ihren analoge Stellung. Denn jeden Augenblick setzt er dem weltlichen Treiben die göttliche Idee entgegen, selbst in Bezug auf die kommenden Dinge, die er, wie auch jene, zwar im allgemeinen als weltumfassend betrachtete, aber doch auch an das zunächst Vorliegende anknüpfte. Und aus den Formen der lateinischen Uebersetzung bildete er sich Ansichten von dem prophetischen Wesen, die

1) Karl Meier, Girolamo Savonarola S. 200.

2) Gladius Domini super terram cito et velociter. Compendium revelationum a. a. O. S. 230.

auf ihn selbst paßten und durch welche seine Idee von der Verähnlichung des menschlichen Geistes mit dem göttlichen, sowie von dem Verhältniß der Intuition zur Prophetie bestätigt wurde. Es ist unläugbar, daß er die Stellen unrichtig verstand, aber eben so sehr, daß er sie so verstand, wie er sagt [1]).

Seine Theorie, die sich auf mißverstandene Stellen aus dem alten Testament und eine untergeschobene Schrift aus dem sechsten Jahrhundert gründete, stand in That und Wahrheit auf sehr schwachen Füßen; er aber hielt sie für unumstößlich und trug seine Anschauungen, die ein sehr subjectives Element in sich hatten, mit voller Sicherheit und einer Beredsamkeit, die nur aus dem Gefühl dieser Sicherheit entspringt, dem florentinischen Volke vor. Und für Jedermann einleuchtend war es doch, was er von dem Gegensatz zwischen der ursprünglichen christlichen Lehre, dem Leben der alten Christen überhaupt und dem damaligen Zustande der Christenheit predigte. Mit der Verkündigung über die nahe Züchtigung Italiens verknüpfte er die andere, daß eine Erneuerung der Kirche von Grund aus bevorstehe, und zugleich die Bekehrung der Türken und Mauren, der Ungläubigen insgesammt zum christlichen Glauben.

Der Frate war ein Mann von kleiner Statur, aber wohlgebildet. In seinem Antlitz verband sich eine hohe, von Runzeln durchfurchte Stirn mit blauen Augen, die unter buschigen, ins Rothe fallenden Brauen mit ungewöhnlichem Glanze hervortraten. In seinem Auftreten verrieth er bei allem mönchischen Habitus doch eine gewisse Urbanität [2]). Er war zufrieden mit der ärmlichen Kleidung des Klosterbruders, aber er hielt darüber, daß sie vollkommen rein war; er sagte wohl, er liebe die Ar-

1) In dem comp. revel. S. 223 bezieht er sich auf Hosea XII. 11: Locutus sum super prophetas, et ego visionem multiplicavi et in manu prophetarum assimulatus sum, so lautet die Vulgata. Aber die Verähnlichung Gottes mit den Propheten, die er hieraus schloß, liegt doch nicht in den Worten des Urtextes. Dieser sagt nur: ich gab Gleichnisse durch die Propheten. Simson (Der Prophet Hosea übersetzt und erklärt S. 315) hat das Mißverständniß der Vulgata, welcher Savonarola folgt, sowie der Septuaginta (ἐν χερσὶ προφητῶν ὡμοιώθην), die der Vulgata hier zu Grunde liegt, bemerkt. Eine andere Stelle, auf die er sich bezieht, ist Daniel X.: intelligentia opus est in visione; damit will er beweisen, daß der Prophet auch die Bedeutung der Visionen erkenne. Die Uebersetzung von Bertholdt (S. 696) lautet: „er war aufmerksam und erhielt Einsicht in das Gesicht", die von de Wette: „ihm ward Verständniß des Gesichts".

2) Picus, vita Savonarolae a. a. O., S. 5.

muth, ohne Schmutz [1]). Er schien Nichts anderes zu kennen und zu wollen, als das strenge, der Welt abgewandte geistliche Leben; doch gab er nach, daß dasselbe den ganzen Menschen nicht durchdringen könne; es werde in demselben noch immer etwas nach dem Irdischen Hinneigendes zurückbleiben — eine den Zeloten ungewohnte Toleranz. Er war zugänglich für Jedermann, auch für seine Feinde, von denen man bemerkte, daß sie nicht selten als Freunde und Verehrer von ihm schieden. Niemals fuhr er auf und vermied allen bitteren Tadel; bei den Schmähungen, die er erfuhr, sah man ihn doch keine Miene verändern [2]). Seine ganze Art und Weise brachte es mit sich, daß er die Menschen überzeugte. Er erwarb sich den Ruf eines ausgezeichneten Philosophen — denn er kannte Aristoteles und St. Thomas durch und durch —; noch mehr aber eines großen Theologen: denn so tief sei noch nie Jemand in die Geheimnisse der heiligen Schrift eingedrungen; man erklärte ihn für einen göttlichen Verkündiger des Wortes Gottes [3]). Wenn er im persönlichen Umgang keinen Anspruch auf eine besondere Heiligkeit durchblicken ließ, so hob er denselben in seinen Predigten um so stärker hervor; er wollte immer als der Gesandte Gottes anerkannt sein.

Daß er nun die Ankunft Karls VIII. vorhergesagt hatte, verschaffte ihm, als diese eintrat, in Florenz das Ansehen eines Propheten. Zwischen den Absichten, welche die Unternehmung des Königs hervorgerufen hatten, und den Ideen Savonarolas bestand eine innere Verwandtschaft; was im Jahre 1482 vergeblich angestrebt worden, aber bei Ludwig XI. niemals zu erreichen gewesen wäre, schien sich jetzt erfüllen zu sollen. Karl VIII. hatte eine Reform der Kirche sehr ernstlich im Sinne: er wollte die päpstliche Gewalt nach den Satzungen des Baseler Concils, welche in Frankreich noch gesetzliche Kraft hatten, beschränken und schwärmte für einen Zug gegen die Ungläubigen. Es waren die großen Tendenzen der abendländischen Christenheit in dem Mittelalter, welche einerseits in den Kreuzzügen, andererseits in den Versuchen, der Kirche eine conciliare Verfassung zu geben, zu Tage getreten waren.

Eben in diesen Gedankenkreisen bewegte sich Hieronymus Savonarola Zeit seines Lebens. Die Haltung Alexanders VI. war in jeder

1) Picus, S. 37.
2) Picus, S. 37 ff.
3) Cerretani.

Beziehung eine andere: er wollte die absolute Gewalt des Papstthums festhalten, von einem Unternehmen gegen die Türken aber nichts hören. Bei allen denen, die in der Idee der Christenheit als einer Gesammtheit lebten, mußte es tiefe Indignation hervorrufen, als man vernahm, Papst Alexander stehe im Bund mit den Türken und fordere den Sultan auf, ihm Hülfe gegen den allerchristlichsten König zu leisten. Die Sache wurde damals allgemein bekannt; der Cardinal San Pietro in Vincoli hat sie ohne alles Hehl in Florenz mitgetheilt; Niemand war im Zweifel darüber. Der Eindruck konnte kein anderer sein, als Savonarola und die Rathgeber des Königs in den Ideen einer kirchlichen Reform zu bestärken. Der Bischof von St. Malo, Briçonnet, der bei dem König Alles zu vermögen schien, hat eines Tages im Zwiegespräch mit Savonarola dessen Hand in die seine gefaßt; sie haben sich zu der Meinung vereinigt, daß eine Erneuernug der Kirche nothwendig sei [1]). An dies Verhältniß mag es anknüpfen, wenn Savonarola der Gesandtschaft an den König beigeordnet wurde und später an den Unterhandlungen mit ihm Theil genommen hat. Als Karl VIII. Florenz verließ, durfte man die Beseitigung des Papstes Alexander und die Durchführung eines reformatorischen Unternehmens, wie es Savonarola beabsichtigte, erwarten. Unleugbar ist, daß Karl VIII., erfüllt von diesen Absichten, in Rom anlangte. Er wurde von einer Anzahl von Cardinälen aufgefordert, die Absetzung des Papstes, der durch Simonie zur Tiara gelangt sei, vorzunehmen, und zu unterstützen [2]); ungefähr wie manche von den deutschen Kaisern, wenn sie in Rom anlangten. Hätte man sich dazu entschlossen und, wie in den Manifesten Karls angedeutet wurde, ein allgemeines Concil berufen, so würde Savonarola, in welchem gleichsam die Ideen von Basel wieder auflebten, der größte Mann in der damaligen Kirche geworden sein. Aber König Karl hatte zunächst doch ein anderes Ziel: ihm lag Alles daran, von dem Papst in seiner Unternehmung gegen Neapel nicht gestört zu werden; er trat in Unterhandlungen mit ihm ein, in deren Folge er die wichtigsten Seeplätze des Kirchenstaates in seine Hand bekam, wie in Toskana die Festungen der Florentiner; der Papst opferte ihm zugleich seinen Bund mit den Türken auf, indem er ihm den Bruder Bajazeths, der nach Rom geflüchtet war, über=

1) Confession Savonarolas bei Villari, II, doc. S. CCXCIX.

2) Ein Brief des Cardinals von St. Malo an die Königin Anna vom 13. Januar 1495, bei de la Pilorgerie, Campagne de Charles VIII., S. 134, zählt 18 Cardinäle.

ließ; der König hat gesagt, nicht die Absetzung des Papstes, sondern eine kirchliche Reform habe er versprochen [1]). Aber auch eine solche in Gang zu setzen, so versichert Comines [2]), war seine Umgebung wenig geeignet. Wenn Savonarola bei seinen Entwürfen auf König Karl zählte, so war durch die Abkunft, die dieser mit dem Papst Alexander traf, die Gelegenheit zu einem solchen Werke zu schreiten, wenigstens sehr in die Ferne gerückt. Vor der Hand war Savonarola darauf angewiesen, die kirchliche Reform die keineswegs aufgegeben, sondern blos vertagt war, in der Republik Florenz anzubahnen und vorzubereiten. Mit der kirchlichen Reform verknüpfte sich eine weltliche.

1) Le roy désire bien la reformacion mais ne veult point entreprandre de sa depposicion. Aus dem erwähnten Briefe des Bischofs von St. Malo, a. a. O. S. 135.

2) VII. 15: il était jeune et mal accompagné pour conduire un si grand oeuvre que réformer l'Eglise, combien qu'il eut le pouvoir.

Viertes Capitel.

Einführung einer popularen Verfassung in Florenz.

Unter den Verdiensten Savonarolas ist auch von seinen Gegnern immer als das größte anerkannt worden, daß er in den tumultuarischen Zuständen des November 1494 sein ganzes Ansehn dahin verwandte, den Ausbruch von blutigen Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Parteien, die sonst mit ähnlichen Staatsveränderungen verbunden zu sein pflegen, zu verhüten. Oft hat man gefragt, wohin es gekommen sein würde, wenn er nicht gewesen wäre. Alle seine Ansprachen, Gebete, Predigten athmeten Friede und Versöhnung. Aber er hatte auch positive politische Ideen; er hat immer gesagt, nicht durch eigenes Studium habe er solche erworben, sie seien ihm gleichsam von selbst erwachsen, natürlich auf dem Grunde der eingesogenen Doctrinen des großen Lehrers, den er vor Allen verehrte, und unter der Einwirkung der obwaltenden Verhältnisse. Seine Ansichten lernen wir aus einer denkwürdigen kleinen Abhandlung kennen, die von der Regierung überhaupt, besonders aber von der der Stadt Florenz handelt [1]). Er knüpft darin an jenen seinen Meister an, der die Monarchie für die beste Regierungsform erklärt, ohne sich jedoch dabei auf das göttliche Recht der Legitimität zu zu beziehen. Thomas von Aquino ging von dem Begriff der Gesellschaft aus, welche für die Menschen nothwendig ist. An sich würde ein jeder als König unter Gott dem obersten König leben können; aber die Gesellschaft würde zersetzt werden, wenn jeder seinem eigenen Antrieb folgen dürfte; es müsse eine Macht geben,

1) Discorso circa il reggimento e governo degli stati e specialmente sopra il governo della città di Fiorenze.

welche die allgemeinen Zwecke der Gesellschaft repräsentire und fördere. Die beste Form dafür sei nun wohl das Königthum; allein, wenn der König keine allgemeinen, sondern nur seine besondern Zwecke verfolge, werde er Tyrann; und die Tugendhaften d. h. die bessern Theile der Gesellschaft seien berechtigt, ihn abzusetzen, sofern ihnen die Macht dazu beiwohne. Auf diese, die er die Besseren nennt, ist seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Von der Herrschaft der Menge will er schlechterdings Nichts hören. Insofern erklärt er sich gegen die Demokratie, mit welchem Worte er bezeichnet, was man sonst Ochlokratie nennt; er leitet sogar das Königthum daher, weil dasselbe die Besseren gegen die große Menge beschütze. Die Lehre nun, daß die Monarchie die beste Regierungsform sei, nahm Savonarola im Allgemeinen an; die Begründung derselben, wie sie bei Thomas vorkommt, ließ ihm freie Hand zu einer eigenthümlichen Abweichung. Er sagte: in den Florentinern sei zu viel Geist und Blut, um eine monarchische Gewalt zu dulden, wie denn auch ihre alte Gewohnheit darin bestanden habe, sich selbst durch populare Institutionen zu regieren; eine solche Form sei auch von der letzten Regierung innegehalten, aber dadurch verfälscht worden, daß sie auf verschlagene Weise die Besetzung aller Stellen der Magistratur ausschließlich mit ihren Freunden bewirkt habe. Er sieht darin eine Art von Tyrannei, welche auch schon von St. Thomas, nach dem Vorgange von Aristoteles, als die schlechteste Regierungsform bezeichnet worden war. Da nun, sagt Savonarola, die Partei der früher Verbannten nach Florenz zurückgekehrt sei, so würde es zu Blutvergießen gekommen sein, wenn das nicht durch göttliche Fügung in Folge der Gebete guter Männer und Frauen verhütet worden wäre; jetzt müsse das Bestreben dahin gerichtet werden, das Wiederaufkommen eines Tyrannen zu verhindern. Großer Reichthum allein könne dazu nicht führen, da auch andere reich seien, die sich einem einzelnen nicht werden unterwerfen wollen. Möge die Herrschaft eines einzigen auch sonst als die beste Regierungsform anerkannt werden, so würde sie doch für Florenz nicht allein nicht die beste, sondern nicht einmal eine gute sein. Für Florenz sei ein bürgerliches (republikanisches) Regiment das beste; es komme nur darauf an, nicht zuzulassen, daß die Magistraturen und Aemter nach dem Willen eines Einzigen besetzt würden. Wenn der Grundcharakter des mediceischen Regimentes ganz richtig aufgefaßt wurde, so stellte sich nun als die vornehmste Aufgabe heraus, die Magistraturen von dem Einfluß zu befreien, den die vorherr-

schende Gewalt sich angemaßt hatte. Wodurch aber sollte jenes faktische Principat, von dem die Ernennung zu den Aemtern ausgegangen, ersetzt werden? Die Antwort ist, durch das Volk selbst. Man muß, sagt Savonarola, eine solche Einrichtung treffen, daß das Recht, Aemter und Würden zu vertheilen, dem ganzen Volke angehöre; alle Bürger müssen einander gleich sein und keiner die Macht haben, sich zum Oberhaupt der andern aufzuwerfen [1]). Doch versteht Savonarola unter dem Worte Volk keineswegs die Masse der Einwohner, sondern blos die Gesammtheit der berechtigten Bürger; ähnlich hatte schon Thomas von Aquino den Begriff des Cittadino formulirt; es sind die Grundanschauungen des Alterthums, welche wir hier wiederfinden [2]); es ist ganz im Sinne desselben, wenn Savonarola ausspricht: man müsse nicht zulassen, daß das gemeine Volk, die Plebs, sich eindränge: denn wenn man diesem Antheil an der Regierung gewähre, so könne nichts als Confusion erfolgen. Die Zahl der vollberechtigten Bürger müsse aber nicht zu klein sein, damit keiner daran denken könne, sich zum Oberhaupt aufzuwerfen; die Versammlung der Cittadini bilde den großen Rath (consiglio grande); da dieser alle Würden zu vergeben habe, so sei er der Herr der Stadt.

Darin liegt die eigenthümliche Stellung, welche der Frate Hieronimo in der Geschichte der florentinischen Republik einnimmt; er ist der erste und einzige, der von jedem Parteiregiment abstrahirt und eine vollkommene Gleichheit aller Berechtigten verlangt. Er knüpft daran seine religiösen und seine moralischen Ideen.

Mit der politischen, gegen die Alleinherrschaft der Medici gerichteten Tendenz hängen nun auch seine religiösen Bestrebungen zusammen: denn die Medici waren es ja, unter deren Auspicien jene Abweichungen von der christlichen Weltanschauung, dem christlichen Leben überhaupt, denen sich der Frate principiell entgegensetzte, gepflegt und genährt wurden. Es hat eine innere Analogie, wenn der Dominikaner nur solche an dem Consiglio, das an die Stelle jenes Principates treten soll, theilnehmen lassen will, welche gut und gerecht leben; die Forderung des religiösen Lebens, sagt er, liege in

1) E necessario adunque instituire che l'autorità di distribuire gli officj ed onori sia in tutto il popolo, acciochè un cittadino non abbia risguardare all'altro e che non possa far capo.

2) z. B. bei Aristoteles' Politik III, 5, wo sich unter Anderem die bezeichnenden Worte finden: ἡ βελτίστη πόλις οὐ ποιήσει βάναυσον πολίτην.

der Sache selbst: der müsse blind sein, der nicht in der eingetretenen Veränderung den Finger Gottes erkenne. Dabei fordert er aber zugleich eine vollkommene Hingebung an das gemeine Wesen; er erinnert daran, was man bei einem Klosterbruder doch nicht erwarten sollte, daß nur durch eine solche — denn sie sei an sich Gott wohlgefällig — die alten Römer einst zu ihrer großen Macht gelangt seien. Auch Florenz dürfe sich durch diese Hingebung Successe versprechen, unter anderem zunächst die Wiedererwerbung von Pisa.

Es ist doch auffallend, daß der feurige Religiose sich innerhalb so bestimmter Schranken bewegte, und weder den Ansprüchen der untergeordneten Volksklassen auf Antheil an der Regierung, noch auch den natürlichen Rechten der Pisaner auf die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit im Mindesten Rechnung trug. Das war aber seine Stellung überhaupt; die Einrichtung des großen Raths war keineswegs ein ihm exklusiv angehöriges Unternehmen; wir werden versichert, dabei habe noch ein besonderes Motiv mitgewirkt. Einige Oberhäupter — man nannte Francesco Valori, Guidantonio Vespucci, Piero Capponi und Brazzo Martelli — hatten den Verdacht erweckt, nach einer Bevorzugung, gewissermaßen nach der Herrschaft zu streben, aber die übrigen, unter denen vornehmlich Paolantonio Soderini genannt wird, wollten ihnen zeigen, daß ein solches Vorhaben unausführbar sei. Sie drangen darauf, daß die allgemeine Gleichheit der Berechtigten in dem Consiglio ausgesprochen würde; dem aber zu widerstreben waren doch die ersten zu vorsichtig und zu klug[1]). Bei dem Ansehen, das sie genossen, fürchteten sie den großen Rath nicht; sie meinten in demselben immer den Vorzug zu haben. Ihr Gedanke blieb auch hierbei auf eine der Venetianischen ähnliche Staatsverfassung gerichtet: der große Rath in Florenz erscheint beinahe als eine Nachahmung des großen Raths in Venedig, von dem ebenfalls die Besetzung aller Aemter ausging; wie in den Tagen der städtischen Tumulte die Richiesti, eine Art von Pregadi, herbeigezogen worden waren, so sollte nun ein aus dem Consiglio grande hervorgegangener Rath der Achtzig recht

1) Bericht von Manfredi vom 23. Dez. 1494 bei Cappelli, S. 42. Davon findet sich auch eine Andeutung in der Storia fiorentina Guicciardinis (S. 121), eine ausdrückliche Meldung aber bei Pitti, arch. stor. ital. Vol. 1, S. 35: Surse Pagolantonio Soderini in una pratica della riforma, proponendo nella creazione de' magistrati il modo Veneziano. Il che fu aspramente da' principali cittadini impugnato, desiderosi di conservarsi uno stato ristretto.

eigentlich deren Stelle vertreten und den Senat bilden. Die Regierung würde aus der Signorie und den Inhabern der zunächst stehenden Aemter bestehen, unter einem steten Gleichgewicht der vorwaltenden Geschlechter.

Auf alles Dies ist nun Frate Hieronimo eingegangen; er hat selbst zuweilen zu Gunsten einer Staatsform, wie die venetianische sei, gepredigt[1]). Unter seinem Einfluß ist die neue Verfassung am 23. Dezember 1494 festgesetzt worden. Die Bestimmung war, daß das große Consiglio aus denen bestehen sollte, die von den Zeiten ihrer Großväter und Urgroßväter her an den Staatsämtern Theil genommen hatten[2]). Die Mitglieder des großen Rathes sollten immer 29, die des Rathes der Achtzig wenigstens 40 Jahre zählen. Im Vergleich mit dem bisherigen Zustand und dem Einfluß, den das mediceische Haus mit seinen Freunden ausgeübt hatte, lag in dieser Einrichtung allerdings ein demokratisches Element, insofern die Mitglieder des großen Rathes gleichberechtigt sein sollten. Aber der Masse der übrigen Einwohner gegenüber trat das wieder zurück, da die Berechtigung an das bisherige Herkommen geknüpft wurde; in dieser Beziehung konnte man die neue Verfassung von Florenz noch immer mit der venetianischen vergleichen. Gleich bei den ersten Einrichtungen trat aber eine erhebliche Meinungsverschiedenheit zwischen den vornehmsten Bürgern, die unter den Namen Primaten erscheinen, und dem Frate Hieronimo ein. Dieser, der von seinen moralischen Grundsätzen ausging und eine enge Vereinigung aller Berechtigten hervorzubringen suchte, machte den Vorschlag, eine allgemeine Amnestie auszusprechen: Alles, was bis zum 9. November oder auch bis auf den heutigen Tag vorgegangen sei, sollte vergeben und vergessen sein. Das erstreckte sich nun aber auch auf die alten nicht verjagten oder geflüchteten Anhänger des Piero de' Medici und seiner Regierung. Die Primaten wandten ein, daß, wenn man den alten Gegnern auch Verzeihung angedeihen ließe, diese doch ihnen nicht verzeihen würden. Der Frate hatte das Argument gebraucht, daß auch Gott den Menschen verzeihe; man antwortete ihm: das gehe doch nicht so weit, daß Gott die Gerechtigkeit verhindere. Sie ließen vernehmen, Savonarola möge wohl ein

1) Vergl. Perrens Jérome Savonarole I. S. 128. Comp. revelat. bei Quétif. I. S. 251.

2) Villari, Bd. I. 254: quelli che fossero stati veduti o seduti nei tre maggiori uffizi, o che avessero avuto questo beneficio dal padre avo o bisavolo.

Kloster zu regieren verstehen, aber nicht eine Republik einzurichten [1]). Diesmal aber waren die Ideen des Klosterbruders mächtiger in Florenz als der Einspruch der alten Theilnehmer an der Regierung. Bereits mußte von der andern Seite her der Frate den Vorwurf hören, daß er nicht weit genug in der Reform gehe. Irgend eine große Concession mußte der öffentlichen Stimme gemacht werden: die allgemeine Verzeihung ward noch nicht promulgirt, doch fand sie nach einiger Zeit keinen Widerstand weiter. Denn Niemand täuschte sich darüber, welch eine Bedeutung die Realisirung dieses Gedankens für Florenz haben werde: wiewohl man alles Parteiwesen auszuschließen trachtete, so ließ sich doch voraussehen, daß die Parteiung selbst dadurch nicht abgestellt werden würde. Wie hätten die an den früheren Gegensätzen betheiligten Geschlechter dieselben jemals aufgeben sollen? Es gehörte aber zur Genugthuung der Popularen, daß die Primaten, von denen die Revolution hauptsächlich ausgegangen war, nicht ausschließlich die Herrschaft, deren Zügel sie ergriffen hatten, behaupteten. Und in diesem gegen die volle Wiederherstellung eines exklusiven Regiments gerichteten Streben ging nun der Frate sogleich noch einen Schritt weiter.

Wenn die Autorität der alten Regierung hauptsächlich darauf beruht hatte, daß sie ohne alle Rücksicht Verweisungen aus der Stadt in verschiedenen Stufen aussprechen durfte, so wollte Frate Hieronimo dies Recht der neuen Regierung nicht zugestehen, die es auch ihrerseits durch die Otto di guardia ausübte, so daß sechs Stimmen, wie man sagte, sechs Bohnen, das Exil über angeklagte Bürger verhängen konnten. So lange nun ein Parteiregiment bestand, waren hierdurch die Gegner der Machthaber wie durch ein Schwert über ihren Häuptern fortwährend bedroht. Es gehörte zur Durchführung der allgemeinen Verzeihung, daß dies abgeschafft und eine Appellation gegen ein solches Urtheil möglich wurde. Savonarola erklärte sich dafür; allein er begegnete einem Widerspruch, der selbst auf der Kanzel durch einen anderen mönchischen Prediger, den Franziskaner Fra Domenico da Ponzo, Ausdruck fand. Man machte zwei Gegengründe geltend: die Meinung des gemeinen Volkes war, daß die Autorität der

1) Parenti, Dezember 1494. A governatori nostri non bene parea che così seguissi. Doleansi benchè occultamente, dell'esser ridotti in potestà di Frate Hieronymo, altro essere governare un convento, altro una città diceano; e se Dio perdonato a tutti havea, non però la giustizia indreto lasciava, Iddio con gl'huomini quel che volea far potea, ma gl'huomini con gl'huomini in altro modo governare si debbono.

Signoria und der Otto nicht vermindert werden dürfe: denn sie seien doch zum Schutze der geringeren Leute gegen die Eigenmacht der Vornehmeren bestimmt; eine solche Gewalt müsse unbedingt sein und ohne langen Verzug durchgreifen können [1]). Das andere Moment lag in dem Verhältniß der alten politischen Parteien selbst. Es gab, wie erwähnt, eine nicht geringe Anzahl von Anhängern des Hauses Medici in der Stadt, die unter dem Namen Bigi (Graue) erscheinen, deren Sicherheit von der allgemeinen Beschränkung der Criminalgewalt der Regierung abhing. Damals ist vielfach gesagt worden, daß Savonarola unter dem Einfluß dieser Partei stehe, wiewohl Niemand es läugnete, daß er vor Allem seinen allgemeinen religiösen Gesichtspunkt vor Augen hatte. Domenico da Ponzo nun hob die Gefahr hervor, welche hieraus für das Bestehen der gegenwärtigen freien Verfassung der Stadt entspringe. Auch er sprach mit großer Wärme von Union und Frieden; aber noch stärker betonte er das Wort Freiheit [2]). Auch er hatte einen großen Anhang, und von denen, welche die Predigt des Einen und des Anderen besuchten, wurde bemerkt, daß sie auf einander stichelten; der Gegensatz zwischen beiden verrathe selbst Neid und Mißgunst; sie wurden beide bedeutet von den Angelegenheiten des Staates nicht weiter zu reden [3]). Aber in kurzem waren sie doch wieder dabei. Der Streit berührte auch die äußere Politik: denn schon kam es zu Tage, daß der Herzog von Mailand und der König von Frankreich nicht mehr einerlei Meinung waren. Und wie schon früher, so stand ein Theil der florentinischen Primaten im Einverständniß mit dem Herzog; in deren Sinne predigte Domenico da Ponzo [4]). Dagegen hielt Frate

1) Parenti, März 1495: sapendo che non per altra cagione instituita ab antico fù tale autorità che per dare a grandi et difendere i minori dall'insulti dei potenti.

2) Parenti: gravissimamente detestò il diminuirsi di tale autorità, benchè copertamente parlassi et le sei fave nou nominassi; ma confortando all' unione et all'amarsi insieme i cittadini dicea che amassino la pace, la unione, la libertà, la libertà, pace et unione, e così molte volte replicò, mai la libertà pretermettendo.

3) Parenti, März 1495, medesimamente fatti avvertiti i predicatori come divideano la città, essí prudentemente dall' impresa si tolsero pregando Dio che pigliare l'ottimo partito ci lasciassi.

4) Parenti: I predicatori, benchè detto havessino di ciò più non voler parlare, nientedimeno instigati credo dalle parti pure nella materia entravano, et a mod'usato Frate Jeronimo minicciando di male confortava al farsi; Domenico da Ponzo assicurando persuadeva

Hieronimo mit Allen, die sich ihm anschlossen, an dem König von Frankreich fest, mit dem ja eben ein sehr vortheilhaftes Bündniß geschlossen worden war; Savonarola fuhr fort, von ihm große Dinge zu erwarten. Dem König aber, so meinte er, müsse man sagen können, daß in Florenz keine Entzweiung mehr herrsche; dann werde derselbe Alles thun, um der Stadt ihren alten Besitz wieder zu verschaffen. Mit dieser Rücksicht wirkte dann die allgemeine Betrachtung zusammen, daß die Kriminaljustiz nicht in den Händen von Magistratspersonen sein dürfe, die doch nur eine Zeit lang im Amte und vielleicht sehr geneigt seien, dasselbe zur Unterdrückung und Rache zu benützen. Was die Besorgnisse für die Gefährdung der Freiheit anlange, so müsse man, sagt Hieronimo, Gott vertrauen, der die Stadt schützen werde, wenn man zu ihm bete. Noch waren jedoch die Meinungen sehr getheilt; man versichert, daß die Sache von der Signoria nur deshalb in die Hand genommen worden sei, weil einige Mitglieder derselben zu den Bigi sich hinneigten. Die Provision, die endlich zu Stande kam, enthielt die beiden eng verbundenen Hauptstücke: die allgemeine Verzeihung, die aus den von Hieronimo vorgetragenen religiösen Gründen empfohlen wurde, nicht ohne die auf die Philosophen zurückgeführte Erwägung, daß die vereinigte Tugend die Kraft verdoppele. Das zweite Hauptstück verfügte: wenn ein Bürger, der zu den Aemtern fähig sei, zu einer größeren Strafe verurtheilt werde, zu Tod oder Exil, oder auch einer ansehnlichen Geldbuße, solle er das Recht haben, an das große Consiglio zu appelliren; wer in demselben zwei Drittel der Stimmen für sich habe, solle losgesprochen sein[1]). Man hatte erwartet, daß die Provision bei den Ottanta oder in dem Consiglio selbst Widerstand finden werde. Innerhalb dieser Körperschaften fand aber gesetzlich nur eine sehr beschränkte Diskussion Statt; die Provision ging in beiden durch, in dem großen Consiglio mit großer Majorität: unter 700 Mitgliedern, die sich versammelt hatten, waren nur 163 dagegen[2]).

che cura havessimo alla nostra libertà e guardassimo d'ingannati non essere; in effetto si vedea per chi sottilmente la cosa examinava, che Frate Jeronimo in favor parlava de cittadini i quali il Re di Francia seguitavano, Frate Domenico per quelli era, e quali alla volta di Milano andavano o andar volessino o pur forse contrarj senz' altro rispetto a Hieronimani erano.

1) Villari I., S. 263.

2) Parenti März 1495: Cimentatosi detta provvisione nel consiglio degli ottanta si ottenne medesimamente nel consiglio grande

Durch diese Bestimmungen ist der Knoten für das Bestehen der neuen Verfassung und für die Geschicke des Frate Hieronimo selbst geschürzt worden: denn ob die ungleichartigen Elemente, die zusammenwirken sollten, sich unter einander vertragen und eine homogene Regierung bilden würden, war der Natur der Sache nach sehr zweifelhaft. Zunächst aber wurde dadurch die Idee der popularen Verfassung weiter gefördert; denn der Grundsatz, daß das Consiglio vermöge der Versammlung aller Berechtigten Herr und Meister der Stadt sei, gelangte damit zu weiterer Bestätigung. Noch war jedoch nicht alles vollendet. Es gab noch einige Institute alter Zeit und vor kurzem verjüngt, die, bei der Staatsveränderung beibehalten, der neuen Verfassung widerstrebten. Das vornehmste bestand in den zwanzig Accoppiatoren aus den vorwaltenden Geschlechtern, durch welche die Signoria und einige der höchsten Aemter besetzt wurden. Sie verstanden sich schlecht unter einander; aus ihren Wahlen gingen Mitglieder aus ihrer eigenen Zahl hervor, und man fürchtete beinahe, sie würden allmählich dahin kommen, eine Signoria zu wählen, die in Gegensatz zu der neuen Verfassung trete; überhaupt ließ sich ein solches Amt nicht mit der Autorität vereinigen, die eben dem Volke zugestanden worden war; aber geradezu absetzen konnte man sie doch nicht, weil sie in dem Momente der Revolution ihre Befugnisse von dem Parlamente erhalten hatten, dessen Beschlüsse, obgleich sie sehr tumultarisch zu Stande kamen, doch als die gesetzliche Grundlage von Allem betrachtet wurden. Es ist nun ein Beweis von dem Fortschritt der popularen Ueberzeugungen, daß in den Accoppiatoren selbst die Ansicht zur Geltung kam, ihr Amt sei mit der neuen Verfassung unverträglich, und das Beste wäre, darauf Verzicht zu leisten. Der Erste, der sich hiezu entschloß, war Jacopo Salviati; er erklärte, das Volk werde bessere Wahlen treffen, als die Accoppiatoren. Die Signoria nahm zunächst die Abdankung Salviatis nicht an, weil die Ernennung der Accoppiatoren von

l'altro giorno, dove huomini circa di settecento ragunati erano, senza altramente parlarvi solo consigliarsi si vinse, contraditione hebbe di fave bianche cento sessanta tre non più. In questo modo si providde che peccato fattosi da di nove di Novembre passato in là non si riconoscessi, eccetto di chi danari del commune havessi et ad homicidio trovato si fussi; chi condennato dalla Signoria e otto de' Balia si trovassi in denari da ducati trecento insù ovvero in exilio o a morte o a scissione di membri infra certo termino ricorrere al gran consiglio potessi.

dem Parlamente ausgegangen sei, und auch deshalb, weil man sich in diesem Augenblick mit anderen Angelegenheiten wichtigster Art, namentlich der Beschaffung des nöthigen Geldes, beschäftige, worin man sich nicht stören lassen dürfe. Es erweckte eine gewisse Verstimmung im Volke, daß die Signoria hierin mit ihm nicht einverstanden sei[1]). Und so verhielt es sich in der That: auch neue Verzichtleistungen wies sie zurück. In der folgerichtigen Bewegung der Ideen liegt aber etwas Unwiderstehliches: Jedermann bemerkte jetzt, daß die Accoppiatoren von persönlichen Verbindungen und Interessen allzu abhängig seien, um gute Wahlen zu treffen. Die Signoria konnte es nicht wagen, der allgemeinen Ueberzeugung gegenüber an ihrer Meinung festzuhalten und mit dem Volke zu zerfallen. Auch Frate Hieronimo verwandte seinen Einfluß in diesem Sinne. Am 8. Juni 1495 erklärte nun die Signoria die Accoppiatoren für befugt, ihr Amt in die Hände des Volkes zurückzugeben. Die Angesehensten der alten Geschlechter fühlten, was sie dadurch verloren; Francesco Valori sprach darüber heftige Vorwürfe gegen seine Standesgenossen aus. Auch hiermit war man noch nicht zum Ziele gelangt, so lange die Möglichkeit bestand, ein Parlament zu berufen und durch die Beistimmung des ungeordneten Haufens, der dasselbe auszumachen pflegte, alles Bestehende umzustürzen. Man kann es dahin gestellt sein lassen, ob eben die drohende Haltung, die Piero Medici damals zu nehmen schien, die Veranlassung gegeben hat, auf die Abschaffung des Parlaments Bedacht zu nehmen. Die vorwaltende Absicht war eine ganz allgemeine, nämlich die Vollendung der republikanischen Reform, sodaß auch denjenigen, welche sich ihr bereits unterworfen hatten, jedes Mittel einer Reaction entzogen würde.

Das Wort Popolo hatte in Florenz einen eigenthümlichen Doppelsinn: man bezeichnete damit die Gesammtheit der Berechtigten, zugleich aber auch die Gesammtheit der Einwohner. Die städtischen Einrichtungen waren doch früher nie ohne eine rein demokratische Bewegung, die in der Berufung des Parlamentes lag, zu Stande gebracht worden. Das Parlament drückt die Idee aus, daß die Gewalt vom Volk ausgehe und die Republik auf demselben beruhe. Aber nur als eine jeweilige Veranstaltung zu einem bestimmt vorliegenden politischen Zweck erschien ein Parlament in Florenz; hatte

1) Parenti: La Signoria i venti favoriva e contro a ogni debito di ragione dal popolo si scostava.

die Menge die ihr gemachten Vorlagen angenommen, so war von derselben nicht weiter die Rede [1]). Wir dürfen wohl die Bemerkung des ferraresischen Gesandten darüber wörtlich wiederholen: die Berufung des Parlaments, sagt er, ist ein Akt, den man veranstaltet, um dem Staate eine neue Form zu geben; alle Einwohner der Stadt versammeln sich auf der Piazza, man schlägt ihnen eine Einrichtung vor, die man durchsetzen will; die versammelte Menge willigt dann unbedenklich in die ihr gemachten Vorschläge [2]).

Diesem Zustand nun, der eine immer drohende Gefahr in sich schloß, sollte ein Ende gemacht werden. Die Besorgniß war nicht sowohl auf fremde Eingriffe, als auf Attentate unbotmäßiger Bürger gegen die öffentliche Freiheit gerichtet. Die damalige Signoria selbst gab zu dem Verdacht Anlaß, als ob sie es mit neuen Regierungsform nicht ehrlich meine. Eine Befürchtung, welche wirklich gehegt wurde, war, daß sich eine Partei in Verbindung mit dem Herzog von Mailand erheben könne, um die neuen Formen der Verfassung wieder abzuschaffen. In so fern bildete Durchführung und Behauptung derselben nochmals ein Moment für die auswärtige Politik. In einer Zusammenkunft mit dem König von Frankreich, als dieser im Frühjahr 1495 nach Ober-Italien zurückzog, hat Savonarola denselben in seiner religiösen Haltung zu befestigen gesucht und ihm vorgestellt, die neue Verfassung komme von Gott und werde von Gott beschützt werden, was der König anzunehmen schien. Darin lag dann eine neue Bestätigung des Bündnisses der Republik mit Frankreich, an welches man die Erwartung knüpfte, Pisa wieder zu unterwerfen. Mißtrauisch gegen die Signoria, ging Savonarola in seinem Eifer so weit, daß er den untergeordneten Aemtern das Recht zusprach, selbstständig einzugreifen, wenn jene ihre Pflicht versäume [3]). Die einzige Gefahr eines Umsturzes aber lag darin,

1) Ein Vers Savonarolas, für den Saal des großen Rathes bestimmt, lautet: E sappi che chi vuol far parlamento, vuol torti (popolo) delle mani il reggimento.

2) Manfredi 13. August 1495 bei Cappelli 66: è un acto che se costuma far quando el se vol mutare el stato par darli nova forma. — Quando qualche cittadino havesse voluto mutare questo goberno del popolo, lo era facil cosa ad condurlo omni volta che facesse Parlamento, dove intervenne omni persona della città in piazza, et proponese el partito che se vole, et le brigate, maxime vulgare, che son cupide de cose nove, inconsideratamente consentono alla proposta et partito preposto.

3) Parenti.

daß einmal ein Parlament in der üblichen tumultuarischen Art und Weise veranstaltet werden könne. Es war nicht ganz leicht für Savonarola, die Gemüther für die Abschaffung der althergebrachten Einrichtung zu gewinnen, aber schon war er so mächtig geworden, daß man seinem Willen nicht zu widerstreben wagte. Die Signoria machte endlich den Vorschlag, daß fortan niemals von einem Parlament die Rede sein solle; von dem großen Rathe ward dieser Beschluß angenommen. Schon dadurch, daß die Accoppiatoren auf ihr Amt Verzicht leisten durften, wurde die Autorität des Parlamentes so gut wie vernichtet; die gesammte Macht ging an das große Consiglio über. Savonarola gelangte dadurch zum höchsten Ansehen in der Stadt: der ferraresische Gesandte, der den Frate immer mit einer Art von landsmannschaftlicher Vorliebe behandelt, bezeichnet im August 1495 die Autorität desselben als unerhört und unwiderstehlich; alles, was er wolle, führe er durch; Jedermann consultire ihn, nicht allein in öffentlichen, sondern auch in Privatangelegenheiten [1]).

1) Schreiben Manfredis vom 13. Aug. 1495, bei Cappelli S. 66.

Fünftes Capitel.

Republikanische Agitationen bis zum Frühjahr 1496.

Gewiß, die Autorität, die der Dominikanerbruder in Florenz besaß, war eine höchst außerordentliche, aber Herr und Meister der Stadt war er keineswegs. Auch konnte er es nicht sein: denn dazu hätte gehört, daß sich die Gesammtheit der Bürger den der Macht des Papstthums entgegengesetzten Tendenzen, zu denen er sich offen bekannte, angeschlossen hätte, was wohl das Ziel war, das er verfolgte, — ein Ziel jedoch, das sich nicht ohne die schwersten Kämpfe, vielleicht gar nicht erreichen ließ.

Vielleicht darf man überhaupt bezweifeln, ob ein vollkommen unabhängiges Staatswesen, sei es monarchisch oder republikanisch, sich mit der Verfassung der katholischen Kirche und der Allgewalt des Papstthums vereinigen läßt: denn diese schließt unzweifelhaft doch auch politische Berechtigungen in sich ein; die Bürger jeder Stadt, jedes Staates werden großentheils von ihr betroffen und geleitet. Wie viel mehr aber muß das der Fall sein, wenn in einem wesentlich katholischen Staate eine Tendenz aufkommt, die sich dem Papstthum, wie es eben besteht, entgegensetzt. Savonarola hätte Papst Alexander VI. mit Hülfe von Frankreich zu stürzen gewünscht, aber der König selbst war vor diesem Unternehmen zurückgeschreckt; und man darf sich nicht wundern, wenn nun der römische Stuhl seine Disciplinargewalt auch über seine Gegner in Florenz wieder zur Geltung zu bringen unternahm. Anfangs ward das mit vieler Mäßigung versucht. Im Juli 1495 forderte der Papst den Frate auf, nach Rom zu kommen; denn er wolle sich mit ihm besprechen, wie es sein Amt eines Oberhirten erfordere; er deutete an, daß er die Erneuerung der

Kirche selbst in die Hand zu nehmen gedenke [1]). Savonarola, der in dem Breve keine Citation, sondern nur eine Einladung zu einem religiösen Zwiegespräch erblickte, antwortete ablehnend: denn er könne in diesem Augenblicke Florenz nicht verlassen, und überdies auf der Reise würde er vor seinen Feinden seines Lebens nicht sicher sein [2]). Der Papst wiederholte nicht allein seine Citation, sondern er gab davon auch dem Franciscanerconvent von Sta Croce Kunde, indem er zugleich Savonarola der Verbreitung falscher Lehren beschuldigte [3]).

Ohne Wirkung nun auf die katholisch-gläubigen Einwohner der Stadt konnte dies nicht bleiben: die Weltgeistlichkeit zwar verhielt sich sehr ruhig, sie wurde dazu durch den Erzbischof von Florenz und dessen Vicar, welche sich dem Dominikanerbruder eher geneigt erwiesen, bestimmt. Aber daß eine andere religiöse Brüderschaft gegen die Brüder von San Marco Partei nahm, brachte doch in der Stadt eine starke Gährung der Gemüther hervor. Denn wenn, wie gesagt, es die Behauptung Savonarolas war, daß die von ihm eingeführte neue Verfassung ein Werk Gottes sei, so nahm er für diese Behauptung eine Art von Glauben in Anspruch, nicht viel anders, als wie man die heilige Schrift erst für Gottes Wort halten müsse, ehe man sie verstehen wolle. So verlangte er auch eine Anerkennung seiner geistlichen Autorität, weniger noch ein inneres und bewußtes Einverständniß, als eine unbedingte Hingebung an seine Aussprüche [4]). Noch nahm das Volk auch in dieser Beziehung für ihn Partei: die Signoria wurde aufgefordert, dem Papste zu erklären, das florentinische Volk, welches in dem Bruder Hieronimo seinen Beschützer sehe, würde ihn nicht ziehen lassen. Die Signoria war nicht so eifrig, wie man wünschte, für denselben; die Umstände lagen so, daß sie sich mit dem Papste nicht entzweien mochte [5]). Sie gab dem Frate selbst

1) ut, quod placitum est Deo, melius per te cognoscentes peragamus. Breve, vom 21. Juli 1495, bei Meier S. 356. Dok. VII.

2) Schreiben Savonarolas vom 30. Juli 1495, bei Meier S. 357. Dok. VIII.

3) Villari I, 364.

4) Epistula F. Hieronymi ad amicum deficientem, bei Quétif II, S. 197 ff.

5) Parenti, September 1495: trattorono con la Signoria nostra che in lor favore al Pontefice scrivessino et all' uscir di Firenze di detti Frati ovviassino con mostrare massime, che Frate Jeronimo il presidio era del popolo Fiorentino e per niente si consentirebbe tal sua partita; ma la Signoria non a pieno seçondo loro intentione si

zu bedenken, daß dazu keine Zeit sei, und bat ihn, seinen Eifer zu mäßigen. Es fehlte nicht an Leuten, welche die Entfernung desselben nicht ungern gesehen hätten [1]; allein um so entschiedener zeigten sich seine Anhänger, weil das Volk von Florenz der alten Herrschaft verfallen würde, so bald er die Stadt verlasse. Die Frati von San Marco äußerten einmal den verzweifelten Gedanken: wenn man ihren Meister und sie selbst verjage, so würden sie das Crucifix nehmen und in die Wälder gehen oder ihr Glück bei den Ungläubigen versuchen [2]. Von Tage zu Tage geriethen die Parteien mehr in Aufregung und das Mißtrauen war allgemein [3]. Noch kam es aber zu keinem offenen Bruche, da der Papst, der auch seinerseits aus politischen Gründen eine Entzweiung mit der Republik vermeiden wollte, die Sache zunächst nicht mit dem gewohnten Glaubenseifer der Kurie verfolgte; in der Stadt behauptete man, er habe seinen Frieden mit Savonarola gemacht und die kirchlichen Maßregeln aufgeschoben [4].

disponeva nè dispiacer voleva al Pontefice ne arrecarseli inimico la mala etiam qualità di alcuni cittadini inimicissimi al presente governo. La Signoria confortata tenea a non pigliare molto caldamente per Frate Jeronimo la impresa, imperochè non era tempo da dispiacere al Pontefice; ne forse tutto il male del mondo sarebbe, che Frate Jeronimo andasse via, considerato che animato teneva il popolo nostro a far novità et non lo lasciare accordare con la lega, donde ne seguiva la rovina d'Italia.

1) I primati nostri inimici a gran parte a Frate Jeronimo desideravano la sua assentia, rendendosi certi che senza lui menerebbono il popolo dovunque volessino, e solo Frate Hieronimo sapevano essere il sostentaculo di quel impero, che parlava scopertamente in suo favore et le macchie de'grandi et inganni e suvventioni loro mostrava.

2) Parentis, September 1495. Domenico da Pescia predicando riprese molto aspramente d'ingratitudine il populo e quasi dubitando di abandonnati non essere usò dire che quando in Firenze stare non potessino pigliarebbono il crucifisso e a boschi e in Turchia se ne andrebbono, accennando che in alcun modo ubbedire non voleano al breve del Pontefice.

3) Parenti: tumultuare forte e vacillare si videa la città, mischiati sendo e bigi e bianchi et huomini del preterito e del moderno stato, nessuno l'un dal' altro si fidava, e nessuno contento e quieto vivere, e magistrati scoprirsi a punir cittadini, uccellando a favore non voleano di qui ardire da qualunque si pigliava, non si riconoscendo alcun misfatto, e però in pericolo grandissimo era la Città nostra.

4) Parenti: Il Pontefice rappacificatosi con fra Jeronimo; e fattili comandamenti sospese e libertà, che a sua volontà predicasse gli dette.

Nicht unmittelbar gefährdet, war Savonarola doch keineswegs ohne Besorgniß, wie eine Eröffnung zeigt, die er dem Herzog von Ferrara machte. Mit diesem Fürsten stand er allezeit in einem besonders nahen Verhältniß; er schickte ihm wohl seine Schriften, auf gutem Papier gedruckt, zu, ohne etwa eine Entschädigung dafür annehmen zu wollen; der Gesandte bemerkt, daß ihr Inhalt zum Heile der Seele diene. Der Herzog spricht dann die Billigung des Inhaltes aus und wünscht dem Dominikanerbruder Glück zu der Ehre, die er sich erwerbe, was auch zur Ehre seiner Vaterstadt gereiche [1]); die von demselben gegebenen Anweisungen werde er möglichst befolgen. Auch in Ferrara wurde eine ähnliche kirchlich-moralische Reform, wie sie in Florenz vorging, begünstigt. Da das Gebiet des Herzogs von dem römischen Stuhl immer bedroht wurde, so bestand eine natürliche Bundesgenossenschaft zwischen Ferrara und Florenz. Mit dem Gesandten des Herzogs, der diese Verbindung vermittelte, stand Savonarola, der auch seinerseits immer eine gewisse Vorliebe für seine Vaterstadt und ihren Herzog an den Tag legte, in vertraulichem Verkehr. Gegen Ende October 1495 setzte er diesem auseinander, daß er den Papst nicht ernstlich zu fürchten brauche; wenn man das Gerücht verbreite, das Interdict sei über ihn ausgesprochen, so sei das unbegründet; er werde vielmehr durch seine Freunde in Rom unterrichtet, daß der Papst auf die von ihm vorgelegte Rechtfertigung Rücksicht genommen habe; alle Tage erwarte er ein Breve der Suspension der gegen ihn in Gang gesetzten Proceduren [2]). Aber vollkommen sicher fühlte er sich doch nicht; er fügte hinzu, wenn der Papst weiter gehe und auf seine Rechtfertigung keine Rücksicht nehme, so sei er entschlossen, den Herzog um seine Unterstützung zu bitten, die ihm dieser, namentlich in einer so gerechten Sache, nicht versagen werde.

Ungefähr wie sich später Luther an Friedrich den Weisen von Sachsen gehalten. Aber an sich würde ein italienischer Fürst einer Abweichung vom Papstthum keineswegs einen ähnlichen Vorschub haben leisten können, wie ein deutscher Kurfürst. Und überdies, Savonarola war zunächst auf Florenz angewiesen, wo zwei Parteien, von denen die eine für, die andere gegen ihn war, um die öffent-

1) Brief Manfredis und Antwort des Herzogs vom 20. resp. 23. August 1495 bei Cappelli S. 66, 67.

2) Brief Manfredis vom 26. October 1495 bei Cappelli S. 68.

liche Gewalt buhlten. Daher erklären sich jene Schwankungen der Stimmungen, die wir eben hervorhoben. Um die folgenden Ereignisse zu verstehen, wird es gut sein, die Namen der Häupter der beiden Parteien hier zu verzeichnen. Gegen ihn waren Piero Capponi, Lorenzo di Pier Francesco de' Medici, Messer Guidantonio Vespucci, Bernardo Rucellai mit einem nicht geringen Schweif von gleichgesinnten Anhängern, unter denen wir die Namen Canacci und Popoleschi finden; sie hielten sich mehr an die Franciskaner, also auch an den Papst. Es waren vornehmlich die Männer der alten aristokratischen Interessen und Sympathien. Ihnen gegenüber standen damals Francesco Valori, Paol Antonio Soderini, Giovan Batista Ridolfi; sowie in zweiter Reihe Jacopo Salviati, Lanfredino Lanfredini, Amerigo Corsini [1]). Man rechnete zu ihnen auch Pier Filippo Pandolfini und Piero Guicciardini, aber Pieros Sohn, der Geschichtschreiber, versichert, daß diese beiden in einer neutralen Haltung verharrt und in allen Controversen zwischen beiden Parteien Mäßigung zu beobachten beflissen gewesen seien. Das Verhältniß der beiden Factionen war nun maßgebend für Savonarola: so lange die zweite sich behauptete, konnte er bestehen; sobald aber die erste die Oberhand erlangte, war er verloren und mußte wenigstens die Stadt verlassen. Die Häupter der einen und der andern waren hochgebildete, energische, ehrgeizige Männer; sie liebten ihr Vaterland, aber wollten es zugleich beherrschen.

Wenn es aber doch zwischen ihnen noch nicht zu einem offenen Bruche kam, so rührte dies daher, daß sie beide einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen hatten, der zuweilen sehr gefährlich wurde. Im October 1495 war Piero Medici im Bunde mit den Orsini so weit gekommen, eine stattliche Mannschaft in's Feld zu stellen, um sich des Gebietes und womöglich der Stadt selbst zu bemächtigen. Man wußte nicht recht, wohin die bewaffnete Macht der Florentiner, die noch vor Pisa stand, sich wenden solle; die Armee, die sie im Felde hatten, war überhaupt ungenügend, aber sie nahmen ihre festen Plätze wahr. Den wichtigen Paß von Valiano an den Grenzen des sienesischen Gebietes versäumten sie nicht zu besetzen; in Arezzo und Cortona sorgten sie für gute Besatzungen und hinreichendes Geschütz; gerade auf den Abfall dieser Städte hatte Piero gerechnet [2]). Da war nun Frate Hieronimo für den Widerstand,

1) Guicciardini, Storia fior. S. 140 f.
2) Brief Manfredis vom 12. October 1495 bei Cappelli S. 67.

den beide Theile zu leisten beabsichtigten, unentbehrlich; durch seine Predigten hielt er den Widerwillen gegen Piero Medici, auf dessen Entfernung seine popularen Reformen gegründet waren, aufrecht. Er versicherte mit der größten Zuversicht, ein Jeder werde zu Grunde gehen, der dazu herbeikomme, um diesen Staat zu verderben. „Ich habe gesagt und wiederhole es jetzt, daß ein solcher vernichtet werden wird mit allen denen, die sich ihm anschließen, und ihren Familien; sollte die Regierung der Stadt jemals sich entzweien, so wird Florenz zu Grunde gehen, aber dieser Tag wird nicht kommen [1])." Die Signoria erneuerte die ersten gegen Piero ergangenen Beschlüsse und setzte einen Preis auf seinen Kopf [2]). Die Einigkeit, die sich in der Hauptstadt und im ganzen Lande zeigte, und die zum Ziele treffenden Anstalten bewogen Piero Medici, zurückzuweichen, ohne irgend Etwas erreicht zu haben.

Man hat allgemein angenommen, daß der römische Hof und seine italienischen Verbündete an dem Versuche Pieros Antheil gehabt hätten. Da nun die Primaten, durch welche die Verjagung desselben geschehen war, von seiner Rückkehr ihren Untergang hätten besorgen müssen, so konnten sie den Frate nicht offen befehden; auch die geistliche Opposition, die er fand, konnte keine Wirkung ausüben; mit einer Art von innerer Nothwendigkeit mußte das Ansehen des Mannes, dessen Wort bei der Vertheidigung der Stadt so unendlich einflußreich gewesen war, nachdem diese gelungen, fortwährend steigen; seine Anhänger gewannen jetzt das Uebergewicht in dem großen Rathe; sie folgten der popularen Tendenz, die in der Gesetzgebung zur Geltung gekommen war, ohne weitere Rücksicht; die Primaten konnten Nichts dagegen ausrichten. Bei einer Veränderung der Imborsationen, welche für die niedrigeren Aemter fortbestanden, bekamen jetzt diejenigen den Vorzug, welche sich ganz an die populare Form anschlossen; zwischen den Bürgern aus alten und neuen Häusern wurde kein Unterschied gemacht, was die ersteren nicht wenig verletzte [3]). Bei den Wah-

1) Profezie politiche e religiose di fra Hieronymo Savonarola ricavute dalle sue Prediche da Messer Franc. Guicciardini l'historico. Auszug aus der Predigt vom 11. Oktober 1495.

2) Villari I, 352.

3) Parenti, 26. November 1495. Nella nuova imborsatione ancora vantaggio a nessuno dato s'era, ma qualunque secondo i gradi dell'età per pari polizza si imborsava, non si provvedendo ad antichità o novità di cittidini.

len für die großen Aemter in dem Consiglio kamen jetzt auch neue Namen empor; die vornehmsten Geschlechter, wie Capponi und Nerli, sahen sich im Januar 1496 von dem Rathe der Achtzig so gut wie ausgeschlossen, was denn wieder die Folge hatte, daß ihr Mißvergnügen wuchs. Und unter denen, welche emporkamen, bemerkte man nicht allein Leute von geringer Herkunft, sondern auch solche, welche dem früheren Staate des Piero angehört und gedient hatten [1]). Savonarola besorgte Nichts von ihnen, da ihre Sicherheit von den Gesetzen abhing, die durch seine Autorität eingeführt worden waren. Hätte man ihn angreifen wollen, so würde der bürgerliche Kampf zu seinem Vortheil ausgeschlagen sein, da er zwei Dritttheile der Stadt auf seiner Seite hatte.

Die Parteigegensätze traten nicht allein in den geistlichen Sympathien und den Beziehungen zu dem Auslande hervor: sie hatten auch einen für die innere Verfassung entscheidenden Bestandtheil. Die damalige Signoria, die eben selbst eine sehr veränderte war, faßte den Gedanken, den Aristokraten das Wiedergewinnen ihres alten Einflusses unmöglich zu machen; sie beschloß durch eine ansehnliche Vermehrung der stimmfähigen Bürger einer solchen Eventualität vorzubeugen. Der Weg, den sie zu diesem Zwecke einschlug, war für Florenz sehr außerordentlich; bisher hatten immer die, welche die Steuern nicht bezahlt und im Specchio, d. h. im Schuldbuch verzeichnet waren, ihr Wahlrecht nicht ausüben dürfen. Nicht ohne vielen Widerspruch, namentlich der untergeordneten Behörden, wurde doch endlich von der Signoria durchgesetzt, daß alle Berechtigten ohne Rücksicht auf das Schuldbuch in den großen Rath Zutritt haben und an den Wahlen theilnehmen sollten [2]). Hierdurch unter manchen anderen begünstigenden Um-

1) Auf diesen Zustand beziehen sich die im Archivio storico XVIII, P. 1 mitgetheilten Briefe des mailändischen Gesandten Paolo Somenzi mit dem Datum 27. Januar, 8. Februar und 18. März 1495; denn darin ist die florentinische Rechnung, nach welcher das Jahr am 25. März begann, beibehalten.

2) Parenti, Februar 1496: Dubitando la Signoria presente, la quale in favore era del Frate, che l'avvenire così non fussi, a tentare cominciarono di remutare il modo del creamento. cioè che tutto il popolo nella sala grande si ragunassi et la Signoria facessi, giudicando, che multiplicatosi il numero dei cittadini favore alla sua parte darebbe. e le sette supererebbe e per più numero havervi, voleano che lo specchio non impedissi, e in effetto ciascuno habile trovare vi si potessi. Questa cosa da collegi intesa contradictione hebbe e sospesa per

ständen geschah es wirklich, daß die Zahl der zum Consiglio Versammelten einmal bis über 1700 gestiegen ist. Es ist nicht deutlich, ob Savonarola unmittelbaren Antheil an dieser Veränderung hatte; aber sie entsprach seiner Idee von der allgemeinen Berechtigung und trug zu Gunsten seiner Anhänger bei, die damals unter dem Namen Frateschi oder auch Collitorti erscheinen; unter ihrem Einfluß wurden alle Wahlen vollzogen. Die Primaten, die doch nicht zu entschiedenem Widerstand schritten, hatten kein anderes Mittel, als sich unter diesem Popolo selbst eine Partei zu verschaffen, aber fast schien es, als seien ihre Gegner, die Bigi, gewandter in dem Geschäfte der Stimmenwerbung. In den ersten Monaten des Jahres 1496 gewannen diese offenkundig das Uebergewicht [1]). Savonarola erschien als das Oberhaupt; er allein, sagte man, vergebe die Aemter und mache die Signoren; er war entfernt davon den römischen Hof zu fürchten: denn alle Nachrichten stimmten darin überein, daß König Karl VIII. auf seine Rückkehr nach Italien Bedacht nehme, und zwar in offenem Gegensatz gegen den Papst, den er zu stürzen entschlossen zu sein schien. Man erzählte in Florenz mit Bestimmtheit und glaubte daran, daß Alexander VI. seinen Sohn Cesar an Savonarola gesendet habe, um denselben um seine Vermittelung zwischen ihm und dem König von Frankreich zu ersuchen und die Mittel anzugeben, die dazu führen könnten [2]); dieser soll geantwortet

alquanti dì si tenne; imperochè non pareva a molti conveniente a maculare lo specchio, tanto tempo osservatosi, ma più li ritenea in verità lo scontentarsi che gran nnmero vi concorressi. Questo loro molesto era, rifidandosi con i pochi meglio ottenere i loro disegni; finalmente discussasi la materia si determinò che nella sala grande qualunque abile vi potess'ire non ostante lo specchio alle creationi di tre maggiori per volte dua, cioè fine a Maggio, poi per l'ordinario la cosa seguiva, non dimeno eleggere non poteano, ma solo i nuovi aggiuntosi rendere la fava.

1) Parenti, Januar 1496. Venutosi alla creatione dei nuovi Ottanta molti de' primarii cittadini cascorono, infra quali Piero Capponi, Piero Guicciardini, Piero Corsini, Tanai de Nerli con i figlioli, Bartolomeo Giugni, Francesco Valori ed altri nel luogo de quali rimasono huomini populari e bassi et alquanti dello stato passato.

2) Parenti, Mai 1496. El pontifice più volte mandò qui el figlio sconnsciuto al padre Jeronimo a pigliare suo consiglio di quello dovesse fare. Offersegli etiam grandissima dignità, se esseregli potesse mezzo a placare il Re di Francia, che contro non li procedesse e salvassilo nell' apostolica sedia. Tanto etiam in veneratione o timore erebbe Frate Jeronima appresso di tutti e potentati et d'Italia et fuori

haben, er wisse kein anderes, als Gebet und Besserung des Lebens. Der Frate sprach von dem Papste, den er freilich nicht nannte, aber deutlich bezeichnete, als von dem schlechtesten Menschen der Welt und wiederholte seine Verkündigungen über die bevorstehende Erneuerung der Kirche; von alle dem, was er vorausgesagt, werde kein Jota unerfüllt bleiben. Noch einmal traten Prediger auf, die sich ihm entgegensetzten. Als der vornehmste erschien nunmehr Gregorio da Perugia, der besonders die Heftigkeit, mit welcher Bruder Hieronimo gegen den Papst sprach, als Motiv benutzte um ihn zu befehden. Er versuchte nicht eben das Verhalten des Papstes zu vertheidigen; aber er behauptete, Niemand dürfe das Oberhaupt der Kirche angreifen, ohne durch die Handlung selbst der Excommunication zu verfallen[1]); er warnte die Florentiner, dem Frate zu folgen, was kein sicherer Weg für das Heil ihrer Seelen sei. Noch hatte aber Savonarola das städtische Regiment auf seiner Seite; von den Otto wurde Gregorio gewarnt und angewiesen, dem nicht widerstreben zu wollen, was der Sinn des florentinischen Volkes sei.

Das Carneval von 1496 ist ein Symptom dieser Gegensätze und des Uebergewichtes, das Savonarola nunmehr in der Stadt besaß. Die lärmenden und verführerischen Festlichkeiten, mit denen man sich bisher vergnügt hatte, wurden unterlassen; an deren Stelle traten Almosensammlungen für die verschämten Armen in einer von Savonarola, der ein großer Kinderfreund war, ausgedachten Form. An allen Straßenecken waren kleine Altäre errichtet und Schaaren von Kindern aufgestellt, welche die Vorübergehenden, nicht ohne Ungestüm, um eine Gabe ansprachen; Niemand wurde vorbeigelassen ohne eine kleine Zahlung. Den andern Tag veranstaltete dann der Frate eine Prozession dieser Kinder, von denen zwischen sechs und vierzehn Jahren, so daß sie mehrere Tausend an Zahl durch die Hauptstraßen der Stadt, von Kirche zu Kirche, zogen, bis sie bei San Marco anlangten, wo sie das

d'Italia, che ciascuno et per lettere et per ambasciate da lui cercava rimedj alle sue aversità e da lui consiglio domandava, in che modo a governare s'havesse. A cui tutti rispondea non esser altro rimedia che l'orationi, placassino Iddio irato con la bnona opera e sante orationi; correggessino la loro mala vita e a penitenza tornassino.

1) Parenti, März 1496 affermando che chi contro all' autoritá del Papa facessi, eretico e scomunicato era, ancor che il Pontefice cattivissimo huomo fusse.

gesammelte Geld — es waren doch 300 Dukaten — für den neu zu eröffnenden Monte di Pieta darbrachten [1]). Die Kinder sollten eine Art von kleiner Republik bilden; denn auf die Gewöhnung komme bei der Jugend Alles an [2]). Der frateske Einfluß ward damals so stark, daß wohlgeordnete Haushaltungen sich auflösten, indem sich Mann und Frau den klösterlichen Instituten anschlossen. Diese innere Bewegung, welche die Opposition verstärken und die Entzweiungen vermehren mußte, traf mit anderen Widerwärtigkeiten zusammen. Krankheiten waren in der Stadt ausgebrochen; der Verkehr stockte, unbeschäftigte Arbeiter durchzogen unter Kundgebungen des Mißvergnügens die Straßen; die Truppen, die man in Sold nahm, konnten nicht bezahlt werden. Eine Hülfsquelle bot die Wiederaufnahme der Juden dar, die man vertrieben hatte; eine größere Summe soll man von dem Monte di Pieta genommen haben unter der Beistimmung Savonarolas [3]).

Aber alle diese Bedrängnisse machten auf Savonarola so gut wie keinen Eindruck. Eine seiner Prophezeihungen war es eben, daß sie eintreten müßten; sie könnten selbst noch größer werden und Florenz in die äußerste Gefahr gerathen; die Stadt brauche sich nicht zu fürchten: denn sie sei von Gott dazu auserwählt, daß das neue Licht einer kirchlichen Reform sich von ihr aus über den Erdkreis verbreite [4]).

1) Brief des mailändischen Agenten in Florenz vom 16. Februar 1496 bei Villari, Doc. XXII. S. XCI.

2) Parenti, Mai 1496. ·alquanti Fiorentini separatisi della loro compagnia, l'una parte e l'altra l'habito di religione presono.

3) Briefe der mailändischen Agenten in Bologna und Florenz vom 8. Juni, 20. Juli, 28. Juli 1496: im archivio storico ital. t. XVIII. P. I, S. 25 und 26. In dem letzten heißt es: Questi Signori non danno uno quatrino alla gente d'arme, perchè non ne hanno.

4) Guicciardini, stor. fior. S. 138.

Sechstes Capitel.

Einwirkungen der europäischen Verhältnisse.

Großartig ist die Erscheinung Savonarolas auch darum, weil sie an die höchsten allgemeinen Interessen anknüpft. Was hätte für die Kirche wichtiger sein können, als ein Einhalt der hierarchischen Gewalten auf dem verderblichen Wege der Verweltlichung? Einen ewig denkwürdigen und vielleicht nothwendigen Gegensatz bilden Papst Alexander VI., der sich über jedes Sittengesetz hinwegsetzt und die apostolische Gewalt zum Vortheil seiner Kinder ausbeutet, und dieser Frate Hieronimo, der alles kirchliche und politische Leben dem Sittengesetz und der geistlichen Disciplin zu unterwerfen den Versuch macht. Auch für die bürgerlichen Verfassungen hatte es eine universale Bedeutung, daß Savonarola es unternahm, der Tyrannei gewaltsamer Machthaber durch die Autorität der Berechtigten ein Ende zu machen. Ueberdies aber kam er mit den großen politischen Entzweiungen der europäischen Mächte in Contact. Im August und September 1495 waren die italienischen Staaten, ausgenommen Ferrara und Florenz, gegen den König von Frankreich vereinigt; die Einheit von Italien war nicht ganz vergessen; auch der Papst brachte sie in Erinnerung, und in Florenz fehlte es nicht an aller Empfänglichkeit dafür. Aber unmöglich konnten die Florentiner sie in einem Moment ergreifen, in welchem sie zum Kriege gegen Frankreich geführt hätte: denn der florentinische Handel beruhte hauptsächlich auch auf Friede und Freundschaft mit Frankreich; man zählte die Summen zusammen, die man alle Jahre daselbst gewann, und die man um so weniger entbehren konnte, da alles andere Gewerbe stockte. Zum Theil auf die alte Anhänglichkeit an Frankreich gründete sich die Autorität Savonarolas; das ganze System seiner Ideen schließt sich an das Bündniß mit Frankreich an, an welchem er

mit unbedingtem politischen Vertrauen und selbst religiöser Zuversicht festhielt.

Auch in seinen Predigten sprach er gern von dieser Allianz und dem glücklichen Erfolg, den Florenz von derselben erwarten dürfe; man wende zwar ein, das hänge Alles von dem Leben und Tode eines kleinen Mannes[1]) ab: denn man kannte Karl VIII. persönlich in Florenz. Savonarola sagt, er habe diesem Fürsten alles vorausverkündigt, was ihm begegnet sei, da er sein Gelöbniß, die Kirche zu reformiren, aus den Augen gesetzt und auch andere Versprechungen nicht gehalten habe; Karl VIII. sei dafür bestraft worden; den Rückzug des Königs, selbst den Tod des Dauphins leitet Savonarola davon ab; aber er hofft noch, daß der König auf den guten Weg zurückkehren werde; wo nicht, so werde Gott ihn umbringen und sein Reich einem Anderen verleihen; auch mit dem Tode des Königs würde die Sache nicht verloren sein; Gott werde Andere erwecken, um sein Werk durchzuführen; und dann auch den Florentinern wieder ihren alten Besitz verschaffen, nicht durch ihre Vorkehrungen, sondern durch seinen Willen[2]). Er sprach das aus in dem Augenblicke, als die Ligua gegen Frankreich und Florenz immer mächtiger wurde und in der Stadt selbst eine Partei sich regte, welche auf eine Veränderung der Verfassung ausging und mit dem Herzog von Mailand in Verbindung stand. Savonarola ruft ein heftiges Wehe über sie aus. Für ihn ist der Kampf gegen die äußern und inneren Feinde ein und derselbe; den inneren Feinden, von denen die von ihm eingeführte Ordnung der Dinge bekämpft werde, kündigt er schweres Unglück an, wenn sie sich nicht bekehren würden; er ermahnt seine Freunde, d. h. die Gutgesinnten — denn andere Freunde habe er nicht — für die Bösen, d. h. die Schlechtgesinnten zu beten, damit sie sich bekehren; auf Menschen mögen sie sich dabei nicht verlassen, sondern blos auf Gott. Er versichert, daß seine Sendung eine unmittelbar göttliche sei und sich auf Italien überhaupt und auf die ganze Welt beziehe[3]): denn Florenz, sagt er ein andermal, sei die Stadt Christi, an sich freilich nicht mehr, als andere Städte, aber dadurch bevorzugt, daß sie das Licht und die Wahrheit besitze; man könne ihn umbringen, aber die Stadt werde dann zu Grunde gehen und Gott andere Männer erwecken, um seinen Willen zu erfüllen.

1) uomicciolo.
2) Guicciardini: Profezie politiche e religiose etc. fol. XI ff.
3) Guicciardini fol. 62.

Savonarola hat sich, wie bemerkt, die Propheten des alten Testamentes zum Muster genommen; wie Andere in den großen Gestalten des klassischen Alterthums, so lebte er in den Erscheinungen der Zeiten der Richter und Könige in Juda; auch hatte er wohl eine gewisse Aehnlichkeit mit den alten Propheten, in den Feinden, die ihm widerstrebten, und den Beschwerden, die er duldete. Eben mit ihren Ausdrücken bekräftigt er seinen Anspruch. Dabei bewegt er sich doch auf dem Boden der christlichen Weltanschauung; die Lehren des neuen Testamentes sind ihm allezeit gegenwärtig: er sucht die Kirche auf ihren ursprünglichen Begriff zurückzuführen, die unbedingte Hingebung und Wohlthätigkeit der ältesten Gemeinden. Durchdrungen von diesen Impulsen ältester und ächtester Religiösität hat er sich von dem Gedankenkreis der römischen Kirche nicht losgerissen, wie er denn an den Vorstellungen über das Jenseits, der Verehrung der Jungfrau, an dem enthusiastischen Glauben an die Engel und das himmlische Heer und ihrem Einfluß festhält; — auch zieht er das Cölibat der Ehe, auf welcher doch die menschliche Gesellschaft beruht, unbedingt vor; in manchen seiner Aeußerungen hat man selbst den Verdammungseifer der Inquisition, die eben durch seinen Orden geübt wurde, wiederzufinden geglaubt. Nur gehörte er nicht der papistischen, sondern der conciliaren Richtung an, für die er durch die Reform, die er einführte, Grund und Boden zu finden hoffte. In dieser Mischung von Prophetenthum, altchristlicher Erinnerung und hierarchischen Vorstellungen ist er vielleicht einzig; er ist ein Reformator, der die Kutte nicht abwirft; auch als das, was er ist, Klosterbruder, glaubte er dem Papstthum widerstehen zu können. Wie die Reformatoren der folgenden Epoche, verbindet er Politik und Predigt.

Im Frühjahre 1496 war es noch einmal die ernstliche Absicht König Karls VIII., nach Italien zurückzukommen: er meinte die Fehler zu vermeiden, die er früher begangen, von denen doch wohl der vornehmste in seiner Allianz mit dem unzuverlässigen Lodovico Sforza bestand. Eben gegen diesen war jetzt seine Absicht vornehmlich gerichtet; in Ober-Italien stellte er demselben den kriegsgeübten Johann Jakob Trivulzio entgegen, den geschworenen und mächtigen Feind Lodovicos; die meisten der kleinen Dynasten waren in seinem Bunde; vor allem zählte er auf die Stadt Florenz, die er auch deshalb nicht entbehren konnte, weil alle die

Anderen seiner Besoldung bedurften, die Florentiner aber nicht [1]). Savonarola sprach die Ueberzeugung, daß der König herbeikommen werde, mit erneuertem Nachdruck aus: das Schwert werde nicht länger mehr in der Scheide bleiben; gezückt und bloß werde es die Gegner in ganz Italien züchtigen; Florenz dürfe sich nicht vor den Nachbarn und ihrem üblen Willen fürchten; Gott werde dieselben nicht allein verderben, sondern auch einen Theil ihrer Besitzthümer in die Hände der Florentiner bringen [2]). Allein auch diesmal kam der König nicht. Der Herzog von Orleans, der jetzt der nächste Thronerbe geworden, trug Bedenken, das Reich zu verlassen; er lehnte die Unternehmung gegen Mailand ab; die Versuche Trivulzios scheiterten an all den verschiedenen Punkten, wo sie unternommen wurden [3]). Ueberdies aber, die großen Angelegenheiten der Welt lagen nicht mehr günstig; die Absicht des Königs von Frankreich, Neapel zu erobern, war in einem Augenblicke durchgegangen, als das spanisch-aragonische Haus in sich selbst entzweit war. Jetzt aber war es nicht allein wieder vereinigt, sondern der König von Aragon Ferdinand der Katholische brachte ein allgemeines Bündniß gegen die französischen Uebergriffe zu Stande. Dieser Verbindung gehörte vornehmlich das Haus Burgund an: denn eine Erhebung von Burgund war es, was den König Karl abhielt, ein neues Unternehmen auf Neapel, wozu er Alles vorbereitet hatte, in's Werk zu richten. Und noch eine andere Wirkung auf Italien hatte diese Verbindung: Kaiser Maximilian, der ihr zugehörte, ließ sich überreden, mit Venedig und Mailand im Bunde, nach Italien zu kommen, um die Freiheit von Pisa auf immer festzustellen; er hoffte dabei, die alte Oberhoheit des Reiches wieder zur Geltung zu bringen. Wenn der Mailänder Geschäftsträger Briefe Savonarolas, welche aufgefangen worden seien, vorwies, in denen dieser den König Karl zu baldiger Rückkehr aufforderte, so nahm die Signoria daran wenig Anstoß: denn eben dahin gehe auch ihre Gesinnung; ihre Hoffnung sei, ihr verlornes Gebiet durch Hülfe von Frankreich wieder zu erhalten [4]). Der Kampf zwischen Oesterreich und Frankreich wurde nun ein

1) Mémoires de Philippe de Comines I. l. VIII. chapt. XXII, S. 574.

2) Guicciardini, Profezie etc. fol. XII ff.

3) Comines, a. a. O., S. 576.

4) Brief des mailändischen Agenten Paolo Somenzi vom 28. Aug. 1496, a. a. O. 26.

entscheidendes Moment für die Florentiner. Ein mailändischer Gesandter kam nach Florenz, um die Bürger zu ermahnen, sich dem Kaiser zu unterwerfen; auch fand er Eingang bei einigen der Großen, welche eine Veränderung der Verfassung gewünscht hätten [1]. Schon immer war behauptet worden, die Gegner Savonarolas seien mit dem Herzog von Mailand einverstanden [2]; aber die Signoria ließ sich davon nicht fortreißen. Sie wußte ihr Heer zwischen Pisa, wo der Kaiser bereits eingetroffen war, in bessere Ordnung zu bringen und gut aufzustellen; hauptsächlich verstärkte sie die Besatzung in dem Schloß von Livorno, auf welches in diesem Augenblick alles ankam: denn in dem Hafen lagen viele ihrer Schiffe, welche noch reiche Ladungen bargen, deren Verlust nach dem allgemeinen Urtheil sie genöthigt haben würde, sich dem venetianisch-mailändischen Heere, das der Kaiser anführte, zu unterwerfen. Die Lage war um so drückender, da es an Lebensmitteln fehlte, mit denen man nur durch eine Zufuhr von Marseille nach Livorno versehen werden konnte. Aber die Hauptsache lag doch immer darin, daß die Gegner Savonarolas ihr Haupt gewaltig gegen ihn erhoben; irgend ein großer Unfall hätte ihnen das Uebergewicht verschafft und das Werk seiner Hände oder vielmehr seiner intellectuellen und moralischen Anstrengungen, das er für göttlich hielt, zu nichte gemacht. In dieser Krisis bestieg der Frate am 28. Oktober 1496 noch einmal in Sta. Maria del Fiore die Kanzel. Es ist wohl der Mühe werth, von der Predigt, die er hielt, einen Auszug einzuschalten, da man daraus seine ganze Art und Weise prophetischer, sittlicher und politischer Anmahnungen kennen lernt [3]. „Ich sage", so

1) Parenti, Oktober 1496. Minacissime lettere da Milano sopraggiunsono: se non fussimo savi, saremo messi per la via e perderemo la nostra libertà; e che una volta per noi faceva di rimettersi nella discretione e fede della Cesarea Maestà dell' Imperadore, da cui saremo benissime trattati.

2) Parenti im Juni 1496. In verità si vedea, che la sopradetta parte de' Cittadini stimava per mezzo di Milano farsi grande et governare la città nostra, et l'uno all' altro tenendo buona compagnia, valersi ciascuno de suoi disegni.

3) Die Predigt ist auf Veranlassung der Signoria damals gedruckt und von Villari (I, 442 ff.) im Auszug mitgetheilt worden; aber es ist auch hier, wie bei den improvisirten Reden so oft geschehen, daß sie bei dem Druck Veränderungen erlitten haben. In solchen Fällen haben die aus den Nachschriften der Zuhörer stammenden Mittheilungen einen doppelten Werth, wie ich schon anderwärts bei den Reden Cromwells bemerkt habe. Hier nun liegen in der Sammlung, die aus dem Nachlaß Guicciardinis kommt (Pro-

hob er an, „daß eine große Züchtigung nahe heranrückt; ich habe ein Geheimniß, das ich um euer Sünden willen euch nicht völlig eröffnen kann; doch will ich euch zuletzt ein Wort davon sagen; wer es zu verstehen vermag, verstehe es; genug, daß ich die Wahrheit besitze. Die Bösen verursachen dein Uebel, nicht allein ein äußeres, sondern auch ein inneres; die Wurzel des Uebels ist in dem Innern zu suchen. So wurzelt der Schaden eines Apfels in seinem Innern; Gott will jetzt das Messer nehmen, um den Schaden in diesem Apfel wegzuschaffen. Bist du klar darüber? Es ist mir klar, daß Gott das Gehirn Italiens auf Irrwege führt; viele werden sich betrogen sehen. Hast du nicht erlebt, daß jemand auf den Markt geht, um ein Geschäft zu machen, und wenn er dort ist, macht er ein anderes? So versichere ich dich: jene anderen verstehen die Wege Gottes nicht; Gott erleuchtet sie nicht, denn sie sind böse. Mein Sohn, wende dich rückwärts; ich habe Mitleid mit dir, weil ich dich auf einem schlechten Wege sehe, und werde Gott für dich bitten; aber ich fürchte, es wird schwer sein, diesem Sturm zu begegnen. Du weißt, wie oft ich dir die jetzigen Bedrängnisse vorausgesagt habe. Wie oft habe ich dich erinnert, Vorräthe zu sammeln. Jetzt wäre es gut, das gethan zu haben: denn die Theuerung wird groß. Du wirst mir sagen, ich hätte mich früher deutlicher aussprechen sollen, dann würdest du es verstanden haben; ich antworte dir, die göttlichen Dinge werden nicht anders ausgesprochen. Jetzt mögen sich die Armen an Gott wenden; er wird sie nicht vor Hunger sterben lassen. Ihr Guten, fürchtet euch nicht! denn wenn die Bedrängnisse groß werden, wird Gott die Berge in die Tiefe des Meeres werfen. Das Meer bedeutet die bewaffneten Heerschaaren, die Berge sind Engel und Heilige, auch die Prediger sind es; die wird Gott dem Meere entgegensetzen, so daß die Wogen sich an ihnen brechen und die kleinen Fahrzeuge, die im Meere sind, nicht untergehen. So ist einst Jerusalem durch die Engel vor dem Heere Sanheribs gerettet worden, und Gott hat zu diesem gesprochen: „Kehre um!“ Fürchtet euch nicht, ihr Guten; denn die Berge dienen zu eurem Schutz; aber gegen die Bösen ist Gott, sind die Heiligen und der Himmel aufgebracht. Gott hält seine Hand über dieses Werk, er hat diese Re-

fezie etc. fol. XVI) zwei Fassungen der Predigt vor, die in den Hauptpunkten wörtlich zusammenstimmen, von denen jedoch die eine länger und umständlicher ist, als die andere; die letztere lege ich zu Grunde.

gierung gegeben, zu Gunsten der Guten und zur Förderung der geistlichen Wohlfahrt. Die Guten werden sich dessen unter allen Umständen erfreuen, aber auch weltliche Wohlfahrt werden sie haben, die ihnen vergönnt sein wird, hauptsächlich um die geistliche Wohlfahrt aufrecht zu erhalten. Das wahre Florenz, das sind die Guten; die Bösen haben keinen Antheil daran, sondern sie müssen sich fürchten. Du mußt kein Vertrauen auf die Menschen haben; jener Mann, der nicht gethan hat, was er versprochen, hat dafür Züchtigungen empfangen und muß noch mehrere erwarten, wenn er seine Pflicht nicht thut. Nehmet an der bevorstehenden Procession Theil, bittet Gott, uns von der großen Gefahr zu befreien. Und nun sage ich das Wort, von dem ich eine Andeutung machte: wenn wir eine Einigung treffen, so bin ich sicher, wir werden den Feind verjagen, und ich will selbst mit einem Crucifix in der Hand ihm entgegengehen." Der Prediger erinnert die Zuhörer an die Vorgänge bei der letzten Anwesenheit des Königs von Frankreich: nur durch ihn, den Frate, seien sie damals errettet worden; so werde es auch diesmal geschehn. Die jetzigen Bedrängnisse leitet er davon her, daß man die guten Gesetze, die er vorgeschlagen, nicht habe annehmen wollen. „Florenz, du hälst mich für einen Propheten; solltest du aber jemals dir einen Herrn geben, so wisse, daß er ein schlechtes Ende nehmen wird, er selbst und du." Wie diese, so sind auch seine anderen Predigten immer voll von Verheißungen gegen den äußeren Feind und von Drohungen gegen die inneren Widersacher. Auch diesmal bewährten sich die ersten über alles Erwarten: bei jener Procession, die er empfohlen hatte, bei der man ein wunderthätiges Marienbild in der Stadt herumtrug, ereignete sich, daß ein Courier ihr begegnete mit einem Oelzweig in der Hand, der die Ankunft französischer Schiffe meldete, welche einige Mannschaften, deren man eben bedurfte, und große Vorräthe von Korn herbeigebracht hatten[1]). Livorno war gerettet; die Streitkräfte konnten sich nun wieder gegen Pisa wenden. „Ich habe nicht gesagt," so ließ sich Savonarola vernehmen, „daß ich Pisa in meiner Hand hätte; aber ich habe gesagt, du Florenz hast es in deiner Hand. Denn ich habe gesagt, deine Begnadigungen sind in meiner Hand; aber du mußt sie dir durch ein gutes Leben aneignen; in so fern steht Pisa in deiner Hand." Aufs neue richtet er sich gegen die Bösen, durch welche das Feuer, das

1) Nardi, l. II, S. 53.

in Italien aufgegangen, geschürt worden sei, und verkündigt ihnen Unheil.

Zur Wiedererwerbung von Pisa kam es nun zwar noch nicht; aber Kaiser Maximilian ward doch bewogen, den Angriff auf Florenz aufzugeben und nach Deutschland zurückzugehen. Was ihn dazu vermochte, waren allerdings die Unzuverlässigkeiten seiner italienischen Verbündeten; aber dazu kam noch eine Rücksicht auf das deutsche Reich. Der Reichstag in Lindau nahm eine für die Autorität des Kaisers sehr bedrohliche Wendung; indem Maximilian gleichsam als Condottiere [1]) an der Spitze mailändischer und venetianischer Völker das Ansehen des kaiserlichen Namens in Toskana herzustellen gedachte, lief er Gefahr, die Autorität, die er noch wirklich besaß, in Deutschland zu verlieren. Man wird hier nochmals inne, wie nahe die florentinischen Verhältnisse mit den universalen zusammenhängen; eine Regung burgundischer Gesinnung hielt König Karl in Frankreich fest; die Regung reichsständischer Ideen dagegen nöthigte Maximilian nach Deutschland zurückzukehren.

Wenn nun dergestalt die großen Mächte von unmittelbarem Eingreifen zurückgehalten wurden, so blieb die Sache von Florenz um so mehr eine toskanische und italienische Angelegenheit, immer jedoch mit der Maßgabe, daß Florenz an seinem Bündniß mit Frankreich festhielt, da die übrigen italienischen Staaten in einer Allianz gegen Frankreich begriffen waren.

Die Autorität des Frate war durch den Gang des Ereignisses aufs Neue mächtig angestiegen: denn die Umstände, welche die Rettung aus schwerer Bedrängniß herbeigeführt hatten, sah man als ein göttliches Mysterium an, durch welches die prophetische Mission desselben bestätigt werde [2]). Bei alle dem hatte es die größten Schwierigkeiten, das populäre Regiment aufrecht zu erhalten.

Der Frate ließ sich im großen Consiglio eine Kanzel errichten, um zu einem sittlich guten Leben und zur Bestätigung der von ihm vorgeschlagenen Reformen, besonders in Bezug auf Frauentracht und Kinderzucht zu ermahnen; auch brachte er manche bei der

1) Parenti, Oktober 1496. Come uno condottiere guidato per Italia a propositi del Duca di Milano e per farci spaventacchio, senza avere alcuno rispetto a sua dignità.

2) Guicciardini, Storia. fior. S. 168. Parenti, Oktober 1496: secondo molti verificato fù il detto di Frate Jeronimo, che, quando al tutto destituiti d'ogni speranza fussimo, all'hora Iddio ci ajuterebbe, a ciò da lui, non da altri riconoscessimo il beneficio.

Magistratur vorgekommenen Unordnungen zur Sprache. Und soweit kam es nun wohl, daß Statuten in seinem Sinne gemacht wurden; allein bei dem letzten Schritt traten wieder Anstände ein: die Signorie trug Bedenken, sie zu publiciren. Wenn dann die Unternehmungen nicht so gingen, wie man wünschte, so sah Frate Hieronimo den Grund der Unfälle darin, daß man seine Anordnungen nicht befolgt habe: käme der König von Frankreich nicht, so würden andere kommen, um Italien und den Papst zu geißeln; wolle man sich nicht freiwillig zu einem guten Leben entschließen, so werde man mit Gewalt dazu gezwungen werden. Besonders beklagt er sich über die Signoren, die in seine Vorschläge nicht vollständig gewilligt hatten, und wiederholte, daß ja das Volk der Herr sei; es brauche sich nur zu erheben, und zu erklären, es wolle [1]); er erging sich in heftigen Exklamationen über den Widerstand, den er im Palast, d. h. bei der Signorie finde und in ebenso feurigen Betheuerungen der Wahrheit dessen, was er sage; er sprach selbst aus, daß der kein guter Christ sein könne, der ihm nicht glaube [2]). Noch in stärkeren Ausdrücken wiederholte das sein eifrigster Anhänger, Fra Domenico da Pescia: er hat vernehmen lassen, Land und See und selbst die Himmel würden eher vernichtet, als die Lehre Savonarolas umgestoßen werden; Cherubim und Seraphim, die heilige Jungfrau und Christus selbst würden eher zu Grunde gehen [3]).

Mit dem Uebergewicht, das diese Richtung genommen, hing es zusammen, daß das Carneval von 1497 den Charakter der mönchischen Reform noch stärker trug, als das vorhergegangene; es war eigentlich ein Triumph der fratesken Doktrin. An die Stelle der lärmen-

1) Parenti, Juni 1496. Dolsesi massime de magistrati di Firenze e quali nissuno punivano, e della Signoria, la quale non eseguiva le riforme sopra li statuti delle donne e fanciulli, secondo che praticato et già terminato per provvisione s'era e confortò el popolo poi da che lui era Signore, che quando con la debita reverenza la Signoria richiesta mettere in opera non volesse la provvisione giusta, lui si levasse in piè e dicesse, noi la vogliamo, la qual parola importantissima fù.

2) Parenti, August 1496: Usò dire che se lui ingannava questo popolo, Iddio ingannava lui. Però ci confortava al crederli, affermando che chi non li credeva, buono cristiano essere non poteva.

3) Parenti September 1496: impetuosamente affermò, che prima la terra, l'acqua e l'elementi, poi e cieli, l'angeli et e cherubini e serafini, ultimo la vergine Maria e Christo mancherebbono.

den Vergnügungen und Unregelmäßigkeiten dieser Tage traten Processionen nicht allein von Kindern, wie im vorigen Jahre, sondern auch von Erwachsenen von beiden Geschlechtern, welche in weißen Kleidern mit rothen Kreuzen, geistliche Lieder singend, einherschritten. Man hatte in den Häusern um Ueberlieferung der Gegenstände des eitelen Luxus und der „Fluchwürdigkeit" gebeten. Damit wurden Bücher von moralisch anstößigem Inhalt verstanden, wie auch Bildwerke, namentlich Gemälde, die zur Unzucht anreizen konnten; sie wurden auf dem großen Platz in Form einer Pyramide aufgestellt und unter dem Freudengeschrei der Menge den Flammen übergeben. So hatte Savonarola schon früher die Gläubigen aufgefordert, ihm die Bücher zu bringen, die gegen den Glauben seien; er wolle sie Gott zum Opfer verbrennen; er bezog sich dabei auf St. Paul und St. Gregor; von dem letzten werde man freilich sagen: er sei ein Narr gewesen; wolle Gott, es gebe viele solche Narren. Es ist immer behauptet worden, daß da auch manches treffliche künstlerische Werk zu Grunde gegangen sei; in welchem Umfang dies geschehen ist, wagen wir nicht zu entscheiden; aber zur Herrschaft kam der Gedanke, der das Kunstwerk und selbst die Poesie nur nach ihrem moralischen Inhalt schätzt; man hat den Morgante Maggiore und Boccaccio verbrannt, freilich ohne sie zu vertilgen; aber Kunstwerke ließen sich absolut vertilgen [1]. Daß es soweit kommen konnte, dazu gehörte auch ein einverstandenes Gonfalonierat, wie das damalige.

1) Capponi II, 226 erinnert, Savonarola sei kein Barbar gewesen; er fügt hinzu, man könne kein Meisterstück nennen, das auf diese Weise untergegangen sei. Nardi sagt doch: tutte le figure e dipinture d'ogni sorte, che potessero incitare le persone a cattive e disoneste cogitazioni; und in den Noten zu Nardi von Lelio Arbib (vergl. Aquarone: Vita di Fra Girolamo Savonarola l. III. S. 36) werden alcune teste di sculture di donne antiche et bellissime erwähnt, welche auf diese Weise untergegangen seien; ein Petrarka mit Miniaturen von höchstem Werthe war verbrannt worden. Bei Vasari liest man, daß Bartolommeo della Porta alle seine Bilder und Studien dargebracht habe, um sie verbrennen zu lassen. Was würde die heutige Zeit darum geben, die Arbeiten und Kunstschätze wieder zu haben, die damals verbrannt wurden!

Siebentes Capitel.

Savonarola und Francesco Valori.

Wir kommen hier auf das Verhältniß der beiden einander entgegenstehenden städtischen Parteien zurück. Die Angelegenheit, die immer allem anderen voranstand, war die Ernennung des Gonfaloniere di Giustizia, der zwei Monate lang eine unmittelbare, wirksame Autorität ausübte. Es war das Amt der Accoppiatoren gewesen, diese Ernennung zu vollziehen, was dann im Sinne der vornehmeren Geschlechter geschah; wir erinnern uns, wie sie dasselbe verloren. Die Wahlen wurden dann in dem großen Consiglio vollzogen unter dem entgegengesetzten popularen Einfluß. In der Natur menschlicher Verhältnisse liegt es nun, daß die andere Partei dagegen anstrebte. Bereits im April 1496 wurde in der Republik ein geheimes Verständniß entdeckt, welches dahin zielte, nur solche Persönlichkeiten in die höheren Aemter gelangen zu lassen, über die man sich ausdrücklich verständigt hatte; ein Zettel war in Umlauf gesetzt worden, auf welchem 45 Namen verzeichnet waren, die für die höheren Aemter berücksichtigt werden sollten, außer ihnen aber keine anderen. Die Genannten gehörten meist den Geschlechtern an, die man jetzt auszuschließen angefangen hatte. Hierüber entstand die größte Bewegung: denn Intelligenzen dieser Art waren in der Republik streng verboten. Die Betheiligten wurden ergriffen und zu Gefängnißstrafe oder Ammonition verurtheilt; die Sache schien ihren Ursprung in einigen Oberhäuptern zu haben, wie Piero Capponi und Tanai de' Nerli. Der ferraresische Gesandte wagt nicht ihre Namen zu verzeichnen[1]); wir lernen sie aus dem Tagebuche Parentis kennen. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß das Vorhaben dahin gegangen sei, sowohl

1) Bericht vom 27. April 1496 bei Cappelli. S. 72.

die Anhänger Savonarolas als besonders die Bigi von den Aemtern entfernt zu halten[1]. Die Verurtheilten appellirten an das Volk, und es kam zu einer Verhandlung in dem großen Rathe. Die Procuratoren sprachen für und wider dieselben; dann ließ sich auch Frate Hieronimo auf der Kanzel über die Sache vernehmen: er war für die strenge Bestrafung der einmal Verurtheilten. Es blieb also bei den von der Signoria verhängten Strafen. Die Folge war, daß im Mai 1496 jene Oberhäupter der großen Häuser noch weiter ausgeschlossen wurden und dagegen die Bigi in die höheren Aemter drangen; in dem Rath der Zehn, der die wichtigsten Zweige der Administration in sich begriff, erhielten sie die Oberhand[2]. Im Sommer 1496 unterschied man zwei Parteien in Florenz, von denen die eine für den Herzog von Mailand, die andere für den König von Frankreich war. Hieronimo sagte wohl, er sei weder für die eine noch für die andere, er mische sich überhaupt nicht in Staatsangelegenheiten; aber man hatte genug von dem Herzog von Mailand gehört, um zu wissen, daß er die Herstellung eines aristokratischen Regiments gern gesehen hätte, weil er mit den Wenigen, wie man sie nannte, sich verständigen zu können hoffte, nicht aber mit dem Volke. Frate Hieronimo declamirte gegen die Großen, von denen sich immer mehr zeigte, daß sie sich dem Popolo nicht unterwerfen wollten. Ein tiefgreifendes Ereigniß war, daß Piero Capponi, der als Commissar bei dem Kriegsvolk stand, das gegen Pisa aufgestellt war, von einer feindlichen Kugel getroffen umkam[3]. Piero Capponi hatte sich schon unter Lorenzo Ansehn erworben, dann aber doch bei der Verjagung der Medici großen Einfluß ausgeübt; bei Guicciardini erscheint er als der Haupturheber derselben. In den ersten Tagen nachher war er der Mann, der das meiste Ansehen in der Stadt besaß; den Abzug der Franzosen brachte er unter annehmbaren Bedingungen zu Stande. Er hatte Geist

1) Parenti, April 1496: pareva che l'intelligenza contro a seguaci di Fra Jeronimo e contro ai Bigi s'indirizasse.

2) Parenti Mai 1496. E Bigi e tutti quelli dello stato passato vigore grandissimo presono. — Venutosi alla nuova creatione de' X. di Balia, operorono mirabilmente. Onde ne rimase Bernardo del Nero et Francesco Antonio di Taddeo loro capi principali. In questo modo per abbattersi l'intelligenza, d'un periculo in un altro forse molto più pernitioso si pervenne; et quello che il popolo credette fusse in benefitio suo, li risultò in malefitio.

3) Guicciardini, Storia fior. S. 143.

und Muth und sprach vortrefflich. Der Reform des Frate aber war er entgegen; je mehr dieser im Ansehen stieg, desto weniger galt Capponi bei dem Volke. Sein Tod wurde nicht allein ohne Bedauern, sondern sogar gern vernommen.

Dagegen erfreute sich damals Francesco Valori der größten Gunst bei der Population. Er galt als einer der vornehmsten Feinde der Medici; an ihrer Verjagung, der Staatsveränderung überhaupt hat er den wirksamsten Antheil genommen, war aber bei der zwischen den großen Geschlechtern, denen auch er angehörte, entstehenden Parteiung auf die Seite des Frate getreten und hatte die popularen Ideen zu den seinigen gemacht. Er war immer voll von Feuer für seine Sache; ein Mann von würdigem Aeußeren, wenig Worten, bürgerlich in seiner Erscheinung, nicht gewinnsüchtig oder geldgierig, was ihm einen guten Ruf bei der Menge verschaffte, aber ehrgeizig ohne Grenzen und voll von persönlichem Selbstgefühl [1]). Er gehörte zu den Männern, wie sie in allen Revolutionen hervortreten, denen es weniger um die theoretischen Grundsätze zu thun ist, die von der einen oder der andern Partei verfochten werden, als um den Besitz der Gewalt. So lange die öffentliche Meinung schwankte, hatte er oft bei der Bewerbung um ein Amt hinter Männern von geringerem persönlichen Verdienst zurückstehen müssen [2]), aber in dem Maße, in welchem die frateske Partei überhaupt emporkam, stieg er zu immer größerem Ansehen; im Januar 1497 erlangte er das Gonfalonierat mit allgemeiner Beistimmung.

Unter seiner Verwaltung schritt man in Bezug auf die Finanzen zu strengeren Maßregeln, was doch wieder auf die Parteistellung des Frate eine ungünstige Rückwirkung ausübte. Jene nur auf Zeit bewilligte Nachsicht in Bezug auf die Staatsschulden hob man auf; da sich dann die Inconvenienz herausstellte, daß der große Rath nicht mehr recht besucht wurde, so griff man hiegegen zu dem Mittel, auch den jüngeren Leuten aus den berechtigten Familien, die bisher ausgeschlossen waren, den Zutritt zu dem Consiglio zu gestatten. Bisher war das Alter von 29 Jahren dazu erforderlich gewesen; man setzte fest, daß 24 Jahre hinreichen sollten. Eine Auskunft, durch welche eine vorliegende Schwierigkeit beseitigt wurde, die aber mit der Zeit auch andere nicht zu berechnende Folgen nach sich ziehen konnte: denn wenn so viele jüngere Leute aus vornehmen und reichen Geschlechtern

1) Cerretani.
2) Guicciardini, Storia fior. S. 148.

an der Ausübung der Souveränetät des Popolo Theil nahmen, wie konnte der Dominicanerbruder darauf zählen, allezeit die Mehrheit zu behalten, worauf ihm alles ankam? Ohnedieß stieß die eingeführte Ordnung der Dinge auf mancherlei Widerstand [1]).

Man hat dem Frate die Absicht zugeschrieben, in der Stadt eine starke bewaffnete Macht aufzustellen, um einen jeden, der gegen die Gesetze fehle, sogleich durch militärische Gewalt zur Unterwerfung zu bringen [2]): denn auf eine starke Macht innerhalb der Republik war sein Sinn schon deßhalb gerichtet, weil die Gegner niedergehalten werden mußten. Darin aber konnte er keinen besseren Gehülfen finden, als Valori. Als Gonfaloniere litt Valori die Prediger, die sich den Doctrinen des Frate entgegensetzten, nicht in der Stadt; diese und manche ausgesprochene Anhänger des verjagten Hauses nahmen ihre Zuflucht nach Rom zu dem Cardinal Medici [3]). Aber in bürgerlichen Streitigkeiten ruft jede Aktion ihre Gegenwirkung hervor. Und keinem Zweifel unterliegt es, daß auch die geistlichen Bestrebungen in dem letzten Carneval, die tief in die Familien hineingriffen, Mißvergnügen erweckt hatten; die gesammte Gewalt in die Hände der Frateschi unter einem so thatkräftigen Oberhaupt gerathen zu lassen, war keineswegs die vorwaltende Meinung. So konnte es geschehen, daß der nächste Gonfaloniere aus den Gegnern Savonarolas genommen wurde; es war Bernardo del Nero, in welchem diese Partei nach Capponi's Tode ihr Oberhaupt sah. Anders konnte es nicht sein, als daß daraus eine große Verwirrung entstand. Die aufwachsende Jugend gefiel sich in Spielen von sehr politischer Färbung; sie sonderte sich in zwei Parteien, von denen die eine einen Herzog, die andere einen König an ihre Spitze stellte, d. h. eine französisch gesinnte, frateske und eine andere mehr aristokratische, die in der Verbindung mit dem Herzog von Mailand das Heil der Republik sah. Das Spiel hätte ernsthaft werden können und wurde von den Otto ausdrücklich untersagt.

In diesem Augenblick gegen Ende April 1497 geschah es, daß Piero Medici, zugleich auf die Entzweiung trauend, die in Florenz ausgebrochen war, einen Versuch machte, mit Gewalt wieder Meister in der Stadt zu werden. Und ohne Aussicht war sein Unternehmen nicht: denn die Menge des Volkes war von jeher mediceisch gesinnt

1) Guicciardini, Stor. fior. S. 148.
2) Parenti.
3) Guicciardini, Stor. fior. S. 148.

und wegen der eingetretenen Theuerung der Lebensmittel der neuen Regierung besonders abgeneigt [1]), und von den mittleren Bürgern bemerkte man, daß sie den Ausgang der Sache abwarten wollten; sie verhielten sich gleichgültig und zögernd und waren entfernt davon, sich zu bewaffnen. Wäre Piero eingetroffen, ehe die neue Signoria gewählt war, so würde er wohl einen Erfolg erzielt haben können; aber die neuen Signoren waren bereits gewählt, und unter dem Einfluß seiner Gegner waren gute Veranstaltungen getroffen, sodaß er, nachdem er auf eine Bogenschußweite in die Nähe der Thore gekommen war, da die Stadt ihm widerstand und die vor Pisa lagernde Kriegsmacht sich gegen ihn wandte, für rathsam hielt, zurückzugehen [2]). In Rom hatte das Gerücht, daß sein Unternehmen gelungen sei, frohlockende Manifestationen seiner Freunde hervorgerufen; bald aber traf die Kunde von dem vollkommenen Mißlingen ein. Papst Alexander scheint dies erwartet zu haben; denn er hatte nur eine sehr geringe Vor-

1) Parenti, April 1497: Mostravasi qualche periculo rispetto alla famata plebe, la quale temere non sa, in sulla quale massime Piero si fondava; aggiungevasi a questo molti scontenti del presente reggimento.

2) Parenti: Piero vicino a San Gaggio non havendo alcuno ostaculo si posò el giorno 18. d'Aprile, ad hora circa di 16. Le sue gente furo di sotto alle fonti et per uno trarre di balestra alla porta s'appressorono, dove senza fare ad alcuno lesione si fermorono, aspettando essere chiamati et intromessi, secondo Piero per finte lettere, venute da cittadini loro persuaso li avea. In tal modo stando, la subita sua e repentina venuta admiratione grandissima ci generava; pareva che lui certa intelligentia nella terra havere dovessi. — E cittadini suoi adversarj et allo stato caldi forte risentitisi al palagio si ristinseno et chiamatovi la nuova Signoria la mattina per tempo senza cerimonia consueta, la quale in favore era delli inimici di Piero, praticorono che da fare fusse; conclusono che prima si richiudessino in palagio sotto ombra di pratica acciò venissino tutti e cittadini vecchi, amici et partigiani di Piero, di cui alcuno sospetto si havessi; — providono che nessuno contadino o forestiero nella terra entrare si lasciasse; et solo e cittadini di reggimento s'armassino, datone cura a Gonfalonieri della compagnia. — Non male disegnò Piero a fondarsi sù la fame et del contado et della città, in oltre sulle nostre divisioni della terra; e se 2 o 4 giorni anticipava, avanti la Signoria da noi fatta si fussi, non è dubbio che grandissimo scompiglio metteva nella nostra Città. Jo per me giudicare non voglio, che seguito si sarebbe; ma trovato lui la Signoria da noi già fatta appresso di inimici suoi e amici suoi tutti essere in palagio sostenuti, non hebbe effetto il desiderio suo.

stellung von den Talenten des Piero [1]). Für Savonarola machten die beiden Angriffe Piero Medicis Epoche [2]). Wenn der erste ihm sehr nützlich geworden war, weil er das Meiste zur Abwehr desselben beigetragen hatte, so war der zweite, obwohl ebenso erfolglos, doch vielmehr ihm schädlich, da er von jeher auch die Anhänger der Medici in seinen Schutz genommen hatte, sodaß der Widerwille, welcher deren unentschiedenes Verhalten erweckt hatte, auf ihn selbst zurückfiel: unter denen, die man im Palast festhielt, um ihrer sicher zu sein, waren viele seiner Anhänger [3]). Eine widerspruchsvolle Lage an sich, daß der Urheber des popolaren Regimentes, welches die Verjagung der Medici zur Voraussetzung hatte, nun doch wieder in einer gewissen inneren Verbindung mit denen stand, welche die Rückkehr der Medici wünschten, ohne jedoch selbst diesen Wunsch zu theilen. Dazu kam, daß ein Waffenstillstand zwischen Spanien und Frankreich geschlossen worden war, durch welchen die Opportunität der Allianz, für die Hieronimo sich immer ausgesprochen, sehr zweifelhaft wurde. Es hatte sich gezeigt, daß man doch für Florenz auch

1) Brief Manfredis vom 6. Mai 1497 bei Cappelli S. 82.

2) Brief des Mailänder Agenten in Bologna vom 2. April 1497; Arch. stor. ital. t. XVIII, P. 1. S. 33.

3) Parenti: notossi nel nostro provvedimento dentro che moltissimi cittadini di mezzo si stettono e disarmati in habito ordinario per la terra andavano, non curando il comandamento della Signoria e dei dieci e quasi poco stimando il pericolo, quale altri riputavano grandissimo. La qual cosa da più cause nacque; prima dal credere molti, che sotto colore di pigliare l'arme contro a Piero de Medici, e Capi di tutte e due le parte unirsi insieme d'accordo usurpar si volessino il reggimento et di mano al popolo trarlo, onde vistosi impotenti e senza capi meglio giudicarono starsi e menare lasciarsi, che inutilmente volere resistere e alla fine perdere Altri di parere furono, che la parte al Frate opposita, la quale provvista era d'arme, sotto el medesimo colore scoprir si volessi contro alla fratesca et a un tratto fatto resistentia a Piero, quella abbattessi et superassi. Moltissimi etiam dubii dello entrare di Piero, conjecturando che chiamato fussi, imbrattare non si voleano. Etiam alquanti contenti della sua venuta, volentieri stavano alla vista, aspettando il successo. E parenti etiam e amici di richiesti e sostenuti Cittadini in Palagio, sdegnati di tale atto quieti si stavano et adoperare in favore d'alcuno non volevano. El perchè delle quattro parti l'una in tanto repentino pericolo non si armò, ne difesa alcuna fece. La quale occasione grandissima fù per li oppositi al frate ad tenerli sotto, et deprimere rimproverando loro, che alla venuta del tiranno niente si risentirono, et quasi contenti resistere non li vollono.

von der Liga nicht viel zu fürchten brauchte; namentlich erklärte sich Herzog Lodovico von Mailand zwar durchaus nicht im Sinne des Consiglio und der popularen Partei, aber doch noch weniger für die Medici, von denen er, wenn sie jemals wieder in Florenz zur Gewalt kamen, nur Feindseligkeiten zu erwarten hatte, da er zu ihrer Verjagung beigetragen zu haben sich bewußt war. Die Primaten waren seine natürlichen Verbündeten, sie wollten selbst Herren in Florenz sein und sich nicht unter die Medici beugen. Täglich traten die Gegensätze in der Stadt schärfer hervor: in der neuen Signorie saßen einige von Savonarolas heftigsten Gegnern, zu denen der Gonfaloniere Canacci selbst gehörte, aber auch einige seiner wärmsten Anhänger, wie Antonio Canigiani [1]); ähnlich stand es in den meisten andern republikanischen Aemtern [2]). Die geistlichen Streitigkeiten konnten nicht verfehlen, darauf einzuwirken, wobei es denn in's Gewicht fiel, daß Papst Alexander nicht mehr wie früher für Piero Partei nahm, sodaß die reformatorische Agitation nicht länger ein Moment der Sicherheit der Republik überhaupt bildete. Die großen Geschlechter, frei von der Furcht vor dem Papst, traten dem Frate um so nachdrücklicher entgegen. Schon hörte man behaupten, das Beste würde sein, sich desselben zu entledigen; doch fehlte noch viel, daß dies die herrschende Meinung gewesen wäre; seine Anhänger bildeten noch in allen Kreisen eine starke Partei. Bei diesem Widerstreit, der alle Kreise durchdrang, und der politisch geistigen Aufregung, in der man sich befand, wurde es nun fast die größte Frage in der Stadt, ob Frate Hieronimo, wie er angekündigt hatte, an dem nahen Himmelfahrtstage (4. Mai) predigen werde oder nicht [3]). Man stellte Wetten darüber an, denen durch Pfänder, die man auswechselte, ein besonderer Nachdruck gegeben wurde; die Gegner des Frate gaben die Absicht kund, die Predigt, die der päpstlichen Verfügung zuwiderlief, zu verhindern oder sie doch zu stören. Die Signorie hielt für nothwendig, diese Wetten für null und nichtig zu erklären und jeden, der die Predigt stören werde, mit Strafe zu bedrohen. Es war selbst zweifelhaft, ob Savonarola wagen würde, die Kanzel zu besteigen. Valori hat ihn danach fragen lassen, und da er fest bei seiner Absicht blieb, haben dann die Signoren in einer

1) Guicciardini, Stor. fior. S. 151.
2) Schreiben Manfredis vom 4. Mai 1497 bei Cappelli. S. 82.
3) Parenti, April 1497. Di niente altro quasi per la terra si parlava, che se il frate o no predicherebbe.

neuen Deliberation beschlossen, daß zwar wegen des herannahenden Sommers, welcher bei zahlreichen Zusammenkünften die Seuche wieder hervorrufen könne, die Predigten überhaupt verboten sein sollten; für den Tag des Himmelfahrtsfestes aber wurden sie erlaubt [1]). Von Savonarola war nicht namentlich die Rede; daß er besonders gemeint war, liegt jedoch am Tage. Wir begleiten noch einmal den Dominikaner zu einer seiner Demagorien, die einen geistlich politischen Charakter haben und zugleich seine Person betreffen. Am Himmelfahrtstage begab sich, wie die Chronik Parentis erzählend berichtet, der ehrwürdige Vater im Geleit nicht allein einer großen Anzahl seiner Anhänger, sondern auch von städtischen Milizen begleitet nach Sta Maria del Fiore. Vor Allem bemühte er sich, die Vorwürfe abzulehnen, die man ihm machte [2]). Seine Stellung war bereits nicht ohne Gefahr für ihn; die politischen Verhältnisse lagen weniger günstig; der Signoria war er nicht mehr so sicher wie bisher. Seine Predigt, die er hielt, ist eine Art von Vertheidigung; aus ihr selbst lernt man die Vorwürfe kennen, die ihm gemacht wurden, die Zweifel an der Berechtigung der Stellung, die er einnahm, an seiner Prophetie selbst. Er ruft die Jungfrau Maria und die himmlischen Heerschaaren zu Zeugen darüber auf, ob seine Vorhersagungen auf Träumen beruhen, wie manche ihm nachsagten, oder auf wirklichen Erleuchtungen; er versichert, vollkommen wachend mit aller möglichen Sicherheit habe er sie empfangen. Indem er sich an Gott wendet, dankt er ihm für das natürliche Licht, durch welches er dessen Dasein erkenne, den Ursprung alles Seins, noch mehr aber für das übernatürliche Licht des Glaubens; wenn er Gott um seinen Schutz anflehe, so rede nicht seine Zunge, sondern seine Seele; Gott möge sie frei machen, um die Wahrheit mit Zuversicht auszusprechen, von aller Furcht, aber auch von jeder Anwandlung von Schmeichelei. Wohl sage man, er sei ein Verführer des Volkes, aber Gott wisse, daß das nicht wahr sei. Gott selbst habe ihm gesagt: Gehe fort aus deinem Lande und aus dem Hause deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde.

1) Deliberation der Signoren vom 3. Mai bei Villari, II. doc. XXXIV S. CLXIII.

2) Parenti, Mai 1497. Onde la mattina il venerabile Frate da San Marco con moltissima compagnia de' cittadini e colla guardia alla persona sua della famiglia del Podestà di Firenze armata con famigli delli Otto e con alquanti collegi della Signoria in sul pergamo montò, quivi ad audientia di grandissimo popolo.

Nicht aus freier Wahl, sondern in Folge göttlicher Inspiration sei er nach Florenz gegangen; hier habe er nicht etwa nach eigenem Willen gehandelt, über die neue, in der Stadt einzuführende Regierung gesprochen, sondern nur auf Gottes Geheiß. Er erwähnt dann näher, was man ihm zum Vorwurf machte, z. B. daß er Conventikel in San Marco gehalten habe, oder daß man Geld daselbst sammle oder in San Marco herrlich und in Freuden lebe; er lehnt das Alles unter Anrufung des Zeugnisses der himmlischen Gewalten ab. Indem er sodann versichert, er suche nicht seine Ehre, sondern die Ehre Gottes, wagt er zu sagen: wer ihn verfolge, der verfolge Gott und gehe in sein eigenes Verderben. „Habe ich nicht nur immer die Furcht Gottes und den Frieden gepredigt? Habe ich mich nicht immer für das Beste eurer Stadt bemüht, ohne etwas anderes als Undank erwarten zu können?“ Er wiederholt dann seine alte Prophezeihung, daß Italien von barbarischem Volk sein Verderben zu erwarten habe. Sollten die fremden Mächte Frieden unter einander schließen, so werde das nur umsomehr der Ruin des verkehrten Italiens sein; ein Drangsal werde hereinbrechen, schlimmer als der Tod. Besonders werde Rom schwere Züchtigungen erfahren; aber dann werde die Erneuerung der Kirche erfolgen. Er vergißt nicht zu versichern, daß dann auch Pisa unter die Herrschaft von Florenz zurückkehren werde, freilich nicht sogleich wegen der Sünden der Florentiner. Mancher wünsche immer zu leben, um immer zu sündigen. In diesen Drangsalen werden die Auserwählten immer besser, die Bösen immer schlimmer werden. Bereits sehe man, daß der Satan große Gewalt erlangt habe; überall werde gespielt, man höre Gott lästern; der Wollust öffne man Thür und Thor. Die Bösen wissen nicht was sie thun; sie glauben, daß sie gegen den Frate kämpfen; es ist aber Christus, gegen den sie kämpfen. „Ich bin nicht ihr persönlicher Gegner, aber ich muß mein Leben einsetzen zu Ehren Christi und dem Heil der Seelen. Auch bin ich nicht der Urheber dieser Entzweiung: denn zwischen dem Guten und Bösen kann keine Vereinigung stattfinden.“ Man sage wohl, er hätte heute nicht predigen sollen, weil daraus Unruhen entstehen könnten, und man beziehe sich dabei auf einen Befehl der Signoria, aber ein solcher existire nicht. Und hier kommt er auf den zweifelhaftesten Moment seiner Haltung überhaupt; selbst wenn eine solche Weisung ergangen wäre, würde sich sehr darüber streiten lassen, ob er verpflichtet sei, derselben Folge zu leisten; unter den heiligen Theologen sei es nicht ausgemacht, ob ein

Prediger die Predigt unterlassen dürfe, wenn ein Tyrann sie verbiete [1]).

Wir begleiten den Gang dieser Predigt, weil sie für die Lage und die Persönlichkeit Savonarola's gleich charakteristisch ist. Sie läßt den ganzen Widerstand ahnen, der sich um ihn her regt, und dem er seinen Anspruch auf göttliche Erleuchtung und die Verkündigung göttlicher Wahrheit entgegensetzt. Er war aber an dem Punkt angekommen, in welchem Alles culminirte und eigentlich die Unabhängigkeit der Predigt von weltlicher und geistlicher Gewalt ausgesprochen wird. Eben in diesem Moment erhob sich ein Lärm in der Kirche; ein paar junge Leute unterbrachen die allgemeine Stille durch ein heftiges Klopfen, was dann der Versammlung als ein gegebenes Zeichen erschien [2]). Alles erhob sich, viele stürzten zu den Thüren hinaus, der Frate warf sich auf der Kanzel auf die Knie und ergriff ein Crucifix. Durch den Zuspruch eines der Otto aber wurde die Ruhe wiederhergestellt und die Predigt vollendet. Aber indeß hatte sich der in der Kirche gegebene Anstoß zur Entzweiung über die Stadt hin verbreitet; ein allgemeiner Zusammenlauf entstand, sodaß die Anhänger Savonarola's meinten,

1) Ich lege dabei den alten Druck zu Grunde: Predica quadragesima nona facta in mattina del ascensione del medesimo anno, raccolta per maestro Hieronymo Cinozzi, pubblicata ad requisitione di detto reverendo Padre frate Hieronymo; in Prediche di Fra Hieronymo sopra Ezechiel propheta; Venedig 1517, fol. CXLVII. In dem Auszug bei Villari (II, 17) finden sich einige Abweichungen, die nicht ganz unerheblich sind, z. B. wenn es heißt, Savonarola habe seine Erleuchtungen in den Nachtwachen bekommen, die er zum Wohle der Stadt ausgehalten habe (per le vigilie durate pel bene di questo popolo), während der alte Druck nur von dem unzweifelhaften Wachsein spricht (non illuminazione di sogni ma aperte e chiare, in vigilia con ogni certezza). Er stimmt mit dem Auszug bei Guicciardini überein, der aber nicht aus demselben geschöpft sein kann, da darin einige Worte vorkommen, die sich in jenem nicht finden (Profezie etc. fol. XX.) Durch das Tagebuch Parentis wird er in den zweifelhaftesten Punkten bestätigt. Man sieht hierbei, worauf sich die Aufmerksamkeit richtete.

2) Parenti: Uno figliuolo di Galeotti Cei, dua giovannetti per burla nella grande sua attentione picchiorono a modo che con un sasso in mano due volte un certo desco, il quale facendo romore tale che cenno parse; tutti, li animi delli auditori si levorono; qualcuno delli amici suoi (dicesi un famiglio del Podestà in sospettito) fuori le arme trassi, subito la brigata a scostare si cominciò et alquanto tumulto si fece; li altri appresso più insospettiti, alle porte della chiesa inviandosi alcune ne apersono e con rovina n'uscivano.

er solle auf der Straße umgebracht werden. Auch sie bewaffneten sich ihrerseits; man versichert, es seien besonders solche gewesen, die bei dem letzten Angriff Pieros nicht hatten zu den Waffen greifen wollen [1]). Der Frate wurde sicher nach S. Marco gebracht, aber vor Augen liegt, wie nahe schon alles einem offenen Kampfe zwischen den Bürgern war. Auf beiden Seiten verbreitete man übertriebene Gerüchte von dem Vorhaben der Gegner; die Frateskèn wurden beschuldigt, es auf eine Erhebung ihrer Partei abgesehen, ihre Widersacher dagegen, die Ermordung Savonarolas und die Vernichtung seiner Anhänger beabsichtigt zu haben.

Man bemerkte, daß die vornehmsten Feinde Savonarola's jetzt eben die waren, welche sich am entschiedensten gegen die Medici erklärt hatten. In der Stadt griff eine Entzweiung um sich, welche an die alte Parteiung der Guelfen und Ghibellinen erinnerte [2]), nur daß sie jetzt eine religiöse Färbung trug.

Das Ereigniß vom 4. Mai schloß insofern noch einen neuen Moment in sich, als Savonarola den Anspruch auf eine keinem Verbot unterworfene Freiheit seiner Predigt erhoben hatte; er zerfiel dadurch nicht allein mit dem Papst, sondern auch mit der weltlichen Gewalt; weder jenem, noch auch dieser wollte er das Recht zugestehen, ihm die Predigt zu verbieten. Diesem Sinn entsprach es, wenn seine Anhänger ein Lebehoch auf den Herrn ausbrachten oder von dem König Christus redeten. Konnte aber der Dominikaner eine so unabhängige Stellung in der That behaupten? Wenn er dem Papst Widerstand leisten wollte, so mußte er wenigstens die Stadt auf seiner Seite haben. Gleich damals bekam er das zu empfinden: denn ohne die Autorität der Signoria würde er dem Anlauf seiner Gegner, die zugleich aristokratisch und

1) Parenti. Sparsesi immediate per la città la voce che li adversarii del frate tagliare lo haveano voluto a pezzi et prima sul pergamo, però li amici suoi et partigiani al partirsi lui di Santa Maria del Fiore, ristrettisi in mezzo el missono e l'accompagnavano. Crederono allora veramente e partigiani del Frate, che compariti fussino li inimici loro, et nella strada el Frate ammazzare volessino. Il perchè subito senza altro intendere, trattisi e mantelli e avvoltosi al capo e cappucci con gittarsi per le vicine case amiche quasi tutte del frate l'arme in hasta presono et fuori con grandissima dimostratione in difesa del frate uscirono, fra questi furono molti e quali nella venuta di Piero di Medici la più parte di loro disarmati stettono.

2) Brief von Somenzi vom 4. Mai 1497 a. a. O. S. 34.

päpstlich gesinnt waren, nicht haben widerstehen können. Der Papst Alexander VI. nahm im Mai 1497 den Prozeß gegen Savonarola wieder auf[1]; er hatte dazu zugleich einen politischen Grund. Zwei von einander scheinbar weit entfernt liegende Handlungen des Papstes, daß er nehmlich den geweihten Hut an König Heinrich VII. schickte und ernstlicher als bisher gegen den Prior von San Marco einzuschreiten anfing, stehen doch in gewissem Zusammenhang; beide waren gegen Frankreich gerichtet, jene offenbar, diese sofern Savonarola in Florenz die französische Partei aufrecht hielt. Allemal aber lag das vornehmste Motiv in der Behauptung der höchsten geistlichen Autorität, wofür man jetzt wieder auf eine städtische Partei in Florenz rechnen konnte. In dem Breve vom 12. Mai 1497 [2]) wird vor Allem der Ungehorsam Savonarolas hervorgehoben, der auf die ihm zugegangenen Citationen nicht erschienen sei und dem päpstlichen Verbote zum Trotz immer fortgefahren habe, zu predigen: den florentinischen Kirchen wird deshalb angezeigt, daß der Frate der Ketzerei verdächtig und der Excommunication verfallen, also auch von allen Gläubigen zu vermeiden sei[3]). Diese Sentenz des Papstes wurde nun am 18. Juni in fünf Kirchen von Florenz feierlich abgekündigt und brachte nothwendig einen großen Eindruck hervor. Die Gegner des Frate wollten ihr nachkommen; seine Anhänger aber behaupteten, sie sei notorisch ungültig, weil sie auf falschen Informationen beruhe. Der Streit war so allgemein und lebhaft, daß eine Anzahl der angesehnsten Bürger für rathsam hielt, sich zu vereinigen, um einen Ausbruch des inneren Kampfes zu verhüten. Die Frateschi meinten, den Papst doch noch zu einer Suspension der Censur bewegen zu können; sie vereinigten sich zu einer Bittschrift an ihn, welche von mehr als 300 florentinischen Bürgern unterschrieben wurde[4]). Aber individuelle Meinungsäußerungen widersprachen der republikanischen Verfassung. Die Signorie nahm die Bittschrift sehr übel: denn nur die Gemeinschaft aller Bürger solle in der Stadt zu Worte kommen; sie wurde aber bewogen, sich nun selbst an den Papst zu wenden. In ihrem Anschreiben an denselben heißt es: Wenn das wahr wäre, was man ihm über Frate Hieronimo hinterbracht habe, so würde

1) Brief Manfredis vom 6. Mai, bei Cappelli S. 82.
2) Villari II, Doc. XXXVI. S. CLIV.
3) Meier, S. 377 Dok. XIV. Perrens I. S. 474. Isidoro del Lungo, Fra Girolamo Savonarola S. 17 (Arch. stor. Ital. S. II. T. XVIII).
4) Villari II, Dok. XXXVII. S. CLXVII.

die Excommunication gerechtfertigt sein; allein so verhalte es sich nicht; die Signorie kenne den Bruder als einen guten und in der christlichen Lehre erfahrenen Mann; in seinem Verhalten habe sie nichts bemerkt, worin er ein schlechtes Beispiel gegeben oder von der christlichen Doctrin abgewichen sei. Sie ersucht den Papst, sich die Sache nochmals vortragen zu lassen, damit es nicht scheine, als gelte der Leichtsinn der Ankläger mehr, als ein gutes und religiöses Leben; sie bittet ihn, die Censuren aufheben zu wollen, nicht ohne ihn zu erinnern, daß er Statthalter Christi sei; ihrer Stadt könne er keinen größeren Dienst erweisen [1]). Aufs neue wurde hierauf die Sache Savonarolas in Rom erwogen; der Papst legte sie einer Congregation von sechs Cardinälen vor; auch erfahren wir, daß in dieser Versammlung die Meinung geäußert worden ist, man möge die Censur zwar nicht aufheben, aber auf einige Monate suspendiren, in welcher Zeit der Frate nach Rom kommen solle. Aber diese Ansicht drang nicht durch; der Beschluß der Congregation ging dahin, daß die Excommunication in Kraft bleiben und keinerlei Absolution stattfinden solle, wenn nicht der Frate vorher den Befehlen des Papstes und des Ordensgenerals Gehorsam leiste [2]). Die Excommunication wurde also weder aufgehoben noch suspendirt; es war sogar bereits von einem Interdict, welches erfolgen sollte, die Rede. Mitte August that der ferraresische Gesandte dies dem Frate zu wissen; dieser erklärte: er sei allezeit bereit, die Sache Gottes zu vertheidigen; aber Gott selbst werde sie vertheidigen; nach Rom solle der Gesandte an seine Correspondenten zurückmelden: er, der Bruder, habe keinen Zweifel daran, daß er diesen Kampf bestehen werde; Gott werde seine eigene Ehre vertheidigen, und man werde wohl sehen, wer der Meister bleibe, Gott oder die Menschen; er sei in dieser Sache nur ein Werkzeug Gottes. Welche Ideen sich in ihm regten, kann man aus seinen aus dieser Zeit aufbewahrten Briefen abnehmen [3]). Von der Behauptung, daß die Anklage auf Verläumdung beruhe; daß man in seinen Schriften kein ketzerisches Wort finden werde; daß mancher andere auf den Papst heftiger gescholten habe, als er selbst, geht er zu der großen Frage über, ob man dem Papste in allen Fällen Gehorsam schuldig sei. Er bezieht sich dabei auf die Lehre

1) Schreiben der Signorie an den Papst vom 8. Juli 1497 bei Quétif II. S. 127.
2) Schreiben Manfredis vom 16. August 1497, bei Cappelli 89.
3) Meier, S. 135 u. 136.

Gersons, es sei keine Verachtung der Schlüsselgewalt, den Befehlen des Papstes nicht zu gehorchen, sobald er seine Macht schändlich und ärgerlich zum Zerstören und nicht zum Aufbauen gebrauche; man habe die Befugniß einer ungerecht ausgesprochenen Excommunication mit Hülfe der weltlichen Gewalt zu widerstehen: denn eine solche Excommunication sei nur ein Werk der Gewalt, und das natürliche Recht erlaube, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. So erhebt sich diese Controverse von einem Moment zum anderen zu immer höherer Bedeutung. Alle Lebensregungen von Florenz waren in dieselbe verflochten. Konnte sie aber in dieser so tief und vielfach entzweiten Republik geschlichtet werden?

Mitten in diese Agitationen traf es, daß man in Florenz einer Verschwörung angesehener Bürger zu Gunsten der Medici auf die Spur kam. Ein Zwischenträger des Namens Lamberto dell' Antella machte die Anzeige, ohne daß man recht klar wurde, was ihn dazu vermochte. Auf der Stelle erfolgten Verhaftungen in Menge und Vertheidigungsmaßregeln, gleich als ob der Feind vor den Thoren wäre. Alles beruhte auf der Entdeckung, daß die letzte Unternehmung Piero Medicis von einigen in Rom ansässigen florentinischen Häusern mit ihrem Geld befördert worden war, und zwar im Einverständniß mit ihren Freunden in Florenz. Diese aber gehörten den vornehmsten Familien an; es waren vor allen Bernardo del Nero, der vor Kurzem als Gonfaloniere di Giustizia sich gegen Frate Hieronimo und das populare Regiment besonders feindselig gezeigt hatte, Niccolò Ridolfi, dessen Sohn mit einer Schwester Pieros vermählt war, Lorenzo Tornabuoni, ein junger Mann von Geist, der große Erwartungen erregte, naher Verwandter Pieros, Giannozzo Pucci, der sich der Freundschaft Pieros, als dieser noch die Stadt beherrschte, zu erfreuen gehabt hatte, Giovanni Cambi, einer der reichsten Bürger. Die Stellung dieser Männer, die Verzweigung ihrer Verbindungen in der Stadt, ihre zahlreiche Verwandtschaft machten es zu einem gefahrvollen Unternehmen, gegen sie zu verfahren[1]). Daß sie nach den Gesetzen, die gegen Piero Medici erlassen worden, strafbar waren, leidet keinen Zweifel.

1) Nach Somenzi waren die Festgenommenen Männer von Geist und Ansehen, aber Freunde des Herzogs von Mailand: er sieht darin eine Demonstration gegen den Herzog selbst; alle die halte man gefangen, welche bei der letzten Abstimmung nicht gefügig gewesen seien. Brief Somenzis vom 8. August 1497. A. a. O. 34.

Allein die Otto della guardia scheuten sich, die Untersuchung zu führen, die dann eine Vollstreckung der Strafe nach sich gezogen haben würde; sie wendeten sich an die Signoria; diese aber erklärte, ihres Amtes sei es nicht, Recht zu sprechen. Für die Untersuchung wurden den Acht noch zwölf Andere meist aus den vornehmsten Aemtern aggregirt, unter ihnen Francesco Valori, der zu den Dieci della guerra gehörte. Ihre Namen beweisen, daß sie entweder Frateschi oder doch Feinde der Medici waren [1]). Beide wurden dadurch verbunden, daß sie der französischen Partei angehörten; sie waren alle Anhänger Valoris [2]). Die Angeklagten wurden sämmtlich verurtheilt; ob nun aber die Strafe vollstreckt werden sollte, war doch sehr zweifelhaft. Die Ottanta und eine Anzahl anderer wurden zu einer großen Pratica herangezogen, die etwa 130 Mitglieder zählte; es scheint nicht, daß sie in ihrer Ueberzeugung von der Schuld der Angeklagten geschwankt hätten. Doch waren deren Verschuldungen sehr verschiedener Art; besonders fand Bernardo del Nero, dem man nichts weiter nachweisen konnte, als daß er um die Sache gewußt und sie nur nicht zu öffentlicher Kunde gebracht habe, lebhafte Theilnahme; er war bereits hoch bejahrt, hatte in den wichtigsten Aemtern gestanden und in allen den Ruf guter intellectueller und moralischer Eigenschaften erworben; nur ein Anhänger der neuen Verfassung und des Frate war er nicht; seit einiger Zeit stand er, wie berührt, an der Spitze der Gegner desselben. Besonders nahm sich Guid' Antonio Vespucci Bernardos an; er forderte eine genaue Bestimmung der Verschuldung eines Jeden und machte darauf aufmerksam, daß es hierbei auf Menschenleben ankomme, die man nicht zurückgeben könne. Auch von anderer Seite wurde bemerkt, daß man kein Blut vergießen solle; es könne der Anfang zu einer Verwüstung der Stadt werden. Aber die Anhänger der neuen Verfassungsform, die ausgesprochenen Feinde der Medici und die Frateschi waren für die Verdammung. Francesco Valori, der in Bernardo del Nero seinen vornehmsten Antagonisten sah, wollte von keiner Ausnahme zu Gunsten desselben hören. Fast einmüthig fiel der Beschluß dahin aus, daß die Angeklagten den Tod verwirkt hätten [3]). Da jedoch die Sachwalter derselben auf die Appellation an das große Consiglio antrugen, so wurde es nun die

1) Schreiben Somenzi's vom 11. August 1497. A. a. O. S. 35.
2) Confession Cambi's bei Villari II, doc.
3) Guicciardini, Stor. fior. S. 158 ff.

vornehmste Frage, ob dieser Appellation stattgegeben werden solle oder nicht. Dagegen führte man an, daß doch nicht der im Gesetz vorgesehene Fall vorliege, weil das Urtheil nicht von dem gewöhnlichen, sondern von einem erweiterten Gerichtshof gefällt worden sei [1]); und was solle daraus werden, wenn die geheimsten Sachen vor die Menge gebracht würden? da diese die großen Geschlechter hasse, so würde sie wahrscheinlich diese Gelegenheit ergreifen, sie sämmtlich in ihren Häusern zu vernichten; in Fällen dieser Art könne der Buchstabe des Gesetzes nicht binden. Die Appellation wurde verworfen. Zur Vollstreckung des Urtheils gehörte aber noch die Genehmigung der Signoria; diese war jedoch keineswegs einmüthig, nur vier Stimmen waren dafür, fünf dagegen; zu den letzten zählte die Stimme Piero Guicciardinis. Aber diese Zögerung erregte in der Versammlung eine große Aufregung: Francesco Valori erhob sich in wilder Energie und brach in die Worte aus: entweder er müsse sterben oder die Angeklagten; Andere drohten, die zögernden Signoren aus den Fenstern zu werfen. Diese tumultuarische Bewegung vermochte dann, zwei von den Fünf — Francesco Guicciardini versichert, sein Vater habe auch dann nicht zu diesen gehört —, zu den Anderen überzugehen, so daß die Vollziehung der Strafe zum Beschluß erhoben ward [2]). Unverzüglich wurden die fünf Männer enthauptet und ihre Familien bekamen nur ihre Leichname wieder, die sie in den Erbbegräbnissen beisetzten. Von Bernardo del Nero wird versichert, er sei in seinem Herzen nicht für Piero gewesen, sondern mehr für Lorenzo di Pier Francesco, welcher der jüngeren Linie angehörte und damals als das wahrscheinlich nächste Oberhaupt der Republik angesehen wurde; man dachte ihn an die Spitze einer oligarchischen Verfassung zu stellen. Dafür wäre Lodovico von Mailand gewesen, der mit dieser Linie in verwandtschaftliche Beziehung trat und überhaupt große Sympathie für die Angeklagten kund gab; er hatte sich für sie verwendet, aber gerade das diente zum Anlaß, sich ihrer zu entledigen: denn alle Freunde des Herzogs von Mailand erschienen der Oligarchie geneigt. Valori ist als der Cato gepriesen worden, der einer Art von catilinarischer Verschwörung entgegengetreten sei, wie der alte Heros [3]).

1) Pitti, storia fiorentina im Archivio storico Italiano I, S. 45.

2) Guicciardini a. a. O.

3) Francesco Valori celebrato dal popolo come un nuovo Catone contro di Catilina. Pitti, Istoria fiorentina Arch. stor. ital. I. S. 50.

Valori erschien jetzt als Oberhaupt der Stadt. Aber ein anderer Erfolg war, daß er auch den Haß der großen Familien auf sich gezogen hatte. Ich finde nicht mit Bestimmtheit, was so oft behauptet worden, daß Savonarola an der Versagung der Appellation Antheil gehabt habe[1]); aber er schwieg still dazu, wahrscheinlich auch deshalb, weil er bei dem vorigen Tumult die Freunde der Medici in Schutz genommen hatte; daß er es aber jetzt nicht that, wurde ihm zum Verbrechen gemacht, da er ja die Appellation an das große Consiglio selbst durchgesetzt hatte. Später hat er es erleben müssen, daß die Anhänger des Papstes und die Freunde der Ermordeten gemeinsame Sache gegen ihn machten. In dem Augenblicke aber gereichte ihm das Ereigniß zum Vortheil; selbst sein prophetisches Ansehen stieg dadurch. Die neue Signoria, die während des Tumultes gewählt wurde, bestand aus lauter Frateschen.

Man erinnerte sich einiger seiner Aussprüche aus den letzten Fastenpredigten, die durch die soeben eingetretenen Ereignisse wörtlich bestätigt seien; und wenn man von den Anschlägen Pieros und seiner Freunde das Nähere hörte, so meinte man, nur durch unmittelbare göttliche Hülfe der Gefahr entgangen zu sein; man sehe, Gott wolle die Stadt erhalten, wie er denn auch die Seuche allmählich aufhören lasse[2]).

Francesco Valori schloß sich ganz dieser Partei an; es entging ihm nicht, daß die Persönlichkeiten, die in Rom gegen den Frate wirkten, auch seine Gegner waren, so daß die Entfernung des Frate oder gar dessen Untergang seinen Sturz herbeiführen mußte. Seinerseits war auch der Frate unter den unaufhörlichen Schwankungen der Gewalt inne geworden, daß er eines festen Rückhaltes bedürfe; er konnte nicht anders, als eine größere Stabilität in der florentinischen Regierung wünschen und verband sich auch deshalb mit Valori, weil dieser allein der geeignete Mann dazu war,

1) Confession Savonarolas. bei Villari II, S. CCXCV. circa alla morte di quei cinque cittadini dico, ch' era contento che fussino morti et che fussero scacciati; ma non se n'impacciò mai in particolare, e sapeva che Francesco Valori v'era caldo; e che mandò a raccomandare Lorenzo Tornabuoni a Francesco Valori ma freddamente, in modo che Francesco potè intendere che non se ne curava; chè quando voleva una cosa di Francesco Valori, gli mandava a dire: io lo voglio; quando non se curava, gliene mandava a dir freddamente.

2) Schreiben Manfredi's vom 1. September 1497 bei Cappelli 95.

eine solche zu bewirken. Wir berührten schon, daß sich manche Andere der Partei anschlossen, wie es zu geschehen pflegt, die es mit der Religion so ernstlich nicht nahmen [1]), sondern der gerade überwiegenden Mehrheit folgten, da sie auch ihrerseits von ihr befördert wurden.

San Marco wurde nun der Mittelpunkt und Sammelplatz einer politischen Partei. Valori vermied so viel wie möglich, daselbst gesehen zu werden; aber einer seiner Vertrauten, Andrea Cambini, kam täglich, um mit den Klosterbrüdern die laufenden Angelegenheiten zu besprechen.

Zur Verwaltung der Republik bediente sich nun, wie Parenti erzählt, Valori folgenden Verfahrens: ehe er eine Sache zu unternehmen gedachte, kam er vor allen Dingen mit Frate Hieronimo überein; dann versammelte er eine Anzahl von Freunden, um darüber zu berathen; die größere Zahl derselben bestand aus Anhängern des Frate, auf deren Beistimmung er unbedingt rechnen konnte, so daß auch von den Anderen Niemand wagte, ihm zu widersprechen. Nach dieser Vorbereitung erst wurde die Sache in die Ottanta und dann in das große Consiglio gebracht, wo die Anwesenden großentheils Anhänger des Frate waren und die vorangegangene Begutachtung einen maßgebenden Eindruck machte, so daß die Vorschläge immer durchgingen. Parenti bemerkt, auf diese Weise habe sich die popolare Regierung in ein Parteiregiment umgestaltet [2]).

1) Parenti: non per religione, ma conte di stato.

2) Parenti: Cosi da uno vivere popolare et libero sotto coverta di bene a un vivere partigiano si venne.

Achtes Capitel.

Coincidenz der geistlichen und weltlichen Fragen.

Wir sehen, wie sich Savonarola in den inneren Parteiungen behauptete; diese aber hingen doch wieder von den äußeren Beziehungen ab; über Allem schwebte die Frage, ob der König von Frankreich nochmals nach Italien kommen werde, eine Frage, welche alle italienischen Gewalten in Spannung hielt. Einst hat der Herzog von Ferrara den Frate um seinen Rath ersucht, wie er sich in den schwierigen Angelegenheiten der Zeit verhalten sollte. Der Frate antwortete, seine Fürbitte werde auch deshalb wirksam sein, weil der Herzog das gute Leben befördere; so möge er nur fortfahren; über die Frage bat er sich Bedenkzeit aus, um erst auf seine Weise eine Inspiration zu erwarten[1]). Ein übrigens geheimnißvoller Brief, den er damals an den Herzog schrieb, läßt sich doch verstehen, wenn man anderweit erfährt, daß er keinen Zweifel hatte, daß der König von Frankreich nach Italien kommen werde. In dem Briefe heißt es: der Freund, d. h. der König von Frankreich, sei kein von Gott Verworfener; vielmehr werde er noch immer im Stande sein, große Dinge auszuführen und seine Feinde zu vernichten; es wäre also nicht an der Zeit, denselben zu verlassen; dabei aber sei es doch rathsam, gegen die Feinde eine gewisse List — er will sagen — verstellte Zurückhaltung, zu gebrauchen, um nicht vorzeitig in Gefahr zu gerathen; zugleich müsse man einen vertrauten Religiosen an den König schicken, um ihm die Augen zu öffnen[2]). Unerschüttert beharrte der Frate dergestalt bei seiner bisheri-

1) Briefe Manfredis und Savonarola's vom 7. März 1497 an den Herzog von Ferrara, bei Cappelli S. 78 f.

2) Non credo però, che fussi male usare qualche astutia con li adversarij per non intrare in qualche pericolo, in sino che Dio le apprirà li occhi.

gen Politik, aber zugleich hielt er diese Gesichtspunkte geheim; unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses giebt er dem Herzog seine Rathschläge. Für die italienischen Verbündeten aber war seine Tendenz doch kein Geheimniß: in den Versammlungen der Abgeordneten der Liga zu Rom sprach man von Rebellen gegen Italien; man bezeichnete damit die Freunde von Frankreich, die Republik Florenz und den Herzog von Ferrara [1]). Die mailändischen Gesandten versicherten, daß der letztere nur aus Rücksicht auf die Florentiner in Freundschaft mit Frankreich bleibe, und durch diese werde in dem König die Absicht genährt, auf eine neue italienische Unternehmung zu denken. Da nun die Partei in Florenz, die sich an den Herzog von Mailand gehalten und eine Hinneigung zur Liga kundgegeben hatte, durch Valori und Savonarola niedergeworfen worden war, so erschienen diese auch als Rebellen gegen Italien und eigentlich als die Führer derselben. Wenn der Herzog von Ferrara zuweilen für rathsam erachtete, zu seiner eigenen Sicherheit mit Venedig sich gut zu stellen, so versäumte er nicht, das bei dem Frate Hieronimo entschuldigen zu lassen, der dann nichts dagegen hatte, aber ihn aufs Neue davor warnte, die französische Sache zu verlassen. So fest Savonarola auch an Frankreich hielt, so ging seine Politik doch allezeit dahin, jeden vorzeitigen Bruch mit der Liga in Italien möglichst zu verhüten und auf das sorgfältigste vermied er den Anschein, als mische er sich in Staatsangelegenheiten, hauptsächlich auch weil er meinte, man würde ihm das in Rom als Verschuldung anrechnen. Sonst hoffte er noch mit dem Papste in ein gutes Vernehmen zu gelangen, was ihm, wie er einmal nicht ohne mönchisches Selbstgefühl behauptete, um so mehr zur Ehre gereichen werde, da er doch verweigert habe [2]), das zu thun, was der Papst befohlen. Die Verhandlungen zwischen Ferrara und Venedig wurden von den Florentinern nicht gemißbilligt, weil sie dazu führen könnten, auf die eine oder die andere Art Pisa wieder zu bekommen; die Venetianer selbst hatten damals den Vorschlag gemacht, daß Pisa den Florentinern ungefähr auf die Weise unterworfen sein solle, wie

1) Brief Manfredis vom 9. September 1497 bei Cappelli S. 96.

2) Schreiben Manfredis vom 19. November 1497: Spera sua Paternità che presto sarà acconzo el facto suo cum el Papa, trovandosi la materia ben disposta et Sua Santità inclinata ad farlo; el che succedendo li sera di gran laude et commendatione, eo maxime non se havendo voluto inclinare ad fare quelle cose che li havea recerchate Sua Santità che il facesse. Cappelli S. 97 ff.

Genua dem Herzog von Mailand. Die Florentiner waren weit entfernt, darauf einzugehen; aber sie gaben doch sehr gemäßigte Erklärungen, sie wollten nichts verwerfen, was zur Herstellung ihrer Herrschaft und zur Erhaltung ihrer eigenen Freiheit dienen könne; sie meinten, unter allen Umständen für sich sorgen zu müssen, wenn es auch anderswo, nämlich in Frankreich, mißfalle. Man sieht, mit welcher Vorsicht sie sich betragen, in der Mitte der zwei einander gegenüberstehenden europäischen Parteien; sie trennen sich nicht von Frankreich; sie sind aber auch nicht ohne alle Hinneigungen zu den italienischen Potenzen. Der Vorstellung von der feurigen Rücksichtslosigkeit, die man dem Dominikaner zuschreibt, entspricht es nicht, wenn er zu diesem zweifelhaften Verhalten, so sehr er auch in seiner Seele die französische Sache vorzog, die Hand bot. Auch in den inneren Angelegenheiten war Savonarola zu der größten Vorsicht genöthigt. Seine Autorität war immer eine solche, die jeden Augenblick durch die Einwirkungen einer feindseligen Faction erschüttert werden konnte. Für die Partei, die sich um ihn schaarte, bildete es den vornehmsten Gesichtspunkt, in dem großen Rath die Mehrheit der Stimmen soweit zu beherrschen, daß nur ihre Anhänger die Aemter der Signoria, der Dieci und der Otto erlangten — die sechs Bohnen sollten immer auf ihrer Seite sein — und ihre Gegner niederzuhalten [1]). Diesen wollte man keinerlei Vergehen nachsehen, auch nicht ein kleines. Wie bei den Wahlen zu den Aemtern, auf welche alles ankam, verfahren wurde, sieht man aus dem Geständniß von Andrea Cambini: er sagt, bei dem Zusammentreffen mehrerer von ihrer Partei in S. Marco sei immer viel davon die Rede gewesen, wer zu der Signoria gewählt werden könne; besonders habe man die besprochen, von denen man gewußt habe, daß sie dem Frate nicht anhängen; man unterhielt sich über die Eigenschaften derselben und bezeichnete die, welche die meiste Bürgschaft zu geben schienen, daß ihre Wahl zum Wohle der Stadt dienen werde. Zu dem, was man Intelligenz nannte und was hoch verpönt war, kam es hiebei nicht, aber doch zu einem gemeinsamen Erwägen des Thunlichen und Vortheilhaften. Zwischen beiden Parteien herrschte die gehäßigste Animosität; im Kloster sagte man wohl, die Hunde müßten angekettet werden, wogegen dann die Drohung erscholl, man werde die Brüder im Kloster verbrennen.

1) Confession Savonarolas im dritten Prozeß bei Villari II, doc. S. CCCIV.

Hierauf wurden Waffen in das Kloster und die benachbarten Häuser geschafft, obwohl der Freund Valoris, Cambini, wie er behauptet, davor gewarnt hat, weil Unordnungen daraus entstehen könnten[1]). Es geschah, wie Savonarola selbst sagt, nicht zum Angriff, sondern zur Vertheidigung[2]).

Die Dieci, die im November 1497 gewählt wurden, gehörten zu den Anhängern des Frate, ebenso die Signoren für die ersten Monate des Jahres 1498, die im Dezember gewählt wurden; der ferraresische Gesandte bezeichnet sie als Männer von guter Herkunft und Geist, beinahe alle wohlgesinnt für den Frate[3]). Gonfaloniere wurde derselbe Jacopo Salviati, der zuerst von den zwanzig Accoppiatoren auf die durch das Parlament gegebene Berechtigung Verzicht geleistet hatte. Wenn gleich die Gegner mächtig, stark und eifrig waren, wie sich das seit den Ereignissen des letzten August nicht anders erwarten ließ, so war doch auch andererseits durch die Entscheidung, die damals erfolgte, die Partei Valoris verstärkt worden, da Alle, die an der Verurtheilung Antheil gehabt hatten, das Emporkommen der Gegner möglichst verhindern mußten; Valori hat ihre Zahl wohl auf 180 angeschlagen. Savonarola ließ ihm freie Hand, da er die Sache am besten verstehe; die Fratesken hielten sich an ihn, weil durch seine Autorität ihnen dagegen die Aemter zu Theil wurden[4]). Auch ihren geistlichen Bestrebungen wurde unter dieser Führung Raum geschafft, was dazu gehörte, die Partei lebendig zusammen zu halten. Es ist auffallend, daß man, übrigens umsichtig und gemäßigt, doch in dem Verhältniß zu dem Papste alle Rücksicht von sich warf.

Gegen Ende des Jahres 1497 gestattete man dem Frate Hieronimo, der bisher in den engsten Schranken gehalten worden war, wieder einige geistliche Handlungen in San Marco: er durfte eine große Prozession von Kindern veranstalten, die weiß gekleidet und mit Fackeln in der Hand, aus der Kirche hervortraten, um die

1) Confession von Andrea Cambini bei Perrens I. S. 492. Villari II, S. CCCXCIII.

2) Bekenntniß Savonarolas im dritten Prozeß bei Villari II, doc. S. CCCIV: che stessino uniti et avvisati et provvisti con l'arme, non che si muovessino i nostri, ma se gli altri si volessino muovere, per poter rispondere. Vergl. die Chronik des Conventes von San Marco bei Marchese im Arch. stor. Ital. App. N. 25. p. 84.

3) Schreiben Manfredis vom 30. Dezember 1497 bei Cappelli S. 101.

4) Parenti.

Piazza San Marco herumzogen und dann wieder nach der Kirche zurückkehrten[1]). Die vorwaltende Partei ließ das geschehen, ohne daß sich die andere dagegen geregt hätte.

Bei Weitem mehr hatte es auf sich, wenn man damit umging, dem Frate auch die Predigt selbst außerhalb San Marco wieder zu erlauben: denn darin lag eine offene Widersetzlichkeit gegen die päpstlichen Anordnungen und die im vorigen Juni abgekündigte Excommunication desselben. Nicht als ein einfacher Akt des Ungehorsams darf das betrachtet werden; es liegt am Tage, daß damit das ganze System der Kirche angefochten wurde. Die höchste Autorität des Papstes, die Infallibilität desselben, war dabei in Frage gestellt. Eigentlich erst damals trat der Gegensatz zwischen dem Frate und dem Papste in ein Stadium, in welchem er unversöhnlich wurde. Der Moment ist so wichtig, daß wir ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Wir folgen hierbei einer Auseinandersetzung, welche Johann Franz Picus in Folge einer mündlichen Unterhaltung an den Freund und Gönner des Frate, den Herzog Ercole von Este gerichtet hat, um ihn zu überzeugen, daß derselbe vollkommen in seinem Rechte sei. Das oberste Princip ist, daß nur das göttliche Wesen, das auf sich selbst beruhe, von Irrthum frei sei; man hielt daran fest, daß der Sohn Gottes seiner Kirche versprochen habe, bis an's Ende der Tage bei ihr zu sein und sie nicht zu verlassen. Ueber die Anwendung dieses Satzes aber war man streitig: man unterschied von der Kirche die jeweilige Verwaltung derselben, die keineswegs über allem Irrthum erhaben sei: dem päpstlichen Stuhle komme schlechterdings keine Infallibilität zu; es habe Päpste gegeben, welche selbst dem arianischen Irrthum beigetreten seien. Durch diese allgemeinen Grundsätze bahnte man sich den Weg, um nun auch die von Rom über Savonarola ausgesprochene Excommunication für ungültig zu erklären.

1) Parenti im Dezember 1497. circa di 300 cittadini suoi partigiani comunicò; dipoi dopo la terza messa di giorno uscire fece fuori di chiesa et fraticini vestiti ad uso d'angeli, con vite in mano accese, e in mezzo la immagine d'uno bambino, alludendo a quello: puer nobis natus est; et drieto circa dugento fanciulli in camici bianchi e ultimamente e suoi in bianche tonache con candele iu mano accese; poi veniva lo stendardo colla immagine di nostra donna, appresso tutti e cittadini poco avanti da lui communicati con candele medesimamente in mano accese; tra primi di cui era M. Baldo Inghirlani, di nuovo fatto delli Otto della balia; questi circuirono a processione la piazza di San Marco e in chiesa se ritornorono.

Man deducirte, daß das Urtheil eines Prälaten über die Untergebenen leicht irrig sein könnte und brachte die Warnungen alter Zeiten, mit der Excommunication nicht zu leichtsinnig zu verfahren, in Erinnerung. Auch der Gehorsam, zu dem der Untergebene dem Oberen verpflichtet sei, habe seine Grenzen: wenn der Obere Etwas gebiete, was unmöglich ausgeführt werden könne, oder auch, weil es sündlich sei, gar nicht ausgeführt werden dürfe, so sei der Ungehorsam nicht allein keine Verschuldung, sondern ein Verdienst. In diesem Falle aber sei der Frate Hieronimo; denn der Papst habe unmögliche und selbst unzulässige Dinge von ihm gefordert. Besonderer Nachdruck wird hierbei auf das Ansinnen gelegt, daß Savonarola die Congregation von S. Marco, die er von den anderen dominikanischen Congregationen losgerissen und auf seine strenge Weise ausgebildet hatte, wieder zu denselben zurückführen und sich der alten Provincial-Congregation unterwerfen sollte. Papst Alexander hatte die Trennung, wie wir wissen, anfangs gebilligt, aber nach der Hand die Vergünstigungen wieder zurückgenommen [1]). Man behauptete nun, Savonarola habe in dieser Sache dem Papste unmöglich Folge leisten können, da alle Mitglieder seiner Congregation entschieden gewesen seien, das nicht zuzulassen; hätte er es aber auch vermocht, so würde er es nicht haben thun dürfen: denn im Vergleiche zu seinen Conventen seien andere Klöster Mördergruben; er habe das sittlich Bessere dem Schlechteren unter keiner Bedingung unterwerfen dürfen. Wenn nun der Papst in einer unmöglich auszuführenden und selbst verwerflichen Sache Obedienz von dem Frate gefordert und dieser sie nicht geleistet habe; so sei nach göttlichem und menschlichem Recht die Excommunication, die wegen dieses Ungehorsams über ihn ausgesprochen, null und nichtig; zu einem gültigen Richterspruch gehöre auch, daß der Richter keinen Willkürlichkeiten Raum gebe und von Schuld frei sei; der durch Schuld gebundene könne unmöglich binden und lösen. Einer Absolution bedürfe es in diesem Falle gar nicht, da die Verurtheilung selbst ungültig sei [2]); die Verordnung, welche den persönlichen Verkehr mit Frate Hieronimo verbiete, verdiene vollends keine Rücksicht, da das Leben des Frate nicht allein rein von Vergehungen sei, sondern auch zu einem Verdacht keinen Anlaß gebe.

1) Breve, vom 16. Oktober 1496 bei Meier S. 362. Dok. X.

2) Solutionem ibi opus non fore manifestum est, ubi non est nodus et ligamentum.

Johannes Franciscus Picus [1]) hat diese Ideen mit großer Belesenheit in den päpstlichen Decreten und in den Schriften der Kirchenlehrer ausgeführt, immer mit der Versicherung, daß sie mit der wahren katholischen Lehre in keinem Widerspruch seien. Aber daß sie der Praxis der Kirche in dieser Epoche zuwiderliefen und durch die Unterscheidung der Gesammtkirche von der päpstlichen Gewalt die Aussicht auf eine große Umgestaltung der Kirche in Bezug auf die Verfassung eröffneten, ist unleugbar; eben das aber war auch die Stellung des Frate Hieronimo. Der Excommunication zu widerstehen, war eine Anbahnung der allgemeinen Reform, mit der er umging.

Wenn nun die Hauptkirche der Stadt zu einer Predigt Savonarolas hergerichtet wurde, so kam das zwar einem großen Theile der Einwohner höchst bedenklich vor [2]); aber Savonarola erklärte zur Predigt entschlossen zu sein: wäre die Excommunication gerechtfertigt, so würde er sich danach halten; aber sie sei es in keiner Weise, und nur Gott selbst müsse er vor Augen haben, welcher über alle Creatur gebiete; wenn man ihm sagte, leicht könne das zu einem Aergerniß in der Stadt und zu unruhigen Auftritten führen, so antwortete er: er habe die Gewißheit, daß es nicht der Fall sein werde [3]).

Am Sonntage Septuagesimä (11. Februar 1498) fand nun diese Predigt wirklich statt; Savonarola bestritt auf's Neue die Gültigkeit der über ihn ausgesprochenen Excommunication; sie sei nur deßhalb verhängt worden, um das gute Leben zu zerstören, das er in der Stadt begründet habe; dies aber zuzugeben, laufe gegen das Gesetz der Liebe, er würde dafür von Christus excommunicirt werden. Wohin willst Du dich wenden, rief er aus, zu denen, die vom Papste gesegnet werden und deren Leben eine Schmach für die Christenheit ist, oder zu denen, die vom Papste excommunicirt werden, während ihr Leben Früchte der Wahrheit bringt und täglich besser wird?

Diese Worte mußten wohl Eindruck machen in einer Zeit, in welcher eben die Söhne des Papstes eine große Rolle zu spielen

1) Apologia R. P. F. Hieronymi Savonarolae etc., bei Quétif II, S. 5 ff.

2) Parenti. Februar 1498, pareva a molti alieno che havendo la Città bisogno del Pontifice, lui si irritassi a questo modo e i comandamenti suoi si spreggiassino.

3) Schreiben Manfredis vom 1. Februar 1498 bei Cappelli S. 101 ff.

anfingen: es war damals, daß Cesare Borgia damit umging, auf das Cardinalat Verzicht zu leisten, um ein weltliches Fürstenthum zu erwerben; Jedermann war darüber erstaunt und entsetzt. Aber dazu war doch auch das florentinische Volk nicht geneigt, sich mit dem Papst zu entzweien, einmal, weil es die alte Gewohnheit gewesen war, ihm zu folgen; dann auch, weil man den Papst in den italienischen Händeln eben brauchte.

Wir kommen hier auf die allgemeinen Angelegenheiten zurück, welche in den ersten Monaten des Jahres 1498 noch nachhaltiger einwirkten, als bisher. Noch lebte Karl VIII.; er sprach unaufhörlich von einer neuen Unternehmung zur Eroberung von Neapel, und bereitete sich dazu vor; er wollte diesmal eine italienische Armee ins Feld stellen, wozu er nicht allein mit dem Marchese von Mantua, sondern auch mit den Orsini, Vitelli und selbst dem Prefetto von Rom in Verbindung trat [1]); auch die Florentiner lud er zum Beitritt ein. Im Januar 1498 hat er darüber durch Messer Corrado da Castello Anträge machen lassen. Er ließ sie wissen, daß es nur bei ihm stehe, sich mit Kaiser Maximilian und selbst König Ferdinand zu der neuen Expedition zu verbinden; doch würde es ihm lieber sein, eine solche mit der Hülfe von Florenz allein unternehmen zu können. Es war ihm nicht unbekannt, daß Florenz mit den italienischen Verbündeten über eine Rückgabe von Pisa unterhandelte und diese ihm Hoffnung zu einer solchen gemacht hatten. Messer Corrado stellte vor, daß das doch nicht ohne Bedingungen, die sehr beschwerlich werden würden, möglich sei; namentlich weil die Stadt alsdann keinen Rückhalt an Frankreich finden werde; bei Weitem besser würde die Republik für sich sorgen, wenn sie mit Frankreich verbunden bliebe; der König verspreche ihr für diesen Fall nicht allein die Rückgabe von Pisa, sondern auch zur Entschädigung für ihre Verluste eine Erweiterung ihres Territoriums über dessen frühere Grenzen hinaus [2]). Was war es nun aber, was er von den Florentinern verlangte? Er ließ ihnen sagen, Orsini und Vitelli seien in seinem Sold; um sie aber zu befriedigen, möge Florenz ihn mit einer Summe Geldes unterstützen, etwa mit 100,000 Ducaten; die Barone würden ihnen dann gegen

1) Comines l. VII, ch. 25.

2) Desjardins, Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane, t. I, S. 701: Non desidera (scil. la Sua Maestà) d'Italia altro che il suo Reame di Napoli e la reintegrazione delle cose nostre, e, oltre a ciò satisfarci dei danni ricevuti con augmentare lo Stato nostro delle cose d'attorno.

Pisa zu Hülfe kommen und ihnen überhaupt mit aller ihrer Macht beistehen. Obwohl davon nicht ausdrücklich die Rede ist, so liegt doch am Tage, daß das im Gegensatz mit dem Papste, der mit den Orsini im Hader lag und alle die kleinen Herren im Kirchenstaate zu vernichten trachtete, geschehen ist. Für den Papst war es nun auch aus dieser Rücksicht von höchstem Interesse, Florenz für sich zu gewinnen. Es hat in der That eine gewisse Wahrheit, wenn er meint, darauf beruhe die Einheit von Italien: denn wenn die Florentiner Pisa durch die italienischen Fürsten wieder erlangten, so trennten sie sich dadurch nothwendig von Frankreich. Auch in dem Verhältniß zur Liga hatte der Papst einen Grund, sich für Florenz zu erklären: denn sehr widerwärtig war es ihm, daß die Liga ihm in dem Kirchenstaate selbst Maß zu geben versuchte; er fand es beleidigend, daß man eine Gefahr darin sehen wollte, wenn er ein paar Castelle seiner Vasallen in Besitz nehme. Aus diesem Grunde war er gegen die Venetianer, wenn sie ihm vorschlugen, daß Pisa von ihnen und der Liga in Rücksicht auf den Vortheil von Italien in Protection genommen werden möge. Alexander VI. war vielmehr der Meinung, diese Rücksicht müsse dahin führen, Pisa den Florentinern zurückzugeben: denn die Protection würde zu vielen Kosten und Ungelegenheiten führen; er wandte sich in diesem Punkte von der venetianischen Politik ab; er meinte, die Einheit von Italien werde besser dadurch hergestellt, daß Florenz Pisa zurückbekomme [1]). So berührte der Zwiespalt in den großen europäischen Verhältnissen nochmals die Florentiner; von beiden Seiten wurden ihnen Versprechungen gemacht, von Frankreich die größeren, aber bei Weitem weniger zuverlässigen, da man sich so oft über die Saumseligkeit der Franzosen und die Unzuverlässigkeit ihrer Zusagen zu beklagen gehabt hatte, von dem Papst dagegen eben das, was sie vor Allem wünschten, die Wiederherstellung ihres Gebietes und zugleich eine Erleichterung in ihren finanziellen Verhältnissen, während die Franzosen ihnen neue Geldopfer zumutheten. Von dieser unerwarteten Wendung der Dinge wurde nun Savonarola unmittelbar betroffen. Unmöglich konnten die Florentiner mit dem Papste in Verbindung treten, wenn sie den Frate aufrecht erhielten, der sich jetzt offenkundig als sein prinzipieller Gegner aufgestellt hatte, indem er die Gültigkeit der Excommuni=

1) Brief des Cardinals Ascanio Sforza an seinen Bruder vom 4. März 1498 im Arch. stor. ital. S. II. T. XVIII, P. 1, S. 39; der Brief ist leider sehr verstümmelt abgedruckt.

cation leugnete und die Kanzel bestieg. Wenn die damalige Signoria dies gestattete, wird das nur dadurch erklärlich, daß sie durch die Predigt ihre Partei zusammen zu halten und zu verstärken meinte. Aber der Vorgang mußte auch die entgegengesetzten Folgen haben und eine Manifestation des Papstes hervorrufen. Am 26. Februar 1498 richtete Alexander VI. ein Breve an die Signoria; worin er sich auf's Neue über den Ungehorsam des Frate beschwert, der dem Verbote zum Trotz zu predigen fortfahre und, obwohl excommunicirt, nicht allein Prozessionen halte, sondern auch das Sacrament auszutheilen nicht erröthe. Papst Alexander VI. fordert die Signoria auf, den Frate unter sicherem Geleite nach Rom zu schicken, wo er aus Rücksicht auf die Stadt gut behandelt, aber verhört werden solle, oder ihn wenigstens festzuhalten und an einem Ort einzuschließen, wo er mit Niemand Communication pflegen und Aergerniß geben könne; sollte die Stadt dies nicht thun, so werde er sie mit dem Interdict belegen [1]).

In den Kirchen wurde nun einer besonderen Anweisung des Papstes zu Folge gepredigt, daß es ein schweres Verbrechen sei, den excommunicirten Frate zu hören; nur denen wurde die Absolution gegeben, welche sich von den Predigten desselben ferne zu halten gelobten. Diese entschiedenen kirchlichen Kundgebungen konnten nun in Florenz nicht ohne Wirkung bleiben; es gab eine Partei, die den Frate unter allen Umständen los zu werden wünschte [2]). Wie genau hing dies Alles zusammen! Der Herzog von Mailand, der die Venetianer in Pisa nicht festen Fuß wollte fassen lassen, schloß

1) ut eundem Hieronymum ad nos sub fida et bona custodia transmictatis — vel saltem tamquam membrum putidum in aliquo loco privato bene observatum recludere debeatis, in quo cum aliquibus conversari et scandalum ulterius seminari non possit. Villari II, docum. S. CLXXIX.

2) Parenti. Februar 1498. E partigiani del frate forte ne temeano; li altri se ne rallegravano, et aspettavano che interamente di qui si rimovessi. Rinfrescorono da Roma i brievi a Canonici, e quali commettevono a'predicatori a Firenze, che in pergamo publicassino come excomunicato era qualunque udissi frate Jeronimo, ma ordinatisi 4. penitentieri si absolveva qualunque si confessassi con giuramento di più non udirlo; et da allora innanzi qualunque udissi le prediche dette excomunicato fussi di excomunica papale da non poter essere absoluto se non dal Papa. Questi comandamenti da predicatorì observatisi, in confusione missono tutto el popolo nostro, nientedimeno chi li temè e chi beffe se ne fece; alquanti absolvere se feciono e più indurirono e più insieme si collegorono.

sich der Meinung des Papstes an; auch er war für die Rückgabe Pisas an Florenz, aber wie wir wissen, nicht an die populare Regierung, die er haßte und zu verachten wenigstens die Miene annahm, sondern unter der Voraussetzung, daß in dem obwaltenden Streit die Primaten die Oberhand behalten würden. Dadurch bekamen diese neuen Antrieb und verdoppelten Muth; und schon hatte sich damals in dem großen Rath eine Partei aus denen gebildet, die seit den letzten Beschlüssen in denselben eingetreten waren und sich dem Frate mit einer compacten Stimmenzahl entgegensetzten. Hauptsächlich bestand sie aus jungen vornehmen Leuten, welchen die strengen geistlichen Gebote Savonarolas widerwärtig waren. Den Prozessionen der Fratesch[i] setzten sie prächtige Gelage mit der glänzenden Vergnüglichkeit der Fastnacht entgegen; ein Wechsel, der in dem Volke nicht geringes Aufsehen machte. Keineswegs waren sie ohne politische Absichten: Doffo Spini, der Alles leitete, erschien als ein Parteiführer, von dem man selbst fürchtete, er sei mit der jüngeren Linie der Medici einverstanden, um einen der Söhne von Pier Francesco zum Herrn von Florenz zu machen. Dagegen aber hielten die Anhänger Savonarolas um so enger zusammen; sie gingen nach wie vor nach S. Marco, man behauptet sogar, zahlreicher als bisher, weil sie durch ihre Menge der Signoria zu imponiren hofften. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß sie nicht mehr als eine blos religiöse Genossenschaft angesehen werden konnten; sie bildeten eine politische Partei, die auch deshalb Ansehen erwarb, weil sie Männer von Kopf und Erfahrung in sich schloß [1]). Auch viele von den alten Freunden der Medici, die an der gestürzten Regierung Antheil gehabt, traten ihnen bei; sie hatten nie vergessen, wie viel sie dem Frate verdankten [2]). Manche, die sich

1) Cerretani.

2) Parenti März 1497: In tanto e partigiani del frate con lui insieme ristrettisi consultorono, come governare si havessino; e determinato di stare forti e non temere excommunica ne altro; insieme tutti andavano a San Marco a udire la predica; il perchè apertamente da ciascuno si conobbe come non per religione ma per conto dello stato seguivano el frate; et dubitando di non perder per più loro sicurtà voleano essere veduti insieme. E capi loro de quali alquanti dicemmo di sopra essersi separati, di nuovo ritornorono a tale setta e dichiaroronsi ad ogni modo volere essere frateschi; questi furono Paolantonio Soderini, Giovambattista Ridolfi et Piero Guicciardini; così seguitando sollecitamente d'udire a San Marco le predicationi a notare vennono d'essere congiurati insieme e volersi ajutare contra a qualunque im-

von ihm getrennt hatten, kehrten jetzt zu ihm zurück. Unter denen, die seine Predigten besuchten, ist auch Niccolò Machiavelli gewesen, — ein Freund Valoris, aber nicht des Frate; er ist erstaunt, mit welcher Zuversichtlichkeit Savonarola seine Anhänger als die Guten, seine Feinde als die Bösen bezeichnete: denn er wolle die Seinen zu dem bevorstehenden Kampfe stärken. Den Text bildete die Erzählung von Moses, der den Aegyptier erschlug: so verhalte sich, sagte der Frate, der Prediger zu den Bösen; er tödte sie, indem er ihre Fehler und Verbrechen aufdecke. Savonarola sprach nochmals gegen den Menschen, von dem er vermuthete, daß er sich zum Tyrann aufwerfen und ihn, den Frate, vernichten wolle; sollte es mit einem solchen Versuche wirklich gelingen, so werde es damit keinen Bestand haben; aber seine Weissagung, daß Florenz glücklich und in Italien herrschen werde, müsse sich erfüllen; er erging sich dann in einer Invective gegen die Laster der Priesterschaft und besonders gegen den Papst, den er als den schlechtesten Menschen auf Erden schilderte[1]). Man bemerke den

pedimento venissi loro contro; alquanti etiam che non andavano alla predica, temendo la excommunica, seguitavano tale setta, si come piena di molti huomini di governo e cervello, e i quali già ordinati fussino e consolidati nel reggimento. El Frate perseverava in isparlare contro al Pontefice, chiamandolo Pharaone; er per simili altri disonesti nomi. Animava i suoi seguaci, dicendo che li adversarj non lui, ma loro voleano torre loro el reggimento; per tanto stessino uniti e collegati insieme, stimando tutti li altri loro adversarj et inimici, a quali si voltassino. E per muovere odio contro a Lorenzo di Pierfrancesco non della sua setta e tirarlo in sospetto del popolo, el circonscriveva colle parole dicendo fare si voleva tiranno, che scoprirebbe tale macchia et darebbe volta alla sua chiavicina e aprirebbe, per le quali parole molto il mordeva et irritava, e suoi partigiani scopertamente dicevano ciò essere vero et che si observassi, imperochè certo disegnava venire alla tirannide col favore dell' altra parte. Tali erano li ordinamenti e modi del frate e dei frateschi e quali in verità molto diligentemente nelle loro opere procedevano. La maggior parte di loro erano huomini di antico reggimento e bene pratichi nel governo; oltra di questo haveano in compagnia e partigiani dello stato vecchio, i quali come beneficiati dello frate, che salvi e conservati li havea, mai da lui spiccati s'erano o se alquanti per le soscrittioni de' danari di sopradetti alienati alquanto s'erano, al presente tutti ritornorono.

1) Machiavelli a un amico. Florentiae die 8. martii 1497 di inanimirli tutti contro al Sommo Pontefice cerca, e verso lui e suoi messi rivoltarsi, quello ne dice che di quale vi vogliate scelleratissimo uomo dire si puote.

inneren Gegensatz: indem sich in Florenz das Gefühl regte, daß man den Papst bedürfe, griff Savonarola denselben auf's heftigste an.

Und in diesem Augenblick war nun eine Signoria eingetreten, bei welcher von einer Vergünstigung, wie sie der Frate bei der vorigen gefunden, nicht die Rede sein konnte; die Mehrzahl derselben war ihm abgeneigt, der neue Gonfaloniere Popoleschi gehörte zu seinen erklärten Feinden. Aber eine Entscheidung zu treffen, war sie doch bei weitem zu schwach; um das päpstliche Breve zu berathen, berief sie eine große Versammlung, die man die Pratica nannte. Da war nun die Ansicht, daß man sich zwar vom Papste nicht entfernen, aber auch nichts zugeben dürfe, was gegen die Ehre Gottes oder die Ehre der Stadt laufe [1]). Demgemäß antwortete dann die Signoria dem Papste, es sei ihr unmöglich, seinem Befehle nachzukommen: denn Frate Hieronimo habe sich durch seine vortrefflichen Eigenschaften in Florenz so populär gemacht, daß es unmöglich sein würde, ihn anzutasten, ohne eine allgemeine Unruhe hervorzurufen [2]). Man verbarg sich nicht, daß der Papst, der jetzt sehr ungünstig gestimmt war, zu einem Interdict schreiten könne; aber es gab Leute in Florenz, die das nicht unbedingt fürchteten, weil es dann dahin kommen müsse, daß die Gesammtheit der Bürger sich zu Einem Sinne vereinige [3]); hatte sie doch vor zwanzig Jahren einem päpstlichen Interdict gegenüber zusammengehalten.

Am 7. März trugen die florentinischen Ambassadoren dem Papste die Antwort der Signoria vor: er zeigte eine heftige Entrüstung, in Gegenwart der Gesandten und selbst nachdem sie ihn verlassen hatten, unter den Bischöfen und hohen Geistlichen, die ihn umgaben; er sagte wohl, er verdamme die Lehre des Frate nicht, aber seinen Ungehorsam; suche der Mönch doch nicht einmal Absolution von der über ihn ergangenen Excommunication nach, sondern erkläre diese schlechthin für ungültig. Das Interdict sprach er noch nicht aus, aber die Heftigkeit und Erregung, mit der er redete, machte den Eindruck, daß es unfehlbar folgen werde, wenn man dem Frate weitere Predigten, auch nur in S. Marco, geschweige denn in an=

1) Villari II, 90 ff. aus dem Archivio delle Riformagioni.

2) Schreiben der Signoria vom 4. März 1498. Arch. storic. Ital. App. VIII. S. 165.

3) Parenti.

deren Kirchen der Stadt gestatte [1]). Der Papst that die Unerschütterlichkeit seines Willens in einem neuen Breve kund, in welchem er sich alle fernere Correspondenz verbat: denn nur noch von Handlungen des Gehorsams wolle er hören; dem fügte er aber noch eine Andeutung hinzu, die in Florenz großen Eindruck machen mußte. In ihrem letzten Schreiben hatte die Signoria ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß der Papst sich um dieser Sache willen von der Förderung ihrer materiellen Interessen, die er ihnen versprochen habe, abwende. Zunächst meinten sie wohl eine Gewährung des Zehnten auf die geistlichen Güter, ohne welche ihr Staatshaushalt nicht mehr in Ordnung gehalten werden konnte [2]). Nach Allem, was vorgekommen, kann kein Zweifel sein, daß sich das Versprechen auch auf die Angelegenheiten von Pisa bezog. In dem neuen Breve sagte nun der Papst: in demselben Maße, in welchem sie ihm Gehorsam beweisen würden, werde er der Förderung ihrer materiellen Interessen geneigt sein [3]). Beides nun mußte in Florenz eine große Spannung der Gemüther hervorrufen: die Drohungen, das Interdict über die Stadt zu verhängen, wenn ihm diese nicht ihren Gehorsam thatsächlich beweise, und das Versprechen, wenn sie das thue, ihre materiellen Interessen zu befördern. Dabei trat nun die Sache Savonarolas so recht in den Mittelpunkt der italienischen Angelegenheiten.

Der Papst hat es immer als eine Selbstverleugnung von seiner Seite angesehen, daß er mit der Stadt Florenz nicht breche, obgleich sie ihn durch den Schutz, den sie einem rebellischen Mönchlein gewähre, beleidigt habe [4]); er war entschlossen, dies nicht länger zu dulden, aber die Interessen der Stadt zu beschützen und zu wahren, wenn sie ihm den Mönch aufopfere. Wie die Dinge in Florenz standen, war das nun aber ein schwer zu erfüllendes

1) Lettera di Messer Domenico Bonsi. Die 7 martii 1498. Arch. stor. Ital App. Bd. VIII, 167 Dok. XX.

2) Grave etiam nobis est S. V. a voluntate sua in nos destitisse ob hoc, si quidem paucis diebus antea accepimus ex licteris Oratoris nostri, quam parato animo ea esset ad instaurationem reipublicae nostrae. Nunc vero, ut ajunt, momento temporis ea nobis mandari audimus, quae sine dedecore et periculo nostro praestare non possumus.

3) sicuti in rebus nostram auctoritatem concernentibus obedientes eritis: ita erimus et nos proni et inclinati ad ea quae gratiositatem et commoda huius republicae concernent. Perrens. Jerome Savonarole I, 485. Vergl. Villari II. S. 100. N. 3.

4) Brief des Cardinal Ascanio Sforza vom 1. März a. a. O.

Verlangen: denn die Partei des Frate war noch immer im Uebergewicht. Von großem Interesse ist es, der Berathung, die nun am 14. März statt fand, wenigstens im Allgemeinen zu folgen [1]).

Man muß sich immer gegenwärtig halten, daß die Absicht in Rom und in Mailand dahin ging, die Sache der Republik von der Sache Savonarolas zu trennen: denn der Republik wurde die Wiedererwerbung des Verlorenen und die Grundlage einer guten finanziellen Ordnung von den übrigen italienischen Mächten und vom Papste selbst in Aussicht gestellt, wenn sie sich von Savonarola lossage und die Bestrafung desselben zulasse. Welch eine Anmuthung aber war es nun für die Stadt, in der die Anhänger des Frate, welche in seiner Sache die Sache Gottes sahen, eine starke Partei ausmachten.

In den einzelnen Bezirken der städtischen Gonfalonieren war die Frage erörtert worden, hatte aber überall verschiedene Meinungen hervorgerufen. Savonarola fand energische und begeisterte Vertheidiger. Auffallend ist, daß dabei von angeblichen Wundern gar nicht und von den eingetroffenen Prophezeihungen nur sehr flüchtig die Rede ist. Die Anhänger des Frate bezogen sich vor Allem auf den Inhalt seiner Lehre, welche die besten Früchte bringe und offenbar von Gott stamme, dann aber auch auf seine Verdienste um die Stadt: denn er habe nie irgend eine Mühwaltung gescheut, die ihr zu Gute kommen könnte; im November 1494 habe man die Erhaltung der Ruhe und die Begründung der Freiheit keinem anderen Menschen, als ihm zu danken gehabt; man würde sich der größten Undankbarkeit schuldig machen, wenn man ihn nicht in Schutz nehme; Gott aber hasse die Undankbarkeit; man würde Gott beleidigen und erzürnen, wenn man den Frate preisgebe; er sei das Juwel von Florenz, dem keine andere Stadt ein ähnliches an die Seite zu setzen habe; und der Papst selbst verdamme weder sein Leben noch seine Doctrin; er habe die Excommunication doch nur auf fremden Antrieb ausgesprochen und beinahe ein Jahr hindurch die Sache auf sich beruhen lassen; plötzlich habe er seine Meinung geändert und beginne auf die Ausantwortung des verehrungswürdigen und schuldlosen Dominikanerbruders zu dringen. Habe er dazu wirklich das Recht? Man bestreite nicht, daß er der wahre Papst sei; selbst

1) Die Verhandlungen der Pratiken sind in den Nuovi documenti intorno a Fra Girolamo Savonarola im Arch. stor. ital. S. III, T. III, 1866, S. 31 ff. von Lugi mitgetheilt worden.

Savonarola habe das nie geleugnet. Jedoch auch ein Papst könne irren, und nur das geistliche Regiment sei ihm anvertraut; diese Angelegenheit aber habe eine sehr weltliche Seite wegen der Wirkungen, welche Savonarola im städtischen Leben hervorgebracht habe; überdies aber: seine Lehre stamme von Gott, dem man mehr Gehorsam schuldig sei, als dem Papste.

Hätte diese Richtung die Oberhand behalten, so würde Florenz den Kampf gegen den infalliblen Papst eröffnet haben; im Einklange damit würden die conciliaren Ideen des Frate zur Ausführung gelangt sein, und wenn nur der König von Frankreich sein Wort hielt, so war man nicht allein nicht verloren, sondern man konnte noch auf einen endlichen Triumph hoffen. Aber dazu würde Einmüthigkeit Aller und eine vollkommene Ueberzeugung von der göttlichen Mission des Bruders, vornehmlich auch der Muth, die zunächst drohenden Gefahren zu bestehen, gehört haben: denn daß sich die Stadt bei ihrem Gegensatz gegen das übrige Italien in einer unangenehmen und gefahrvollen Lage befand, ist unleugbar. Das Kriegsvolk, das bereits im Nachtheile war, forderte ungestüm seinen Sold, den man ihm nicht zahlen konnte; man hatte kein Geld, um auch nur die Festungswerke widerstandsfähig zu halten; von einer vor Kurzem ausgeschriebenen Steuer war so gut wie nichts eingekommen; die Feinde waren in Pisa und durchstreiften die Maremmen; das Hügelland würde bei dem ersten Anfall in ihre Hände gerathen sein [1]). Und unter diesen Umständen nun ließ der Papst die Florentiner eine finanzielle Bewilligung hoffen, durch welche sie wieder in den Stand kommen konnten, mächtig im Felde zu erscheinen: er bot ihnen selbst seine Vermittelung zur Wiedererwerbung von Pisa an; dagegen forderte er nur, daß sie sich mit dem übrigen Italien gegen die Franzosen vereinigen und den Frate Hieronimo, in dem sich die Verbindung mit Frankreich recht eigentlich repräsentirte, nicht gerade aus diesem Grunde, aber deshalb, weil er dem Papste ungehorsam sei, fallen lassen sollten.

Man darf sich nicht wundern, wenn die Erbietungen des Papstes Eindruck machten und in der Pratica Verfechter fanden. Der vornehmste Sprecher in dieser Richtung war Guid' Antonio Vespucci im Namen der größeren Hälfte des Doctorencollegiums.

1) Rede von Guidantonio Vespuccio in der Pratica vom 3. März bei Villari II, 91 aus den Frammenti di Pratiche in dem Archivio delle Riformagioni.

Bei aller Anerkennung der Nothwendigkeit der geistlichen Erbauung hob er hervor, daß man die Folgen zu erwägen habe, die daraus entspringen würden, wenn man dem Papste den Gehorsam verweigere. Unser Gesandter in Rom, sagt er, ist beauftragt, den Papst um Bewilligung der Zehnten zu bitten, ohne welche unser Staat nicht mehr bestehen kann, und ihn zugleich in Bezug auf die Wiederherstellung dessen, was wir verloren haben, bei gutem Willen zu erhalten; wenn man nun Gnadenerweise des Papstes nachsuche, so dürfe man ihn nicht zugleich beleidigen; den Frate Hieronimo aber in Schutz zu nehmen, halte der römische Stuhl, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, für eine Beleidigung. Wenn man dem Papst in dieser Sache nicht Genugthuung gebe, so werde man gewiß keine Gnaden von ihm empfangen. Und für Rom sei die Sache keine geringe, wie es Einigen scheinen wolle: denn die kirchlichen Censuren, auf die es hier ankomme, seien die besten Waffen des römischen Stuhles; dieser schlage sie sehr hoch an. Wenn gesagt werde, man müsse die Ehre Gottes im Auge haben, so hege auch er diese Meinung, aber der Papst sei Stellvertreter Christi auf Erden und habe seine Gewalt von Gott; dem Papste Folge zu leisten und seine Censuren, mögen sie nun gerecht sein oder nicht, anzuerkennen, schließe ein größeres Verdienst ein, als den Frate zu vertheidigen. Wäre Hieronimo ganz gewiß ein Gesandter Gottes, so würde man denselben in Schutz nehmen müssen; aber das bleibe doch immer sehr zweifelhaft, und dann sei für die Stadt das Sicherste, dem Papste zu gehorchen.

Fast noch unumwundener erklärte sich Giuliano Gondi dafür, daß man dem Papste Gehorsam leisten müsse; denn man habe ihm die Obedienz zugesagt; man würde sich eines Treubruchs, ja eines Meineides schuldig machen, wenn man ihm nicht gehorche; aus einem solchen Verhalten könne nichts als Unglück entstehen. Die Florentiner würden als Rebellen gegen die heilige Kirche betrachtet und demgemäß behandelt werden; schon zögere Mancher, seine Waaren nach Neapel zu bringen, weil er sie auf diesen Grund hin zu verlieren und vielleicht selbst umzukommen fürchte; der Papst werde der Stadt alles Gute erweisen, wenn diese nur wolle. So bemerkte auch Francesco Gualterotti: der Papst und die italienischen Fürsten seien jetzt geneigt, der Stadt ihre alten Besitzungen wiederzugeben; man müsse sie bei dieser Absicht festhalten.

Aber auf das Nachdrücklichste setzte sich Francesco Valori dem Allen entgegen; er behauptete: Hieronimo sei ein heiliger Mann,

dessen Gleichen seit Jahrhunderten nicht gelebt habe; man müsse ihm in seinen Predigten gewähren lassen, und unter keinen Umständen dürfe man untersagen, nach S. Marco zu gehen: denn das würde gegen die republikanische Freiheit streiten; diejenigen, welche in S. Marco Unrecht thäten, möge man nach dem Gesetz bestrafen, aber nicht im Allgemeinen verbieten, dahin zu gehen. Das war eben der Fall, in welchem er sich selbst befand; indem er sagte, er werde sich den Beschlüssen, die man fasse, unterwerfen, warnte er doch davor, dieses Rad am Wagen nicht in Bewegung zu setzen; es könne das größte Aergerniß daraus hervorgehen.

In gleichem Sinne ließ sich Antonio Canigiani vernehmen: Florenz sei eine freie Stadt, der Papst keineswegs Herr derselben; die Stadt dürfe sich ihm nicht unterwerfen. Ein Anderer sagte, sie dürfe sich nicht zur Execution derBeschlüsse des Papstes hergeben und gleichsam der Häscher werden, der den Frate gebunden demselben überliefere. Andere nahmen Anstoß an der Form des Breve, die der Rücksicht, die die florentinische Republik verlangen dürfe, nicht entspreche; die Stadt müsse ihr Ansehen auch dem Papste gegenüber behaupten [1]).

So ganz unvereinbar traten die Meinungen einander gegenüber. Wenn man die doctrinellen Motive in Erwägung zieht, so stand auf der einen Seite die Autorität des Papstes über die gesammte Kirche und auf der anderen die Autorität, die Hieronimo durch sein Wort in der Stadt errungen hatte. Gegen die eine und die andere aber machte man Einwendungen. Die Einen behaupteten, daß der Papst irren könne, und daß man ihm namentlich in einer Sache, wie diese, die eine so ausgesprochen weltliche Beziehung habe, keinen Gehorsam schuldig sei. Aber auch auf der anderen Seite erhob man Zweifel darüber, ob Hieronimo wirklich der Gesandte Gottes sei, der er zu sein vorgebe. Auch von den großen Vätern der Kirche, wie Origenes, seien Irrthümer begangen worden; den Engeln selbst werde eine gewisse Inscienz beigemessen; die Anhänger des Frate würden nicht die ersten sein, welche getäuscht würden, wenn ihnen das als Prophetenspruch erscheine, was doch nur Phantasie sei. Man darf behaupten, daß dies von allen der wichtigste Punkt war; denn auch Guidantonio Vespucci meinte, wenn es vollständig sicher wäre, daß man in Savonarola einen Gesandten Gottes vor sich habe, so würde man ihn unbedingt vertheidigen müssen.

1) Bericht über die Pratica in dem Nuovi documenti intorno a Fra Girolamo Savonarola; a. a. O. S. 33 ff.

Wir besitzen ein kleines Buch von Savonarola, in welchem er selbst diese, wie man sieht, brennende Streitfrage erörtert; es ist die Schrift über die Wahrheit der Prophetie [1]), ein Gespräch mit angeblichen Fremden, die ihn zufällig treffen und mit denen er sich unter einer schattigen Platane an einer Wasserquelle niederläßt, um ihnen Auskunft über sich selber zu geben. Nicht schwach sind die Einwendungen welche er gegen seine göttliche Mission machen läßt. Auch in der Pratica war die Meinung, daß man von ihm betrogen werde, geäußert, aber damit widerlegt worden, daß er dann der schlechteste Mensch sein müsse, während man doch aus seinen Handlungen sehe, daß er ein ganz vortrefflicher sei. In dem Gespräche fügt Savonarola hinzu, er müsse dann auch der dümmste aller Menschen sein: denn durch seine Betrügerei erlange er nichts als Verfolgung und Feindseligkeiten. Er discutirt auch die andere Frage, ob er nicht betrogen werde oder vielleicht sich selber betrüge; er erörtert, wie schon anderwärts, den Unterschied der Erleuchtung und der gewöhnlichen Erkenntniß durch die Sinne, der jene an Sicherheit nicht das Mindeste nachgebe; der heilige Geist könne nicht mit sich selbst in Widerspruch sein; und davon legt Savonarola die vollste Ueberzeugung an den Tag, daß der Geist Gottes ihn leite [2]). Er läßt sich einwenden, daß dies nicht blos durch Geradsinnigkeit des Herzens bewiesen werde; aber er besteht darauf, daß der Beweis in den guten Früchten liege, welche durch seine Predigt hervorgebracht werden; wäre ein dämonischer Einfluß im Spiele, so würde ein solcher verderbliche Folgen haben, aber die Erleuchtung, die er empfange, bestehe in dem Verständniß der heiligen Schrift, das ihm plötzlich aufgehe, und ziele auf das moralisch Gute in dem privaten, sowie in dem öffentlichen Leben. Diese Erleuchtung könne nicht falsch sein, und sie wachse noch alle Tage; von ihr schreibe sich auch her, was er über die Regierung der Stadt verkündigt habe; hätte man das nur Alles befolgt, dann würde man sich besser befinden [3]).

In der Pratica leugnete Niemand den religiösen Inhalt und den hohen moralischen Werth seiner Lehren und Anweisungen; daß sie aber unmittelbar auf die Gottheit zurückgeführt werden könnten, war die Behauptung nur seiner entschiedenen Anhänger. Dann aber wurde es zweifelhaft, ob man ihrethalben es wagen sollte, dem

1) Dialogo della verità prophetica.
2) Ebendas. cap. III.
3) Ebendas. cap. IV.

Papste entgegenzutreten. Nicht übel sagt der letzte Redner Deti: der Streit der Meinungen gelte der Autorität des Papstes und der Verehrung für den Frate; er neigt sich schon an sich dahin, daß es sicherer sei, dem Papste zu folgen, als dem Frate; aber der Beweggrund, welcher die Anhänger des Papstes hauptsächlich bestimme, liege eben darin, daß derselbe zugleich für die Angelegenheiten der Stadt Sorge trage. Bei dieser schroffen Differenz der Meinungen war in der Pratica der Vorschlag gemacht worden, die Streitfrage vor den großen Rath zu bringen, der auch deshalb Alles erfahren müsse, weil er das etwa erfolgende Ungemach und die nöthig werdenden Leistungen zu tragen habe. Aber selbst die entschiedensten Anhänger Savonarolas drangen nicht darauf: man sah die allgemeine Entzweiung vor sich und glaubte, diese werde noch wachsen, wenn man die Sache dem Consiglio vorlege. Die Signoria zog es vor, noch eine engere Pratica zu berufen von Männern, von denen sie sagt, sie seien das Herz der Republik, unter denen wir Vespucci sowohl, wie Valori finden. Auf den Rath der Pratica wurde beschlossen, den Bruder Hieronimo zu vermögen, von seinen Predigten abzustehen; damit werde man dem Papste genügen; was sonst gefordert worden war, Gefangensetzung und Ueberlieferung des Frate, wurde als der Republik unwürdig von der Hand gewiesen (17. März 1498)[1]. Wenn die Chronisten behaupten, der fernere Besuch von S. Marco sei dabei ausdrücklich vorbehalten worden[2], so gründet sich das wohl nur darauf, daß kein ausdrückliches Verbot dagegen erging. Aber schon darin, daß die Predigten aus Rücksicht auf den Papst in San

1) Protokoll der Pratica in den nuovi docum. a. a. O. S. 53.

2) Parenti. La Signoria a prieghiera di molti cittadini pratica fece di 12 per parte di quale partito a pigliare havessi, stimando che divisi per metà fussino e pareri e niente si concludessi, il per chè necessario fussi ad ogni modo venire nel gran consiglio per la determinatione della riposta. Ma non così riuscì, imperochè alquanti della parte adversa al frate s'accordorono con i frateschi in questa sententìa che il frate più non predicassi, senza prohibire a Cittadini l'andare in San Marco; onde riferitosi da M. Guidantonio Vespucci e M. Francesco Gualterotti el consenso della pratica; la Signoria fù costretta a tale determinatione et subito ad hora 2. di notte mandorono el Cancelliere loro primo con 2. maggiori a comandare a Frate Jeronimo che più non predicassi. Fù tale comandamento non per partito della Signoria, ma per voluntà et a voce; perchè forse altrimenti dalla Signoria havuto non si farebbe.

Marco untersagt wurden, liegt das gerade Gegentheil von den Intentionen Savonarolas, der, wie bemerkt, eben damals die heftigsten Invektiven gegen Alexander und sein Verhalten schleuderte. Die Predigten Savonarolas athmeten die bitterste Feindseligkeit gegen den Papst; die Signorie trat auf die Seite desselben — eine Entscheidung, welche den Betroffenen auf das Tiefste erschüttern mußte.

Der Beschluß wurde dem Frate nicht einmal schriftlich, sondern nur mündlich mitgetheilt. „Ist das", so fragte Savonarola diejenigen, welche ihm die Botschaft brachten, „ist das der Wille eurer Herren?" Sie bejahten dies. „Ich aber", sagte er, „habe noch einen anderen Herrn, mit dem ich zu Rathe gehen muß; morgen werde ich Antwort geben." Er hatte wohl einmal angedeutet, daß er weder den geistlichen noch den weltlichen Oberen in seiner Predigt verantwortlich sei; allein zu diesem Aeußersten wollte er doch nicht fortschreiten. Den andern Tag gab er seine Antwort, indem er sich dem Befehle fügte, den man ihm hatte zugehen lassen. Es geschah in einer Predigt, die er am 18. März hielt; eigentlich sein Abschiedswort, das man nicht ohne Rührung lesen kann. Er sagte: der Gläubige habe sich zuerst an seinen Beichtvater und Pfarrer, dann an seinen Bischof, endlich an den Papst zu wenden; wenn aber diese alle verdorben seien und ihn verlassen, an Christus, den ersten Urheber des Glaubens, und ihm zu sagen: „du bist mein Beichtvater, mein Papst." Die Autorität der römischen Kirche suche er nicht zu schwächen, sondern zu vermehren. Aber er wolle sich nicht einer Gewalt unterwerfen, die das Gute verfolge und aus der Hölle komme. Oft habe er gedacht, von diesen Dingen zu schweigen und die Sache Gott anheim zu stellen; aber wenn er wieder auf der Kanzel stehe, so könne er sich selbst nicht bezwingen; er fühle gleichsam ein verzehrendes Feuer in seinen Gebeinen und seinem Herzen; er fühle sich ganz erfüllt von dem Geiste des Herrn. „O Geist, du fürchtest keine Person der Welt, du regst Verfolgungen gegen dich selber auf, du setzest die Wellen des Meeres in Bewegung, wie der Sturmwind. Warum ruhst du nicht? Gott ist Herr und Meister, der die Werkzeuge zu seinem Zwecke anwendet und sie bei Seite wirft, wenn er ihrer nicht mehr bedarf, wie einst Jeremias, welcher gesteinigt wurde. So wird auch uns geschehen, wenn er uns gebraucht hat." Indem er erklärt, dem Befehle der Signoria nachkommen zu wollen, spricht er die Zuversicht aus, Gott werde ihm eine Hülfe senden, durch welche die Bösen ihren Besitz und ihr Leben verlieren. „O Gott, ich bitte dich,

die Erfüllung deiner Verheißung nicht länger zu verschieben [1])." Savonarola hatte oftmals auf eine übernatürliche Bestätigung seiner Lehren provocirt, und diesen Sinn verräth auch seine letzte Predigt; aber zugleich auch die Besorgniß, daß Gott ihn, nachdem er seine Dienste geleistet, zu Grunde gehen lassen könne, wie einst die alten Propheten. Wenn irgend Etwas, so beweisen die letzten Worte seine innere Wahrhaftigkeit.

1) Auszug aus der letzten Predigt über den Exodus bei Villari II, 102 ff.

Neuntes Capitel.

Feuerprobe; Gefangennehmung Savonarola's.

In diesem immer drohender werdenden Conflikt gab Savonarola seine Sache keineswegs auf. Wir kennen seine conciliaren Ideen, die von seinem ersten Auftreten an seine ganze Geschichte durchziehen; in dem Maße, daß er erkannte, von Rom nichts mehr als die äußerste Feindseligkeit erwarten zu dürfen, ergriff er sie mit wachsendem Ernst und Eifer. Er veranlaßte seine Freunde, an die mit ihnen bekannten florentinischen Gesandten in Frankreich und Spanien zu schreiben, daß die Zeit gekommen sei, in welcher die Fürsten, wie es ihre Pflicht und ihr Recht mit sich bringe, ein allgemeines Concilium berufen sollten. Er selbst hat Entwürfe zu ausführlichen Anschreiben an den Kaiser Maximilian und die vornehmsten Fürsten der Christenheit, die Könige von Frankreich, Spanien, England und Ungarn gemacht, in denen sie auf das dringendste aufgefordert werden sollten, Hand daran anzulegen [1]). Er kam darauf zurück, was schon dem König Karl bei seiner Anwesenheit in Rom angerathen worden war, den Papst, der nur durch Simonie zu seiner Würde gelangt sei, für abgesetzt zu erklären. Dem fügte er noch hinzu, dieser Papst sei nicht allein kein Christ, er glaube nicht einmal an Gott, sodaß man in ihm den Urheber alles Verderbens gleichsam anbete; er machte sich anheischig, dem versammelten Concil noch manches zu entdecken, was er jetzt verschweige [2]). In seinem Verhör hat er ausgesagt, das meiste Vertrauen habe er

1) Aussage von Domenico Mazzinghi bei Villari II. doc. CCCLXXV. Simone del Nero bei Vilari II. S. CCCLXXXVI.

2) Diese Entwürfe sind mitgetheilt bei Meier, S. 349 ff. Perrens I, S. 485 ff.

auf den König von Frankreich gesetzt, mit dem er von diesen Dingen oft geredet habe; vom spanischen Hofe habe er gewußt, daß man dort das Leben, das in Rom geführt werde, verdamme; von dem König von England wenigstens soviel, daß er ein wohlmeinender Mann sei; den Kaiser, dem er die Rechte und Pflichten des Reiches in Erinnerung brachte, habe er leicht zu gewinnen gehofft, wie denn auch ein kaiserlicher Gesandter bei einem Besuch in S. Marco schlecht von dem Papst gesprochen habe [1]). Er zählte dabei auf die Mitwirkung einiger Cardinäle; mit einem und dem andern derselben, den Cardinälen San Giorgio, Lisbona, Pietro in Vincoli stand er in gutem Vernehmen. Besonders rechnete er auf den Cardinal von Napoli, der auch mit den beiden Valori in Verbindung stand und ihm einst bei der Trennung seines Klosters von der lombardischen Congregation sehr nützlich gewesen war. Er hat gesagt, er habe sich eingebildet, daß dieser Cardinal die übrigen zusammenrufen und das Concilium in Florenz eröffnen werde [2]); bestimmte Versicherungen von ihm gehabt zu haben, hat er selbst nicht standhaft behauptet. Aber großen Eindruck machte auf ihn eine Meldung des Cardinal San Pietro in Vincoli, die ihm durch den Grafen von Mirandola zuging, daß er mit einigen anderen Cardinälen baldigst in Florenz einzutreffen und das Concil zu halten gedenke. An Florenz knüpften auch die letzten conciliaren Erinnerungen an, die schon einmal wieder erwacht waren; wir gedachten des Erzbischofs von Kraina, mit dem sich die Florentiner im Jahre 1482 in Verbindung gesetzt hatten, um in dem Zerwürfniß mit dem Papstthum Rückhalt an einem Concilium zu finden. Die Beschwerden des Erzbischofs gegen Sixtus IV. haben eine Verwandtschaft mit den Beschwerden Savonarolas über Alexander VI. Aber die Aehnlichkeit selbst war von einer ungünstigen Vorbedeutung. Die Florentiner waren jetzt nicht so einmüthig, wie damals. Die allerstärkste Gährung war im Gange und die Autorität der Fratesken wieder im Abnehmen. Daß das Verbot der Predigt in diesem Augenblicke durchgegangen war, mußte doch als ein Sieg der Gegner des Frate betrachtet werden. So sah auch der Papst selbst es an; er nahm die Nachricht von dem Beschluß mit großer Freude

1) Dritter Prozeß Savonarolas bei Villari II. doc. S. CCXCI.
2) Dritter Proceß bei Villari II. doc. S. III.

auf, wie dann auch der Herzog von Mailand aussprach[1], daß darin eine Trennung der Florentiner von der Sache des Frate liege, ein um so größerer Vortheil, da der Papst in seinem Breve die schärfsten Ausdrücke gebraucht hatte.

Aber mit der Untersagung der Predigt waren die Anhänger des Papstes noch nicht zufrieden; sie erinnerten unaufhörlich, daß den päpstlichen Befehlen keine Genüge geschehen sei, da man dulde, daß die Bürgerschaft zahlreich nach San Marco gehe, wo zwar nicht mehr Frate Hieronimo, aber Domenico da Pescia noch mit größerer Heftigkeit predigte, als jener selbst gethan haben würde[2].

Um den Streit zu schlichten, verfiel man auf eine höchst außerordentliche Auskunft, die sich zum Theil dadurch erklären läßt, daß sie einer alten städtischen Erinnerung entsprach.

In der florentinischen Geschichte des elften Jahrhunderts macht eine Feuerprobe Epoche, die in den damaligen kirchlich-weltlichen Conflicten vorgenommen worden war. Die Mönche von Vallombrosa erhoben gegen den Bischof Petrus von Florenz den Vorwurf, daß er durch Simonie zu dem bischöflichen Stuhl gelangt sei. Es war die Anklage, welche damals die kaiserlich gesinnten Bischöfe überhaupt traf. Der Markgraf, der die Stelle des Kaisers vertrat, wies dieselbe zurück, aber das Volk von Florenz nahm sie mit Eifer an und wollte den vermeinten Ketzer nicht als Bischof anerkennen. Da erbot sich ein Mönch von Vallombrosa, die Behauptung seines Klosters durch eine Feuerprobe zu erhärten. Die Florentiner berichten dem Papst[3]: der Mönch sei zwischen zwei brennenden Holzstößen unversehrt hindurchgegangen und darauf mit unendlichem Jubel begrüßt worden; denn der Beweis war geführt, daß der

1) Brief des Herzogs an Ascanio Sforza im Arch. stor. ital. XVIII. S. 42.

2) Parenti: Così chiaritasi la cosa a frateschi pareva con honore essere usciti di tale impresa; e molto piaceva loro la non fattasi prohibitione dello andare a San Marco, imperochè stimavano ricongregarvisi da loro medesimi; o veramente sotto frate Domenico da Pescia il quale al continuo predicava alle donne, o sotto altro. Ma non così parse agli altri oppositi, non sendo rimosso il nidio; dove collegati insieme si teneano e loro adversarj, sbuffavano e ricorreano alla Signoria, e massime a loro favorevoli stringendo più el non farsi la congregatione a San Marco, che il non predicare. Brief Somenzis vom 29. März 1498; a. a. O. S. 45.

3) Baronius, Ann. eccles. Vol. XI, S. 442 ff. bei dem Jahre 1063.

verhaßte Bischof ein Ketzer sei. Die Probe bildet einen Moment der Entfremdung der Florentiner von der kaiserlichen Partei.

An diese Erinnerungen nun knüpfte es an, wenn Domenico da Pescia sich erbot, indem er die Conclusionen Savonarolas verkündigte, für die Wahrheit derselben ins Feuer zu gehen; denn es werde ihn nicht verletzen. Dem gegenüber erklärte ein Franciskaner er wolle mit ihm in's Feuer gehen; er würde zwar mit ihm verbrennen, aber die Falschheit der Behauptungen der Frateschi werde damit doch erwiesen sein [1]). So schien, da es keine von den beiden Parteien anerkannte kirchliche Autorität mehr gab, um ein festes Fundament zu haben, nichts weiter übrig zu bleiben, als auf jenen wunderlichen Zweikampf zu recurriren, bei dem die Entscheidung durch ein Mirakel geschehen sollte. Die Frateschi trugen selbst darauf an, um der Wahrheit der Verkündigungen des Frate auf diese Weise unerschütterlich sicher zu werden, was ihnen die Herrschaft in der Stadt verschafft hätte; einige wohl auch, so meinte man wenigstens, um sich von ihm trennen zu können, ohne dadurch compromittirt zu werden [2]). Daß nun Savonarola damit einverstanden gewesen ist, läßt sich nicht läugnen. In seinen Briefen an die Fürsten spricht er mit Nachdruck davon, daß die Wahrheit seiner Behauptungen nöthigenfalls durch ein Wunder würde erhärtet werden, selbst vor versammeltem Concilium. Alle seine Predigten athmen diese Voraussetzung: denn indem er das Geheimniß des Glaubens mit der göttlichen Weltregierung identificirt, so wird es ihm undenkbar, daß die göttliche Wahrheit, die er zu verkündigen sich bewußt ist, nicht auch durch ein übernatürliches Zeichen bestätigt werde sollte. Seine Anhänger waren davon durchdrungen; Domenico da Pescia meinte, es würden Hunderte ebenso

1) Schreiben Somenzis vom 7. April 1498 a. a. O. 46 ff. Guicciardini, Stor. fior. S. 168.

2) Parenti März 1498. E frateschi, dubitando pure mediante lo interdetto da Roma se venissi non essere stretti a perdere lo stato, per mezzo del Vicario dell' Arcivescovo itosene alla Signoria forza feciono, che frate Jeronimo a miracoli venissi, per confermarsi il popolo alla loro divotione facendosi, o vero con honestà, licentia et giusta occazione non facendosi, come era più credibile, rimuoversi da lui. So erklärt sich auch Pitti in der Istor. fior. arch. stor. ital., L. I, S. 52. Auch in seinem Bekenntniß (Villari II, doc. S. CCLXXII) erwähnt Savonarola die Theilnahme des erzbischöflichen Vicars, der am meisten darauf gedrungen habe; nicht von ihm, dem Frate sei die Sache ausgegangen, aber er sei auch nicht dagegen gewesen.

bereit sein, wie er, ins Feuer zu gehen. Domenico war ein phantastischer Enthusiast: aber es ist nicht ohne Wahrheit, wenn er sagt, die Frage stehe nicht zwischen den verschiedenen Mönchsorden, sondern zwischen dem Papst und dem Frate Hieronimo; wenn der Dominicaner verbrenne, so würde er mit seinem Kloster vernichtet sein; wenn er aber siege, so würde darin eine Verpflichtung für den Papst und die Cardinäle liegen, zur Renovation der Kirche zu schreiten [1]). Die Vorfrage war nun aber, ob die Signoria diese Probe zulassen solle oder nicht. Am 30. März ist darüber in einer zahlreichen Pratica Berathung gepflogen worden [2]). Die erste Einwendung gegen das Vorhaben war, daß die Sache eigentlich eine geistliche sei; im städtischen Palast habe man sich mit Geldangelegenheiten und mit Krieg zu beschäftigen; eine Sache, wie diese, aber gehöre nach Rom, oder man möge sie den beiden Mönchsorden etwa unter der Leitung des erzbischöflichen Vikars überlassen. Einige Mitglieder drückten sich mit tiefem Schmerz darüber aus, daß es soweit gekommen sei, und Florenz zum Gelächter der Welt werden müsse. Die Antwort darauf war: die Sache sei nicht allein eine geistliche, sondern zugleich gar sehr eine städtische; denn alle innere Unruhe und Entzweiung rühre davon her: würde die Signoria die Probe nicht zulassen, so würde man ihr mit Recht Schuld geben können, sie suche die Entzweiung der Stadt zu erhalten und zu nähren. Eine viel vertretene Meinung war, die Probe selbst werde nicht zur Ausführung kommen; aber man werde doch sehen, an wem die Schuld liege, und der ganzen Sache Meister werden; sollte sie aber auch unglücklich endigen, so treffe die Stadt keine Schuld daran: denn die Herausforderung gehe von den Mönchsorden aus. Einen gewissen Anstoß gab es, daß Hieronimo nicht selbst die Probe bestehen wollte, sondern statt seiner Domenico da Pescia; der erklärte das damit, daß Hieronimo mit größeren Dingen sich zu beschäftigen habe. Ein Franciskaner, der sich früher erboten hatte, in's Feuer zu gehen, zog aus diesem Grunde sein Anerbieten zurück; aber ein Anderer war für ihn eingetreten, und schon dies schien genug; denn es komme darauf an, ob die menschlichen Worte durch übernatürliche Zeichen bekräftigt werden würden. Die Anhänger des Frate zweifelten nicht, daß alles so verlaufen werde,

1) Arch. stor. ital. ser. III, T. 3. S. 54.

2) Protokoll der Pratika vom 30. März in den Nuovi docum. a. a. O. S. 56.

wie es derselbe immer vorausgesagt habe; und daraus würde für die Stadt hinwiederum der größte Ruhm entspringen. Das Protokoll der Berathung macht den Eindruck, daß die Mehrzahl der Pratica die Feuerprobe gut hieß. Man glaubte, die Sache sei schon zu weit gediehen, als daß man mit Ehren davon zurücktreten könne. Nur sollte Anstalt getroffen werden, daß sie mit Ruhe vollzogen würde, ohne Einmischung der Menge, aber auch ohne daß jemand entfliehen könne. Sehr wahrscheinlich, daß einiger üble Wille von Seiten der Gegner diese Sache gefördert haben mag [1]). In den Berathungen aber tritt dies nicht hervor. Die Probe wurde alles Ernstes gefordert, um die Entzweiung in der Stadt zu heben; die Frateschi selbst drangen nochmals darauf; sie waren so überzeugt wie ihr Führer selbst. Der Beschluß war, dem Streit in der Stadt durch die Probe ein Ende zu machen; wer von den beiden Mönchen unverletzt aus dem Feuer hervorgehe, dem wolle man glauben; sollte die Probe zum Nachtheil des Bruder Hieronimo ausfallen, so sollte derselbe aus dem florentinischen Gebiet verbannt sein [2]). Aus dem Zusammenhange der Dinge ergiebt sich, daß man über die Frage, welche das Beharren der Kirche in ihren bisherigen Formen oder eine Umwandlung derselben in sich schloß, eine Entscheidung durch ein Wunder herbeizuführen dachte. Das Schicksal des Frate Hieronimo ist, daß er für die wichtigste Frage der Welt eine in der That unmögliche Entscheidung anrief. Darin lag aber, wenn wir ein Urtheil fällen dürfen, eben sein Irrthum, daß er sich die Verbindung der göttlichen und menschlichen Dinge viel zu enge dachte; seinen Erleuchtungen, die zugleich Abstractionen waren, maß er einen Werth bei, der ihnen nicht zukam.

Die Thore der Stadt wurden geschlossen, die Straßen durch die städtische Miliz, welche sie unter ihren Fahnen durchzogen, vor jedem Auflauf sicher gestellt; die Zugänge zu dem Platz, auf welchem die Feuerprobe geschehen sollte, waren vor jedem Zudrang gesichert; einige der Oberhäupter der Frateschi, von denen man eine Störung fürchtete, wurden in dem Palast festgehalten [3]). Es war am Sonnabend, dem 7. April, Vorabend vor Palmsonntag; die sechszehnte Stunde des Tages war dazu festgesetzt, die Plätze für die

1) Nuovi docum. a. a. O. S. 54.

2) Text der Beschlüsse vom 30. März und 6. April aus dem arch. delle Riformagioni, bei Villari II, doc. S. CDI.

3) Cerretani. Brief Somenzis a. a. O. S. 47.

beiden Orden bestimmt [1]). Zuerst erschienen die Franciskaner ohne besondere Cerimonie; hierauf die Dominikaner, von einer Anzahl ihrer Freunde begleitet, unter dem Gesang lateinischer Psalmen. Der Holzstoß war aufgerichtet, in dessen Mitte ein Weg offen gelassen war, um, sobald er in Feuer stehe, durchzuschreiten.

Da erhob sich aber ein unvorhergesehener Anstoß: wenn der Dominikaner zwar sehr bereit war, die Feuerprobe zu bestehen, aber mit einer geweihten Hostie in der Hand, so widersetzten sich dem die Franciskaner, weil darin gleichsam eine Probe des Geheimnisses, auf welchem der christliche Glaube beruht, liegen würde. Aus dem Palast wurden einige Mitglieder der Regierung zu den Frati herunter geschickt [2]), zu jedem Theile eben solche, die sich überhaupt zu demselben hielten; allein ein Einverständniß war auf diesem Wege nicht zu erreichen; einige Argumente, welche Savonarola selbst vorbrachte, wurden von der andern Partei nicht admittirt. Nachdem man eine Zeit lang hin und her geredet, zeigte die dem Frate entgegengesetzte vornehme Jugend, die sich zu einer Gesellschaft, genannt Compagnacci, organisirt hatte, in welcher Spini eine große Rolle spielte, nicht übel Lust, der Sache sogleich mit offener Gewalt ein Ende zu machen [3]). Aber auch ohne dies war der Vortheil auf ihrer Seite: die Bedenklichkeiten der Dominikaner hatten auf das Volk einen nachtheiligen Eindruck gemacht, zumal da der Franciskaner ohne alles weitere in das Feuer zu gehen sich vermaß. Die Signoria hielt für rathsam, den beiden Orden zu befehlen, sich zu entfernen, was dann von Seiten der Dominikaner nicht geschah und nicht geschehen konnte, ohne ihnen eine

1) Schreiben der Signoria vom 8. April an Domenico Bonsi und an den Gesandten in Frankreich. Archiv. stor. ital. App. VIII. S. 176—178, vergl. den Brief von Leonardo Strozzi 6. April 1498 bei Perrens I. S. 493.

2) Cerretani.

3) Facendosi sera e non nascenda conclusione alcuna, fù opinione di alcuni Compagnacci di manomettere il Frate. Ich folge Cerretani, welcher sehr unparteiisch ist, während die dominikanische Legende, wie sie sich bei Violi und Burlamacchi findet, die Schuld der Zögerung allein den Franciskanern zuschreibt; die Frage über das Sacrament berührt sie nur leichthin, aber doch so, daß an der Thatsache kein Zweifel aufkommen kann. Eine etwas andere Fassung hat die Chronik von Cambi, deren Verfasser ebenfalls zu den Frateschi hinneigt. Er erzählt: Disse anderebbe col sacramento, loro dissono, che volevano lo portassi in mano fuori del vaso di cristallo, come si porta a processione, e lui disse che lo voleva portare con riverenza come Signore suo e di tutto il mondo.

Bedeckung beizugeben [1]). Ihre Prätension, nur mit dem Crucifix oder dem Sakrament in der Hand ins Feuer gehen zu wollen, wurde von der Menge fast als eine Beleidigung des Heiligsten betrachtet [2]). Die Meinung gewann das Uebergewicht, daß alles doch nur auf Betrug abgesehen gewesen sei [3]). Es ist sehr begreiflich, daß das Volk, aufgeregt, wie es einmal war, auf Entschuldigungen keine Rücksicht nahm. Die Verstimmung war so allgemein, daß die Gegner zu weiteren Unternehmungen Muth bekamen [4]). In S. Marco dagegen bildete man sich ein, nicht allein nicht besiegt zu sein, sondern sogar gesiegt zu haben, da die Verzögerungen absichtlich von den Franziskanern veranlaßt worden wären, um die Probe, zu der die Dominikaner bereit gewesen, zu verhindern [5]).

Den nächsten Morgen, eines Sonntags, wagte nun Savonarola in Widerspruch nicht allein mit der Sentenz des Papstes, sondern auch mit den Anordnungen der Signoria die Kanzel in S. Marco nochmals zu besteigen; die Gläubigen schaarten sich um ihn, überzeugt, daß er der Mann der Wahrheit und des guten Lebens sei und zugleich die Freiheit der Stadt beschütze. Aber schon erlebte man, daß die, welche nach S. Marco gingen, unterwegs von einer Schaar von Compagnacci verhöhnt und insultirt wurden, selbst wenn sie zu den größeren Häusern gehörten [6]). Als nun am Abend bei der Vesper einer der Brüder von S. Marco sich anschickte, in der Hauptkirche der Stadt zu predigen, wo sich bereits eine große Menge Volks versammelt hatte, so ließen die Gegner feindseliges, in der Kirche doppelt auffälliges Geschrei erschallen, und eine Unordnung entstand, welche die Fortsetzung der Predigt verhinderte, wie an dem letzten Himmelfahrtstag, was aber

1) Cerretani.

2) Somenzi a. a. O. La quale cosa alla Signoria et a ciascheduno altro parve inhonesta et nefanda.

3) Cerretani: Il popolo visto, che quello di S. Francesco voleva entrare in ogni modo, cominciò a dannare fra Girolamo e parve loro di esser' uccelati.

4) Jacopo Pitti, istoria florentina im Arch. stor. ital. T. I, S. 52. Fremeva il popolo come quasi schernito, disposto a manomettere il Frate e li sequaci suoi: da che inanimiti gli avversarii, cominiciarono a sollevarlo che si andasse a San Marco.

5) Parenti April 1498, non si tosto ritornati e frati in San Marco con i loro seguaci, che frate Hieronimo montato in pergamo divulgò a suoi come vittoriosi erano rimasti et restato dalli adversarj el cimentarsi.

6) Cerretani.

nun die Folgen, die man damals gefürchtet hatte, wirklich nach sich zog[1].

Savonarola, dem früher der allgemeine Beifall zur Seite gestanden hatte, erfuhr jetzt den allgemeinen Widerwillen; die classisch gebildeten Florentiner haben bemerkt, daß darin wieder einmal der Wankelmuth des Volkes und seiner Gunst zu Tage trete[2]. Alles Volk bewegte sich nach S. Marco, um dort der Sache ein Ende zu machen. Die Signoria konnte das nicht verhindern, sie wollte es nicht einmal ernstlich: die Gegner Savonarola's hatten auch im Palast die Oberhand. Alles trägt den Stempel einer inneren städtischen Unruhe, welche daher entsprang, daß die Partei, welche bisher das Uebergewicht gehabt hatte, jetzt in Nachtheil gerieth und die andere den Moment für gekommen erachtete, um sich ihrer Gegner zu entledigen. Wohl beschloß nun die Signoria, daß ein jeder die Waffen niederlegen und Bruder Hieronimo sich in der That nicht allein aus der Stadt, sondern binnen zwölf Stunden aus dem florentinischen Gebiet entfernen solle[3]. Weder das eine, noch das andere geschah. Nicht auf dem Frate allein aber beruhte der gegenwärtige Zustand, sondern noch mehr auf Francesco Valori, der bisher noch immer ein großes Ansehn in dem Palast besessen hatte, in diesem Augenblicke aber selbst nach S. Marco gegangen war. Die Härte,

1) Parenti: El giorno della Domenica dell' Ulivo in Santa Maria del Fiore congregate erano molte donne per udire la predica di Frate Mariano Ughi. E canonici, oltre a gl' altri adversi al frate male contenti, che l'audacia loro non si reprimessi, anzi di nuovo sorgessi, sbuffavano et per alcun modo comportare non voleano che detto frate il giorno predicassi, onde differivano il vespro per ordinare lo impediet mento, et già questa voglia per la chiesa divolgata s'era, il perchè Antonio Alamanni cupido d'abbattere il frate, fare volle romoreggiare et salito alto sù gradi, forte picchiò l'assito; et voce mandò fuori alle donne, che se n'andassino, perchè non si predicava; al romore ciascuno si volse; le donne si rizzorono; uno fratesco trasse fuori le arme; altri cerchio li feciono; et fuori di chiesa il ributtorono; da questo altri alla mischia s'aggiunsono et contendendosi l'uno con l'altro a gridare si cominciò all'arme e che a San Marco andassi. Alcuni giovani de Compagnacci trovatisi presenti, volentieri presono la occasione e verso a San Marco ad aviare si cominciorono. Così il tumulto principiato facilmente per la grande disposizione crebbe; e gridandosi arme, tutto il popolo si sollevò.

2) Guicciardini, Stor. fior. S. 172.

3) Bannum confinationis die VIII aprilis 1498 bei Villari II., doc. CDIV; vergl. die Schreiben der Signoria an die Gesandten in Mailand und in Rom vom 8. April. Arch. stor. ital. App. VIII. S. 175.

mit der er in dem vorjährigen Prozeß gegen die vermeinten Verschwörer auf ihre Hinrichtung gedrungen und sie endlich durchgesetzt hatte, erweckte in den Familien der Betroffenen Haß und Rachsucht. Schon hörte man auch seinen Namen unter den feindseligen Ausrufungen der Menge [1]; vielleicht aber ließ sich der Tumult noch bestehen, wenn Valori zur rechten Zeit von seinem Hause aus eine entgegengesetzte Bewaffnung ins Werk setzen konnte. Dahin ging der Rath der Brüder; dahin ging auch der Rath Savonarolas, der einem zuverlässigen und ausführlichen Tagebuche zu Folge darin die einzige Rettung sah [2].

In Dem aber war bereits auf der Piazza bei Signori ein gewaltsame Veränderung vorgegangen. Der Führer der städtischen Mannschaften [3], dem es obgelegen hätte, die Ordnung aufrecht zu erhalten, wurde von einer bewaffneten Schaar, welche eigenmächtig herbeigekommen, abgeführt [4]. Wohl traf nun auch ein Anhänger des Frate, Piero Corsini auf dem Platze ein, aber er hatte nicht den Muth seiner Sache und ließ sich, plötzlich die Farbe wechselnd, bestimmen, an einem Angriff gegen das Haus Valoris Theil zu nehmen [5]. Unter dem anwachsenden Tumult war Valori nur mit Mühe in sein Haus gelangt. Die Signoria, welche die tumultuarische Bewegung doch nicht ganz und gar zum Meister der Stadt wollte werden lassen, ließ ihn durch einige ihrer Diener, nach dem Palast zu kommen auffordern, wie es schien, um ihn zu

1) Pitti, a. a. O. S. 52. Cerretani.

2) Parenti: In San Marco al Vespro era Francesco Valori, Giovambatista Ridolfi et altri loro seguaci; e quali sentendo ingrossare e romori et che la gente a San Marco si indirizzava, se n'andorono al padre Hieronimo et consiglio et ajuto nel pericolo li domandarono. Rispose che anzi d'accordo con loro rimase, che ad armare s'andassino et con i loro seguaci ragunatisi a casa del Valori si difendessino, et la parte adversa superare s'ingegnassino; altrimenti ajutare non li poteva che colle orazioni. Damit stimmt auch Pitti überein.

3) Parenti sagt von ihm: fece buonissima opera Giovanni Manetti, Gonfaloniere di Compagnia.

4) Cerretani: in questo tempo ciascuno de Compagnacci sotto il Gonfaloniere della Vipera giunsero in Piazza e presero le bocche, dall' altra banda giunsero Giov. di Giannozzo Manetti con bella compagnia, e visto Giov. della Vecchia armato in Piazza con la sua compagnia, lo chiamò, e così a cavallo accostandosi lo prese per il gorzaretto, e dato di piè al cavallo, lo condusse al Bargello, dove lo fece serrare.

5) Cerretani.

retten, vielleicht auch nur, um ihn lebendig in den Händen zu haben. Als er aber von diesen begleitet unter Fackelschein aus seinem Hause heraustrat, wurde er von seinen Gegnern angefallen unter Führung von Vincenzio Ridolfi und Simone Tornabuoni, den nächsten Verwandten der im vergangenen August hingerichteten Ridolfi und Tornabuoni; unter dem Geschrei „du sollst uns nicht länger regieren" wurde Valori ermordet; Vincenzio hat ihm dem Kopf zerspalten[1]). Es war Blutrache, die sie an ihm

1) Parenti: di speranza privi, della salute loro a pensare comínciorono; chi un partito, chi un altro prese. Francesco Valori con Andrea Cambini, usciti di San Marco per la Sapientia inverso Pinti sboccovono; altri di Casa s'uscirono verso San Gallo; altri rimasono rifidandosi nella protettione di Dio; già molti armati compariti erano a San Marco; e frati le porte serrorono et a difensione si preparavano. Condussonvi arme da difendere et offendere, le quali segretamente hebbono da' cittadini, et della parte Guelfa; et così il meglio poterono, ciascuno et frate et seculare la difensione prese, le donne parte avviatesi, parte in chiesa ristrettesi con le orazioni s'ajutavano; li huomini con le arme la cosa trattavano; appiccossi la mischia; et dalle porte del martello usciti sulla piazza armati con quelli di fuori alle mani vennono; morivvi uno ò vero dua persone, et alquante ferite ne furono. Frate Jeronimo con crucifixo in mano, et con i seguaci suoi rimasto in San Marco uscire fuori volle; ma i suoi frati per niente il lassorono; onde ridottisi dentro alla difensione attendevano; sperando di qualche luogo maxime per la divisione della terra soccorso venissi, il perchè si liberassino; sonavano la campana a martello, il meglio che poteano si difendeano. Mentre questa leggiera scaramuccia a San Marco si faceva, la piazza d'arme si riempiè, corsevisi coi gonfaloni spiegati. Gridavasi al Valori, al Valori, si come quello che per essere capo dei frateschi, causa d'ogni scandalo si giudicava. Lui aggiratosi per quelli campi verso Pinti, da certi plebei preso, finalmente in casa sua accompagnato da certi cittadini salvo si ridusse, quivi in occulto luogo si misse, aspettando li eventi delle cose et di passare la furia; benchè, dal frate partito s'era con animo d'armarsi insieme con Giovambatista Ridolfi e co'compagni loro armati venire al socorso di San Marco e de frateschi. La Signoria pensiero fece, visto levata la terra a romore, d'haverlo in palazzo. Ma già il popolo armato avviato s'era alla sua casa per a sacco metterla et lui a pezzi tagliare. Et giuntovi con grandissimo furore, non solo la sua, ma quella di nipoti congiunta con quella saccheggiorono e a fuoco missono, non senza la morte della donna di Francesco, la quale da un passatojo nel capo ferita fù. Lui nascoso ogni cosa sentì; poi verso la sera volendolo pure la Signoria in palagio, più cittadini più volte per lui andorono et non si rifidando poterlo menare dal popolo securo, ultímamente con due mazzieri et uno collegio Girolamo Gorini fuori di Casa uscì con doppieri; e non molto discosto dai

nahmen; aber Valori hatte bei seinem freilich einseitigen Verfahren die äußere Legalität auf seiner Seite gehabt; die Rache, die man an ihm nahm, geschah im Aufruhr gegen die öffentliche Ordnung.

Der Tod Valoris, der bisher noch immer der große Mann der Stadt gewesen war, ist einer Revolution des Staates gleich zu achten; er enthielt einen Umsturz der bisherigen Verhältnisse der Parteien, sodaß auch Savonarola sich nicht weiter behaupten konnte. Das Kloster war einigermaßen in Vertheitigungsstand gesetzt; und zuweilen sind da auch Gefangene von der Gegenpartei eingebracht worden; Savonarola ermahnte sie in Zukunft gute Christen zu sein, und ließ sie gehn [1]). Allein wie hätte das Kloster auf die Länge den überlegenen Angriffen widerstehen können? Die Signoria erließ den Befehl, daß alle Laien San Marco binnen einer Stunde verlassen sollten, unter der Verwarnung, daß sie sonst als Rebellen gegen die Commune betrachtet werden würden [2]). Man scheint das so verstanden und ausgelegt zu haben, daß allen denen Verzeihung angedeihen solle, welche sich von dem Frate trennen würden. Er selbst stand, das Sacrament in der Hand vor dem Altar in der Mitte seiner Novizen; die übrigen Frati lagen auf den Knieen, in angstvollem Gebet begriffen [3]). In Dem erschienen Beauftragte der Stadt, die ihn aufforderten, sich ohne weiteren Kampf zu den Füßen der Signoria zu stellen, von der er mit Milde und Gnade behandelt werden würde: er möge nicht so grausam gegen sich und sein Kloster sein, um dem Befehl zu widerstreben. Frate Hieronimo sagte: er würde gehorchen, aber er fürchte das aufgeregte Volk. Die Commissarien erwiderten, sie wären mit gutem bewaffneten Geleit versehen, sodaß niemand sie verletzen würde. Hierauf kündigte nun Savonarola seinen Klosterbrüdern, die er in der Bibliothek versammelte, seinen Entschluß an, der wilden Wuth, mit der er gegen alles Erwarten angegriffen werde, nachzugeben und sich von ihnen zu trennen. Er ermahnte sie, im Glauben,

suoi nemici morto nella strada cadde. — Alla sua morte concorseno huomini de Ridolfi, Pitti e Tornabuoni inimicissimi suoi per le morti seguite dei cittadini lo Agosto passato. Infra quali Iacopo Pitti paratosili davanti sputò: Valori, tu non ci governerai più et subito Vincenzo Ridolfi li partì il capo con una ronca et altri seguirono a ferirlo. Vergl. Guicciardini, Stor. fior. S. 172.

1) Cerretani.

2) Villari II, doc. S. CDIV.

3) Cerretani.

Gebet und Geduld zu beharren, Gott werde sie nicht verlassen; er versicherte nochmals, daß kein Jota von Allem, was er vorausgesagt, unerfüllt bleiben werde; dann stieg er mit den Commissarien die Treppe hinab. Eine ungeheure Menge Volkes war versammelt, mit Fackeln und Leuchtern versehen; mitten durch die Menge, die ihn mit Schmähungen verhöhnte, wurde er mit Domenico da Pescia nach dem Palast gebracht[1]). Der dritte um den es dann hauptsächlich zu thun war, Silvestro Maruffi hielt sich anfangs verborgen, wurde aber gar bald aufgefunden und ebenfalls in das Gefängniß des Palastes abgeführt.

1) Cerretani: Quelli di dentro fermate le armi accettarono 4: che volevano parlare a F. Girolamo, i quali venuti dentro si rappresentarono al cospetto suo, e dissongli, che volessero venire pacificamente ai piedi della Signoria di Firenze, laquale, levata ogni cagione è necessario ubbidire, troverebbela mite e pietosa; si che non siate crudele di voi e del vestro convento e vestri frati; alle quali parole disse che averebbe ubbidito e ubbidirebbe, ma che dubitava dal popolo, di che tutti a una voce gli promessono, che non dubitassi e che avevano si bene e bella armata compagnia che persona non era per offenderlo. Lui promesse ubbidire, ma voleva parlare prima ai suoi frati, e chiamatigli in Libreria in parte segreta, parlò loro per spazio di una hora confortandoli. Dipoi tornato e visto che la necessità lo stringeva, con quei 4., s'inviò giù per le scale, e uscito fuori fù attorniato da grandissima moltitudine di armati con torchi e moltissimi altri lumi, e per la via larga e per il corso degli Adimari con moltissimi strazzi lo condussono a Palazzo. — Wenn Burlamacchi (S. 166) das Versprechen ertheilen läßt, che il padre Girolamo sarebbe restituito sano e salvo insieme con li suoi compagni, so ist das, wie man sieht, nicht ganz erdichtet, aber doch weit übertrieben; die ganze Erzählung trägt den Charakter der Ausschmückung. Die Chronik von Cambi spricht von einem förmlichen Accord: feciono accordo, che si dessi loro Fra Jeronimo, Fra Domenico e Fra Silvestro e salvi tutto il resto. Der mailändische Gesandte versichert (a. a. O. S. 50) daß die Bürger, welche S. Marco vertheidigten, von den Commissarien die Versicherung gegeben sei, de salvarli tutti inlesi se gli davano frate Hieronimo et frate Domenico nelle mane vivi.

Zehntes Capitel.

Verdammung und Tod Savonarola's.

Schlußbemerkungen.

Savonarola trug eine Doctrin vor, welche in sich selbst nicht ungeeignet war, dem Papstthum eine nachhaltige Opposition zu erwecken; das wahrhaft christliche Leben, das er in der Stadt einführte, gab ihm eine geeignete Grundlage zu einer Abweichung von dem herrschenden kirchlichen System, welches durch das Verhalten Papst Alexanders in sich selbst zweifelhafter wurde, als jemals früher. Und die politischen Verhältnisse, durch welche Florenz in eine dem Papstthum feindselige Haltung gerieth, versprachen ihm einen Rückhalt bei jeder Abweichung von demselben. Aber nach und nach hatten sich diese Verhältnisse geändert. Im Interesse von Florenz lag Friede und Freundschaft mit dem Papste. Hierüber erwachten die alten Gegner Savonarola's, in denen der Widerwille gegen seine demokratische Politik sich mit den Zweifeln an seiner göttlichen Mission vereinigte. Eben diese nun unternahmen die Dominikaner durch eine Feuerprobe zu erhärten. Indem Savonarola eine übernatürliche Bekräftigung seiner Doctrin in Anspruch nahm, hielt er die Einwohner in aufgeregter Spannung: da eine solche nicht eintrat, so wendete sich die Meinung gegen ihn, und seine städtischen Feinde bekamen das Uebergewicht; er war jetzt ihr Gefangener. Was nun aber mit ihm geschehen sollte, war noch ein Gegenstand schwieriger Erwägung.

Um darüber Beschluß zu fassen, berief die Signoria gleich am nächsten Tage eine zahlreiche Pratica. Der Gonfaloniere eröffnete dieselbe mit einer leichten Andeutung über die vorgefallenen Unruhen und die Bemerkung, daß Bruder Hieronimo in den Händen der Signoria sei, wie deren Ehre erfordere; aber sie begehre Rath darüber, wie man weiter zu verfahren und

ob man ihn dem Verlangen des Papstes gemäß nach Rom auszuantworten habe. Dieser ersten Frage fügte er noch eine zweite, auf den Zustand der Parteiung, in der man sich befand, bezügliche hinzu: Savonarola hatte nicht allein noch viele Anhänger in der Stadt, sondern die beiden vornehmsten Behörden, unter welche die Staatsangelegenheiten und die Criminaljustiz gehörten, die Dieci und die Otto waren Freunde desselben, die letzteren in so hohem Grade, daß sie sich, als die Menge Partei gegen den Frate genommen, in der Stadt nicht hätten zeigen dürfen [1]); so verhaßt waren auch sie dem Volke geworden. Der Gonfaloniere fragte nun, ob diese Aemter ihren bisherigen Inhabern verbleiben oder durch Neuwahl an Andere übertragen werden sollten. Von den Rathschlägen, die dann geäußert wurden, erscheint der, welchen Bernardo Rucellai, einer der angesehensten von der aristokratischen Faction, gab, als der umsichtigste; er erinnerte, die Stadt sei in diesem Augenblicke nur schwach; denn verleitet vom Frate Hieronimo habe man seit langer Zeit verabsäumt, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, die alten Verbindungen der Republik außerhalb und innerhalb Italiens zu unterhalten; er erklärte sich zwar für ein Verhör des Bruder Hieronimo in aller Form, gedachte jedoch zugleich der Gefahr, die daraus entspringen könne, wenn ein Theil der Cittadini durch diese Confession compromittirt werde; man müsse sich hüten, neue Aufregungen zu veranlassen. Wenn wir ihn recht verstehen, so war seine Meinung darauf gerichtet, vor allen Dingen die auswärtigen Verhältnisse ins Auge zu fassen, was nach der Beseitigung des Frate leicht geschehen könne, und allen ferneren inneren Entzweiungen, die aus den Bekenntnissen desselben hervorgehen könnten, möglichst vorzubeugen. Ein guter Kenner des Alterthums, wie er war, erinnerte er an das Beispiel Cäsars, der die Briefschaften des Pompejus nicht hatte sehen wollen; er beurtheilte die Sache aus dem Standpunkte des inneren Friedens und der Nothwendigkeit einer veränderten, aber festen Politik. So hatte auch Vespucci auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die darin liege, wenn man alles publiciren wolle, was Frate Hieronimo aussage; man sollte vielmehr davon nichts bekannt machen, als was die Signoria bekannt zu machen für gut halte. Für die Auslieferung des Frate an Rom war eigentlich keine Stimme, dagegen die große Mehrheit für eine Veränderung in den Dieci und Otto, welche denn auch sofort ins

1) Parenti.

Werk gesetzt wurde [1]). Der mailändische Gesandte versichert, daß wenigstens in den Rath der Otto lauter Feinde Savonarola's eingesetzt worden seien [2]). Auch Doffo Spini hatte in demselben Platz gefunden. Unter dieser Stimmung wurde nun auch das Verhör des Frate eingeleitet; gleich am 9. April ist es gewaltsam und formlos unter den Martern der Tortur begonnen worden. Zwei Tage darauf wurden 17 Essaminatori ernannt, ebenfalls fast alle seine Gegner [3]).

Die Verhöre folgten dann bis zum 17. April ohne Anwendung der Folter. Wenn man sie liest [4]), so findet man eine Anzahl von Angaben von hohem Interesse über Savonarola's Stellung, seine Verhältnisse im allgemeinen, die man nicht verwerfen dürfte, wiewohl die Art und Weise des Verhörs eher Abscheu erweckt. Das Bestreben war besonders dahin gerichtet, den verschiedenen Intelligenzen, durch welche Savonarola Autorität erlangt hatte, auf die Spur zu kommen; seine Aussagen darüber haben alle mögliche innere Wahrscheinlichkeit. Diese Verständnisse waren nicht von ihm provocirt, ihm aber deshalb lieb und werth, weil sie ihm auch in Rom ein gewisses Ansehen verschaffen mußten [5]). Daß die Confessionen vieles enthalten hätten, was man nicht ohnehin wissen konnte, läßt sich nicht sagen; eben deßhalb schienen die Ergebnisse der Verhöre manchem noch nicht genügend: denn in dem Ausgesagten sei gleichsam nur die Rinde enthalten und nicht der Kern. Andere fürchteten, daß man durch ferneres Inquiriren nur neue Aufregungen veranlassen werde; für diejenigen, welche compromittirt waren, wurde Rücksicht und Milde gefordert: denn nur die Führer seien strafbar, nicht die Menge, die ohne Verstand hinter Anderen herlaufe [6]). Die vornehmste Frage war allezeit, wie man sich gegen den Papst zu stellen habe, der die Auslieferung der Angeklagten noch immer forderte; sie wurde bereits am 13. April in einer Pratica erwogen.

In derselben war die überwiegende Meinung, die Forderung

1) Nuovi documenti a. a. O. S. 65.

2) Schreiben Somenzis vom 11. April, a. a. O. S. 51.

3) Parenti: Li essaminatori tutti quasi della parte al frate opposita.

4) Villari, II. Doc. S. CDV.

5) Villari, II. Doc. S. CCXLIV ff.

6) Girolamo Rucellai in der Pratica vom 5. Mai; Nuovi documenti S. 76.

des Papstes, daß Savonarola und die beiden andern in Haft genommenen Frati nach Rom geschickt würden, weder anzunehmen, noch geradezu abzulehnen, vor allem nur darauf zu dringen, daß der Papst den Zehnten von den geistlichen Gütern bewillige, auf so lange, als es irgend möglich sei, und in solchen Formen, daß das Zugeständniß nach seinem Tode von seinen Nachfolgern nicht zurückgenommen werden könne [1]).

Ohne darauf ausdrücklich einzugehen, forderte Alexander VI. die Auslieferung aufs Neue, sodaß am 5. Mai noch eine Pratica stattfinden mußte. Girolamo di Filippo Rucellai gab den Rath, den Papst zu ersuchen, die Exekution in Florenz geschehen zu lassen, damit die Schuldigen da bestraft würden, wo sie gesündigt hätten. Dem fügten andere hinzu, daß die Exekution auch deswegen in Florenz geschehen müsse, weil es daselbst noch viele Anhänger des Frate gebe; und zugleich müsse man den Papst auffordern, den Zehnten zu bewilligen. Da man nun aus dieser Rücksicht vermeiden mußte, ihn zu verletzen, noch auch für rathsam hielt, die Gefangenen ihm zuzuschicken, so traf man die Auskunft, daß er gebeten werden möge, Commissare zu senden, um die Frati darüber zu vernehmen, was er von ihnen erforscht zu sehen wünsche; man verlangte Commissarien auch für die Degradation, um alsdann die Execution von der weltlichen Gewalt vornehmen zu lassen [2]).

In diesen Deliberationen trat ein anderes Motiv unerwartet hervor; der große Gegensatz, welcher die Geschichte aller europäischen Communen durchzieht, der Widerstreit zwischen Adel und Gemeinde, mischte sich in diese Sache noch auf eine andere Weise, als es bisher der Fall gewesen war. Bisher hatte der Dominikanermönch das Volk für sich gehabt; in diesem Augenblicke erweckte er Sympathien auch bei den großen Geschlechtern. Diese waren mit dem Gange der Dinge nicht ganz zufrieden. Manche bedauerten das Schicksal Valoris [3]); den Frate Hieronimo hätten sie lieber gerettet, um sich seiner ein ander Mal bei vorkommender Gelegenheit bedienen zu können; sie trugen auf eine milde Behandlung der Gefangenen und möglichste Geheimhaltung ihrer Geständnisse an. Die Popolanen aber,

1) Nuovi Documenti etc. a. a. O. 67.
2) Nuovi Documenti etc. a. a. O. S. 76 ff.
3) Parenti: E primati ogni diligentia missono salvare e capi fráteschi, si come e quali et simili a loro et molto per male hebbono la morte di Francesco Valori; el popolo allo spaccio di quella attendeva et in libertà vera ritrarre si voleva.

welche an dem Antheil an der Regierung, den sie dem Dominikanerbruder selbst verdankten, Geschmack gefunden hatten, forderten mit lautem Zuruf strenge Gerechtigkeit; besonders verlangten sie die Bestrafung aller derer, die an den in S. Marco gepflogenen Intelligenzen Theil gehabt hatten: die Hoffnung regte sich unter diesen, auf diese Weise die Macht der großen Geschlechter aufzulösen [1]; die Lage war so drohend, daß die Großen in diesem Augenblick nicht ungern ein Oberhaupt an ihre Spitze gestellt hätten, nämlich Lorenzo di Pier Francesco de' Medici, mit welchem der Herzog von Mailand einverstanden war [2]). Allein man sah, daß das bei dem Volk niemals durchzusetzen gewesen wäre und mußte zufrieden sein, die Regierung in dem schwankenden Zustand zu lassen, in dem sie sich befand. Die Sache des Frate war hienach bereits nicht mehr die vornehmste, weder für die äußeren, noch für die inneren Angelegenheiten; aber wie sie einmal in Gang gesetzt worden, so mußte sie weiter zu Ende geführt werden.

Am 11. Mai erging ein neues Breve, in welchem der Papst die nahe Ankunft zweier päpstlicher Commissare zu weiterem Verhör der drei Kinder des Verderbens — so bezeichnet er die Gefangenen — ankündigte und zugleich über die Degradation derselben Verfügung traf [3]).

Am 19. Mai langten die beiden Commissarien an; es waren der Dominikanergeneral Giovacchino Turriano und der Bischof von Ilerda, Francesco Romolino, ein Spanier; das Verhör begann am

1) Parenti im April 1498: venute l'arme in mano al popolo a'primati della parte nostra non piacque: come quelli che cupidi del primato, l'animosità del popolo dispiaceva loro, et disegnavano ad ogni modo vile tenerlo e sotto la paura della riputatione loro. — Grande era l'espettazione del popolo in intendere le colpe de Frati, e de Cittadini nostri sostenuti. In opposito a'grandi dispiaceva che a essaminare s'havessino; tuttavolta il popolo fresco in su l'arme gridava giustizia, onde convenne che severamente la cosa circa la examina si trattassi.

2) Cerretani.

3) Cum facultate de excessibus, erorribus et delictis iniquitatis filii et perditionis alumni, populi seductoris Hieronymi Savonarolae Ferrariensis dicti ordinis professoris, necnon Dominici et Silvestri etiam dicti ordinis professorum complicum suorum, qui in presbyteratus ordinem constituti existunt, inquirendi ac eos examinandi et debitum processum de superfaciendi usque ad definitivam sententiam etiam juxta tenorem processuum jam formatorum inclusive procedendi, eos juxta suorum exigentiam demeritorum condemnandi et, si opus fuerit, ipsos degradari faciendi ac curiae seculari tradendi; Breve vom 11. Mai 1498 bei Perrens, I. doc. XIX. S. 512.

20. Mai; es bezog sich besonders auf die kirchlichen, namentlich die conciliaren Angelegenheiten [1]). Das Aktenstück durchzulesen ist ein sehr peinliches Geschäft; da man doch nicht alles verwerfen kann, was der Gefangene über seine Absichten aussagte, aber doch auch bei den Gewaltsamkeiten, die dem armen schwachen Manne angethan wurden, nicht eben jedes Wort annehmen darf; seine Haltung war nicht unwürdig, aber nachgiebig.

Es ist unleugbar, daß die Bekenntnisse des Frate, so weit etwas davon verlautete, einen ungünstigen Eindruck auf die gläubigen Anhänger gemacht haben: denn sein Prophetenthum, sein göttlicher Beruf selbst wurde dadurch zweifelhaft. Man sagte, auch unter den heftigsten Qualen der Tortur hätte ein wahrer Prophet nicht zugestehen dürfen, daß er das Volk mit falschen Weissagungen hintergangen habe; Viele behaupteten, das Falsche seines Vorgebens erkenne man ja nun auch daraus, daß er von den päpstlichen Commissaren zum Tode verurtheilt werde. Darauf erwiederten andere: das habe er ja alles selbst vorausgesagt; wenn es nun geschehe, so diene es eben zum Beweis, daß er ein wahrer Prophet sei [2]).

Was in ihm selbst vorging, sieht man aus seiner Auslegung der ersten Verse des einunddreißigsten Psalms, die er in der Einsamkeit seines Gefängnisses niedergeschrieben hat. Auf seine Weise führt er die Figuren der Traurigkeit und der Hoffnung redend ein; wenn man von dieser Form absieht, so hat man ein Selbstgespräch vor sich aus den Tagen, in welchen er zwischen Leben und Tod schwebte, von einer tiefen, inneren Wahrhaftigkeit. Er war von der gräßlichen Besorgniß ergriffen, daß die göttliche Gerechtigkeit in aller ihrer Strenge an ihm vollzogen werden würde; denn die göttliche Gerechtigkeit suche die Welt heim mit ihren Züchtigungen; habe sie nicht die Sündfluth geschickt, Jerusalem zerstören lassen? Aus der Hölle sei keine Erlösung. Was habe ihm sein thränenvolles Gebet gefruchtet?

Zu dieser in den Traditionen der Kirche wurzelnden Angst gesellten sich aber noch andere, außerhalb derselben liegende Zweifel. Er höre sagen, Gott kümmere sich gar nicht um die untergeordneten Dinge dieser Welt. Wäre es wahr, daß er auf die Erde

1) Terzo processo bei Villari, II. S. CCXC.

2) Picus I, S. 96 f.: Confessum eum vi tormentorum se plebem confictis vaticiniis ludificavisse, veros autem et coelitus missos prophetus etiam multifaria tormenta perpessos eundem praedicandi tenorem ad extremum usque usurpasse spiritum.

herabgestiegen und sich an das Kreuz habe schlagen lassen, so würde er auch herabkommen, um den Unglücklichen und Bedrängten beizustehen, und wenn die Engel und Heiligen wirklich Erbarmen fühlten, wie sollten sie nicht erscheinen, um ihn zu trösten? Wir wissen, er hatte immer an eine übernatürliche Rettung geglaubt; darüber, daß eine solche nicht erschien, war er an seinem Glauben beinahe irre geworden. Die Besorgniß wird in ihm wach, daß es auf Erden doch Nichts weiter gebe, als was man mit Augen sehe und der Geist der Menschen dem verschwindenden Rauche gleiche. Noch sei Niemand aus der andern Welt zurückgekehrt, um von ihr Kunde zu geben. Auf diese Weise der Verzweiflung nahe gebracht, erinnert sich Savonarola doch wieder der Förderung Gottes, die er in allen seinem Thun sichtlich erfahren habe; eine sichtbare Hülfe, wie er sie immer gehofft habe — so sagt er sich jetzt —, sei doch weder nothwendig, noch auch vielleicht nützlich; der Umgang mit den Engeln und den Heiligen, den er vermisse, sei nur Wenigen zu Theil geworden und auch diesen nur in den letzten schwersten Augenblicken; es gebe auch einen göttlichen Beistand, der dem menschlichen Auge verborgen bleibe; in seinem Herzen empfinde er Gott. Indem er sich hierauf gestützt zu neuem Gebete ermannt, so bestürmen ihn neue Beängstigungen; er erinnert sich, daß er nicht zu den Auserwählten gehöre, denen die Verheißung des ewigen Lebens gelte: denn er habe große Sünden begangen; er habe, so gesteht er ein, in der Kirche Aergerniß gegeben, er habe Himmel und Erde beleidigt[1]). Der Himmel weise ihn von sich; die Erde wolle nichts von ihm wissen; für ihn sei das Beste der Tod, selbst ein freiwilliger. Er sagt es nicht; aber es versteht sich ja, daß der freiwillige Tod auch ein ewiger sein müßte. Fragen wir nun, was ihn in diesem verzweiflungsvollen Zustand wieder aufrichtete, so war es allein die Idee der Barmherzigkeit Gottes, die noch größer sei, als die Gerechtigkeit; derer, welche nicht auserwählt, aber doch gerettet werden, sei eine unzählige Menge; auch ihn habe Gott doch nicht völlig fallen lassen; du hast, sagt er zu sich, dem Herrn viele Jahre gedient, dann aber dein Herz erhöht; du bist deinen eigenen Gedanken nachgegangen. Hierauf hat Gott seine Hand von dir abgezogen, dann bist du in die Tiefe des Meeres gefallen. Aber die Gnade Gottes hat dir die Hand gereicht, so daß du nicht umgekommen bist. Daraus schließt

1) Essendo stato scandalo in la chiesa, offeso il cielo et la terra.

er, daß er, wenn nicht zu den Auserwählten, so doch auch nicht zu den Verworfenen gehöre.

Die Schrift ist dieselbe, in der auch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben in voller Deutlichkeit hervortritt; von mönchischer Werkheiligkeit ist darin keine Spur zu finden. Sie ist wie eine Beichte, ein religiöses Selbstgespräch, in welchem bei aller scholastischen und exegetischen Spitzfindigkeit ein tiefes, warmes und ächtes religiöses Gefühl obwaltet.

Die darin unternommene Auslegung des Psalms geht nicht über die ersten Verse hinaus; man erzählt, Savonarola habe sie nicht zu Ende gebracht, weil ihm die Schreibmaterialien weggenommen wurden.

Am 22. Mai wurde er zum Tode verurtheilt; die Motive, die zur Begründung dieses Urtheils und seiner Ausführung angegeben wurden, finde ich nur in dem oft benutzten Tagebuche Parentis. Von Seiten der Kirche wurden die drei Gefangenen für Ketzer erklärt, weil sie den Papst nicht als den wahren Papst anerkannt, die Worte der heiligen Schrift verdreht und die ihnen anvertrauten Beichtgeheimnisse unter dem Schein, daß sie ihnen durch Visionen kund geworden seien, verlautbart hätten; von Seiten der Stadt machte man ihnen zum Verbrechen, daß sie große Geldausgaben unnützer Weise veranlaßt, die Stadt in Zwietracht erhalten und den Tod vieler ihrer Mitbürger verursacht hätten [1]).

Die hochgebildeten Florentiner in der Fülle ihrer intellectuellen Entwicklung entschlossen sich doch die kirchliche Satzung, daß die Ketzerei mit dem Tode durch das Feuer zu bestrafen sei (de häretico comburendo) zur Ausführung zu bringen (23. Mai 1498). Die Verurtheilten wurden zuerst an den Galgen angeschlagen und dann dem Feuer preisgegeben. Von Frate Hieronimo erzählt man, er habe, als er die Leiter hinaufgestiegen, die Augen weit geöffnet und den Blick über das unermeßliche Volk hinschweifen lassen [2]). Die Einen wollen wissen, er habe dann ausgerufen: „Was that ich Dir, mein Volk?“ [3]) die Anderen, er habe gesagt: „Was thust Du

1) Parenti: fecionsi spendere inutilmente grandissimo tesoro, tennonsi la città divisa et occasione furono della morte di molti nostri cittadini.

2) Tertius frater Hieronymus processit, et cum scalam inscendisset, circumducto vultu, et apertis late oculis populum consertissimum cirumspexit. Chronik von San Marco bei Aquarone l. III, S. 134.

3) Wahrscheinlich gab dazu ein Wort, das in einer früheren Predigt vorkommt: „popule meus quid feci tibi“ den Anlaß.

fortan, Florenz?" Ich wage nicht, die eine oder die andere dieser Aeußerungen zu bestätigen; die Reflection ist gleichsam unwillkürlich. Denn in der That, was sollte aus diesem Volke werden, nachdem es seinen Führer in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten verloren und gleichsam preisgegeben hatte.

Schlußbemerkungen.

Wenden wir noch zum Schluß einen Blick auf die Neuerungen Savonarola's in den beiden Richtungen in denen er sich bewegte, und ihre nächsten Folgen.

Die Demokratie, die er mit religiösen Antrieben belebt hatte, erhielt sich auch, nachdem diese durch seinen Tod unwirksam geworden waren. Im ersten Augenblick wurde der Einfluß der demokratischen Partei durch gewaltsame Maßregeln zurückgedrängt und die Idee gefaßt, die Staatsgewalt an einen kleinen Rath, etwa von 150 Personen zu bringen, und zwar im Einverständniß mit dem Herzog Lodovico Moro von Mailand. Aber diese Combination scheiterte daran, daß der Herzog selbst von Frankreich und von Venedig, nicht ohne Beistimmung des Papstes, bekämpft und endlich gestürzt wurde. In dem Maaße, als die Macht von Mailand zerfiel, kamen die Frateschi wieder empor; im März 1499 hatten sie alle Aemter im Besitz. Auch die Bigi gelangten wieder zu Ansehen, jedoch zugleich mit ihnen auch ihre alten Gegner, die im Jahr 1434 ausgeschlossenen Geschlechter, wie Peruzzi, Guadagni, sodaß die Gleichberechtigung die Grundlage der Verfassung wurde, deren Mittelpunkt das Consiglio grande war und blieb. Die großen Geschlechter, die Urheber der Revolution von 1494, deren Verständniß mit Mailand und dem Papst Savonarola's Tod herbeigeführt hatte, wurden aufs Neue bei den wichtigsten Aemtern, z. B. bei den Dieci, ausgeschlossen.

Der Popolo fühlte sich nun wahrhaft als Herr und alle Kräfte wurden angestrengt, um Pisa zu erobern. Daß der Capitän der Stadt, Paolo Vitelli, den Krieg doch nicht nach dem Wunsch des Popolo zum Ziele führte, gereichte ihm zum Verderben, weil er mit den Großen in gutem Vernehmen stand. Diese aber wurden durch die Hinrichtung, die man über ihn verhängte, doch nur sehr indirekt betroffen.

Eine fortwährende Agitation im Innern nahm überhand, bei der die Großen eine Vermehrung der Amtsbefugnisse der höheren Stellen, die sie zu erlangen hofften, beabsichtigten, die Gemeinen

eine solche aber verwarfen, sodaß jenen nichts daran gelegen war, dieselben an sich zu bringen.

In der Republik spielte der Geldbesitz nach wie vor eine einflußreiche Rolle. Die Großen nehmen eine Prärogative in Anspruch, weil sie das Geld zu zahlen haben, dessen man bedarf; da man ihnen die erste nicht gewähren will, so verweigern sie, das Geld aufzubringen, welches doch für die Fortführung des Krieges gegen Pisa nicht entbehrt werden konnte.

In dieser widerspruchsvollen Lage regte sich ein allgemeines Gefühl, daß es so nicht weiter gehen könne. In einer Pratica der vornehmsten Bürger wurden mancherlei Mittel und Wege angegeben, um eine Veränderung zu Stande zu bringen; sie liefen aber sämmtlich darauf hinaus, entweder vom Consiglio grande geradezu abzusehen, oder doch den Senat der Ottanta anders zusammenzusetzen und ihm zugleich größere Gewalt zu verleihen. Bald aber wurde man inne, daß keines von beiden der Macht des Popolo gegenüber erreicht werden konnte. Nur das Eine war möglich, durch eine stärkere Organisation des Amtes eines Gonfalonieren di Giustizia dem Staat mehr Einheit zu verleihen. Es war schon ein großer Schritt auf diesem Weg, daß Piero Soderini, auch einer der Granden und Reichen, aber der populärste von allen (er hatte sich gehütet, an der letzten Pratica Antheil zu nehmen) im März 1501 zum Gonfaloniere ernannt wurde. Die größere Autorität, die er ausübte, beruhte darauf, daß man ihm Genossen zur Seite setzte, denen er durch Geist und Ansehen weit überlegen war. Er vermied eine Pratica der vornehmen Bürger zu berufen, verständigte sich aber mit den Gonfalonieren di Compagnia, sodaß das popolare Element die Oberhand behielt und sogar neue Energie gewann. So lange aber die Signorie von zwei Monat zu zwei Monat wechselte, war doch dem Bedürfniß, das jedermann fühlte, nicht genug geschehen. Die Ueberzeugung brach sich Bahn und wurde immer allgemeiner, daß Florenz auf diese Weise nicht bestehen, noch zu seinem alten Range wieder würde gelangen können.

Endlich trat eine Signorie ein, welche sich entschloß, eine Veränderung der Verfassung ernstlich in die Hand zu nehmen; sie schlug dem großen Rathe die Gründung eines lebenslänglichen Gonfalonierats vor. In der natürlichen Consequenz des Vorangegangenen lag es, daß derselbe Mann, der dieser Würde wieder einiges Ansehen verschafft hatte, jetzt dazu bestimmt wurde, sie Zeit

seines Lebens zu bekleiden; sie wurde mit Attributen ausgestattet, welche ihm zwar nicht eine unbeschränkte Autorität, aber doch einen durchgreifenden Einfluß gewährten.

Man darf nicht verkennen, daß auch hiebei eine Idee Savonarola's ausgeführt wurde; nur ohne Vorwalten der religiösen Impulse, die er in die Sache legte. Soderini gelangte zu einer Stelle, wie der Frate sie für Francesco Valori bestimmt hatte, jedoch ohne neuen Kampf und ohne Gewaltsamkeiten. Eine friedliche Regierung wurde gebildet, von wirklicher Autorität, aber auf populärer Grundlage. Mit dem Siege der Liga über die Franzosen ist doch Alles wieder umgeschlagen. Die Optimaten machten dann gemeinschaftliche Sache mit den Medici, um das Gonfalonierat zu zerstören und die Demokratie niederzuhalten. Was sie jedoch auch dann noch zu bedeuten hatte, kann man daraus abnehmen, daß Niccolò Machiavelli aus ihr hervorgegangen ist; früher ein Freund Valoris schloß er sich später an Soderini an, unter dem er eigentlich seine Schule machte; er war immer der Meinung, die Regierung auf dem Popolo zu gründen.

Noch weitere Aussichten und Beziehungen knüpften sich an die religiöse Haltung des Dominikanerbruders. Man ist versucht, Wahrheit und Wahn, die sich in ihm vereinigten, wieder von einander zu scheiden. Der Wahn betraf die unmittelbare Theilnahme Gottes an den irdischen Dingen, die Erleuchtung durch Vermittlung von Engeln oder auch ohne dieselbe, das Erwarten des Mirakels. Alles, was sich darauf bezieht, mußte zu Grunde gehen. Die Wahrheit dagegen ist die Bedeutung des sittlichen Lebens und die Ueberzeugung von dem Widerspruch der wahren Religion mit dem Thun und Treiben der damaligen Hierarchie.

Seine Opposition gegen das Papstthum beruht auf ethischen und religiösen Grundlagen und hat eine Wirkung auf immer ausgeübt. Was von seinen Prophezeiungen im Einzelnen in jener Zeit geglaubt wurde, ist sehr zweifelhafter Natur; in der Idee der Verbindung der französischen Kriegsmacht mit der Umgestaltung der Kirche ging Savonarola völlig irre. Allein es hat sich bewahrheitet, wenn er verkündigte, daß aus all den europäischen Verwicklungen eine neue Ueberfluthung Italiens durch Barbaren, wozu er alle Transalpiner rechnete, folgen werde; von allen seinen Vorhersagungen war die vornehmste, daß eine Umgestaltung der Kirche bevorstehe; diese aber hat sich auf eine Weise erfüllt, von der er keine Idee hatte.

Wollte man ihn mit Luther vergleichen, der ihn doch in Bezug auf die Lehre von der Rechtfertigung als seinen Vorgänger anerkannte, so beruht der Unterschied zwischen beiden auf zwei Momenten. Savonarola rechnete auf übernatürliche Zeichen und Wunder, während Luther dies, einzig auf das geschriebene Wort trauend, nicht allein verschmähete, sondern verabscheute und bekämpfte. Das andere, daß Savonarola an der conciliaren Idee festhielt und den Papst durch ein Concilium zu stürzen gedachte; im Geist malte er sich aus, welch eine Rolle ihm dann zu spielen vergönnt sein werde, — nicht in irgend einer hohen Würde, sondern durch den leitenden Einfluß, den er sich verschaffen werde. Der Ausgangspunkt Luthers dagegen ist, daß er die Infallibilität so gut der Concilien, wie des Papstes selber läugnete; er nahm also Stellung außerhalb der Hierarchie der Kirche: Savonarola hielt an derselben fest. Luther wollte vor allem die Lehre, Savonarola nur das Leben und die Verfassung reformiren.

Eines der größten Verdienste Luthers um die spätere Entwicklung der Welt überhaupt, liegt in der Unterscheidung des bürgerlichen und des kirchlichen Lebens; Savonarola aber suchte die Verbindung von beiden noch enger zu machen, als sie schon war. Denn für seine städtische Reform nahm er zugleich eine göttliche Autorität in Anspruch, während Luther mit sicherem Takt sich immer hütete, die bürgerliche und die religiöse Verfassung in eine unauflösliche Verkittung zu bringen. Bei weitem größere Verwandtschaft hat Savonarola in dieser Beziehung mit Calvin, der damit umging, ein städtisches Gemeinwesen dem religiösen Begriff gemäß einzurichten. Eine gewisse Aehnlichkeit mit den florentinischen haben die Genfer Ereignisse im Jahr 1538. Calvin und Fayel setzten sich dem Genfer Rathe mit nicht minderer Heftigkeit entgegen, als Savonarola einer von ihm abweichenden Signorie; auch sie leiten den Widerstand, den sie finden, von satanischen Einwirkungen her und besteigen dem Verbote des großen Rathes zum Trotz die Kanzel, umgeben von den vornehmsten Gläubigen [1]). Auch von ihnen wurde die Menge, die ihnen früher angehangen, damals abtrünnig. Doch wurde in Genf der blutige Kampf noch vermieden; die Prediger wurden verwiesen und kamen später wieder zurück, um ihr Werk wieder aufzunehmen. Aber allezeit blieb zwischen ihnen und Savonarola der Unterschied, daß sie keine ihnen persönlich verliehene Autorität, kein Pro-

1) Vergl. Kampschulte, Calvin S. 312.

phetenthum in Anspruch nahmen. Alles beruhte bei Calvin auf der Auffassung der Stellen der Schrift, aus denen er die Form des christlichen Lebens herleitete. Und wenn Savonarola die weltliche Verfassung, durch die er seinen geistlichen Begriff zu realisiren suchte, erst in das Leben rief, so war dagegen bei Calvin ein Zusammentreffen der Beschlüsse des großen Rathes, welcher bereits bestand, mit seinen Ideen die Grundlage von allem, sodaß in Genf und in der Schweiz überhaupt die republikanische Verfassung doch immer die Priorität hatte und die geistlichen Anordnungen nur eben annahm, während Savonarola durch sein prophetisches Ansehen das Oberhaupt zugleich der geistlichen und der weltlichen Verfassung sein wollte und werden mußte. Die Verwicklung seiner Geschichte liegt eben in dem Versuch, dies durchzusetzen. Die göttliche Autorität des Propheten und die göttliche Autorität des Papstes traten einander in Florenz gegenüber. An jenem Tag der Feuerprobe ging die erste zu Ende und die letzte stellte sich wieder her.

Wie aber die politischen, so sind auch die religiösen Tendenzen Savonarola's einige Jahrzehnte später noch einmal zu voller Geltung gekommen. Den Fortschritten der Reformation jenseits der Alpen zur Seite haben sich auch in Italien analoge Regungen erhoben. Man darf unbedenklich annehmen, daß die Predigten Savonarola's, kurz vorher viel gedruckt und viel verbreitet, namentlich durch die venetianische Presse, einen nicht geringen Einfluß auf diese Entwickelung ausgeübt haben. Aber wir wollen nicht auf die Agonien des italienischen Geistes eingehen; seine Regungen und ihre Unterdrückung bilden einen Theil der Geschichte der Wiederherstellung des Papstthums.

Analecten.

I. Auszüge aus noch ungedruckten florentinischen Chroniken.

Della Storia di Bartolommeo Cerretani Libro 3.

Lorenzo il quale fu di grande ingegno, massimo giudicio, eloquentissimo, haveva professione universale, ottima nel ministrare le cose pubbliche, acutissimo e sollecito, e savio, fortunato quanto huomo dei suoi tempi, animoso, modesto, affabile con tutti, piacevole con molti destrissimi, et acuti; per un amico non dubitava metter tempo, danari, et insino allo stato, honesto, cupido dell' honore e fama, liberale, honorevole, parlava poco, grave nell' andare, amava i valenti et unichi in ogni arte. Fù solo notato che era alquanto vendicativo, et invidioso. Fù religioso, e nel governare molto era volto agli huomini populani più tosto che a huomini di famiglia. Era grande e bella persona, brutto viso, la vista corta, le carni nere così i capelli, le gote stiacciate, la bocca grande fuori dell' ordine e nel parlare faceva molti gesti con la persona, bella andatura e grave; vestiva riccamente; dilettavasi far versi volgari, e facevali benissimo. Fù suo precettore M. Gentile Cavidensi huomo dottissimo, il quale fece poi Vescovo di Arezzo, perchè fù di ottimi costumi, i quali tutti da detto suo precettore comprese, e mise in atto.

Era nella civile scuola per l'addietro di Lorenzo de Medici, tra gli altri savii, e nobili cittadini duo insieme con lui cresciuti nella ministrazione pubblica di non piccola riputatione, l'uno de quali fù Paol' Antonio di M. Tommaso di Lorenzo Soderini, l'altro fù Bernardo di Giovanni di M. Paolo Rucellai, al quale dette per donna una sua sorella; et in breve detto Lorenzo l'introdusse a tutte le cose di grand' importanza, i quali due Cittadini essendo divenuti grandi e di non poca riputazione, pareva loro che Lorenzo havesse troppa autorità, e non gli stimassi quello, che pareva loro meritare, e quel che più gli offendeva era che Lorenzo haveva nei segreti pubblici introdotto alcuni (benchè di gran giudizio) ignobilissimi, il perchè si cominciorono alquanto a alienare. Di che Lorenzo de Medici avvistosi, cominciò a operare Piero fratello di detto Paol' Antonio, e lasciava stare Bernardo a sua consolazione,

mostrando non curarsene; e così mentre visse Lorenzo quietamente rispetto al pericolo si stettono. Morto Lorenzo, e visto Piero non alienare da se tali uomini, ma più, e sanza alcuno riguardo adoperargli, non giudicarono essere da temere Lorenzo e Piero a un modo medesimo, e però non tenuto molto conto di Piero, cominciarono segretamente, et in cauto modo a tentare con diversi colloquii alcuni nella città, di quelli che stimavano non fussero molto contenti, e di non bassa qualità, fra i quali fù M. Francesco Soderini, allora vescovo di Volterra, e fratello di Paol' Antonio huomo sagace e di gran giudizio e conto, e così di Lorenzo, e Giovanni di Pierfrancesco della medesima famiglia de Medici, e congiunti a Lorenzo, giovani nei tempi loro savij, et di buoni costumi, e primi nella Città in ricchezza, e così molt' altri, i quali tutti trovarono in una voglia di mostrare a Piero de Medici, che la lor volontà era che ei non si arrogassi tanta autorità, e riputatione, e quelli, che gli erono congiunti per sangue, più caldamente il suo essere alquanto abbassato desideravano; e tra le prime cose, che feciono fù che essendo nella Città fra le altre famiglie sue ricche, quella degli Strozzi, tra loro era uno chiamato Filippo, il quale essendo stato gran tempo a Napoli ne era tornato ricchissimo, et avendo tre figlioli maschi ne dette uno a una figliola piccola di Bernardo Rucellai, il qual parentado feciono sanza conferirlo, se non quando era fatto, a Piero de Medici, la qual cosa vista da chi teneva lo stato, e considerato il modo dispiacque assai, massime che vi si vedeva accozzare danari, gran case, e riputazione con non quasi avere stimato Piero Capo dello stato, e pertanto cominciarono a pensare a tali pratiche, più accuratamente, et a molt' altre, che giorno per giorno nascevano, in modo che Piero tentò, ma non a bocca, ma per mezzo di Cancellieri tre Gonfalonieri alla fila di far tagliare la testa a cinque di loro, e dei primi della Città, li quali ricusarono di farlo sanza intendere Piero proprio, e gli uomini dello stato. Onde il male ad ogni ora diventava maggiore, e Piero l'un dì più che l'altro, e i Cittadini con lui insalvatichivono, ciò è gli amici, e nimicj pigliavano animo in modo, che quasi senza alcuno riguardo contro gli si operavano.

L'anno 1491 avanti la morte di Lorenzo era San Marco copiosissimo di Frati, nel quale venne Priore un Frate Girolamo Savonarola Ferraresse di bassa qualità di sangue, ma grandissimo d'ingegno, e di scienze, il quale benchè trovassi il Convento, e i Frati di buona e costumata vita, pure in molte cose gli ristrinse a più austerità, e strettezza e sollecitudine agli studj per potere predicare come è lor proprio offizio; il quale continovando la predica in San Marco introdusse quasi nuovo modo di pronunziare il verbo di Dio, cioè all' Apostolica sanza dividere il sermone, non proponendo questione, sfuggendo cantare gli ornamenti d'eloquentie, solo il suo fine era esporre qual cosa del vecchio Testamento et introdurre la semplicità della primitiva Chiesa; molto le delizie del vestire, degli ornamenti di casa detestando con discorsi

infocati, arditi, furibondi, e pieni di spirito, in modo che essendo perfettissimo Tomista, e terminando e provando le sue posizioni bene, non mancava d'uditori, et huomini di buona dottrina; e mentre visse Lorenzo de Medici, non uscì di questo ordine. Morto Lorenzo, e seguitando le sue prediche cominciò nell' orto ad esporre L'Apocalisse ai Frati in sù le 22. ore, alla quale lezione andavano alcuni uomini dotti lodandolo del continuo di grandissima scienzia, e spirito e bontà, e giudizio, il che lo fece l'un di più dell' altro crescere in fama di ottimo religioso, della qual cosa nacque, che l'anno dopo la morte di Lorenzo, gli uomini del governo vistolo in credito lo tentarono di farselo amico, come poco avanti avevono fatto d'alcuni altri per potersene valere nell' occorrenze, come accade agli Stati; ma tutto trovorono fermo e stabile, e continovò nella vita religiosa; e discosto da pratiche secolari, rifiutando et honori et utili, il che diede non piccola ammirazione ai savj della Città, considerando del continovo suoi gesti e parole, per la qual cosa essendo Priore del detto Convento operò tanto per mezzo che egli ebbe; che egli e tutti li frati, e Conventi di Toscana osservanti si separarono, e furono alienati dagli ordini degli altri, e per loro medesimi facevano generale, benchè fusse sotto il Vicario Generale di tutto l'ordine de' Predicatori: erano separati dagli osservanti di Lombardia e altri paesi, e così ottennono a Roma secondo gli ordini, e canonicamente è mutato e separatosi in obbedienza; così si separarono in vita e costumi e vestire non che mutassino colore di veste, ma più strette, semplici, e corte; la vita austera, dove mangiavano due uova solo uno, più silenzio, più studio, e maggiore ubbidienza, e feciono Vicario loro di tutta detta separazione il detto Fra Girolamo; il quale ottenuta tale separazione, e preso l'offizio del Vicariato Generale attese per quanto potesse a introdurre negli studj, e nella vita e costumi un' ordine quasi divino; per infino che l'anno 1493 si condusse in San Lorenzo a predicare e cominciò a edificare un' Arca come fece nel Testamento vecchio Noè; et in ogni predica edificava e commetteva quattro asse, con isposizioni mirabili, proponendo che presto verrebbe il diluvio cioè soldati, e Principi, che piglierebbono la Città, le fortezze solo con la presenza, e che Italia era spacciata, e che ella non aveva rimedio, e che tutto questo diceva per parte di Dio; alle quali prediche concorse molto populo, e molti valentissimi uomini, tra i quali era M. Marsilio Ficino, M. Ulivieri Arduini, M. Malatesta da Rimini, e Girolamo di ser Pagolo Benivieni, Filosofi, e Teologi prestantissimi; il Conte Joanni Conte della Mirandola dottissimo de suoi tempi, e molti huomini singolari, e di gran virtù e non con poca ammirazione udivano esso affermare essere mandato da Dio, e non manco la sua inaudita scienza; delle quali prediche nacque qualche sollevamento e disunione, perchè molti biasimavano forte l'opporsi ai Francesi, e le sollevazzioni, e i confini di detti Cittadini, et il crescere ad ogni ora la fama della passata del Re Carlo di Francia, se ne comprese la mente dell' università con non piccolo timore, e spavento della Città nostra.

Visto che le genti della lega si tiravano verso Roma, e fuggivano come femmine, e che Piero aveva dato le fortezze al Re: e venivono verso Pisa, si cominciò in Firenze a far qualche pratica, nelle quali pratiche era solo settanta huomini, che stavano a vita, e chiunque era veduto e seduto Gonfaloniere di Giustizia, nelle quali si cominiciava a sparlare di tanta ostinazione contro al Re, e tra le altre in una essendo già del mese di Novembre e Piero diceva d'aver fatta una Signoria più a suo proposito, che mai per alcun tempo, et essendo raunati tra gli altri Signori era un M. Luca di Bartolo Corsini dottore; il quale fuori dell'ordine rittosi, cominciò a parlare, e dolersi, che le cose andavano male; e che intendevono pigliar modo e quasi se gli avviluppò la lingua in bocca per timore, perchè diceva tutte cose contro all'ordine dello stato; dopo il quale per l'ordine dei Collegi si rizzò Jacopo di Tanai de Nerli; il quale essendo molto giovane, ma animoso, disse che l'intenzione loro era di pigliare partito, e che la Città rovinava, e che non volevono più essere governati da fanciulli, e cominciogli a tremare la lingua, e la voce; alle quali parole si rizzò Tanai suo padre, e quasi piangendo lo scusò per giovane, e che non guardassino a sue parole perchè egli era poco savio. Di poi alcuni altri; alla fine parlò Piero di Gino di Neri Capponi huomo, e per animo, e per prudenza prestantissimo.

Itosene sù in Palazzo, gli fu detto che la Signoria desinava, a che non posto cura salse sù sin dove erono i Signori, i quali intesa la sua venuta stettono fermi, solo 2, cioè Antonio Lorini e Francesco di Antonio di Taddeo suoi amicissimi si rizzarono, e itigli incontro alla scala, gli dimandorono quel che andava facendo. Lui sbigottito e alterato si cominciò a dolere e quasi non poteva sciorre le parole, al quale i 2 Signori suoi amici dissono, ch' ei non dubitassi e che stesse di buon animo e che il dì tornasse ad ogni modo, e che se ne andasse a desinare di buona voglia, le quali parole feciono, che non sapendo, che si dire ed essendovi ito con mal animo, come poi si vedde, subito si partì, e non seguì il suo non buono proponimento, andandone a desinare. La qual cosa vista dai Signori non suoi amici presto lo feciono intendere ad alcuni del Collegio inimici di Piero e degli altri, li quali dopo desinare ne vennono al Palazzo, nel qual luogo attendevano la venuta di Piero, il quale in sù il tocco di vespro si partì da casa con la sua compagnía ordinaria e un cancelliere vecchio che fu già del padre. Giunti in Piazza a dì 8 (9) in Domenica il dì di S. Salvadore s'addirizzavono al Palagio, e venuti alla Porta in sul rialto la trovarono serrata la quale Piero di sua mano picchiò. Allora Jacopo di Tanai de Nerli giovane animoso, e di collegio aprì lo sportellino dimandando chi picchiava; Piero fattosi avanti disse; Apri; al qual Piero rispose Jacopo: se tu ci vuoi entrare entra solo e per lo sportello; alle quali parole non rispose Piero, ma morsesi il dito in segno di vendetta; e per consiglio di detto Cancelliere si partì avviandosi verso Casa; et essendo a mezza la Piazza si cominciò a levare il romore, e M. Luca Corsini uno dei sei Signori saltosi alle finestre del

Palagio cominicò a gridare; Popolo, popolo. Alle quali grida levatosi il tumulto in piazza, e gli staffieri di Piero accerchiatolo, e messo mano all' arme sanz' alcuno impedimento e ajuto di nessuno lo rimenavono da Orsan Michele tra i calzaiuoli, e per la via de Martelli a Casa sua, dove giunto sbigottito attendeva, che gli amici gli andassino a casa armati, dei quali di Cittadini non vi fù chi passasse il numero di venti, e di gente dell' infima plebe v'andò assai ad armarsi piùttosto per mangiare e rubare, che per amore come poi si vedde. E così quella casa che in 60. anni aveva fatti tanti amici, et a tanti aveva dato lo Stato, e la roba, al bisogno non ne vedde alcuno in viso.

Levato il romore, e Piero attendendosi ad armare alcuni corsono al Palazzo, e quasi nessuno ai Medici, ma la maggior parte si stavano alle case loro a vedere il successo di si gran movimento. In questo tempo la campana grossa di Palazzo cominiciò a suonare a martello e nel Palazzo s'erono ridotti pure assai degli inimici di Piero; e di già M. Giovanni fratello di Piero de Medici, e Cardinale montato a cavallo con alcuni cittadini armati, lui senz'arme s'avviò verso piazza, per vedere se poteva amorevolmente comporre tal cosa, e giunto in via calzaioli presso a Orsan Michele, se gli incontrò alquanti giovani armati di case nobili, i quali fattogli intendere, che non venisse più avanti a quelli, che erono a piè cominciarono a menare delle ferite, et in breve crescendo la zuffa, visto che la riverenza del Cardinalato si sarà posto da parte si tornò verso casa con alcuni de suoi feriti, dove trovato Piero armato con assai dell' infima plebe, e pochissimi della nobiltà gli disse; Noi siamo spacciati, et itosene in casa vestitosi come frate di San Francesco si partì della Città con un Compagno. —

In questo mezzo continovando il suonare della Campana si armava alcuni cittadini ai gonfaloni, benchè pochissime armi ci fussono; e di già s'eron prese le bocche della Piazza, e quasi di gente armate, e chi con poche armi s'era piena gridando viva il popolo, e libertà. I nemici di Piero che erono in Palazzo, attendevono a provvedere la difensione loro contro a Piero. E tra gli altri Jacopo di M. Giannozzo Pandolfini fattosi allo sportellino, e chiamato il banditore gli mostrò otto fave nere, e disse, che egli desse bando di ribello a Pier de Medici con taglia di fiorini 10. m. vivo, e 4. m. morto, il qual partito, non che fattosi tra i Signori; ma non s'era cimentato per ancora. Il banditore stimato fusse il vero subito ubbidì; il qual bando uditosi animò assai contro a Piero tutto il popolo, e lui sbigottì massime sentendo la piazza essere piena d'armi e d'huomini i quali tutti gridavano la morte sua, il perchè così tutto armato in sù un grosso cavallo con assai popolo s'avviò verso la porta a San Gallo; havendo seco Giuliano suo fratello minore d'età d'anni circa 16. Giunti alla porta Piero, e Giuliano dove si cominciò a disarmare non si partendo di in sù la porta si raccomandavano à ogniuno che gli aiutassino. In questo tempo giunse il S. Paolo Orsini con 600 cavalli e visti Piero e Giuliano rimasti con poca gente, gli con-

sigliò ch' eglino si partissero, che non stavano sanza pericolo e che lui si soleva partire. Alle quali parole Piero si partì con non molti, et avviossi verso Bologna, dietro al quale poco dipoi si partì Giuliano; Et il Sig. Paolo Orsino, essendo pure condottiere della nostra Città e di gran reputazione, non dubitando o parendogli haver fatto errore d'esser venuto alla Città per detto Piero che mandò per lui; s'avviò per la Porta alla Croce verso Valdarno, nel qual luogo per comandamento della Città fù da Villani svaligiato, e spogliato sanza rimedio, o rispetto alcuno. —

Due giorni avanti un Cancelliere di Piero il quale era da Bibbiena, preso un figliolo di detto Piero chiamato Lorenzo con la balia sen' andò ad Urbino, di poi a Vinegia salvo lo condusse. —

Rassettate in qualche parte le cose del governo, i venti i quali essendo tutti huomini dei primi ministri del governo al tempo di Lorenzo de Medici, et essendo concorsi al mutare e torre lo stato a Piero suo figliolo, lo feciono stimando entrare in quella amministrazione e reggimento e non vivere a popolo; e però creati pensarono a farsi amici e fautori col dare gli honori pubblici, e con tanta ambizione esercitarono quel magistrato, che in brevissimi giorni a tutta la Città, di poi a loro medesimi vennono in non piccol odio, perchè essendosi divisi Piero Capponi una parte, Francesco Valori l'altra con grandissimo odio guidavano tutto, conducendo indegnissimi huomini à degnissimi magistrati, non mancando l'una parte e l'altra predicare per tutto la libertà, e vero vivere popolare. Quelli che v'erono di nuovi ritornati dall' esilio, e basso stato, e non usi al governo appetivono oltre modo valersi e vendicarsi; et a questo modo crescendo tra loro e contro l'odio in tal sorte; che si venne tal magistrato a dissolversi et annullarsi in questa forma. Era nella nostra Città, comme addietro abbiamo detto, d'assai riputatione e stima Paolo Antonio Soderini per l'opera di Piero Capponi non essendo amico, essendo restato addietro e non suto fatto de 20. con male animo lo sopportò, et in quelli luoghi sempre, dove potette, tale deputazione detestava, dicendo che a una vera libertà non si conveniva simile autorità in si pochi. Dall' altra banda Frate Girolamo nelle sue prediche cominciò à biasimare questo magistrato affermando Dio volere una sincera e larga libertà confortandogli al rinunziare. A questo s'aggiungeva la debole qualità dell'elezione che facevano e la già quasi pubblica divisione; l'autorità del Frate, e sue prediche era nel popolo grandissima, in modo che per tutta la Città erono con pubbliche querele perseguitati; tanto che Giuliano di Francesco Salviati huomo di buona qualità e del numero dei venti, sponte da se rinunziò tal Magistrato. —

E questo misero fine ebbe fra Girolamo di Niccolò Savonarola per avolo da Padova, e il padre, e lui nato in Ferrara; huomo di piccola statura, e il viso assai grande, il naso lungo aquilino, gli occhi azzurri, di carne bianche, e delicatissime, d'animo grandissimo,

di scienza singularissimo quanto altro de suoi secoli; maxime filosofo e Teologo prestantissimo; massimo Tomista, oratore unico, che più valse in persuadere, che altri de suoi tempi; e primo espositore fra i moderni dagli intimi arcani della sacra scrittura; nel volto e vestito et abito e parole humilissimo divino annnuciatore del Verbo di Dio; pottissimo dimostratore della vita primitiva Cristiana; E concludendo essendo in lui errore era nell' intelletto; il quale occhio ne mente d'huomo non conobbe se non col tempo. Tutte l'altre parti furono nette d'un'ombra sola di peccato veniale. Questa fù opinione del Conte Giovanni della Mirandola, e del Sig. Giovanfrancesco suo nipote, esempli potissimi di dottrina e di religione, e del Maestro Domenico Benivieni sacerdote d'integra vita, di M. Marsilio Ficino unico dell'età nostra, e così di molti altri huomini singularissimi. Molti lo notarono di singular superbia, e che confessò con la sua propria bocca aver detto il falso in presenza alli suoi frati e che Dio mai gli rivelò nulla. Udimmo da Fra Bartolommeo da Faenza, religioso di somma dottrina, gravità e santa vita, e propinquo e familiare continovo del detto Savonarola frate Girolamo, che si ricordava avere udito in più luoghi e più volte dal detto Fra Girolamo tutte quelle cose, che accaddono e vennono, e d'essi accidenti; e particolarmente gli disse poco avanti la sua presura, rovina e morte; e come stettono più volte sette ore in orazione tutti li frati col sagramento in mano a pregarlo che accelerasse la rovina e tribulazione, la quale dipoi venne e non pareva di star loro mezz'ora; e che mai ebbano tanta pace, unione, amore, e carità, e contento, che a tempo suo, e quivi affermò assai di sue sante opere e costumi, e tanto più quando erono scomunicati dal Papa affermando che in tal convento erono di santi huomini Religiosi, i quali la mattina avanti andassero al Sagramento si facevano scrupolo di cose minime e confessavonlo, e della scomunica non facevano stima, e che essa scomunica non recava loro tristizia o mala contentezza, come suol fare secondo l'opinione de' Teologi, ma stavano in pace, in quiete, in tranquillità d'animo, in gaudio, in ilarità et in jubilo con gli animi pieni di una somma contentezza, massime nelle persecuzioni. E veramente egli era opinione universale, che per una congregazione di Frati e non fosse stato da due secoli in quà i più honesti e veri Religiosi, ne i più propinqui a quella primitiva vita Cristiana, che erano e sono questi frati di S. Domenico osservanti, non omettendo li frati minori; perchè nei tempi nostri sono veramente veri Apostoli. Fù la prima volta che venne in Firenze discepolo di F. Tommaso Busini frate di santissima vita, e il detto frate Girolamo era lettore, et amava molto la subtilità, e passi difficili e dispute et inquisiti acuti, di che dal detto frate Tommaso fù forte ripreso, affermando, che la vera professione del Religioso era tirare gli huomini a Dio per la simplicità e lasciare le sottigliezze e questioni ai filosofi, il perchè si dette a predicare, e non diceva altro, che Ti, e Mi, di che i Frati si ridevano; ma ultimamente venne poi in tanta eccellenza; che mai altro che piangere e predicare sem-

plicità si vedeva, introducendo massime quella vita di quei primi Cristiani. —

Aus dem Tagebuch von Pietro Parenti.

La confusione e discrepantia de pareri tra i nostri cittadini di qui massime nasceva, che in principio tutti i favoriti de Piero de Medici così li aderenti al tirannico suo stato dopo la partita sua intronati et inviliti rimasero, e che peggio era, in grandissimo odio degli altri. I capi di questi tali fittosi poi sotto a Frate Hieronimo il quale era di grandissimo credito nella città, e predicava la unione universale, tanto operarono, che la pace si fece, e come gli altri nelle pratiche et elettioni ordinarie et straordinarie si trovavano, andavano medesimamente a partito, et perchè gran numero intra di loro erano et bene s'intendeano, con poco aiuto degli altri, il quale ordinariamente concorreva, otteneano i partiti in forma che quasi più di loro che degli altri restavano nelli honori. Di questo avvistosi li aversarj loro a ristringersi cominciarono et in contrario operare, biasimando Frate Hieronimo, il quale per operar bene occasione suto era, che i fautori del tiranno ancora nel presente governo forti si trovavano. Onde seguiva, che loro li altri cittadini urtavano dicendo appartenersi a loro il governo, et soli loro saper governare per la pratica già presa; in opposito dicevano gli altri esser giusto che sendosi loro valuti per il passato, et hauto più che lor parte, hora si conveniva che a dretto rimanessino, finchè ciascuno ragguagliato restassi. Così la dissentione surgeva. I primati etiamdio intra di loro discordi fautori s'aggiugnevano dei cittadini di minor qualità e ciascuno s'ingegnava d'acquistarsi amici et farsi coda, la quale nel numero grande a favorire l'avessi. Però ciascuna setta i suoi capi seguitando la discordia e disunione manteneano; molti altri etiam senza seguitare capi, si disperavano dell' ottenere partiti, chi per una, chi per altra cagione. In effetto vedutosi elegger ne magistrati quando uomini indegni per la comparatione de' competitori, da complici de Piero de Medici del preterito stato, quando da seguaci di Frate Hieronimo, quali chiamavano Collitorti, sempre ci era che biasimare. Nessuno o pochi si contentavano, lo spesso etiam ragunarsi al Consiglio, dove gran numero concorreva, le faccende di ciascuno privato impediva, talchè del presente governo forte si sparlava, stimandosi per questo, che sospettandosi etiam molto del morbo, necessario venire a nuovo provvedimento, e forse al mutare reggimento.

Fu consigliato Gennajo 1496 (i. e. 1497) arrogarsi giovani da 24 anni in su si come per l'adrieto costumavano venire in consiglio, i quali supplimento facessino al numero de mille, sendo scarso, rispetto all' uomini iti a specchio, per la quantità delle gravezze postesì. — El tenersi segreto cioè che nell' Ottanta e nella pratica

si consultasse, per pena gravvissima di provvisione etiam si stabilì, il giuoco e la sogdomía molto si prohibì, et così al vivere honestamente ci indirizamo, benchè più per cerimonia, che in verità tale cose fattesi si stimava, per parere buoni et etiam per essere, purchè la parte di Frate Hyronimo reggesse. — El Valore perseverando in racconciare la Città si scoperse finalmente partigiano del frate et d'essersi fatto capo di quella setta et bene per l'una parte e per l'altra venne. Imperocchè prima dire si poteva lui capo senza coda essere et quelli il coda essere senza capo; il perchè unitisi insieme et riformando la città, parse che lui lo stato popolare volesse, ma in verità per tal via un altra parte a lui opposita battere volle, et massime quella, che con la lega teneva. Onde non a trarre di mano al popolo el reggimento attese, ma a stabilìre e fortificare la parte di Frate Jeronimo, di cui lui era capo. Per questo reassunse la provvisione dell' intelligenza et sopra i fanciulli et donne per loro ordine già intromessasi et non ottenutasi, et con ogni sforza nel gran Consiglio vincere la fece. Di qui reputazione al Frate et a lui grande nacque, benchè non senza grandissimo odio di molti cittadini, et per meglio fortificarsi et armarsi contro alla parte a lui oppos͡íta, vedendo ristringere alquanti Cittadini et mandare a Roma al Cardinale de Medici, dubitando che non si tenesse qualche pratica segreta del farci ritornare Piero acciò per tal via lui abbattuto rimanesse, creò una provvisione et vincere la fece, per la quale dal Cardinale e da Piero e da Giuliano sotto la pena di rubello si rimovessino, qualunche cittadino Fiorentino o del contado li corteggiasse o con loro habitasse. Obbligò etiam a tal pena e padri e fratelli di quelli tali, e quali non ubbidissino, con certa però limitazione. In effetto con l'amici e partigïani suoi si ristrinse a riformare lo stato in maniera che lui capo ne fusse, et sotto l'ombra et mantello di Frate Jeronimo la maggior parte del popolo disposta a sua devotione tenesse et a cagione che i suoi disegni et le sue imprese guaste da altri accorti cittadini non li fussino et controdetto in el consiglio grande le provvisione tale ordine tenea.

Ordinava lui con pochi suoi intimi le provvisioni, et tutto col consenso del Frate, poi chiamava larga pratica et consigliare le facea; questa pratica el forte erano de divoti del Frate, i quali subito consentivano, e se alcuni altri contradiceano, che pochi scoprire contro si voleano, non haveano seguito; il perchè si consigliava universalmente l'intento proposito. Di poi nell' ottanta col medisimo ordine si vinceano, tal che quando nel consiglio grande si scendea, benchè le provvisioni non si vincessino così presto, non dimeno perchè non v'erano libere le ringhiere, et dire non si potea in opposito et solo si comandava a certi che parlassino et non d'altri et perchè sempre si referiva alle fattesi esamine prima, et a stracca si teneano in consiglio gli uomini minacciandoli che tante volte tornerebbono, che le vincerebbono, bisognava si vincessino; così da uno vivere popolare et libero sotto coverta di bene, a un vivere partigiano si venne, il quale per ancora malo non era, ma forse da creare col

tempo cattivo effetto. Imperochè si vedeano Frate Jeronimo, Frate Salvestro et Frate Domenico da Peschia tenere assidue pratiche in San Marco et dare ordinaria audienza a questo et quell' altro cittadino, et visitati esser da Primati nostri desiderosi dello Stato partigiano, e tutte quelle cose farsi le quale da chi tienne stato si costumano.

Agosto 1497. Grandissima disputa nacque, se havere o no dovessino tale appello; la legge sopra di ciò disponente, variamente secondo le voglie s'interpetrava; in effetto da più Dottori disputatasi, dopo alquanti giorni el parere del nò obtenne; con ciò fussi in imminente pericolo el quale dallo appello qualunque excludeva, il caso loro si giudicassi et così la intentione della legge si chiariva, che per quelli s'intendessi e quali essere damnati per buone, et giuste cagioni senza altrimenti exprimerle, si dicessino. Ma sendo quì manifesto el fallo, et portandosi grandessimo pericolo di tumulto nel differire; al tutto conveniva tagliarli; etiam el popolo universalmente assentiva, che morissino; si rispette allo excesso, et revolutione della Città; si rispetto alle loro qualità in odio a gran parte de buoni Cittadini. Imperochè Bernardo del Nero homo crudelissimo si reputava; in oltre ambitiosissimo; il quale di plebeo in principio al grado della nobiltà passò; et in questo non li parendo essere a suo modo honorato, nel plebeo ritornò di nuovo el nobile riassumpse, dove honoratissimo rispetto allo stato tirannico passato visse; nè li bastò al nuovo reggimento di tutti e supremi magistrati essere ancora honorato, che tentando la subversione della Città, de vecchi et nuovi peccati portò penitentià; Niccolo Ridolfi huomo rapace et di ambitione sopra gli altri era tenuto, non ritirato al governo del nuovo stato; perchè lui proprio degnato non l'havea; Lorenzo Tornabuoni superbissimo si giudicava; et sendo di denari, et parentado caldo, cedere ad alcuno non volea; Giannozzo Pucci per benevolentia di Piero de Medici, et per essere seco consueto oltre alla superbia, et ambitione sua mal volentieri acceptato nel popolo era; Giovanni Cambi per essere di minore qualità, manco invidia havea; tuttavolta assai adoperato s'era in riscaldare e complici nel mettere ad executione quanto per Piero de Medici s'ordinava. In effetto sendo la mente del popolo che morissino, i capi di questo nostro regimento molto desiderandolo; a di 21. d'Agosto sopra di ciò pratica in palagio dalla Signorìa si ragunò, stette fino ad horas. Varij pareri si scopersono, quattro de presenti signori al tutto volti erano, che appellare potessino, et adogni modo l'appello loro dare si dovessi; questi furono Piero de Jacopo Guicciardini; Niccolò di Simone Bati, Piero d'Antonio di Taddeo del vecchio stato partigiani insieme con i dannati, et Michele Borti parente di Bernardo del Nero; e quali sforzo grandissimo feciono che in tutto, e per tutto l'appello loro si concedessi. Allegavano il popolo di Firenze essere il Signore di questo, et delle altre cose, non si dovere alcuno cittadino dello aiuto maxime nella morte defraudare, et in beneficio più presto, che altrimenti doversi pendere ne volentieri da alcuno si do-

vea a recare carico addosso di morte di Cittadini, et massime di tale qualità, al popolo stare il giudicarne, et lui voleano, che giudice ne fussi; queste ragioni da altri dette si riputavano come da huomini loro partigiani, et i quali poco del presente governo si contentavano et i quali stimavano nella dilatione potere nascere garbugli; il perchè la vita loro si salverebbe, et forse mutatione nella Città seguirebbe, di cui contento havrebbono; per la qual cosa ristrettosi insieme el Collegio di huomini il forte popolari, dimonstratione a fare hebbe che il parere della Signorìa a grado non li era, et se in questo caso severa justitia non observassi costretti sarebbono seguitare le leggi con danno et preiudicio di qualunque di quella; fino a intentare che armatà mano à Casa loro con altro che con parole andrebbono, però contenti fussino lasciare exeguire quanto dì già giudicato s'era, et per bene, et pace della Città da ludere dare loro l'appello si toglissino — Etiam in fra gli altri Cittadini, Francesco delli Albizi si risentì gridando quasi ad alta voce, che giustitia si facessi; ma ancora questo quasi non bastava; molti al tutto volti aveano a differire tale morte; stimando tale grado da parenti loro, et da loro acquistarne; che grandi havessino à rimanere poi nella Città, et forsemutarne il presente governo, forse ètiam stimavano che se morissino converrebbe poi farsi justicia ancora verso d'altri, o di quelli medesimi, o altri peccati simili intinti; Il perchè dura stando la cosa; Francesco Valori in piè si levò, et ito à piedi della Signoria con un bossolo in mano de partiti, forte picchiò sul desco loro davanti dicendo che justicia si observassi, altrimenti scandolo seguirebbe; Erasi commessa la guardia del palagio la notte à più che 20. giovani armati; medesimamente la guardia della piazza tutta armata era ad ordine, se adoperare si bisognassi. Onde visto la Signoría el soprastante pericolo della Città; determinò con i più accordarsi, et che l'appello non si dessi, anzi al tutto morissino, e sopra nominati s. Cittadini; allora licentiatasi la pratica ad'hora circa 8 tagliare si fece loro la testa nella Casa del Bargello appiè della Scala, per età menati al supplicio furono.

II. Zur Kritik der Lebensbeschreibungen Savonarolas von Pico und von Burlamacchi.

Die Geschichte Savonarolas ist schon früh mit Fiktionen verwebt worden. Wie er sich immer in einem Kampfe zwischen den himmlischen Gewalten und den Mächten der Hölle zu befinden gemeint hatte: so stellte ihn einer seiner getreusten Anhänger schon im Jahre 1510 in dem Gedicht Cedrus Libani vor[1]. Ein eigentliches Gedicht ist das nun freilich nicht, es ist nur versificirte Prosa, ungefähr wie die Decennalien des Machiavell; der Inhalt ist historisch zuverlässig, aber mit einer sehr bewußten Fiktion, wie folgt, in Verbindung gebracht. Nachdem die Wirkungen Savonarolas in Bezug auf die Einführung eines religiös-sittlichen Lebens sichtbar geworden sind, empört sich die Hölle gegen ihn, Lucifer versammelt die bösen Geister um sich her, um ihnen den Schaden vorzustellen, der seinem Reiche durch Savonarola zugefügt werde; auf dessen Geheiß machen sie sich auf, sich dem Werke des Dominikanerbruders in den Weg zu stellen; was ihnen denn auf das Beste gelingt. Der Autor ist Fra Benedetti, einer der eifrigsten von denen, die das Kloster San Marco gegen den Anfall der städtischen Menge vertheidigt hatten; er ward bezichtigt, dabei einen Mord begangen zu haben; und dafür in einem Gefängniß festgehalten. Eben in diesem hat er sein kleines Werk verfaßt. Abgesehen von seiner Fiktion verfährt er doch mit vieler Mäßigung: von den Prophezeiungen Savonarolas erwähnt er nur das Bekannteste, von den Wundern schweigt er ganz; und vergebens wird man sich bei ihm nach einer Ableitung der Feindseligkeiten, welche Savonarola erfuhr, von satanischen Einflüssen auf seine Gegner umsehen; selbst bei der Erwähnung der größten Gegner, des Papstes Alexander und des Francesco di Puglia, findet sich davon keine Andeutung. — Der Cedrus Libani ist bis in unsere Tage verborgen geblieben. Die Geschichte Savonarolas schöpfte man allgemein aus zwei etwas späteren Productionen, von denen die eine dem Pater Burlamacchi zugeschrieben wird, die andere von dem theologisch angeregten Fürsten von Mirandola Johann Franz Pico herrührt. Namentlich das dem Burlamacchi zugeschriebenen Werk muß als eine der vornehmsten Quellen der späteren Historiker betrachtet werden und ist von vielen Anderen, großentheils anonymen Autoren wiederholt und erweitert worden.

1) Mitgetheilt von Vincenzo Marchese im 6. Appendix-Bande des Archivio storico italiano.

Ehe es aber nochmals benutzt werden durfte, war eine ernstliche Prüfung seiner Glaubwürdigkeit unerläßlich.

Daß, wie man behauptet, Pacifico Burlamacchi selbst die Geschichte, wie sie vorliegt, verfaßt habe, halte ich für unmöglich, und zwar aus folgendem Grunde: er läßt Savonarola voraussagen, daß Florenz unter einem Papste, des Namens Clemens von den größten Unglücksfällen werde betroffen werden. Es wäre denkbar, daß Savonarola die Verwüstung von Florenz unter dem Einfluß eines künftigen Papstes vorausgesagt hätte; unmöglich aber ist es nicht allein, daß er einen Papst Clemens vorausgesagt, sondern auch, daß ihm Jemand eine solche Voraussagung in den Mund gelegt habe, ehe es einen Papst dieses Namens gab. Daraus nun, daß diese Schrift dem Frate die Nennung dieses Namens in den Mund legt, geht unwiderleglich hervor, daß sie nicht von Pacifico Burlamacchi stammen kann, der im Jahre 1519 gestorben ist, lange vor dem Conclave von October 1523, aus welchem Clemens VII. als Papst hervorging.

Das Buch, welches Burlamacchis Namen trägt[1]), ist überhaupt in einer Gestalt, welche tausend Zweifeln Raum giebt, überliefert worden. Sehr auffallend ist es doch, daß der gelehrteste der älteren Autoren, der Pater Quétif, der die von Picus herrührende Lebensbeschreibung herausgegeben hat[2]), durchaus einem Pater Timotheus Perusinus zuschreibt, dessen Namen auch im Schlusse des gedruckten Textes erscheint[3]). Ueber den eigentlichen Verfasser des Buches und die ursprüngliche Zusammensetzung desselben können wir an unserer Stelle in keine Erörterung eingehen; wir bezeichnen mit dem Namen Burlamacchi nur eben den unter demselben bekannten vorliegenden Text, welcher von vielen Autoren zu Grunde gelegt wird. Da ist dann die erste von allen Fragen, wie sich der Inhalt desselben zu der Vita von Johann Franz Picus de Mirandola verhält und da sich die beiden Bücher mannichfaltig begegnen, welchem von beiden die Priorität zukommt. Johann Franz Pico, Herr und Fürst von Mirandola, erscheint als ein Mann von vielem Wissen und tiefer theologischer Gelehrsamkeit, überaus belesen in den Urkunden der lateinischen Kirche des Abendlandes. Mit der Familie Savonarolas war er gut bekannt. Seine Mutter hatte einst in Ferrara in dem Hause Michael Savonarolas, eines weit und breit berühmten Arztes, einer Cur halber eine Zeit lang gelebt[4]); Michael war der Großvater Hieronimo Savonarolas. Johann Franz Picus kannte diesen persönlich und erscheint als einer seiner feurigsten Anhänger. Nach dem Tode Savonarolas suchten

1) Vita del F. Girolamo Savonarola scritta dal P. F. Burlamacchi Lucchese. Lucca 1763.

2) Vita R. P. Fr. Hieronymi Savonarolae Ferrariensis, ord. praedicatorum auctore Ill. D. Joann. Franc. Pico, Mirandulae Concordiaeque principe, additionibus, actis, diplomatibus, epistolis, scriptorum que monumentis aucta et illustrata. Parisiis MDCLXXIV.

3) Burlamacchi Vita Savonarolae S. 209. Jo Fra Timoteo da Perugia, il quale di mia propria mano ho trascritto il sopradetto miraculo, insieme con l'altre memorie del P. F. Girolamo, che in questo libro si contengono.

4) Picus bei Quétif. I., S. 4.

einige eifrige Fratesch i eine Zuflucht bei ihm; er entschloß sich dann diese Vita zu verfassen, hauptsächlich um die Katastrophe und den Tod des Dominikaners zu beschreiben, worüber ihm eingehende Nachrichten zukamen. Aus eigener Kenntniß und dem, was ihm hinterbracht wurde, hat er nun sein Werk zusammengesetzt: in alle dem, was er aus persönlicher Kunde beibringt, ist er sehr zuverlässig. Wenn man nun die Erzählung Burlamacchis mit dem Texte Picos vergleicht, so bemerkt man eine gewisse Identität, aber auch eine bezeichnende Verschiedenheit. Burlamacchi wiederholt Alles, was von Pico über die Familie und die Jugend Savonarolas erzählt wird, — nur mit dem Unterschiede, daß er Einiges wegläßt, was doch für die Familie charakteristisch ist, z. B. daß sie gehofft habe, der junge Hieronimo werde dereinst den Glanz und den Reichthum der Familie vermehren. Von dem Uebergang des jungen Menschen in das Kloster berichten sie fast in denselben Worten: Picus c. 3. cogitare secum coepit, perseverandumne sibi foret in ea vita quam vivebat an alia potior quaerenda; Burlamacchi p. 5. incominciò cercar se doveva cercare miglior vita oppur in quella perseverare. Nur in Bezug auf das Wunder, das dabei vorgekommen sein soll, ergiebt sich eine nicht zu übersehende Differenz. Burlamacchi erzählt, der junge Hieronymus habe einst im Schlafe kaltes Wasser über seinen Leib daherrinnen gefühlt, so daß man nicht sieht, inwiefern darin ein Anlaß liegen konnte, in das Kloster zu gehen; aber Picus erklärt das durch den Zusatz: Deus moderabat in eo illecebras carnis et saluberrimo frigore fervorem aetatis saepenumero noxium restinguebat (c. 3., S. 10.); diesen Anfechtungen meinte der junge Savonarola dadurch zu entgehen, daß er sich von der gemischten Gesellschaft im väterlichen Hause entfernte und in ein Kloster zurückzog. Was Picus über die Einwirkung eines Augustinerbruders erzählt, wird von Burlamacchi wörtlich wiederholt. Wenn aber der erste eine Bemerkung über das Wort „Religion" einschaltet und daran erinnert, daß nur das Christenthum Religion sei, so läßt Burlamacchi das weg und bedient sich des Wortes „Religion" in Bezug auf das Mönchsthum. Dann aber führt er mit den Worten des Picus die Gründe auf, aus denen Savonarola in den Orden der Dominikaner getreten sei. Er folgt seinem Original treulich nach, nur läßt er weg, was seinem eigenen monastischen Gesichtspunkte widerspricht. Und wenn er dann (p. 6. egli poi riferì al Pico della Mirandola) von einer Aeußerung Savonarolas gegen den Grafen Picus von Mirandola über den ungeistlichen Charakter der philosophischen Studien in dem Kloster berichtet; so hat er das nicht etwa aus irgend einer andern Mittheilung entnommen, sondern aus dem Buche Picos, welches an eben dieser Stelle dieselbe Aeußerung mit den Worten Savonarolas mittheilt (p. 11). Man kann meines Erachtens schlechterdings nicht daran zweifeln, daß der Verfasser der unter dem Namen Burlamacchis verbreiteten Lebensbeschreibung eben das Buch von Johann Franz Picus vor sich hatte. Die Abänderungen, die er darin vornimmt, sind alle in dem Sinne des entschiedenen Mönchthums gemacht, welchem Pico ferne stand.

Es ist der Mühe werth, die Vergleichung noch weiter fortzusetzen und die Abweichungen zu verzeichnen, auf welche man dabei stößt. Auf den ersten Blick sind die Verschiedenheiten nicht unbedeutend; sie beruhen darauf, daß Burlamacchi die Eigenschaften seines Helden in Bezug auf die drei

mönchischen Gelübde zusammenstellt, während Picus sich an diese Ordnung nicht bindet. In der Sache selbst aber wiederholt Burlamacchi Picus nicht selten wörtlich.

Picus c. 5. S. 20. oranti et divinas laudes in Ecclesia persolventi, dum in divinae bonitatis contemplatione absorptus esset, isque praesertim versiculus caneretur: Bonus es tu et in bonitate tua doce me justificationes tuas: fugatae a sensu et intellectu omnes tenebrae suae et suborta lux quae dubitationem omnem de futuris quae praeviderat eventis expulit. Mihi enim hoc privatim narravit; publice autem saepe numero dixit, quaecunque de futuris praedixerat, non secus (ipsa luce divinitus infusa) vera se comperisse.

Burlamacchi p. 13 salmeggiando la mattina in coro e venuto a quel versetto: bonus es tu et in bonitate tua doce me justificationes tuas, sentì con più chiarezza che mai illuminarsi la mente, e partirsi tosto da lui tutte le dubitationi delle cose previste, sicome egli poi rivelò al conte della Mirandola; et molte volte anco lo disse in publico, affermando che delle cose da lui predette aveva più certezza che non ha un filosofo de' primi principi.

In dem angeblichen Burlamacchi folgt dann eine Wundergeschichte mit einer bestimmten Beglaubigung, wie sie später häufig in diesem Buche vorkommen, und die sich bei Picus nicht findet. Auch Manches Andere ist eingeschaltet, wovon wir bei Picus nichts lesen; die beiden Texte treffen aber wieder zusammen, wo von der Berufung Savonarolas nach Florenz die Rede ist. Doch finden sich auch dann Abänderungen bei Burlamacchi, deren historischer Werth sehr zweifelhaft ist. Bei Burlamacchi wird die Berufung Savonarolas Lorenzo Medici zugeschrieben, dem Johann Picus, der Oheim des Biographen, denselben empfohlen haben soll. Es ist doch sehr merkwürdig, daß Johann Franz Picus seinem Oheim zwar einen Antheil an der Berufung Savonarolas zuschreibt, aber nicht durch Lorenzo, sondern durch die Oberen des Ordens.

Burlamacchi sagt p. 15: il doctissimo Pico della Mirandola sentendo disputare fra gli altri il P. F. Girolamo, tanto restò preso dalla doctrina sua mirabile, che non gli pareva poi poter vivere senza lui; in modo che, trovandosi poi et ragionando di lui con Lorenzo de' Medici, gli persuase che volesse con l'autorità sua operare che egli ritornasse in S. Marco. Picus hat dagegen nur folgende Worte: ab praeposito accersitus, qui Joanni Pico patruo meo hac in re morem gerebat, Florentiam appulit.

Johann Franz Picus, der seinen Oheim öfters erwähnt, mußte das ohne Zweifel wissen; man wird sich nicht bedenken dürfen, seiner Erzählung den Vorzug zu geben. Burlamacchi folgt hier einer andern Tradition. — Auch Picus ist wundergläubig, wie man selbst an dieser Stelle sieht. Allein bei Burlamacchi wird eine Wundergeschichte der seltsamsten Art berichtet: Stärkung des auf dem Wege erschöpften Savonarola durch eine Engelgestalt, die ihm Speise bereitet, ihn nach Florenz begleitet und ihn hier mit ermahnenden Worten verläßt. Alles wird in das Mönchische, Fabelhafte ausgebildet. Vor unseren Augen setzt sich die Legende zusammen.

Von dem unerhörten Zulauf, den Savonarola bei seinen ersten

Predigten in Florenz gehabt habe, weiß Picus Nichts. Die Prophezeiungen Savonarolas setzt auch er in diese Zeit; er behauptet aber, sie seien auf Grund und bei Auslegung der Apokalypse vorgetragen worden, und zwar in gemäßigter Form. Bei Burlamacchi erscheinen sie bereits so, wie sie später von Domenico da Pescia formulirt worden sind (p. 19 tre cose in somma propose al popolo; prima che la chiesa di Dio s'haveva a rinovare e questo a tempi nostri; seconda che Italia tutta sarebbe flagellata, terzo che tutte queste cose sarebbono presto), aber man darf wohl annehmen, daß sie, so gefaßt, von Lorenzo nicht geduldet worden wären. Cerretani versichert ausdrücklich, der Bruder Hieronimo habe sich damals ruhig verhalten.

Und hier kommen wir nun auf die Kontroverse über die Vorgänge bei Lorenzos Tod. Allgemein bekannt ist das Schreiben von Angelus Polizianus darüber, der denn auch die Anwesenheit Savonarolas erwähnt. Nach seiner Erzählung hatte Lorenzo vorlängst schon Beichte abgelegt und Absolution erhalten; dennoch wünschte er, zwischen Leben und Tod schwebend, Savonarola, den eifrigen Religosen, noch einmal zu sehen. Dieser ermahnte Lorenzo, wenn er leben bleibe, tugendhaft zu leben; und wenn er sterben müsse, dies mit Geduld zu tragen; — was man den Umständen nach nicht anders, als angemessen finden kann; denn wer wird einem Sterbenden nicht die Hoffnung auf ein längeres Leben gönnen. Hierauf bittet Lorenzo den schon im Fortgehen begriffenen Mönch, ihm seinen Segen zu geben, worauf derselbe zurückkommt und der Kranke in seinem Aeußern nur noch religiöse Gefühle verräth, subinde ad verba illius ac preces rite ac memoriter responsitabat.

Ueber dieses Gespräch im Sterbezimmer haben nun aber die Anhänger Savonarolas eine ganz andere, noch viel umständlichere Tradition, bei der aber wieder die Texte Picos und Burlamacchis auseinander gehen.

Nach Picus wollte Savonarola eine eigentliche Beichte Lorenzos nicht hören, bevor derselbe ihm über drei Dinge Genüge geleistet habe (c. 6. S. 24); vor Allem müsse er Glauben haben; sodann müsse er das von ihm eingezogene Geld, das zur Aussteuer junger Mädchen dienen sollte, wieder herausgeben, oder doch seinen Erben Befehl geben, dies zu thun. Das Erste bejaht Lorenzo, für das Zweite verspricht er Sorge zu tragen. Dann, heißt es weiter, sei Savonarola mit dem dritten Punkte hervorgekommen; er solle der Stadt Florenz ihre Freiheit wiedergeben. Libertatem patriae restitue, ut in statu pristino Florentina Respublica collocetur. Das Alles wiederholt nun Burlamacchi, das Letzte mit den Worten: p. 29, è necessario che si restituisca Firenze in libertà e nel suo stato populare a uso di repubblica. Dann aber fügt er eine Behauptung hinzu, die er in Widerspruch mit Picus doch der Erzählung desselben einschaltet: er läßt Lorenzo drei Hauptsünden bekennen, sich dabei auf Zeugnisse vertrauter Gewährsmänner beziehend, in diesem Falle aber würden diese doch nicht glaubwürdig sein; denn es würde dabei immer auf eine Verletzung des Beichtgeheimnisses herauskommen. So wie die Sache bei Burlamacchi erzählt wird, ist sie unmöglich. Nicht so ganz unmöglich ist aber das, was Picus erzählt; es ließe sich allenfalls damit vereinigen, was Polizian sagt: er habe Lorenzo zu einem tugendhaften Leben ermahnt, wobei denn leicht

einige Besonderheiten vorgekommen sein konnten, die Polizian nicht gerade wußte; und von diesen Ermahnungen durfte Savonarola sprechen, da dabei von der Beichte eigentlich nicht die Rede war. Auch in dieser Fassung bleiben viele Schwierigkeiten übrig; ich möchte die Vermuthung nicht eben als eine sichere Lösung aufstellen. Nur soviel erhellt, daß Picus die ursprüngliche Tradition, wie sie bei den Fratesken sich festgesetzt hatte, mittheilt; bei Burlamacchi ist Alles ins Fabelhafte gezogen und voller Unmöglichkeiten. — Was Savonarola über den Tod Lorenzos, der bereits Jahre lang seiner Krankheit wegen die Bäder besuchte und den des alten Papstes Innocenz VIII. vorausgesagt hat, ließ sich den Umständen gemäß vermuthen. In dem Compendium der Revelationen nicht allein, sondern auch in einer Schrift Domenico Benivienis war Das so erzählt. So erscheint es auch bei Picus, der nicht gerade großen Werth darauf legt, sondern das Eintreffen dieser Weissagungen nur als Grund angiebt, weshalb das Volk an Savonarola geglaubt habe. Burlamacchi bringt nun verschiedene Partikularitäten davon bei, bei welchen er, wie er das bei unwahrscheinlichen Dingen meistens thut, ein mündliches Zeugniß aufführt (S. 28). Es ist eine weitere Ausdehnung des Wunderbaren, woraus man nur eben sieht, daß die Tradition seit jenen früheren Zeiten sich sehr erweitert hatte.

In einem besonderen Capitel schildert Picus die Art und Weise des Dominikanerbruders zu predigen (c. 7). Burlamacchi (S. 37) übersetzt die Worte desselben in erweiterter Fassung und Wundergläubigkeit.

Picus: Ea dicendi gratia, ut a quibus olim auditus fuerat, pro miraculo haberetur.

Burlamacchi: Della gratia del predicare fu mirabilmente da Dio illustrato in modo che tutti quelli, che prima l' havevano udito, teneano pro certo che ciò fusse un raro miraculo.

Picus: linguae celeritas. — Burlamacchi: un parlare veloce.

Picus: non fervido solum, sed ardenti voltu gestuque venustissumo.

Burlamacchi: il volto suo ardentissimo e l' aspetto fervido e venerando, i gesti accomodati e bellissimi.

Nicht an dieser Stelle, aber an einer späteren spricht Picus von den wunderbaren Erscheinungen, von denen diese Predigten begleitet gewesen sein sollen. Es ist zum Erstaunen, daß ein vernünftiger Mann, wie Picus, sie erzählt, aber er versäumt doch nicht, zu bemerken, man sage, daß es so sei; man wolle es gesehen haben: alii se vidisse testabantur (S. 52.), sunt qui affirmaverint. Burlamacchi erzählt dagegen diese Erscheinungen als historische Thatsachen (viddero, ad alcuni parve).

Ueber die Vorgänge im Innern der Republik geht Picus leicht hinweg: denn seine Absicht war, wie er von vornherein angiebt, nur auf die letzten Ereignisse, auf die Katastrophe gerichtet. Ebenso ist Burlamacchi über die inneren Bewegungen der Stadt sehr schweigsam. Bei den entscheidenden Ereignissen, welche die Katastrophe Savonarolas herbeiführten, werden sie aber beide ausführlicher; die Erzählung Burlamacchis nimmt dann zuweilen einen historischen Charakter an. Da er damit Glauben gefunden hat, so fordert er gerade hier die Aufmerksamkeit der Kritik heraus. Vornehmlich ist dies der Fall bei der Mittheilung einer Convention (p. 119), die unter der Autorität der Signorie zwischen den Ordensbrüdern geschlossen

sein soll, die aber, wie sie vorliegt, den lebhaftesten Zweifel an ihrer Aechtheit erregt. In derselben sind die authentischen Erklärungen enthalten, welche die beiden Mönche abgaben, an deren Aechtheit kein Zweifel ist; (sie sind von Meier und Marchese aus dem Archivio delle riformagioni erhoben und mitgetheilt worden). Von den Worten an: et conciosiacosa che alcune di queste conclusioni . . (p. 120) wird aber der bei Burlamacchi mitgetheilte Text selbständig. Mir scheinen die dringendsten Motive vorzuliegen, um den ganzen Tenor der dann folgenden angeblichen Uebereinkunft für unächt zu halten. Bei einem Dokument fällt es doch einigermaßen ins Gewicht, daß das Datum falsch ist: denn die obigen Erklärungen sind nach Marchese (Arch. stor. ital. Appendix Bd. VIII. Dok. XXV.) erst den 28. März abgegeben und hierauf die Beschlüsse der Signorie am 30. März gegründet worden. Mit diesen Beschlüssen hat die angebliche Convention hie und da eine gewisse Aehnlichkeit, z. B. wenn es in den Beschlüssen heißt: conclusiones quae indigent probatione supernaturali, wie denn auch in der ächten Uebereinkunft die Worte lauten: delle conclusioni ciascuna ha bisogno di probatione supernaturale; so wird in der zweiten gesagt: alcune di queste conclusioni, com' è manifesto per chi legge, abbin bisogno di esperimento supernaturale, — was eine Abschwächung der schon oben vorgekommenen Worte wäre, offenbar für das Publikum berechnet und ungeeignet für ein Dokument. Die Hauptsache dürfte folgendes sein. In der angeblichen Convention, geschlossen in Gegenwart der magnifici Signori, heißt es: daß der, welcher aus dem Feuer unverletzt hervorgehe, Sieger sei und als solcher betrachtet werden solle, (Burlamacchi p. 122, che se del fuoco uscirà illeso, s'intenda essere e sia vincitore), gleich als ob sich das nicht von selbst verstanden hätte. Die Frage war, was in dem angegebenen Falle mit den Gegnern geschehen sollte; oder in dem entgegengesetzten mit den Dominikanern, wenn ihr Repräsentant mit verbrannte. Die ächte Deliberation von dem mancherlei Wichtigen, was Villari mitgetheilt hat, vielleicht das wichtigste Stück (II. p. CDI. Dok. LIV.) trifft darüber Bestimmung. Sollte der Dominikaner die Probe nicht bestehen, so sollen Bruder Hieronymus und sein ganzer Anhang aus der Stadt verbannt werden; dasselbe würde aber auch den Franciskanern bevorstehen, wenn die Probe nicht von ihrer Seite bestanden würde. Nun aber trat noch eine Möglichkeit ein, nämlich, daß die eine oder die andere Partei in die Probe einzutreten verweigere. Der Beschluß war, daß dann diejenige Partei, die sich dessen schuldig mache, verbannt sein solle: quod pars per quam staret quod non fieret experimentum, patiatur relegationem. Wir bemerken, daß dieser Fall wirklich eintrat. Die Dominikaner erkannten freilich nicht an, daß die Probe von ihrer Seite verhindert worden sei; aber die ganze Welt maß die Schuld davon ihnen bei, woraus der Tumult entsprang, der der fratesсhen Sekte ein Ende machte. Von Alledem findet sich in dem angeblichen Dokument, das von Burlamacchi mitgetheilt wird, keine Spur: denn der frateschen Partei lag es fern, irgend eine Schuld ihres Oberhauptes oder auch das Mißlingen ihres Anerbietens vorauszusetzen zu lassen.

Kommen wir nun auf die beiden Texte zurück, so folgt bei der Feuerprobe der italiänische Text dem lateinischen mit ziemlicher Genauigkeit.

Picus p. 70: pars altera cavillis et dolis instructa siquidem Dominico se ad ingrediendum ignem parato objicit Appulus, exuere eum, qua indutus erat, tunicam oportere, ob id quod incantatam putaret et magica fortasse superstitione munitam, ne posset comburi. Burlamacchi p. 131: fra Minori adducendo loro cavillazioni cominciorno a dire che non voleano che Fra Domenico entrasse nel fuoco co'suoi panni allegando che potevano essere incantati contro il fuoco.

Dann aber flicht Burlamacchi eine Bemerkung gegen die Minoriten ein, die bei Picus nicht vorkommt, daß nämlich bei den Minoriten die Voraussetzung gewesen sei, der Satan, von dem die Verzauberung herkomme, sei mächtiger, als Gott (quasi che il Demonio, dal quale gl'incanti procedano, sia più potente, che la virtù di Dio. In den Giornate von Violi, die auszugsweise von Villari mitgetheilt worden sind, wird Savonarola redend eingeführt; danach hätte er gesagt: die Forderung sei eine solche, wie sie von wahren „Christen nicht gestellt werden würde; wir gebrauchen weder, noch fürchten wir Verzauberungen; wir setzen unser Vertrauen allein auf Gott" (noi non usiamo nè temiamo d'incanti, la fiducia nostra è solo in Dio). (S. CXCIII). Burlamacchi erörtert dann die Weigerung der Franciskaner zuzugeben, daß Fra Domenico mit dem Crucifix in das Feuer gehe, was dieser damit bekämpft, daß er sagt: sie seien Soldaten Jesu Christi (perchè noi siamo soldati di Cristo), — fast wie die ersten Jesuiten; nur unter diesem Zeichen wollen die Dominikaner ins Feuer gehen. Es ist gleichsam ein Wettstreit der Rechtgläubigkeit; unter der Fahne Christi wollen die Dominikaner in den Kampf gehen; sie sind empört darüber, daß die Franciskaner magische Einwirkungen des Satans für möglich halten. Bei Violi erscheint die Tradition etwas abweichend; aber im Allgemeinen noch mehr ausgebildet, als bei Burlamacchi. Picus hat von Alledem Nichts; er läßt es sogleich zum Streite darüber kommen, ob der Dominikaner das Sakrament vor sich hertragen dürfe, wenn er ins Feuer gehe. Nach Picus will Domenico von der Einwendung dagegen Nichts hören; die Franciskaner sagen: das Corpus Christi werde mitverbrennen oder den Unwürdigen, der es trage, mitbeschützen. Domenico leugnet das Eine und das Andere: denn die Accidentien des Brodes könnten vielleicht verbrannt werden; niemals aber das Corpus Christi. Dem fügt Savonarola hinzu: er wolle sofort des Todes sein, wenn von dem seidenen Tuche, in dem man das Sakrament trage, auch nur eine Faser verbrenne. Da nun auch die Franciskaner bei ihrer Meinung blieben, so scheiterte die Feuerprobe eben daran, daß die Dominikaner nicht ohne das Corpus Christi in das Feuer gehen wollten; daran kann kein Zweifel sein. Picus selbst giebt es an; aber er versichert, Domenico würde sich auch ohne das Sakrament ins Feuer gewagt haben, wenn er nicht in Folge einer besonderen Erleuchtung des Bruder Salvestro Maruffi erinnert worden wäre, unter keinen Umständen ohne das Corpus Christi ins Feuer zu gehen.

Als einen plausiblen Grund dafür bezeichnet Picus, daß man die Rettung des Domenico einer satanischen Einwirkung nicht hätte zuschreiben können, wenn er das Sakrament bei sich hatte, welches allen satanischen Einwirkungen widerstrebe. Burlamacchi vermeidet die von der Theologie des Mysteriums hergenommen Einreden; er wiederholt nur mit noch deutlicheren

Worten, als Picus, daß Domenico den Versuch gemacht haben würde, wenn er nicht durch eine Revelation, die dem Fra Salvestro zu Theil wurde, abgehalten worden wäre[1]. Es ist eben der wichtigste Moment des Streites: denn daß die Dominikaner das Corpus Christi mit in das Feuer nehmen wollten, war die Ursache, daß die Probe nicht zu Stande kam. Es zeigte sich nun, daß jener Beschluß der Signorie nicht so einfach auszuführen war, wie er gedacht hatte. Burlamacchi giebt es doch den Kunstgriffen der Franciskaner Schuld, daß die Probe nicht zu Stande kam.

Bei dem Sturm des Klosters ist die Hauptfrage, ob dem Frate wirklich Versprechungen gemacht worden sind, wie sie hier bei Picus und bei Burlamacchi berichtet werden. Bei Picus heißt es: accersitur fide publica, ut incolumis ad coenobium reverti posset, pariter et Domenicum et Salvestrum citant, bei Burlamacchi ebenso, nur etwas präciser: col partito della Signoria in scritta ma con promissione aperto che Fra Girolamo sarebbe restituito sano et salvo insieme con li suoi compagni (S. 142). So die beiden Frateschi; Cerretani, keineswegs ein Gegner Savonarolas, wohl unterrichtet und unparteiisch, weiß nur von dem Versprechen: er werde mit Milde von der Signorie behandelt werden, che troverebbe la Signoria mite e pietosa, was ihm dann freilich schlecht genug gehalten worden ist. Vergl. S. 318.

Hier tritt nun noch einer der wichtigsten Momente für die Ausbildung der fratesken Legende ein. Bei Burlamacchi kommen Erzählungen vor, nach denen Savonarola eine wunderbare Einwirkung auch nach seinem Tode mit vieler Bestimmtheit versprochen haben soll; er habe den Mönchen, indem er von ihnen Abschied nahm, einmal gesagt: che o vivo l' arebbe riveduto, o che doppo la morte sarebbe loro apparso in ogni modo (S. 143). Was soll man davon denken? Ist es vollkommen aus der Luft gegriffen, oder hat Savonarola wirklich Aeußerungen dieser Art gemacht. Da kommt uns jene, zwar auf der Fiction eines Streites zwischen Himmel und Hölle beruhende, aber doch in den Einzelheiten glaubwürdige Erzählung des Fra Benedetto zu Statten. Benedetto ist über die letzte in der Bibliothek von San Marco gehaltene Rede sehr ausführlich; und fast sollte man glauben, seine Erzählung habe Burlamacchi vorgelegen, da in dessen Bericht die Brüder ebenso auf fede, orazione, pazienza angewiesen werden, wie wir das bei Fra Benedetto lesen; auch nach Benedetto ließ nun Savonarola die Brüder hoffen, daß er nach seinem Tode ihnen beistehen werde. Eben dabei aber kommt der große Unterschied zu Tage. Die Worte Benedettos lauten (Capitel IX. S. 87):

> non so se della vita or sarò privo,
> ma se pur fussi crudelmente morto,
> più morto in Ciel v'ajuterò che vivo, —

Worte, die doch Nichts außerordentliches besagen, sondern nur den Trost der Sterbenden wiederholen, daß sie sich durch den Tod von ihren Freunden nicht vollkommen trennen. Savonarola sagt, er werde den Gläu-

1) Burlamacchi S. 133: aveva fede sì grande il Padre Frate Domenico, che senza nulla vi sarebbe entrato. Ma fu rivelato a Frate Silvestro Maruffi, che in verun modo v'entrasse senza il sacramento.

digen, wenn er sterben müsse, vom Himmel her mehr Hülfe leisten können, als wenn er leben bliebe; daß er Nichts mehr gesagt hat, muß man dem an seinen Propheten unbedingt hingegebenen Benedetto glauben. Aber bei Burlamacchi werden gleich bei dieser Gelegenheit Savonarola Versprechungen ganz anderer Art in den Mund gelegt: sebbene io sia morto, v'ajuterò più che non ho fatto in vita, e tornerò in ogni modo a consolarvi, o vivo o morto, was doch durch die Weglassung des Wortes „in cielo" und die Hinzufügung des Wortes „tornerò", alle die Wundererscheinungen, die später erfolgten, gleichsam als vorausverkündigt erscheinen läßt. Noch ausdrücklicher sind dann die oben angeführten Worte: che dopo la morte sarebbe loro apparso in ogni modo. Man bemerkt bei diesen Erzählungen eine beinahe blasphemische Nachahmung der Leidensgeschichte Jesu Christi. Eine anonyme handschriftliche Biographie, die ich in Florenz erwarb, die aber keinen weiteren Werth hat, sondern nur, wie viele andere, eine Ueberarbeitung von Burlamacchi ist, drückt das noch unzweideutiger aus: che doppo morte sarebbe tornato a rivedergli. Hier wird auf die Worte, welche Christus gesprochen, ausdrücklich Bezug genommen. Gleich darauf findet sich auch ein Judas ein. Es ist jener Ceccone, dem Savonarola das Leben gerettet hat; und der zum Danke dafür in seinem Prozesse Verfälschungen anbringt, welche seine Verurtheilung herbeiführen.

Die Wundergeschichten, die dann folgen, stehen in grellem Widerspruch mit dem Eindruck, dem das Bekenntniß selbst gemacht hat. Wenn Savonarola nach der Verlesung der ihm im Prozeß zugeschriebenen Geständnisse dieselben für wahr erklärt hatte, so sieht man, daß dies unter seinen Gläubigen einen für sein bisheriges Ansehen sehr nachtheiligen Eindruck machte. Nach Picus hat Savonarola gesagt: sein Geist habe ihn verlassen; Burlamacchi schwächt dies dadurch ab, daß er ihn sagen läßt: der Geist der Prophetie habe ihn verlassen. Aber, daß Viele irre an Savonarola wurden, leugnet auch Burlamacchi nicht; er erzählt p. 50 von demselben Malatesta, der auch bei Fra Benedetto zweideutig erscheint, er habe Savonarola gefragt, ob jene Bekräftigung seiner Geständnisse Wahrheit sei oder nicht; Savonarola, schon ermüdet, habe geantwortet: er wolle nicht weiter gefragt sein; Malatesta, der darin also ein Zugeständniß gesehen haben wird, habe darauf gesagt: „ex ore tuo credidi et ex ore tuo discredo." „Nach deinen Worten habe ich geglaubt; nach deinen Worten höre ich auf, zu glauben." Auch aus Benedetto sehen wir mit Bestimmtheit, daß ein großer Theil der Brüder von San Marco abfiel; er selbst gesteht, geschwankt zu haben (Capitel X. S. 90); quasi nessun rimase in fede saldo. Et io ancora alquanto vacillai. Ohne auf diesen Abfall im Kloster einzugehen, erzählt auch Picus (Cap. 26, S. 90), daß Viele Savonarola für einen falschen Propheten erklärt hätten, freilich im Widerspruch mit Anderen. Und seine Bekräftigung der Geständnisse legte man dahin aus, Savonarola habe nicht gesagt, daß das wahr sei, was geschrieben worden, sondern daß das wahr sei, was er verkündigt habe. — Unmittelbar an den Zweifel, — denn die Gläubigen behielten allein das Wort — knüpfen sich bei Burlamacchi Zeichen und Wunder: die Handschellen fallen dem Gefesselten ab; die Thore des Gefängnisses öffnen sich; er hätte nur hinauszugehen gebraucht. In diesem Zusammenhang erscheint

nun auch jene Prophezeiung, daß ein Papst, des Namens Clemens Florenz zu Grunde richten werde.

Picus führt dafür das Zeugniß des Hieronimus Benivieni an (S. 88), der es von demselben Jacopo Niccolini, welchem Savonarola diese Revelation mittheilte, gehört zu haben in einem Briefe bezeuge. Benivieni war ein durch und durch überzeugter Frateske, dessen Zeugniß auch sonst häufig angeführt wird. Burlamacchi ist damit noch nicht zufrieden. Nach ihm hatte Jacopo Niccolini dies auf einen Zettel niedergeschrieben, den er einer Nonne in Pistoja, die mit ihm verwandt war, anvertraute; nach diesem Zettel habe dann der Gonfaloniere Soderini, der hier als Doge (Duce) bezeichnet wird, so daß man wohl sieht, diese Arbeiten sind nicht in Florenz selbst zusammengesetzt worden, nachgefragt, ihn gelesen und dann wieder zurückgegeben (S. 157). Daß die Sache, die hier inmitten von allerhand abenteuerlichen Wundern erzählt wird, in der Natur der Dinge in sich unmöglich ist, bedarf keines Beweises; aber sie konnte, wie oben bemerkt, dem Frate nicht in den Mund gelegt werden, ehe nicht ein Clemens wirklich auf den römischen Stuhl gestiegen war, selbst nicht, ehe er Florenz bedrängte. In diesem Kampfe zwischen Florenz und dem Papste Clemens liegt, wenn wir nicht irren, die Erklärung jener Wundergläubigkeit, die sich der Geschichte Savonarolas bemächtigte; man würde sie gar nicht begreifen können, wäre sie nicht durch die Ereignisse festgehalten und genährt worden. Savonarola hatte eine Geschichte auch nach seinem Tode: nicht als ob die Erscheinungen, die man ihm zuschreibt, wirklich erfolgt wären, sondern weil man aus den Erzählungen abnimmt, wie vollkommen die Erinnerung an seine politisch-religiöse Wirksamkeit und das Unglück, das er erlitten hatte, die Gemüther beherrschte. Der Ursprung der Legende liegt in dem Drucke, welchen die Partei erfuhr und in den Hoffnungen, die sie lange in der Stille nährte und die zuletzt auf das glänzendste sich erfüllen zu sollen schienen.

Wenn nun die unter dem Namen Burlamacchis verbreitete Lebensbeschreibung, wie wir sahen, in der Hauptsache auf der Vita von Johann Franz Picus beruht, so ist die Frage, in welcher Zeit die Vita verfaßt wurde, von besonderer Bedeutung für unsere Untersuchung. Wir finden in seinem Buche, welches die Jahreszahl 1530] trägt, eine Stelle, aus der man sieht, nicht allein, daß es wirklich in diesem Jahre geschrieben ist, sondern auch den präcisen Zeitpunkt der Composition abnimmt. Im Schluß des Capitel 24, S. 149, in welchem der unter Clemens VII. eingetretenen Unglücksfälle Erwähnung geschieht, wird auch der Belagerung von Florenz durch kaiserliche Truppen gedacht: Clemente VII. adhuc inter mortales Petri sedem tenente, sub quo et Roma capta, plurimum et saepe direpta atque vastata est, et Florentia pecuniis exhausta, vexataque plurimum et pestilentia tabefacta,' mox exercitu Caroli Caesaris adversi primum deinde faventis Clementi per multos menses obsidione cincta, adeo, ut decimum intra milliare ad centum viginti milia hominum periisse peste, ferro et inedia referantur; man erzähle, sagt Picus, daß innerhalb des Weichbildes von Florenz 120,000 Menschen umgekommen seien. Das Gewicht fällt auf die Worte, daß Florenz schon viele Monate hindurch belagert worden; Picus würde der Eroberung gedacht haben, wäre sie schon erfolgt gewesen, als er schrieb. Die Belagerung hat im Oktober 1529 begonnen, die Capitulation erfolgte im August 1530. Wenn nun also

Picus sagt, die Belagerung habe schon viele Monate gedauert, so mag er etwa im Juni 1530, zu welcher Zeit dieselbe bereits 9 Monate gewährt hatte, geschrieben haben. Diese Zeit aber war es nun, in welcher die alte fratesche Partei in Florenz wieder zur Herrschaft gelangt war; sie hegte den unbedingten Glauben, daß die Prophezeihungen Savonarolas in Erfüllung gehen würden. Girolamo Benivieni lebte noch; man kennt einen seiner Briefe an Clemens VII.[1]), in welchem er demselben vorstellt, der Frate sei ein heiliger Mann und ein Prophet gewesen, der die Wahrheit gesagt habe; seine Prophezeiungen seien größtentheils schon in Erfüllung gegangen, andere sehe man von Tage zu Tage sich erfüllen. Diese Erwartungen herrschten damals vor und belebten den Widerstaud. Die Fratesken hielten an der Ueberzeugung fest, daß sie in dem letzten Augenblick durch eine unmittelbare göttliche Hülfe gerettet werden würden; die Engel Gottes würden auf ihren Mauern erscheinen, um sie mit bloßem Schwert zu vertheidigen[2]). In der Zeit dieser Aufregungen nun hat sich die Tradition über das Prophetenthum Savonarolas und über die Wunder, die er gewirkt habe, ausgebildet. Johann Franz Picus glaubte daran; in seine persönlichen Erinnerungen an Savonarola verflocht er diesen Aberglauben. Man hat dem Picus ein Stück des vermeinten Herzens von Savonarola, das in dem Arno daherschwamm und von einem Knaben aufgenommen wurde, dargebracht. So erzählt er selbst (S. 95). Picus nahm das Herz als das eines Freundes an; er hat es aber wirklich für wunderthätig gehalten: ad ejus praesentiam depulsos morbos fugataque daemonia cognovimus. Burlamacchi läßt das Herz in fünf Theile zerlegen, von denen der eine dem Girolamo Benivieni und ein anderer dem Fra Zanobi de' Medici zu Theil wird; der letzte gehört zu denen, die von ihrem Propheten nicht allein die Feindseligkeiten des Papstes Clemens, sondern noch weitere Bedrängnisse von Florenz, aus der jedoch Gott die Stadt erretten und erlösen werde, prophezeien lassen (Burlamacchi S. 193). Die Eroberung hat diesen Traditionen, deren Unrichtigkeit durch sie bewiesen wurde, noch kein Ende gemacht. Im Kloster San Marco finden sich Aufzeichnungen, in denen man eine Ankündigung von Ereignissen, die unter Alessandro und Cosimo stattfanden, hat sehen wollen; eben nur ein Beweis, daß die Aufzeichnungen selbst in diese Zeiten fallen[3]). Bei der Aufzählung der Reliquien Savonarolas wird in der Sammlung der Wundergeschichten, die Burlamacchis Namen trägt, noch einmal das Jahr 1566 erwähnt (S. 165, vergl. S. 209).

1) Varchi, S. 457; der Brief, welchen Nardi II. S. 60. erwähnt, ist von späterem Datum.

2) Varchi, S. 401; Tanto si rallegravano essi maggiormente, avendo per fermo, che quando la città fosse in termine ridotta, ch'ella più rimedio nessuno non avesse, nè forza umana potesse in verun modo difenderla, allora finalmente e non prima dovessero essere mandati dal cielo in sulle mura gli angioli e liberarla miracolosamente colle spade.

3) Mitgetheilt von Vincenzo Marchese. Arch. stor. Ital. App. Vol. VIII. S. 194.

Filippo Strozzi und Cosimo Medici,

der erste Großherzog von Toskana.

Vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert hat es auch immer ein auswärtiges Florenz gegeben. Dem gehörte der größte aller Florentiner, Dante an. Eine constante Sitte der florentinischen Republik war es, die Mitbürger, die sich der vorherrschenden Partei nicht fügten, zu verbannen. Diese aber fühlten sich immer als Florentiner; durch den Handel, den sie in aller Welt trieben, gelangten sie zu Reichthümern, die ihnen eine Rückwirkung auf die Stadt möglich machten. Unter einander blieben sie immer in Verbindung; sie erscheinen besonders in den italienischen Städten als eine geschlossene Landsmannschaft, zuweilen unter der Bezeichnung der florentinischen Nation. Wie das Wort Stato die innere in Besitz gelangte Macht, so bezeichnet das Wort Nation die von derselben ausgeschlossenen Geschlechter in der Fremde. Die Geschichte von Florenz beruht großentheils auf dem Gegeneinanderwirken dieser Elemente; die Medici waren aus der Verbannung nach Haus gekommen, als ihnen die Regierung zufiel, und als sie selbst verbannt wurden, setzten sie Italien und selbst die auswärtigen Mächte mit ihren Versuchen sich wiederherzustellen in Bewegung. Ich will hier einen Moment dieses Streites zwischen dem auswärtigen und dem inneren Florenz erzählen, nur in einem Entwurf freilich, nicht in voller historischer Ausführung, und zwar den letzten, in welchem die republikanische Verfassung der Stadt in eine monarchische übergegangen ist. Widmen wir dem letzten Republikaner, Filippo Strozzi, ein Wort der Erinnerung, um dann den Begründer der Monarchie, Cosimo, auf seiner Laufbahn zu begleiten.

An den Unruhen des Jahres 1434 nahmen die Strozzi nicht den lebhaften Antheil, den ihre Verbündeten, die oligarchischen Geschlechter, von ihnen erwarteten; nach dem Siege Cosimo des Alten wurden sie dennoch aus der Stadt verwiesen. Mit den Medici ließen sich die Strozzi in beiderlei Hinsicht vergleichen, den allge-

meinen Culturbestrebungen, wie denn Palla Strozzi unter den Gönnern der wieder erwachenden klassischen Literatur einen ehrenvollen Platz einnimmt, und den glücklichen Handelsunternehmungen. Einer der Verbannten, Matteo Strozzi, starb in Armuth; aber um so günstiger war das Glück seinem Sohne Filippo dem Aelteren, zuerst in dem Antheil, den er an dem Geschäft der Brandolini in Palermo nahm, noch mehr in dem, welches er hierauf selbst in Neapel gründete. Es war in den Zeiten des Königs Alfonso, der Sizilien und Neapel wieder verband; an den sich anschließend gelangte Strozzi nach und nach zu großem Einfluß und zu Credit. Man hat seiner geschickten Geschäftsführung zugeschrieben, daß die Stadt Neapel in den inneren Kriegen des Königreiches immer mit Lebensmitteln versehen blieb. Sonst hielt er sich von aller politischen Parteinahme ferne. Er war von einer so sanften Gemüthsart, daß er niemand beleidigte, durch und durch religiös, wohlthätig und freigebig [1]), voll von Sinn für literarische Beschäftigung, für Cultur und Landleben, wie er denn in seinem Garten zu Neapel seltene Gewächse pflegte, die er dann nach Florenz übergeführt hat. Durch seine friedfertige Haltung und die Empfehlung des Königs von Neapel wurden die Medici bewogen, ihm die Rückkehr nach Florenz zu gestatten, wo er unter den Kaufherrn der Stadt einen hohen Rang einnahm. Sein Bankhaus war das, bei dem man am liebsten sein Geld deponirte, weil man es unfehlbar, zuweilen in denselben Münzsorten, in denen es eingezahlt worden, zurückerhielt [2]). In den Unruhen, die nach der Verschwörung der Pazzi eintraten, erwarb er sich das Verdienst, die Herstellung eines guten Verhältnisses zwischen Lorenzo und dem König von Neapel einzuleiten, so daß der alte Widerstreit der Häuser zunächst gehoben zu sein schien. Im Gefühl einer sicheren und glänzenden Existenz legte er Hand an, jenen Palast zu gründen,

1) Prudente, limosiniere, amatore degli uomini literati, liberale forse più che non se gli conveniva, acquistando le facoltà senza nocumento e carico alcuno di coscienza. Vita di Filippo Strozzi il Vecchio scritta da Lorenzo suo figlio; con documenti ed illustrazioni per cura del Can. Giuseppe Bini e di Pietro Bigazzi. Firenze 1851. S. 12. Von dem Inhalt dieser Abhandlung hat schon Reumont in den Beiträgen zur italienischen Geschichte, Bd. V, S. 407 seinen deutschen Landsleuten Kunde gegeben.

2) Nè mi pare da passar con silentio che in Napoli, in Roma, in Firenze non era luogo, dove più sicuramente si depositassero i denari che nelle sue regioni; non tanto per la opinione della ricchezza, quanto per la fede, bontà ed ottimo suo governo. A. a. O. S. 17.

der noch heute bei dem Anblick des herrlichen Bauwerkes seinen Namen den Nachlebenden in Erinnerung bringt.

Wie schwer der religiöse Gesichtspunkt bei ihm wog, davon zeugt das Tagebuch, in welchem er in altväterischer Sorgfalt die religiösen Akte, die sich mit dieser Gründung verbanden, verzeichnet hat [1]). Unmittelbar nach seinem Tode gewann nun aber die Familie auch wieder politischen Einfluß. Zu den Regungen der Opposition gegen Piero Medici gehört es, daß die beiden Männer, die sich zuerst von diesem abwendeten, in Familienverbindung mit dem Haus Strozzi traten; Rucellai verlobte seine Tochter mit dem noch sehr jungen Lorenzo Strozzi, Soderini seinen Sohn mit einer jungen Dame aus diesem Hause, was ihnen durch deren Reichthümer einen Zuwachs an ihrer Autorität verschaffte [2]). Es geschah ohne Vorwissen Pieros und sehr zu seinem Verdruß. Alfonso, ein Sohn Filippos, aus seiner ersten Ehe, erscheint in den folgenden Conflicten als einer der entschlossensten Gegner der Medici; der Haß, der sich von der Verbannung herschrieb, wachte in ihm wieder auf. Später schloß er sich mit Eifer dem Gonfaloniere Soderini an. Nicht so ganz aber war dieß die Gesinnung der zweiten Gemahlin Filippos, Selvaggia, einer geborenen Gianfigliazzi, die diesen überlebte; den religiösen Lebensernst ihres verstorbenen Gemahls scheint sie nicht getheilt zu haben: denn dieser hatte dem jüngsten Sohn, den sie ihm brachte, in der Taufe den Namen des Ortsheiligen der Florentiner Giovambatista beigelegt; sie zog es vor, nach dem Tode des Vaters demselben den Namen des Verstorbenen, Filippo zu geben; es ist Filippo di Filippo Strozzi, von dessen Leben hier eine Skizze entworfen werden soll. Sein erstes Auftreten war weit davon entfernt, einen Mann von republikanischer Gesinnung in ihm ahnen zu lassen; er erschien vielmehr als ein Gegner der bestehenden Republik.

Mit Soderini zerfiel Selvaggia auch deshalb, weil er in den Erbschaftsangelegenheiten Alfonso ihren Kindern vorzog. Nun geschah es, daß die Wittwe Piero Medicis, Alfonsina, die in Rom lebte, für ihre heranwachsende Tochter Clarice einen Gemahl nicht aus den Großen der Romagna, von denen sie selbst stammte — sie war eine Orsina, Enkelin des Stifters der Linie Bracciano — sondern unter den angesehenen Bürgern von Florenz suchte. Nach

1) Con pregare Iddio, che sia in buon principio per me e per mie' discendenti e per tutti quelli che in detta muraglia daranno favore. A. a. O. Documenti aggiunti S. 70.

2) Guicciardini, Storia Fior. cap. X, S. 96. (Op. ined. T. III.)

einigen anderen wieder verworfenen Plänen ersah sie sich Filippo Strozzi zu ihrem Eidam. Selvaggia ging auf den Vorschlag Alfonsinas, die zugleich eine gute Aussteuer für ihre Tochter in Aussicht stellte, ein; im tiefsten Geheimniß wurde der junge Filippo, der eben im zwanzigsten Jahre stand und sich vortrefflich ausgebildet hatte — er zeigte eine entschiedene Neigung zur klassischen Literatur — und in jeder Beziehung glänzende Hoffnungen erweckte, mit Clarice versprochen; er hatte sich hierzu selbst unter mancherlei anderem Vorwande nach Rom begeben.

Als die Sache in Florenz bekannt wurde, machte sie ein Aufsehen, das ein später Lebender kaum begreift. Aber gewiß hatte es eine große Tragweite, daß die Medici mit einem der reichsten Häuser in Florenz in Verbindung traten, was als ein vorbereitender Schritt zu ihrer Herstellung erschien. Der Gonfaloniere sah darin eine Gefährdung seiner Stellung überhaupt: denn das lebenslängliche Gonfalonierat, das er bekleidete, war die Ausführung einer antimediceischen, schon von Savonarola gehegten Idee; es beruhte auf dem großen Rath und war eine wesentlich populäre Institution. Durch die Verbindung eines reichen Hauses mit den Medici ward es ohne Zweifel erschüttert. Bei der nächsten Gelegenheit hat er eine Rede im großen Consiglio gehalten, in der er den glücklichen Zustand, in welchem man sich befinde, hervorhob und vor jeder Veränderung nachdrücklich warnte: denn eine solche laufe dem allgemeinen Besten entgegen. Seine Partei glaubte, das Vorhaben für ungesetzlich erklären zu können, weil die Sentenz der Rebellion über das Haus Medici ausgesprochen worden sei. Um den Gonfaloniere schaarte sich die Partei des alten Valori, die man als valorianische Sekte bezeichnete, nicht jedoch auch die Brüderschaft von S. Marco, welche es vielmehr unrecht fand, daß man die Vermählung eines jungen Paares verhindern wollte. Denn das alte Gesetz war doch auf den vorliegenden Fall nicht eigentlich anwendbar: nur auf die männlichen Nachkommen der Verurtheilten erstreckte sich die Sentenz, nicht auf die weiblichen, für welche in einem solchen Fall eine geringe Geldbuße bestimmt war. Seine beste Stütze aber fand Filippo Strozzi in einigen der vornehmsten aristokratischen Häuser, Ridolfi, Salviati und besonders Rucellai, mit welchem letzterem die vorsichtige Selvaggia die oben erwähnte Familienverbindung geschlossen hatte, so daß ihre Sache zugleich eine aristokratische wurde. Es schien wohl einmal, als ob es zwischen den beiden Parteien hierüber zu einem offenen Bruche kommen könne; von allen Gegnern

Filippos war sein Stiefbruder Alfonso der heftigste. In Florenz pflegte man jedoch, so weit es irgend thunlich war, das Aeußerste zu vermeiden; man traf endlich einen Mittelweg: Filippo wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt und auf drei Jahre nach dem Neapolitanischen verwiesen. Aber das Strafgeld war leicht bezahlt, die Vermählung wurde vollzogen, und nach einiger Zeit traf Clarice in der Behausung der Strozzi in Florenz ein; es war eine junge Dame, die durch Gestalt, Geist und Haltung vielen Eindruck machte, so daß das Volk nur die Nothwendigkeit bedauerte, in der sie war, ohne ihren Gemahl zu kommen. Soderini, der sie einst aus der Taufe gehoben, wurde dann zugleich durch ihre Bitten bewogen, in den Bestimmungen des Exils solche Erleichterungen zu treffen, daß Filippo Strozzi von demselben wenig zu leiden hatte [1]). Die Opposition der aristokratischen Geschlechter wurde dadurch, wie sich denken läßt, nicht beseitigt; diese empfanden es alle Tage mehr, daß die Autorität, die sie in dem Staate unter Lorenzo Medici besessen hatten, bei dem Bestehen des großen Rathes und des Gonfaloniere, der mit demselben regierte, niemals wiederhergestellt werden konnte. Es geschah nicht ohne ihre Theilnahme, daß Soderini im Sommer des Jahres 1512 gestürzt wurde; doch war ihre Mitwirkung nicht der entscheidende Moment; dieser lag in einem europäischen Ereignisse, dem Siege der Ligue, vor der damals die Franzosen aus Italien weichen mußten. Der Cardinal Giovan de' Medici, zu dieser Zeit Legat des Papstes, erschien vor den Thoren der Stadt; die Rückkehr seines Bruders Giuliano und der ganzen Familie erfolgte von selbst. Allein damit war der Cardinal nicht zufrieden, und wie man behauptete, auch das Heer der Ligue war es nicht: es forderte eine andere stabilere, zuverlässigere Verfassung. Hierauf nahmen die Medici die Regierung der Stadt wieder in die Hand: eine Staatsveränderung, die auf die gewohnte tumultuarische Weise durch ein Parlament und durch eine von demselben ernannte Balia vermittelt wurde. Der große Rath wurde abgeschafft, das Institut der Accoppiatoren hergestellt; die Ernennung der Magistrate ging wie vor Alters wieder von der Casa Medici aus. An sich war dies nun keineswegs der Sinn der aristokratischen Geschlechter gewesen, aber der Umschwung

1) In der Storia Fiorentina (cap. 32) ist Francesco Guicciardini sehr ausführlich über die Sache. Die Vita di Filippo Strozzi scritta da Lorenzo suo fratello hat den Vorzug, daß sie mehr die persönlichen Momente hervorhebt.

aller politischen Verhältnisse überhaupt und besonders die Wahl des Cardinal Medici zum Papste, — es ist Leo X., welche bald darauf erfolgte, verhinderte jeden Widerspruch: denn für die großen Familien wurde durch die enge Verbindung mit der römischen Kurie ein Weg zu politischer Wirksamkeit, der ihnen bisher versagt gewesen war, eröffnet. Die Medici richteten sich in Florenz ein, zuerst unter dem Bruder des Papstes, der als ein sehr gemäßigter, bürgerlich gesinnter Mann allgemein beliebt war, dann unter Lorenzo, dem Sohne Pieros, der dagegen eine fürstliche Hofhaltung um sich her bildete, überhaupt wie sein Vater ein großer Fürst zu sein trachtete.

Filippo Strozzi, der mit Lorenzo, seinem Schwager in enger und vertraulicher Verbindung lebte, nahm an diesem Thun und Treiben keinen Antheil; er hütete sich vielmehr, eine Stellung anzunehmen, wie dieser ihm vorschlug, die seine bürgerlichen Verhältnisse, in denen er sich behagte, zerstört und ihn in andere versetzt hätte, die ihm nicht willkommen waren; er verbat sich selbst den Titel Messer, der ihm nicht zukomme, da er weder Doctor noch Edelmann sei; in seiner Beschäftigung als Herr eines großen Handelshauses fand er Befriedigung. Der unerwartet frühe Tod Lorenzos war dadurch von großer Bedeutung, daß er der letzte der legitimen Sprößlinge der Linie des Hauses Medici war, welche die Herrschaft in Florenz erworben hatte: er hinterließ eine Tochter, — es ist die spätere Königin von Frankreich, Katharina Medici. Auch zwei Knaben waren übrig, aber beide waren natürliche Söhne, der eine Giulianos, Ippolito, der andere Lorenzos, Alessandro. Ihre unechte Geburt war kein Hinderniß, daß sie nicht als fähig, einmal die Herrschaft von Florenz zu erlangen betrachtet worden wären. Zunächst ging der Tod Lorenzos ohne unangenehme Rückwirkung vorüber. Cardinal Giulio de' Medici, ein Sohn des älteren Giuliano, der in der Verschwörung der Pazzi umgekommen war —, eigentlich auch von zweifelhafter Legitimität, der nun die Verwaltung übernahm, wußte das Regiment der Medici zu behaupten, unterstützt von der Autorität des Papstes Leo. Aber ohne innere politische Gährung war die Stadt keinen Augenblick. Man verweilt mit Vergnügen bei dem Antagonismus der Ideen dieser Epoche, weil er in Männern von Geist, die zu den größten Schriftstellern aller Zeiten gehören, zum Ausdruck kommt. Guicciardini und Macchiavell standen persönlich in freundschaftlichen Verhältnissen, aber in Bezug auf die Idee des Staates finden wir sie auf den entgegengesetzten Seiten. Guicciardini hatte durchaus aristokratische, Macchiavell populäre Sympathien. Sie wollten beide das Fürsten-

thum; Guicciardini ein sehr beschränktes, aber durch die Aristokratie, Machiavell ein unbeschränktes und populäres. In diesem Sinne ist das Buch vom Fürsten geschrieben, das an den erwähnten Lorenzo gerichtet ist. Die Rathschläge, welche Machiavell ihm gab, beruhen vor Allem darauf, daß die höchste Gewalt sich bei weitem besser auf das Volk gründen lasse, als auf die Großen. Die beiden Autoren, einander begegnend in vielen Wahrnehmungen und Grundsätzen, repräsentiren doch, man kann vielleicht nicht sagen, zwei Parteien; aber zwei Direktionen des öffentlichen Geistes in Florenz. Für die Entwickelung der Herrschaft des Hauses Medici kam es nun darauf an, in welches Verhältniß es sich zu denselben stellen würde. In gewissem Sinne kam der Gegensatz ihrer Erhaltung zu statten; Giulio wußte sie im Gleichgewicht zu halten. Als er nach dem Tode Hadrians VI., welcher der Nachfolger Leos war, unter dem Namen Clemens VII. selbst zur Tiara gelangte (1523), hatte es nicht selten den Anschein, als wolle er die populäre Partei unterstützen, er hat mehr als einmal gesagt: der Sinn seines Vorgängers Leo sei auf die Herstellung der alten republikanischen Verfassung gegangen. Die Verwaltung von Florenz vertraute er einem Manne verwandter Gesinnung an, dem Cardinal von Cortona, der in Gesellschaft des aufwachsenden Ippolito seinen Sitz in Florenz nahm. Wenn es zur Begründung der Autorität der Medici in Florenz beigetragen hatte, daß dieses Geschlecht zweimal das Papstthum verwaltete, so entsprang doch aus der Verbindung mit diesem auch wieder eine große Schwierigkeit: denn die Rücksichten, die die Politik des römischen Stuhles bestimmten, konnten unmöglich eben dieselben sein, welche die Lage von Florenz an die Hand gab. Papst Clemens VII. war voll von Geist, aber er folgte immer momentanen, nicht selten einseitigen Impulsen; daß er nach mancherlei Schwankungen zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. sich auf die Seite des letzteren schlug, konnte unmöglich ohne Rückwirkung auf Florenz bleiben, wo sich die mediceische Autorität auf den Sieg, den die Liga, die sich jetzt in Karl V. darstellte, über Frankreich davongetragen hatte, gründete. Ueberdieß aber geschah nun abermals, daß eine Spaltung in der Familie hervortrat; die den Medici so enge verbundene Familie Strozzi fing an, sich im Gegensatz zu denselben selbständig zu regen.

Von jeher war Filippo Strozzi mit Giulio de' Medici vertraut gewesen; sie hatten wohl einst auf Einem Bette zusammen geschlafen; Cardinal Giulio hatte immer als der beste Freund der Strozzi ge-

golten. Auch verdankten diese der Verbindung mit den Medici und mit Rom die größte Förderung in ihren Geschäften. Als Depositar der päpstlichen Einkünfte, was er, wie unter Leo und Hadrian, so auch unter Clemens blieb, stand Filippo mit allen Ländern der katholischen Welt in Geschäftsverbindung. In Frankreich hatte er eine Anzahl Bankhäuser, das vornehmste von allen zu Lyon; aber auch das neapolitanische, von welchem das Glück der Strozzi ausgegangen, genoß noch viel Ansehen und hatte Verzweigungen in der ganzen spanischen Monarchie, auch nach den Niederlanden hin. Diese Bankgeschäfte brachten Strozzi in ein unmittelbares Verhältniß zu den beiden großen, unter einander streitenden Potentaten, dem König Franz und dem Kaiser Karl: er mußte sich hüten, seine Gefälligkeiten gegen den einen so weit zu treiben, daß er mit dem andern zerfallen wäre. Filippo Strozzi führte damals ein glückliches Leben: denn er war der reichste und angesehenste Privatmann in Florenz, hochgebildet, freigebig wie sein Vater, und schon wegen seiner Geschäfte seinen Freunden nützlich und selbst unentbehrlich. Clarice machte ihn zum Vater einer zahlreichen Familie, die um ihn her emporwuchs; mit den älteren von ihnen lebte er weniger in einem väterlichen, als in einem brüderlichen Verhältniß [1]). So genoß er seine Tage, ohne die Begierde, von welcher die meisten Andern ergriffen waren, die Regierung in seiner Vaterstadt selbst an sich zu bringen, wohl aber mit dem Ehrgeiz, sein Haus noch glänzender zu machen, als es bisher gewesen war, und keinem anderen nachzustehen. In Bezug auf die Regierung lag ihm nur daran, keine emporkommen zu sehen, die feindselig gegen ihn gesinnt sein könnte: denn davon hätte er auch als Privatmann Nachtheile besorgen müssen. Allmählich aber stellten sich auch Differenzen mit Papst Clemens heraus: zu der Beförderung eines der Söhne aus der Familie zu den höchsten kirchlichen Würden war der Papst nicht so geneigt, wie die Strozzi erwarteten. Clarice, die das lebhaft empfand, wurde auch noch dadurch dem Papst entfremdet, daß er bei der Erbtheilung der Verlassenschaft ihrer Mutter Alfonsina mit den Nachkommen Lorenzos für diese eine ungerechte Vorliebe gezeigt habe; aber dazu kamen doch auch Streitigkeiten von größerem Belang. Der Anlaß war folgender. Als die kaiserliche Partei, verbündet mit den Colonnesen, den Papst in Rom überfiel und zu einem Vertrag nöthigte, gab sich Filippo dazu her, den Spaniern nach Neapel zu

1) Varchi, Storia fiorentina, S. 459.

folgen als Geisel für die Erfüllung der päpstlichen Versprechungen, obwohl er es nur höchst ungern that, zumal da seine Gemahlin durch eine Krankheit in Florenz gefesselt war.

Daß nun der Papst, jenem Accord zum Trotz, die Colonnesen, denen er Verzeihung versprochen hatte, mit Feuer und Schwert angriff, mußte auf den Zustand Filippos eine höchst unangenehme Rückwirkung ausüben; er wurde in Neapel in engere Haft genommen. Clarice ließ sich in ihrer Sänfte nach Rom tragen, bekam aber von dem Papst, dem sie ihre Lage vorstellte, nur eine sehr kühle Antwort: er schien sich Filippos kaum noch zu erinnern.

Man begreift es, wenn hierauf Clarice in eine dem Hause, aus dem sie stammte, feindselige Stimmung gerieth und sich ganz den Interessen der Strozzi anschloß, denen sie durch ihren Gemahl und ihre Kinder angehörte. Das hatte nun aber eine über die persönlichen Verhältnisse weithinausreichende Wirkung; die Republik Florenz, — denn noch immer war sie das — wurde dadurch in neue Bahnen gedrängt. Wir müssen der Wendung der Dinge, welche unter der Mitwirkung der Strozzi eintrat, eine kurze Erörterung widmen. Filippo seinerseits trat bereits mit einigen Ausgewanderten in Verbindung, mit der bestimmten Absicht, in der Regierung der Stadt eine Veränderung hervorzubringen: denn die alten republikanischen Zustände waren in Florenz noch keineswegs vergessen; einer Anzahl der angesehensten Familien widerstrebte es, unter den Medici zu stehen. Die Tendenzen regten sich wieder, welche unmittelbar nach der Staatsveränderung von 1512 hervorgetreten, aber durch Papst Leo zurückgedrängt worden waren.

Schon bei der ersten Annäherung der Kriegsgefahr traten Erschütterungen ein, die den Zustand der Stadt gefährdeten. Noch bei weitem mehr geschah das, als Rom im Mai 1527 von dem kaiserlichen Kriegsheer erstürmt und Clemens VII. aufs neue in der Engelsburg eingeschlossen und als ein Gefangener behandelt wurde. Einen Unfall, wie diesen war die Regierung des Cardinals von Cortona auszuhalten nicht mehr fähig. Von beiden Parteien, sowohl der, welche auf eine Veränderung dachte, als der mediceischen zugleich angegangen, schwankte Filippo nicht eigentlich zwischen ihnen; aber er trug doch Bedenken, sich zu erklären. Seine Gemahlin hatte den Muth, vor ihm nach Florenz zu gehen und Herzhaftigkeit genug, die Sache einzuleiten. Als geborene Mediceerin fand sie Glauben damit, wenn sie erklärte, dem Hause liege nichts daran, in welcher Qualität es auch immer in Florenz

leben müsse: es werde sich dem unterwerfen, was von der Stadt beschlossen würde.

Man hat immer gesagt, daß sie dem Cardinal seine Feigheit und dem jungen Ippolito, der bei ihm war, seine dunkele und unächte Geburt vorgeworfen habe. Ich finde das nicht glaubwürdig überliefert [1]; aber sehr erklärlich wäre es wohl, wenn ihr an der Fortsetzung des Hauses durch einen unächten Sprossen nicht viel gelegen gewesen wäre; und wie hätte sie nicht wünschen sollen, wenn ein Unglück einträte, vor einer Rückwirkung desselben auf ihren Zweig der Familie gesichert zu sein. Vor Allem stellte sie Ippolito und dem Cardinal die Gefahr vor, über Florenz ein ähnliches Schicksal hereinzuziehen, wie das, wovon Rom so eben heimgesucht worden war. Und vollkommen bewährte sich die Maxime, an die man sie erinnert hatte, daß nämlich große Unglücksfälle den Muth der Menschen brechen und ihre Widerstandskraft lähmen. Clarice wußte in der That es so weit zu bringen, daß von Seiten des Cardinals und Ippolitos eine Commission gut geheißen wurde, um mit der Signorie zu überlegen, was unter den gegenwärtigen Umständen gethan werden solle. Mit dieser Nachricht empfing Clarice ihren Gemahl, als er selbst nach Florenz kam. Vergegenwärtigen wir uns dessen Stellung, so war sie doch von der eigenthümlichsten Art. Seine Mutter hatte sich einst den Medici zugewendet, um der demokratischen Partei des Gonfaloniere zu widerstehen; durch eine Verbindung der aristokratischen Geschlechter waren dann die Medici wiederhergestellt worden, Filippo Strozzi hatte gleichsam Theil an ihrer Gewalt; jetzt aber kam er nach Florenz, mit der Absicht, sich von ihnen zu trennen und ihren Gegnern beizutreten. Er wollte und mußte zuerst mit dem Cardinal und mit Ippolito sprechen. Clarice meinte, er solle nicht ohne gutes Geleit in den mediceischen Palast gehen, damit ihm nicht etwa dort etwas zu Leid geschehe, aber der Bruder Filippos — denn wir dürfen wohl in diese Familienberathungen eingehen — führte ihm zu Gemüth, daß es am sichersten sein werde, wenn er Vertrauen zeige. Und noch fürchtete man in dem Palast der Medici nicht eigentlich seine Feindseligkeit: Ippolito stellte ihm vor, es stehe ja nur bei ihm, die Oberhäupter der entgegengesetzten Faction,

1) Man muß Bedenken tragen, ihr die Scheltworte zuzuschreiben, welche selbst Segni (Storie Fiorentine, S. 8) wiederholt. Die Reden bei den florentinische Geschichtsschreibern sind ja meist Phantasiestücke. Lorenzo ist in dem, woran er selbst Theil hatte, besonders glaubwürdig.

Capponi und Vettori zu berufen und zu gewinnen. Filippo hat jedoch dazu keine Anstalt gemacht; er trat vielmehr dem Beschluß der Signoria bei, daß die Stadt in den Zustand wiederhergestellt werden sollte, wie er vor dem Jahre 1512 gewesen sei[1]); sein ganzes Bemühen war alsdann, den Cardinal und Ippolito dahin zu bringen, die bewaffnete Macht, die sie in der Stadt hatten, nicht zu gebrauchen, sondern vielmehr diese selbst zu verlassen, was dann im Geleit Filippo Strozzis geschah (16. Mai 1527).

Der Moment, auf den alles ankam, ist doch die Ueberredung des Cardinal von Cortona, in die Berathung in dem Palast zu willigen; man wird sie hauptsächlich der Clarice zuschreiben müssen, welche sich dabei ebenso gewandt, wie entschlossen zeigte[2]).

Sie hatte Sinn nicht allein für ihre Familie, sondern auch für persönlichen Ruhm und glaubte ein großes Werk ausgeführt zu haben. Bald darauf ist sie gestorben.

Abermals war es demnach eine Entzweiung in dem Hause Medici, wie im Jahre 1494, wodurch der Sturz ihrer Regierung im Jahre 1527 herbeigeführt wurde. Das große Consiglio, das im Jahre gegründet, im Jahre 1512 aufgelöst worden, wurde jetzt wiederhergestellt; noch entschiedener als im Jahre 1494 trat jetzt ein Capponi an die Spitze: Niccolò Capponi, dem man den größten Antheil an dem Ereigniß zuschrieb, wurde zum Gonfaloniere auf 13 Monate (vom 1. Juni 1527 bis 1. Juli 1528) erwählt. Allein auch diesmal konnte sich die Veränderung nicht in der Form behaupten, die man ursprünglich beabsichtigte.

Filippo Strozzi, dem es nur darauf angekommen war, sich des Uebergewichtes der römischen Curie in Florenz, die ihm selbst sehr beschwerlich fiel, zu entledigen, mußte erleben, daß dagegen die populäre Partei ein Uebergewicht erlangte, bei dem er doch auch nicht

1) che la città si risumesse la medesima forma di governo la quale ella aveva avanti all' anno 1512. Vita di Filippo Strozzi scritta da Lorenzo suo fratello.

2) Das Original der Vita di Filippo Strozzi hat perchè era dotata d'eloquenza più che donnesca, was ohne Zweifel sagen will, daß sie gute Argumente gebrauchte; der Abdruck bei Niccolini Filippo Strozzi tragedia (XLV) hat: perchè ella era dotata non solamente di lingua, ma di animo più che donnesco. Der im achten Tomus des Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae von Burmann publicirte Text (p. 23) stimmt mit der Handschrift wörtlich überein.

bestehen konnte. Die Feindseligkeit gegen das Gesammthaus Medici wuchs in einem Grade an, daß auch er von derselben betroffen zu werden fürchtete; er begab sich in sein Bankhaus zu Lyon.

In Florenz erwachten alle Erinnerungen an die alten republikanischen Zustände, auch an Savonarola; die Partei der Frateskeu wurde mächtiger, als sie jemals unter Soderini gewesen war. Capponi ist so weit gebracht worden, daß er geradezu Predigten Savonarolas wiederholte und den Herrn Christus als König von Florenz ausrief; eine Tafel in diesem wunderlichen Sinne wurde in dem Palast aufgehängt.

Und kaum that Capponi, überzeugt davon, daß die politische Lage eine offene Entzweiung mit Papst Clemens verbiete, einen Schritt zur Annäherung an denselben, so wurde er gestürzt, und die frateske Partei bekam in Kurzem die öffentliche Gewalt wieder in die Hand. Sie war diesmal bewaffnet und wehrte sich auf das tapferste, immer in der Hoffnung, daß die alten Prophezeihungen des Frate sich nunmehr erfüllen, und sie, wenn sie in Gefahr gerathe, die sie selbst nicht bestehen könne, mit unmittelbarer göttlicher Hülfe den Sieg davontragen würde. Aber indessen waren Kaiser Karl und Papst Clemens in ein enges Verständniß getreten und ein kaiserliches Heer schritt zu der Belagerung der Stadt, an deren Ausgang um so weniger ein Zweifel sein konnte, da auch Franz I. seinen Frieden mit dem Kaiser traf. Nicht auf unmittelbare himmlische Gewalten, die der begeisterte Prophet verkündet haben sollte, sondern auf die weltlichen Kräfte, das militärische Uebergewicht kam es an. Einst vor fünfthalbhundert Jahren war ein deutscher Kaiser vor den Mauern von Florenz zurückgewichen; jetzt zwang ein deutscher Kaiser, dem zugleich ein großer Theil des südlichen Europa gehorchte, die Stadt zur Unterwerfung. Damals hatte die Stadt sich für den Papst geschlagen; jetzt unterwarf sie der Kaiser dem mit ihm verbündeten Papst. Für die allgemeinen Angelegenheiten der Welt ist das Ereigniß von großem Gewicht; die Gegner des Papstthums in Italien wurden vernichtet. Aber indeß war in Deutschland die protestantische Partei erwachsen. Dieser gereichte die enge Verbindung zwischen Kaiser und Papst zu dem größten Anstoß. Man durchschaute, daß diese Vereinigung doch nicht eine Sache des Reiches noch auch eine geistlich religiöse Angelegenheit sei, sondern lediglich politische Ursachen habe. Daß der Kaiser nicht als Kaiser, sondern als Vertreter des Papstthums handele, war der Hauptvorwurf, den ihm Luther machte, und welcher zur Gründung des schmalkaldischen Bun-

des den Anlaß gab. In gewissem Sinne kann man sagen, die Protestanten rächten Savonarola an dem Papstthum. Diese Combinationen aber beschäftigen uns hier nicht; wir ziehen nur die florentinischen Angelegenheiten in Betracht.

Ueber die Zukunft der Stadt wurde durch die Eroberung nicht unbedingt entschieden. In der Capitulation selbst, die sie im August 1530 einging, ward ein Knoten für die nächste Zukunft geschürzt: die Worte waren, daß der Kaiser das Recht haben solle, über die Regierung der Stadt binnen vier Monaten zu verfügen, mit Vorbehalt jedoch ihrer Freiheit. Ueber den Sinn des Wortes hat sich ein Streit erhoben, der uns noch viel beschäftigen wird und über den wir deshalb gleich hier eine Bemerkung einschalten. Mit Recht hat man hervorgehoben, daß der Kaiser unmöglich gemeint haben könne, die Medici von der Stadt ausgeschlossen zu halten; denn eben zu deren Gunsten hatte er die Waffen geführt. Welche Bedeutung aber konnte unter dieser Voraussetzung das Wort Freiheit noch haben. Man hat behauptet, damit habe nur gesagt sein sollen, daß die Stadt keinen fremden Herren unterworfen sein dürfe. So schon in jenen Zeiten; späterhin ist sogar die Meinung aufgetaucht, es sei nur von der individuellen Freiheit eines jeden die Rede gewesen [1]. Weder der einen noch der anderen dieser Annahmen, die sehr wie eine Ausflucht aussehen, darf man beitreten. In dem Augenblick, daß die Capitulation geschlossen wurde, war es doch nicht die Absicht, die Stadt den Medici unbedingt zu überliefern. Clemens VII. hat sich über die florentinischen Gesandten beklagt, durch welche die Capitulation in einem für ihn ungünstigen Sinne getroffen worden sei. Die Worte können nur auf Conservation einer möglichst freien Verfassung, auch in dem vorauszusehenden Falle, daß die Medici wiederhergestellt wurden, berechnet gewesen sein. So hat denn Karl V. sich immer entschlossen erklärt, beides zu vereinigen. Die Verfassung sollte in der Art wiederhergestellt werden, wie sie vor der letzten Verjagung der Medici im Jahre 1527 bestanden hatte.

Dahin ging auch der Sinn derer, die von den Popularen zur Auswanderung genöthigt, wieder zurückkamen und sich in Be=

1) Cini, Vita del serenissimo Signore Cosimo de' Medici, S. 38: questa formula non stava già a limitare la potestà di stabilire anche la monarchia, ma stava solo a determinare quella quiete e quella sicurezza che sotto nome di libertà dell' individuo gode ciasceduno in un ben regolato governo.

sitz ihrer alten Güter setzten, der siegreichen Partei überhaupt. Eine neue Einrichtung mußte auch deßhalb getroffen werden, weil die Inhaber der Regierung schlechterdings die Mittel nicht aufbringen konnten, um die Forderungen des Heeres zu befriedigen. Um nicht ganz ungesetzlich zu verfahren, kam man auf die alte Form zurück, ein Parlament zu berufen, welches eine Balia ernannte, der eine ausgedehntere Befugniß zur Reform der Stadt eingeräumt wurde, als jemals einer früheren [1]. Nicht ohne die gewaltsamste Reaction, bei der Hunderte von Popularen mit Verbannungen bestraft wurden, einige sogar mit dem Tod, wurde ein neues Regiment eingesetzt, das sich noch in den alten republikanischen Formen bewegte: noch immer wurde die Signoria von 2 Monat zu 2 Monat erwählt. Alles geschah unter der Einwirkung des päpstlichen Commissars; der Papst aber zögerte noch, definitive Weisungen zu geben.

Kommen wir nun auf Filippo Strozzi zurück. Obwohl einer der vornehmsten Urheber der Staatsveränderung von 1527, war er doch von der popularen Entwickelung, die sie nahm, selbst zur Auswanderung genöthigt worden. So lange die Dinge in Florenz zweifelhaft standen, hielt er sich ruhig; dann aber war er nach Rom gekommen, wohin ihn seine Geldgeschäfte riefen, und wo er wegen der Hülfsquellen, die sein Reichthum eröffnete, gut aufgenommen wurde. Alle alten Feindseligkeiten schienen vergessen zu sein. Strozzi und Medici schienen wieder ein und dasselbe Interesse zu haben. Filippo gehörte zu denen, welche der Papst über die in Florenz zu treffenden Einrichtungen im intimsten Vertrauen zu Rathe zog. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er Rathschläge sehr gewaltsamer Art gegeben habe. Wenn es sich so verhält, was wir weder abläugnen noch bestätigen wollen, so können sich dieselben doch nur auf die Herstellung einer festen Ordnung der Dinge den Popularen gegenüber bezogen haben, nicht sowohl auf eine monarchische, als auf eine aristokratische Verfassung. Seine Sinnesweise erhellt aus einem seiner Briefe vom Januar 1531, in welchem er den außerordentlichen und auffallenden Gedanken ausspricht, eine neue Nobilität in Florenz zu gründen: man solle die Kräfte und Gesinnungen der Familien Haus bei Haus erforschen und aus den Einverstandenen eine Vereinigung bilden, welcher die Regierung der Stadt ausschließlich zukommen würde; diese allein sollten als Nobili betrachtet werden, alle

1) Nerli, Commentarij dei fatti civili occorsi dentro la città di Firenze, S. 242.

Anderen als Plebejer, denen kein Antheil an der Regierung gestattet werden dürfe [1]).

Wie es scheint, schwebte ihm der Amtsadel des alten Rom vor, die Nobilität unabhängig von dem Patriciat, wie denn in derselben Gens nicht einmal alle Familien zur Nobilität gehörten, — und zugleich das Beispiel von Venedig, wo die Nicht-Nobili von allem Antheil an dem Regiment ausgeschlossen waren. Der Mann, an den er dies schrieb, ist Francesco Vettori, der neben Guicciardini einen hohen Rang unter den politischen Köpfen von Florenz einnahm. Von Vettori besitzen wir ein Gutachten, nach welchem er inmitten der großen Verlegenheiten, in denen man sich befand, daran verzweifelte, eine wahrhaft republikanische Verfassung durchzuführen: es bleibe nichts übrig, als nur den Schein derselben zu retten, in der That aber mit Gewalt zu regieren, „die ganze Stadt," sagt er, „ist wider uns, wir müssen das eine oder das andere thun." Er hatte ein Regiment im Sinne, dessen Schwerpunkt in der Aristokratie liegen sollte, ebenso wie auch Strozzi selbst; die Medici würden eine Stellung eingenommen haben, die wenigstens nicht stärker gewesen wäre, als in dem Jahre 1527.

Papst Clemens VII. aber wäre mit einer solchen niemals zufrieden zu stellen gewesen; er sagte unter anderem Nerli, dem Geschichtschreiber, der sich eine Zeit lang in Rom aufgehalten hatte, bei seinem Abschiede: er verlange eine Einrichtung von solcher Art, daß dem Hause Medici nicht nochmals widerfahren könne, was ihm im Jahre 1494 und 1527 begegnete: da seien die Medici verjagt worden; alle diejenigen aber, welche mit ihnen sich der Vortheile des Staates erfreuten, seien in ihren Stellen geblieben; die Einrichtung müsse eine solche sein, daß, wenn wieder ein Unfall eintrete, mit dem Hause Medici zugleich auch alle seine Freunde und Anhänger die Stadt verlassen müßten [2]).

1) Brief von Filippo Strozzi an Francesco Vettori vom 28. Jan. 1531 bei Niccolini, S. 185.

2) Nerli S. 261: che alla casa nostra non possa più avvenire quello che nel 1494 e nel 1527 avvenne, che noi soli ne fussimo cacciati, e quelli, che con noi godevano i comodi dello stato, restassero in casa loro, come restarono. Però bisogna, che le cose s'acconcino in modo e di tal maniera, che dovendosi perdere lo stato, noi, ed essi ne andiamo tutti di compagnia. Dell' altre cose ci contenteremo, com' è giusto e ragionevole, ch' elle s'acconcino in modo, che gli amici nostri, che vogliono correre la fortuna di casa nostra, tirino de'

Davon waren, wie Nerli versichert, auch alle angesehenen Florentiner überzeugt, daß sie ohne das Haus Medici nicht würden bestehen können. Der Papst hatte wahrscheinlich in Erinnerung an die Unfälle des Jahres 1527, den Gedanken gefaßt, nicht wie damals dem Sohne Giulianos, Ippolito, den er indessen zum Cardinal erhoben hatte, sondern dem Sohne Lorenzos, Alessandro, der mehr zu einem Herrscher geboren schien, die erste Stelle in der Regierung zu Florenz anzuvertrauen. Er veranstaltete, daß Alessandro vom Kaiser durch Kauf ein neapolitanisches Herzogthum erhielt, was demselben einen fürstlichen Rang, auf welchen die Menschen immer vielen Werth legen, sicherte.

Nach mannichfaltigen Berathungen, an denen der Erzbischof von Capua, Schomberg, der einst im Kloster S. Marco gelebt hatte und die Parteiungen in Florenz genau kannte, Antheil nahm, kam man endlich überein, das Priorat, auf welchem seit 1282 die volksthümliche Macht beruhte, mit dem Gonfaloniere di Giustizia d. h. die Signoria überhaupt aufzuheben. Diese Maßregel soll zuerst durch Pucci bei dem Papst in Anregung gekommen sein. Auch die Gonfalonieri di Compagnia und diese Milizen selbst, welche eine populäre Macht constituirten, wurden aufgehoben. Es blieb nur die siegreiche Partei übrig, die sich nun selbst organisirte. Die Balia, die kraft der ihr von dem Parlament übertragenen Gewalt, alles angeordnet hatte, wurde zu einem Rathe der Zweihundert, der selbst noch eine größere Zahl von Mitgliedern haben konnte, umgestaltet; aber dieser Rath wäre viel zu zahlreich gewesen, um ihm eine eigentliche Gewalt zu lassen; er behielt nur die Wahl eines engeren Rathes von 48 Mitgliedern, dem dann alle wesentliche Autorität übertragen wurde. Es war ein lebenslänglicher Senat, der die legislative Gewalt ausüben, aber auch alle die Befugnisse, die gewöhnlich den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der Finanzen zufallen, besitzen sollte. Zu allen Aemtern von einiger Bedeutung sollte er ernennen; und die Besetzung der geringeren den Zweihundert überlassen bleiben [1]. Die Organisation war also, daß alle wesentliche Macht den Häuptern der vornehmsten Geschlechter, namentlich denen, die von den Popularen verjagt worden und jetzt zurückgekommen waren, anheimfiel; es waren die alten aristokratischen Freunde der Medici. Diese willigten ein, daß Alessandro Medici

comodi dello stato quella ragionevol parte, che a ciascheduno ragionevolmente si convenga.

1) Nerli S. 263 ff.

Vorsitzender — Proposto — in allen Consilien sein und die Macht des abgeschafften Gonfalonierats ausüben solle; er sollte offiziell den Titel Doge führen; denn immer schwebte das Muster Venedig vor den Blicken. Aber nicht unbedingt ward dem neuen Dogen die Gewalt zugesprochen: vier Mitglieder der Achtundvierzig sollten von drei Monat zu drei Monat durch die Accoppiatoren bestimmt werden, um demselben als seine Räthe zur Seite zu stehen. Die Consiglieri sollten als der oberste Magistrat betrachtet werden; es wurde ihnen keine Besoldung, aber manches Ehrenvorrecht und zugleich eine hohe Autorität bewilligt: der Doge sollte in ihrer Versammlung die Propositionen machen; durch drei negative Bohnen aber sollten dieselben abgelehnt werden können. In dem Verhältniß des neuen Dogen zu diesen Oberhäuptern der Aristokratie bestand das Wesen der nunmehrigen Einrichtung, die noch immer eine republikanische blieb. Denn die Consiglieri stellten doch in sich einen Ausschuß der Achtundvierzig, der wieder auf dem Rath der Zweihundert beruhte, vor; es waren die Nobili, die Pregadi, die Savii und der Doge von Venedig in modificirter Form.

Mit alle dem würde jedoch die Absicht des Papstes noch nicht erreicht worden sein; denn ein innerer Sturm würde leicht eine neue Verjagung haben herbeiführen können; die Gewalt, welche die Medici in der früheren Epoche ausgeübt hatten, würde zwar einen Namen erhalten haben, aber noch keinen sichern Bestand. Einen solchen konnte sie nur durch die Autorität des Kaiserthums erhalten. Dem Kaiser Karl war von Rom aus in Erinnerung gebracht worden, daß die Regierung in Florenz geändert werden müsse; denn die Florentiner seien so von ganzem Herzen französisch gesinnt, daß der Kaiser von ihnen niemals etwas anderes als Untreue und Abfall erwarten könne; für ihn selbst würde es besser sein, die Regierung einem einzigen in die Hände zu geben[1]). So ganz einfach ist jedoch der Antrag des Papstes Clemens zuletzt nicht gewesen; er hat dem Kaiser wiederholt, er begehre in Florenz nichts weiter für die Nachkommen seines Hauses, als was Papst Leo und er selbst in den früheren Jahren besessen habe, d. h. doch nicht die unbedingte Gewalt, sondern eine Art von Suprematie; aber er fügte hinzu, er wünsche sie unter kaiserlicher Autorität zu besitzen, wohin es früher noch niemals ge=

1) Brief des Beichtvaters Loaysa an Karl V. vom 2. Oktober 1530; bei Heine, Briefe an Kaiser Karl V., S. 376.

kommen war[1]). Auf diesen Punkt kam es nun vornehmlich an. Dem Kaiser wurde zugleich eine gewisse Abhängigkeit der festen Plätze der Florentiner von den Befehlshabern seiner Truppen nachgegeben, so daß die Befestigung der Medici in Toskana zugleich die Begründung oder vielmehr die Erneuerung der kaiserlichen Oberherrschaft in sich schloß. In diesem Sinne war nun das Diplom Karl V. abgefaßt und unter goldenem Siegel ausgefertigt, das in Florenz publicirt wurde[2]. Darin wird den Florentinern Verzeihung für alles, was sie gegen Kaiser und Reich gethan, zugesichert, zugleich aber Alessandro zum erblichen Oberhaupt der Republik erklärt. Der Kaiser hatte demselben seine natürliche Tochter zugesagt; er bedrohte die Florentiner mit seiner Ungnade, wenn sie von der festgesetzten Erbfolge jemals abweichen sollten. Ueber die Verfassung sprach er sich nur in so fern aus, als auch er, wie der Papst, eine populäre Verfassung für unzulässig erklärte.

Der Versuch war das Ansehen der Aristokratie mit dem Fürstenthum zu vereinigen; aber darin lag nun auch die große Schwierigkeit: denn, wie Napoleon einmal gesagt hat, irgendwo muß die oberste Gewalt ihren Sitz haben. Darin liegt der Angelpunkt aller Verfassungsstreitigkeiten, eine höchste Gewalt von Selbständigkeit und Energie mit den anderen Elementen des Staatslebens, die einen berathenden oder legislativen Antheil an derselben beanspruchen, auszugleichen. Hier schien nun der neue Herzog von dem Rath der Achtundvierzig gefesselt werden zu müssen. Aber es war ihm ein Vorrecht zugestanden, durch welches alles von Anfang an in Zweifel gerieth; das Recht, seine Stelle durch andere vertreten zu lassen. Namentlich beauftragte er den Cardinal Cybo, den Sohn einer Schwester des Papstes Leo, so daß er dem mediceischen Hause vollständig angehörte, mit seiner Stellvertretung unter den vier Consiglieren; aber bald stellte sich heraus, daß Cybo nur weniger wichtige Geschäfte in dem Rathe vortrug, die eigentlich bedeutenden Angelegenheiten eigenmächtig entschied. Und in den übrigen Rathsversammlungen hielt der Herzog

1) Nach Loaysas Bericht vom 21. Januar 1531 (Heine S. 407) sagte ihm der Papst, que no queria tanto cuanto V. Md. le ofrecia y que su fin era tener lo que el y el Papa Leon tuvieron y que aquello tuviesen los decendientes de su casa . . . . y por cierto á mi me paresce bien y á servicio de V. Md. pues la preminencia que demanda es de mano de V. Md. lo que antes nunca fué.

2) Dumont, Corps universel et diplomatique du droit des gens, II, S. 72.

für zulässig, sich nicht allein florentinischer Bürger, sondern auch solcher, welche Unterthanen waren, und selbst Fremder als seiner Stellvertreter zu bedienen.

Wie es nun unter den Großen an Mißvergnügten hierüber nicht fehlen konnte, so wurde besonders Filippo Strozzi auf das widerwärtigste davon betroffen; er hatte allezeit mehr einer aristokratisch-republikanischen, als einer aristokratisch-monarchischen Tendenz gehuldigt; dazu kamen nun aber wieder sehr persönliche Mißverhältnisse: die heranwachsenden Söhne Filippo Strozzis erlaubten sich im Vertrauen auf ihre mediceische Herkunft Unbotmäßigkeiten, die ihnen der Herzog nicht nachsehen wollte. Eine volle Entzweiung kam bei folgender Gelegenheit zum Ausbruch. Einst wurden bei einem Markte, den die jungen Damen zu besuchen pflegten, sodaß es auch dann an Cavalieren nicht fehlte, von Giuliano Salviati unziemliche Worte gegen die junge und schöne Luise Strozzi, die vor kurzem verheirathet worden, in einem Kreise von jungen Männern, zu denen auch Piero Strozzi gehörte, ausgesprochen, „Weißt du," sagte Piero, „daß ich ihr Bruder bin?" „Ich weiß es wohl," antwortete Giuliano Salviati. Piero sagte kein Wort; als aber Giuliano bald darauf in der Nacht nach Hause ging, wurde er überfallen und verwundet. Giuliano war im intimsten Vertrauen des Herzogs, der nun darauf hielt, daß die strengsten Nachforschungen stattfanden, wobei denn Piero selbst verhaftet wurde, ohne daß er dazu gebracht werden konnte, sich zu verantworten. Auf Befehl des Papstes wurde er losgelassen, aber zwischen Alessandro und den Strozzi war seitdem keine Freundschaft mehr. Als Luise nach einiger Zeit starb, behauptete man, sie habe von ihren eigenen Verwandten Gift bekommen, um sie jeder weiteren Beschimpfung zu entziehen [1]).

Man sieht, in welcher Gradation die Zwietracht anstieg; sie ging soweit, daß Filippo Strozzi selbst des Versuches, den Herzog vergiften zu lassen, beschuldigt wurde, was er, und, wie es scheint, mit bestem Grunde ableugnete. Wie hätte aber unter Umständen, die nun solchem Verdachte Raum gaben, Strozzi länger neben Alessandro leben sollen. Wenn er durch und durch ein Aristokrat, wie er war, wenige Jahre früher aus Florenz gewichen war, weil er das Uebergewicht der Demokratie nicht ertrug, so wurde ihm nun auch die Monarchie, an deren Herstellung er mit gearbeitet hatte,

1) Diario istorico Fiorentino dall' anno 343 a l' anno 1547, von einigem Werthe nur für die letzten Jahre. Manuscript der Riccardiana.

unerträglich. Abermals verließ er Florenz. Daß er sich von seiner Vaterstadt auf immer zu trennen gemeint hätte, läßt sich nicht denken. Seine Absicht ging vielmehr nur dahin, Alessandro zu stürzen, den er persönlich haßte. Einen natürlichen Rückhalt fand er an dem Cardinal Ippolito, der es nicht über sich gewinnen konnte, auf die weltliche Gewalt in Florenz Verzicht zu leisten und einen fortwährenden Antagonismus gegen den Duca unterhielt, wobei er an den florentinischen Cardinälen Ridolfi und Salviati, die immer einen Freund im Collegium der Cardinäle, schon um einer zukünftigen Papstwahl willen, zu haben wünschten, Verbündete fand. Es war einst, wie oben angedeutet, auch der Ehrgeiz der Strozzi gewesen, ein Mitglied ihrer Familie zum Cardinalat erhoben zu sehen; Papst Clemens soll es der Clarice, welche eben ihren Sohn Piero dazu empfahl, oftmals versprochen haben; zu den Beschwerden des Hauses gehörte es, daß das doch nicht geschah. Uebrigens bezeigte der Papst doch auch wieder den Strozzi mancherlei Aufmerksamkeiten; seine Nichte Catharina Medici begab sich unter dem Geleit Filippos nach Frankreich, der dadurch in dem Königreich zu einer angesehenen Stellung gelangte. Ein Ausbruch der Zwietracht in der Familie wurde noch vermieden, so lange Papst Clemens lebte. Aber am 25. September 1534 ging er mit Tode ab. Mit den zu einer neuen Papstwahl herbeikommenden französischen Cardinälen erschien auch Filippo Strozzi in Rom.

Unter dem neuen Papst Paul III. aus dem Hause Farnese hatte Filippo eine ziemlich schwierige Stellung, einmal wegen der Geldverhältnisse, über die er sich jedoch mit demselben vertrug, ferner weil der Hof noch mit den Anhängern des verstorbenen Clemens angefüllt war, die dessen florentinische Politik fortsetzten. Aber auch eine große Anzahl von Freunden fand Filippo in Rom. Ippolito trat mit seinen Ansprüchen offen hervor; die beiden genannten Cardinäle hielten an ihm fest; daß sie aber in Florenz etwas ausgerichtet haben würden, war doch nicht denkbar, wofern sie sich nicht mit der demokratischen Partei vereinigten. Die Ausgewanderten, welche doch zum bei weitem größten Theile der demokratischen Richtung angehörten, die vor der Eroberung in Florenz vorgewaltet hatte, strömten ihnen zu. Man faßte nun die Hoffnung grade durch diese Verbindung den Kaiser für Ippolito zu gewinnen; man meinte Karl V. zu überzeugen, daß unter Ippolito, der schon um seines Vaters willen die Zuneigung der Florentiner besitze, deren Devotion ihm gesicherter sein werde, als unter Alessandro, welcher

in Florenz nun einmal verhaßt sei; sie dachten überhaupt, dem Kaiser den Herzog zu entfremden und dadurch diesen zugleich des Principates und der ihm zugesagten Gemahlin zu berauben. Aus der Verbindung mit den demokratisch gesinnten Ausgewanderten entsprang nun aber auch eine Verlegenheit. Denn wie konnte Ippolito sich anheischig machen, ihre Ansprüche jemals zu befriedigen. Der Bruder und Biograph Filippos, der ihn sonst hoch in Ehren hält, schreibt ihm doch eine höchst zweideutige Politik zu, die freilich im Geiste der Zeit lag; er erzählt, Filippo habe dem Cardinal Ippolito die Hinneigungen für dessen Person größer vorgestellt, als sie doch gewesen seien; und auf die Verbindung mit den Ausgewanderten gedrungen, denen man nicht Alles wörtlich zu halten brauche, was man ihnen in Aussicht stelle, er müsse den Haß des Volkes gegen Alessandro erregen, und um keinen Preis den Versprechungen, die dieser selbst machen könnte, vertrauen: denn der werde, wenn er sich einmal befestigt habe und der Eidam des Kaisers geworden sei, doch von alle dem nichts halten [1]).

Das Kaiserthum erscheint noch einmal in seiner vorwaltenden Autorität; es schien, als ob es für die Zukunft von Florenz nur darauf ankomme, den Kaiser, der eben von seiner Unternehmung gegen Tunis nach Neapel kam, zu überzeugen, daß Ippolito mehr Vertrauen verdiene und größere Sicherheit darbiete, als Alessandro. In dieser Absicht machte sich nun Ippolito, von Strozzi begleitet, zu einer Reise nach Neapel auf. Allein unterwegs ward er von einer Krankheit betroffen, der er in wenigen Tagen erlag. Die allgemeine Meinung war, daß Alessandro ihn habe vergiften lassen. Lorenzo Strozzi macht den Mann namhaft, welcher dem Speisemeister des Cardinals die Dosis Gift gegeben habe, durch welche der letztere umgebracht worden sei [2]). Der Leser begreift, wie schwer es dem Historiker wird, zwischen Anklage und Vertheidigung, besonders wo Giftmischerei eine so große Rolle spielt, ein Urtheil zu fällen.

Der Tod Ippolitos, welches auch die Ursache davon gewesen sein mag, zersprengte doch die Partei nicht, die sich um ihn gebildet hatte. Die Ausgewanderten versammelten sich zahlreich in Neapel, um dem Kaiser ihre Beschwerden vorzutragen. Dann aber hielt es auch Alessandro für nothwendig, sich nach Neapel zu begeben, um

1) Vita di Filippo Strozzi, bei Niccolini p. LXXIV, LXXX.
2) Vita di Filippo Strozzi a. a. O. p. LXXXI.

jeder möglichen Entfremdung des Kaisers von seiner Sache entgegen zu wirken. Vor einigen Jahren hatten Guicciardini und Filippo Strozzi zusammengewirkt, um das Haus Medici nach Florenz zurückzuführen und daselbst festzustellen; jetzt erschien Guicciardini mit einigen anderen der vornehmsten Bürger im Geleite Alessandros; Filippo Strozzi stand auf der Seite der Ausgewanderten, und dort am Hofe des Kaisers wurde nun der Streit zwischen ihnen ausgefochten, der über die Herrschaft in Florenz entscheiden sollte. Es gehörte eine sehr wachsame Fürsorge dazu, um es nicht zwischen beiden Parteien zu thätlichen Feindseligkeiten kommen zu lassen; doch haben zwischen denselben auch Annäherungen stattgefunden, die aber sehr geheim gehalten wurden und damals keinen Erfolg hatten. Die vornehmsten Minister des Kaisers, Covos und Granvella, von welchen sich die Ausgewanderten nicht wenig versprachen, leiteten einen Schriftwechsel zwischen den beiden Parteien ein. Die Ausgewanderten drangen in ihren Eingaben [1]) hauptsächlich auf wörtliche Ausführung der in der Capitulation gegebenen Verheißung, daß die Freiheit erhalten werden solle, und suchten durch eine Reihe Grausen erregender Thatsachen nachzuweisen, daß Alessandro ein Tyrann sei. Die Gegenschrift von der Hand Guicciardinis ist in so fern historisch nicht exakt, als sie einen ursprünglichen Gegensatz zwischen Populanen und Nobili in Florenz annimmt, bei welchem sich die Nobili an das Haus Medici angeschlossen, die Populanen sich demselben entgegengesetzt hätten; nicht für die früheren, nur für die letzten Jahre ist das richtig. Und auf den Kaiser mußte es Eindruck machen, wenn Guicciardini das schon früher vorgebrachte Argument in volles Licht stellte, daß es nämlich ein Widerspruch sein würde, wenn der Kaiser die Populanen, nachdem er sie mit den Waffen besiegt, jetzt wieder in den Besitz der Gewalt bringen wolle; so lasse sich das Wort Freiheit nicht verstehen; es bedeute nur eben die Selbständigkeit und Souveränetät des Staates; was man als Grausamkeit Alessandros darstellte, wurde den Magistraten in Florenz zur Last gelegt, deren Beschlüsse der Herzog ausgeführt habe, nichts weiter.

Soviel man auch von dem verwerflichen Lebenswandel Alessandros erzählte, so wurde der Kaiser dadurch doch nicht gehindert, seine Tochter mit demselben zu vermählen: denn auf die eine oder die andere Weise mußte er der florentinischen Gebiete sich fest versichern, zumal da so eben Franz I., veranlaßt durch den Abgang der Sforza

1) Guicciardini in Opere ined. Bd. IX. S. 332 ff.

in Mailand, den in Cambray geschlossenen Frieden brach und einen Anlauf nahm, um die Macht der Franzosen in Italien wiederherzustellen. Aber doch auch mit den Ausgewanderten wollte der Kaiser nicht vollständig brechen: der Herzog wurde bewogen, ihnen die Rückkehr und die Zurückgabe ihrer Güter zuzusagen, und Granvella ließ vernehmen, man werde demselben die Hände auf eine Weise binden, daß er niemand Unrecht thun könne. Damit aber waren die Ausgewanderten nicht zufrieden: denn nicht sowohl um ihre Güter, als um Herstellung der Freiheit sei es ihnen zu thun. Und wie hätten sie in einem Augenblick einen Schritt breit zurücktreten sollen, da die Feindseligkeit der großen rivalisirenden Mächte wieder ausbrach und zu einem Krieg führte, dessen Ausgang niemand absehen konnte. Dabei bleibt es jedoch immer, daß es nicht so sehr die Restitution war, über welche man noch differirte, als der Grad der zuzugestehenden Freiheit.

Als der Kaiser kurz darauf nach Rom kam, sind die Verhandlungen fortgesetzt worden, aber ohne Erfolg: denn bei der Tiefe und Macht der Gegensätze war selbst eine äußere Ausgleichung nicht mehr möglich. Indeß blieb Alessandro Herr und Meister in Florenz. Seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers befestigte seine Stellung und verdoppelte sein Ansehn. Im Begriff, seinen Feldzug gegen Frankreich von Ober-Italien her ins Werk zu setzen, nahm Karl V. seinen Weg durch Florenz; der Empfang, den er fand, mußte ihn in der Meinung bestärken, daß er sich bei dem bevorstehenden Kriege vollkommen auf Toskana verlassen könne [1]).

In diesem Moment trat ein gräßliches Ereigniß ein, welches alles das zu zerstören drohte. Wenn es wahr ist, daß Alessandro am Tode Ippolitos Schuld gehabt hat, so wäre eine entsprechende Rache dafür von einer Hand an ihm vollzogen worden, die er nicht fürchten konnte. Ein Sprößling der jüngeren Linie des Hauses Medici, Sohn Pier Francescos, Lorenzo, mit dem er scheinbar im engsten Vertrauen lebte, hatte ihn unter dem Vorwande, ihm ein Rendezvous mit einer Dame zu verschaffen, in sein Haus geführt; hier aber hat er ihn umgebracht; Alessandro wurde niedergeworfen;

1) Bei Segni (Storie Fiorentine S. 203) liest man, daß der Kaiser daran gedacht habe, das Generalat seiner Truppen in Italien an Alessandro zu übertragen, der zum Dienst des Kaisers die beschwerlichsten Auflagen auf Stadt und Land aufzulegen unternahm. Lorenzo hat einmal behauptet, daß gerade dieser finanzielle Apparat ihn vermocht habe, sein Vorhaben nicht länger zu verschieben.

indem ihm Lorenzo den Mund zuhielt, wurde er von einem dazu vorbereiteten Diener gleichsam abgeschlachtet (5. Januar 1537). Fragen wir nach den Motiven der Handlung, so war auch hier eine Erbschaftsstreitigkeit im Spiel, wie einst bei der Abwendung der Strozzi von Soderini und später bei der Theilnahme Clarices an dem Ereigniß von 1527. Lorenzo war mit seinem Vetter Cosimo über die Verlassenschaft von dessen Vater streitig; zwischen beiden waltete ein glühender Haß; daß nun Alessandro auf die Seite Cosimos trat, konnte ihm Lorenzo nicht vergeben [1]). Aber zugleich war er der Vorstellung der Ausgewanderten, daß Alessandro ein Tyrann sei und den Tod verdiene, nicht unzugänglich geblieben. Rachsucht, Interesse und ein verworrener Begriff von dem Nachruhm, der den Mörder eines Tyrannen erwarte, bewogen ihn zu dieser Unthat: er meinte ein florentinischer Brutus zu sein [2]).

Aber nach vollbrachter That wagte er doch nicht, die weiteren Folgen derselben abzuwarten; er fürchtete, dem ersten Sturme der aufgeschreckten herrschenden Gewalt erliegen zu müssen. Flüchtigen Fußes eilte er zuerst nach Bologna, dann nach Venedig zu Filippo Strozzi, der ihm anfangs keinen Glauben schenken wollte, aber von der Wahrheit der Thatsache durch die blutende Hand des Mörders, die in der Qual der Verzweiflung von Alessandro mit den Zähnen war zerrissen worden, überzeugt wurde. Die ersten, denen Strozzi von dem Ereignisse Nachricht gab, waren die in Venedig verweilenden französischen Gesandten. Unverzüglich wandte er sich auch an den französischen Gesandten in Rom, dem er einiges Geld zugehen ließ, das ihn in den Stand setzen sollte, ein paar tausend Mann

1) Nach Cantini (S. 28) bekam Lelio Torelli, Mitglied der Rota in Florenz, die Weisung, eine Sentenz auszusprechen, che fosse negli articoli dubbii favorevole a Cosimo. Manucci (vita di Cosimo de' Medici, Granduca di Toscana S. 38) scheint davon keine Kenntniß gehabt zu haben. Die Sache wird aber mit einigen abweichenden Umständen in der Chronik von Giuliano Ughi (Arch. stor. ital. App. Bd. VII. S. 187) berichtet.

2) Die Apologia di Lorenzo de' Medici von Benedetto Varchi führt eine Reihe von Schändlichkeiten und Unthaten auf, aus denen der Schluß gezogen wird, daß Alessandro ein wirklicher Tyrann gewesen sei; Lorenzo behauptet darin, nur seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er Alessandro umbrachte perchè non solo io ho morto il tiranno, ma sono andato io medesimo ad esortare et sollecitare quelli, che io sapevo, che potevano, e pensavo, che volessin fare più degli altri per la libertà della patria loro. Bei Burmann Thes. antiq. et hist. Ital. T. VIII, P. I, S. 678.

zu werben und unter einem angesehenen Führer nach Toskana vorrücken zu lassen. Alle Ausgewanderten wurden bei der Nachricht von der Idee durchzuckt, daß nun die Zeit gekommen sei, etwas auszurichten. Die alten Frateskén glaubten darin den Finger Gottes zu erkennen, der die Insolenz des stolzen Riesen durch seine Kraft niedergeworfen habe [1]). Salvestro Aldobrandini, der als das größte Talent unter ihnen galt — er stand damals in päpstlichen Diensten in Bologna — schrieb an Filippo, man müsse den Augenblick ergreifen, in welchem die Gemüther durch die Größe des Ereignisses erschüttert, sich noch nicht wieder gesammelt haben; er habe bereits nach allen Seiten hin geschrieben, besonders auch in Rom angefragt, was die Cardinäle Ridolfi und Salviati zu thun dächten: man müsse rasch zu Werke gehen, das sei der letzte Akt des Schauspiels [2]).

Wohin aber die Absichten, die sofort emportauchten, gerichtet waren, erkennt man aus dem Brief eines Mitgliedes der Familie an Filippo Strozzi, dessen Motto lautet: „Freiheit oder vielmehr Aristokratie" [3]): denn in den Strozzi deckten sich diese Begriffe, während die Masse der Ausgewanderten an ihren demokratischen Principien festhielt. Filippo begab sich nach Bologna, um die Unternehmungen gegen Florenz, von dem man meinte, es werde noch ohne Oberhaupt sein, mit seinem Ansehen bei den Ausgewanderten und mit seinem Gelde in Gang zu setzen. Schon aber war Florenz nicht mehr ohne Oberhaupt.

Lorenzo, der Mörder, behauptet: er habe sich zwar niemand anvertrauen können, aber so viel Kunde von der Gesinnung angesehener Bürger und von der Stimmung in Florenz gehabt, daß er geglaubt habe, die Stadt werde sich bei der Nachricht vom Tode ihres Tyrannen erheben, um ihre Freiheit wiederherzustellen [4]). Der Cardinal Cybo, dem die erste Nachricht von dem Tode des Fürsten, den er in den Geschäften vertrat, zukam, hielt sie anfangs geheim:

1) Jacopo Nardi an Cardinal Ridolfi am 18. Jan. 1537. Archivio stor. Ital. II. Ser. I. S. 205.

2) Che questo è l'ultimo atto di questa Commedia e che bisogna farlo bene e presto. Schreiben von Salvestro Aldobrandini vom 8. Januar 1538. Bei Niccolini S. 212.

3) Libertas aut potius ἀριστοκρατια. Schreiben von Ciriaco Strozzi an Filippo Strozzi. Bologna, 8. Januar 1537 bei Niccolini S. 213.

4) Schreiben Lorenzos an Francesco de' Medici aus Venedig vom 5. Febr. 1537 bei Niccolini S. 237.

denn auch er fürchtete, daß dieselbe den Ausbruch einer Empörung hervorrufen werde; er ließ vor allem den Führer der bewaffneten Macht, Alessandro Vitelli, an dessen treuer Gesinnung er nicht zweifelte, nach der Stadt zurückkommen; dann berief er die vier Consiglieren, hierauf den Rath der Achtundvierzig nach dem Hause der Medici und machte ihnen Mittheilung von dem Vorgefallenen. Diese baten ihn, die höchste Gewalt selbst so lange in der Hand zu behalten, bis ein definitiver Entschluß gefaßt sein werde. Cybo sträubte sich dagegen, weil bei der Lage der Dinge eine definitive Auskunft nicht verzögert werden dürfe; welche aber konnte die sein? Die Feste von Florenz, in welche sich jetzt die Tochter des Kaisers mit ihren Kostbarkeiten zurückzog, war in den Händen einer kaiserlichen Besatzung, ebenso die Festungen von Pisa und Livorno, und ein Heerhaufen spanischer und deutscher Truppen stand in der Nähe; bei der geringsten Abweichung von dem kaiserlichen Systeme würde man eine Besitzergreifung der Stadt und des Gebietes durch die Spanier haben befürchten müssen. Nichts blieb übrig, als das Diplom des Kaisers zu beobachten, in welchem die Erbfolge im Mannsstamme des Hauses Medici angeordnet war. Nun aber war die ältere Linie durch den Tod des Papstes Clemens und des Cardinals Ippolito, endlich durch die Ermordung des Duca Alessandro, zu Ende gegangen; man mußte auf die jüngere zurückgreifen, von der noch zwei männliche Sprossen lebten. Aber der eine, Lorenzo, hatte sich durch seine Unthat der Nachfolge selbst beraubt. Von allen Medici war nur noch einer übrig, Cosimo di Giovanni, von dessen Herkunft und Auferziehung wir sogleich hier eine kurze Nachricht einschalten. Er stammte von einem Bruder Cosimos des Alten Lorenzo, die Beide Söhne jenes Giovanni d'Averardo waren, von welchem die merkantile Größe des Hauses herrührte. Von dessen Sohne Pier Francesco stammten Giovanni und Lorenzo, die bei dem ersten Umsturz der mediceischen Herrschaft betheiligt waren. Die Republikaner hatten immer gefürchtet, daß einer von ihnen sich zum Herrn aufwerfen würde; besonders mißfiel es ihnen, daß der ältere, Giovanni, sich mit der damals oft genannten Madonna di Forli, Katharina Sforza, Nichte Lodovicos des Mohren, Wittwe eines Riario vermählte; Lodovico Sforza schien ihn zum Oberhaupt der Republik, welche eine aristokratische Form annehmen sollte, bestimmt zu haben. Der Sohn, der aus dieser Ehe geboren wurde, empfing in der Taufe zu Ehren desselben den Namen Lodovico, den aber nach dem Sturz des Mohren die Mut=

ter fallen ließ und durch den Namen ihres Gemahls ersetzte [1]), wie das bei Filippo Strozzi geschehen war. Dieser Giovanni nun zeichnete sich dadurch vor allen Mediceern aus, daß er kriegerischen Ruhm erwarb; noch sehr jung, starb er an den Folgen einer Verwundung, die er in den Kämpfen mit den kaiserlichen Landsknechten an den Ufern des Mincio erhalten hatte, im November 1526. Er war mit einer Tochter Jacopo Salviatis, Maria, verheirathet, die ihm bereits einen Sohn geboren hatte, der auf den Wunsch Papst Leos in der Taufe den Namen Cosimo erhielt [2]). Seine erste Erziehung empfing derselbe am Hofe zu Rom in Gemeinschaft mit Katharina Medici, die ungefähr von gleichem Alter war. Man erzählt, der sechsjährige Knabe habe einst in den Zimmern des Papstes Clemens vernommen, was dieser im Gespräch über obwaltende politische Verhältnisse gesagt hatte; zum Erstaunen der Mutter wiederholte der Knabe die Worte des Papstes, und selbst zu ihrem Schrecken: denn sie betrafen die geheimsten Angelegenheiten [3]). In Florenz, wohin sie eben zurückkehrten, war doch ihres Bleibens nicht lange, da die Unruhen ausbrachen, vor welchen das Haus Medici aus dieser Stadt weichen mußte. Der junge Cosimo mußte einmal nach Venedig fliehen; dann aber vor den Truppen der Republik, die seinen Aufenthalt im Mugello bedrohten, seine Rettung in dem Kirchenstaate suchen; er war in Bologna, als der Kaiser daselbst von dem Papst gekrönt wurde. Die kaiserlichen Waffen, welche der Vater im Dienste des Papstes bekämpft hatte, führten die Familie und den Sohn nach ihrem Landgut Trebbio di Mugello und nach Florenz zurück, wo sie fortan verweilten. In ihrem Haus in Florenz sah man eine Anzahl von Geistlichen und Weltlichen von hervorragendem Verdienst; Ristori, der als Lehrer der Mathematik und Astronomie einen großen Ruf besaß, Romolo Lorenzi, Meister in den drei gelehrten

1) Mannucci, vita di Cosimo S, 30.

2) Cantini, Vita di Cosimo de' Medici con molte sue lettere risguardanti affari di stato. S. 19 ff.

3) So wird in dem handschriftlichen Werke Origine e Descendenza della casa de' Medici erzählt. Bei Mannucci S. 38 findet sich eine ganz andere Version dieser Nachricht, nach welcher der Knabe der Mutter selbst das, was ihm zu Ohren gekommen, verschwiegen hätte. Wer wollte darüber entscheiden? Die Tradition ist über die Kindheit eines nachmals berühmt gewordenen Mannes immer zweifelhaft. In der einen wird mehr die Aufmerksamkeit, in der andern die Verschwiegenheit des Knaben betont, während andere nur sein Jagen und Fischen bemerken wollten.

Sprachen, Bernardo Ricci, ein Schüler Polizians; das Haus wurde als Herberge der Gelehrten bezeichnet. Und wer weiß nicht, wie vielen Einfluß die in einem Hause ein- und ausgehenden Freunde auf einen talentvollen Knaben ausüben? Der regelmäßige Lehrer Cosimos Giovan Francesco Ricci hat sich auch später als Mann von Fähigkeiten für häusliche und politische Geschäfte gezeigt [1]). Mona Maria war eine liebenswürdige Wirthin, unzugänglich für ungehörige Annäherungen, und nahm Bedacht, den Sohn vor allen Verführungen der Jugend zu bewahren. Man sah ihn nur der Jagd, dem Fischfang und den leiblichen Uebungen obliegen; daraus darf man noch nicht schließen, daß er nicht auch für alle Gegenstände des Lebens und der Politik offenen Sinn gehabt hätte. Er war immer in Freundschaft mit Alessandro gewesen und hatte ihn zu dem Wettstreit mit den Ausgewanderten nach Neapel begleitet.

Bei der ersten Nachricht von dem Tode Alessandros boten ihm einige Truppenführer in der Nachbarschaft an, sich ihm anzuschließen; er vermied es aber und begab sich mit bescheidenem Geleit nach Florenz.

Ob nun in dem Rath der Achtundvierzig wirklich ein ernstlich gemeinter Vorschlag gemacht worden ist, die Republik, wie sie früher bestanden hatte, wiederherzustellen, und welcher Art dieser gewesen ist, muß man dahingestellt sein lassen. Das Ereigniß hat wieder zu politischen Reden, voll von Ostentation, Anlaß gegeben; man hat sogar gemeint, der Gedanke der Großen sei die Republik gewesen, das Volk habe die Monarchie gefordert [2]). Durch den einzig glaubwürdigen Bericht, der von dem Ereigniß vorliegt, von Franzesco Vettori, wird im Grunde alles dies ausgeschlossen. Auf der einen Seite hatte man die kaiserliche Uebermacht zu fürchten, auf der anderen Seite aber das Volk. „Wir besorgten", sagt er, „daß das Volk im Haß gegen uns zu den Waffen, die ihm noch gelassen waren, greifen und uns verjagen, berauben, ermorden möchte, wogegen es kein anderes Mittel gab, als die Wahl eines Oberhauptes, welche wir vollzogen" [3]).

Die Achtundvierzig also, in denen sich die mediceische Partei concentrirte, vermieden diesmal das, was in den Jahren 1494 und 1527 geschehen war; sie setzten sich ein Oberhaupt aus dem Hause Medici;

1) Guasti, Alcuni fatti della prima giovinezza di Cosimo de' Medici. Giornale storico degli archivi Toscani. II, 13.
2) Cantini, S. 33.
3) Schreiben Vettoris aus Florenz an Filippo Strozzi vom 15. Januar 1537 bei Niccolini S. 217.

hätten sie sich entzweit, so würden sie verloren gewesen sein. Diese doppelte Rücksicht auf die Anordnung des mächtigen Kaisers und auf die Gährung im Volke war der Ursprung der neuen Gewalt, welche dem jungen Cosimo übertragen wurde. Kein Zweifel, daß Cybo alles leitete, Vitelli bei der Ausführung vielen Antheil hatte [1]). Eine Commission wurde eingesetzt, um die Bedingungen, denen Cosimo sich zu unterwerfen habe, festzustellen. Merkwürdigerweise ist die vornehmste eben gegen den Cardinal Cybo gerichtet: man war seiner Stellvertretung, die so vielen Anstoß erregt hatte, müde; man bestimmte, daß zwar das neue Oberhaupt, der Primario der Stadt einen Stellvertreter setzen dürfe, aber dieses immer ein Mitglied der Achtundvierzig selbst sein müsse. So sind auch die meisten anderen Bedingungen darauf berechnet, der florentinischen Bürgerschaft ihre Vorrechte zu sichern. Cosimo nahm dies alles an; sein angeborenes politisches Talent zeigte er dadurch, daß er vom ersten Augenblick an den Kampf zwischen Kaiser und Frankreich ins Auge faßte und sich entschieden auf die Seite des ersteren stellte, auf dessen Theilnahme und Einwirkung der ganze damalige Zustand beruhte.

Die rasche Entscheidung, die in Florenz erfolgte, darf vielleicht als ein europäisches Ereigniß betrachtet werden: denn der Sinn der Antagonisten des Kaisers, der Franzosen ging eigentlich dahin, unverzüglich einen Invasionsversuch gegen das florentinische Gebiet ins Werk zu setzen, zugleich von Perugia, Bologna und der Romagna her; sie schlugen die Streitkräfte der Kaiserlichen in Toskana nur gering an und hofften im ersten Augenblick einen großen Erfolg davonzutragen. Filippo Strozzi begab sich in dieser Absicht nach Bologna; auch würde er gewiß unverweilt losgebrochen sein, wenn die Florentiner, was ja wirklich im ersten Augenblick in Vorschlag gekommen war, den natürlichen Sohn Alessandros, einen Knaben von fünf Jahren, zu ihrem Oberhaupt ernannt hätten; diesen ver-

1) Darüber gibt Mocenigo, der Vitelli genau kannte, folgenden Bericht: Fu principal causa che si eleggesse dalli deputati di Fiorenze il presente duca Cosimo che allora era putto di 15 in 16 anni. Imperocchè loro non lo volevano eleggere per modo alcuno, ma esso Alessandro facendoli ridur nel palazzo non volse che si partissero fino che non fusse da loro fatta la detta elettione, anzi perchè perseveravano pur in dire che non erano concordi in eleggerlo, fece venire un buon numero di suoi fanti armati verso la piazza, gridando Duca Duca; perocchè essi deputati impauriti subito contro sua voglia fecero la detta elettione. In der Relation von Vincenzo Fedeli findet sich eine anekdotenartig ausgeschmückte Wiederholung derselben Version.

derbten Stamm wollte er nicht in Florenz auf's neue Wurzel schlagen lassen. Die Wahl Cosimos, den er gut kannte, wie er denn auch die oftmals sehr bedrängte häusliche Wirthschaft der Maria Salviati unterstützt zu haben scheint, brachte bei ihm einen seinen Eifer lähmenden Eindruck hervor.

Dasselbe fand, und gewiß in nicht geringerem Grade, auch bei den florentinischen Cardinälen, auf deren Beistand gezählt wurde, statt. In Rom machte die Ermordung Alessandros schon deshalb Eindruck, weil sie bei dem Wiederausbruch des allgemeinen Krieges und der türkischen Anfälle die verderblichste Wirkung nach sich ziehen könne. Die Ersetzung des Ermordeten durch Cosimo beruhigte die Gemüther und fand selbst bei denen Beifall, welche das bisherige Regiment in Florenz mißbilligten und verwarfen. Die florentinischen Cardinäle wendeten sich an den Cardinal Cybo, dem die rasch und durchgreifend getroffene Auskunft allein zugeschrieben wurde und den sie als ihr Oberhaupt anerkennen, mit der Erklärung, zwei oder drei von ihnen seien sehr bereit nach Florenz zu kommen und der neuen Regierung ihren Sinn zu eröffnen, welcher dahin gehe, daß der Staat zur Sicherheit und Befriedigung Aller gereichen müsse, derer, welche regieren, und auch derer, welche regiert werden; ferner sowohl derer, welche sich in der Stadt, als derer, welche gegenwärtig außerhalb derselben sich befinden; was die öffentliche und private Wohlfahrt erheische [1]). Ihrerseits hatte die neue Regierung nicht versäumt, einen Bevollmächtigten an den Papst abzuordnen, der demselben mit der Bitte um dessen Protection von der geschehenen Veränderung Anzeige machen und zugleich die Cardinäle einladen sollte, in Person nach Florenz zu kommen. Es war Alessandro Strozzi, der

1) in guisa, che lo stato sia e di sicurtà e di contento a chi governa e parimente a chi è governato, e così per quelli di dentro come per quelli, che al presente si trovano di fuora. Ich entnehme dies aus einem Schreiben der Cardinäle Pucci, Monte, Ridolfi, Salviati, Gaddi an Cardinal Cybo, das in den Lettere de' Principi (III, 56) publicirt worden, aber mit der falschen Datirung vom 15. Januar 1538. Jedes Wort beweist, daß der Brief in das Jahr 1537 gehört, zugleich aber daß er unmöglich erdichtet sein kann: so genau und unerwartet stimmt er zur Sache. Das Datum des 15. Januar könnte einigen Zweifel erregen, weil die Cardinäle in einem Schreiben vom 15., das von Monte Ruosi datirt ist, angeben, daß Strozzi den Abend zuvor, also den 14., angekommen sei; sie sagen quivi, meinen aber ohne Zweifel Rom, während doch in dem Briefe von dieser Mission keine Meldung geschieht. Der Brief wird unterschrieben worden sein, ehe man von dieser Sendung Notiz hatte.

die Cardinäle schon auf dem Weg nach Bologna fand; er stellte ihnen vor: unter den Männern, an welche die Regierung in Florenz gekommen sei, gebe es viele, die eine Aussöhnung mit ihnen wünschen; man hege die Absicht, eine solche Regierungsform einzuführen, bei welcher qualificirte Personen ebenfalls Ansehen und Autorität genießen würden [1]). Die Cardinäle waren nicht ohne Besorgniß, daß man sie nur einzuschläfern suche, aber sehr angenehm war ihnen doch die Einladung, nach Florenz zu kommen. In dem Briefe, in welchem Alessandro Strozzi dem Filippo Nachricht von dieser Verhandlung gibt, versichert er demselben, ein sehr verbreiteter Wunsch sei, daß die beiden Cardinäle und Filippo den Staat von Florenz — er meint dessen jetzige Einrichtung — unter ihre Protection nehmen, unterstützen und selbst regieren sollen [2]). Worte, die wohl so ernstlich nicht gemeint waren, allein doch die Aussicht eröffneten, daß bei der neuen Einrichtung des Staates den Ausgewanderten eine sichere und ehrenvolle Rückkehr vorbehalten bleiben werde. Dazu kam dann, daß Filippo aufmerksam gemacht wurde, er werde, nachdem dort die Hauptsache geschehen, nichts bewirken, als vielleicht eine Verwüstung des platten Landes zum abermaligen Ruin desselben.

Filippo sagt einmal, er sei kein Franzose, kein Spanier, sondern ein Florentiner: einen Angriff gegen seine Vaterstadt zu unternehmen, bei welchem auf einen wirklichen Erfolg nicht gerechnet werden konnte, widersprach seinen patriotischen Gefühlen; seine Absicht ging nur dahin, wieder eine sichere Stellung in Florenz zu finden; er war vor allen Dingen florentinischer Patriot und wollte es sein; in dieser Gesinnung stimmte er mit seinen florentinischen Freunden überein. Diesen giebt er zu vernehmen, er komme nicht mit den Ausgewanderten, die Schaar der Ausgewanderten komme vielmehr mit ihm. Nichts wäre ihm erwünschter gewesen, als eine Ordnung der Dinge, bei welcher er die Autorität, die ihm gebühre, wieder hätte erlangen können.

So trat in jenem Unternehmen, das auch in der zweifelhaften Haltung des Papstes Paul mancherlei Schwierigkeiten fand, eine Stockung ein, über welche die französischen Gesandten in Venedig ihr Erstaunen kund gaben: gewiß rühre alles von den Cardinälen her; möge die Sache von denselben nur gut verstanden, richtig ge=

1) Schreiben der Cardinäle an Filippo Strozzi, Monte=Ruosi 15. Januar 1537, bei Niccolini S. 214.

2) Schreiben von Alessandro Strozzi an Filippo Strozzi, aus Rom 19. Januar 1537, bei Niccolini S. 220.

faßt worden sein [1]). Wenn man auf der einen Seite sagte, durch die Verzögerungen werde nichts erreicht, als daß die Feinde um so stärker würden; so wurde auf der anderen die treffende Bemerkung gemacht, daß alle Verbindung der Ausgewanderten mit den Franzosen nur dazu diene, um die Stadt um so mehr unter die Herrschaft der Spanier zu bringen.

Daran kann nun kein Zweifel sein, daß in diesem Moment von der Regierung in Florenz sowohl, wie von den Ausgewanderten die Möglichkeit einer Aussöhnung ernstlich erwogen worden ist.

Filippo billigte die Reise der Cardinäle nach Florenz, da deren in dem angeführten Briefe ausgedrückte Absicht vollkommen der seinen entsprach; er ließ denen, welche die Proclamation der Freiheit zu fürchten schienen, erklären, daß er mit jeder Regierungsform zufrieden sein werde, die ihnen einzurichten gefalle, vorausgesetzt, daß sie nicht eine geradezu tyrannische sei [2]).

In Florenz kam es nun noch vor der Ankunft der Cardinäle, aber, wie man ausdrücklich versichert, unter der Einwirkung ihrer klugen Zögerungen so weit, daß die Wiederaufnahme der Ausgewanderten in aller Form beschlossen wurde (30. Januar 1537). Es hatte einen guten Eindruck gemacht, daß Salviati einen Einfall, der von Perugia her zu besorgen war, abwendete; so wünschte man denn auch den Gefahren, die von Bologna und der Romagna drohten, durch Filippo ein Ende gemacht zu sehen. Man erwartete, daß die Hoffnungslosigkeit eines Angriffs und diese Zugeständnisse dazu beitragen würden, allen Unruhen ein Ziel zu setzen. Auf eine Republik, versicherte Vettori, lasse sich jetzt nicht wieder zurückkommen: sie wäre für den Kranken eine zu starke Medicin, an der er sterben müsse; wenn man demselben aber das Leben rette, so lasse sich vielleicht mit der Zeit ein Zustand erwarten, in dem man einiges Gute erreichen könne [3]). Vettori und Guicciardini, der von diesem als der beste Mann, den die Stadt besitze, gerühmt wird, gaben auch unter dem neuen Herrn die Hoffnung auf eine größere, namentlich aristokratische Freiheit nicht auf.

1) Schreiben der französischen Gesandten an Filippo Strozzi aus Venedig vom 24. Januar 1537, bei Niccolini S. 204 fälschlich 1536 datirt.

2) Che noi ci sodisfaremo d'ogni forma che a loro piacesse, purchè non fosse mera tirannica. Brief Filippos an die Cardinäle, bei Niccolini S. 222.

3) Brief Vettoris aus Florenz an Filippo Strozzi vom 30. Januar 1537 bei Niccolini S. 231.

Filippo Strozzi, der indessen nichts versäumt hatte, um die Ruhe zu erhalten, begrüßte die erste Nachricht von dem durchgegangenen Herstellungsdecrete mit Freuden; es müsse nur so weit kommen, daß man sich der Wohlthat der Restitution auch wirklich erfreuen könne[1]). Als er nun aber das Decret selbst in die Hände bekam, änderte sich seine Meinung; im allgemeinen setzte er daran aus, daß die Wiederherstellung nur denen zu Theil werden sollte, die wegen der Angelegenheiten des Staates seit 1530 exilirt worden seien: denn wie leicht, daß den Zurückkommenden aus anderen Gründen als diesen Verfolgungen bereitet würden; wer im Vertrauen auf diese Zusage allein nach Florenz zurückkehre, bleibe in steter Gefahr seines Lebens. Dann aber hob er seine besonderen Anliegen hervor, die zugleich seinen Ehrgeiz und sein kaufmännisches Interesse betrafen: die Restitution, sagte er, beziehe sich blos auf die unbeweglichen Güter; dabei aber verliere er alle seine Ansprüche auf die von ihm den Privatleuten und dem Staate gemachten Vorschüsse[2]); auch würde er nicht wieder Mitglied der Achtundvierzig sein; denn in die besessenen Würden stelle man nicht wieder her; und endlich, das Decret gelte nur für die florentinischen Bürger, so daß die Ausgewanderten aus der Landschaft, seine guten Freunde und Verbündeten, davon ausgeschlossen sein würden.

Man sieht, wie viel noch an einer wirklichen Verständigung fehlte. Die Cardinäle, die nun nach erhaltenem sicheren Geleit, ohne Waffen, aber in Begleitung einiger Ausgewanderten, unter denen Baccio Valori genannt wird, nach Florenz kamen, konnten es doch mit allen ihren Bemühungen nicht weiter bringen; wenn, wie man behauptet, in dem Volke eine ihnen günstige Stimmung vorhanden gewesen ist, so hat sie sich nicht äußern dürfen. Von den bewaffneten Mannschaften, besonders den Spaniern, wurden sie sogar bedroht. Man sollte kaum glauben, was gesagt worden ist, sie hätten Cosimo zur Abdankung überreden wollen; aber auch von den Concessionen, die sie in Antrag brachten, von ihren Verhandlungen mit den aristokratisch gesinnten Bürgern fürchtete man in der Familie Cosimos eine nachtheilige Rückwirkung: Maria Salviati nahm Partei gegen ihren Bruder, den Cardinal, der in ihrem Hause wohnte. Und auch diesmal bildeten die auswärtigen Angelegenheiten,

1) Brief Filippo Strozzis an Francesco Vettori Bologna am 31. Jannar 1537, bei Niccolini S. 232.

2) Schreiben Strozzis an Vettori vom 4. Februar, bei Niccolini S. 234.

die Beziehungen zu den großen Mächten und dem Papst ein entscheidendes Moment; wir haben einen Brief Cosimos, in welchem er den Cardinälen den Vorwurf macht, Florenz auf die französische Seite bringen zu wollen [1]; Salviati gedenke durch den König noch einmal Papst zu werden; „aber so lange ich lebe, ruft er aus, werden sie dies ihr Ziel niemals erreichen.“ Von dem Papst Paul erzählt Cosimo, er habe schon auf Alessandro in dem gleichen Sinne zu wirken gesucht; ihm selbst habe der Papst durch Alessandro eine Vermählung mit seiner Enkelin angetragen [2]; man sei den Emissären seines Sohnes in Pisa auf die Spur gekommen; nachdem dem Papst alles Andere, was er vorgehabt, auf's glücklichste gelungen, hege derselbe nur den Wunsch, Florenz von seiner Verbindung mit dem Kaiser abtrünnig zu machen [3]: mit diesem Wunsche solle er sterben; daß er denselben nicht erreicht habe, solle gleichsam ein Gegengewicht gegen alles das bilden, was ihm gelungen sei.

So hatte auch Maria Salviati ein Gefühl davon, was die Herrschaft zu bedeuten habe, die an das Haus gelangt war; sie wollte davon keinen Schritt breit zurückweichen.

Als die Cardinäle unverrichteter Sache und auf die eine oder die andere Weise von Vitelli genöthigt, Florenz verlassen hatten, wurde zwischen ihnen und den angesehensten Ausgewanderten in Monte Gaddo eine Zusammenkunft gehalten, um über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathen. Baccio Valori und einige andere erklärten sich doch dafür, einen Angriff auf das florentinische Gebiet zu unternehmen; dazu forderten die Franzosen auf das dringendste auf. Aber Filippo Strozzi war dagegen; es mag ihm unangenehm gewesen sein, daß er auf's neue alle Auslagen zu tragen gehabt hätte; hauptsächlich aber rechnete er bei der veränderten Lage der Dinge nicht mehr auf Erfolg; er schob alle Schuld auf die Cardinäle, durch deren Annäherungen an die neue Regierung die beste Gelegenheit, dieselbe zu stürzen, verloren gegangen sei; er hat wohl gesagt, die Handlung

1) Cosimo gibt den Cardinälen Schuld, che se Firenze diventasse franzese, ogni cosa sarebbe assettata. Schreiben Cosimos vom 28. Februar 1536 (1537) aus dem Arch. Medic. Germania nr. IV. Lettere di Cosimo.

2) El papa ha mandato al Signore Alessandro per farli intendere se gretamente, che voglia operare presso di me, che io pigli per moglie sua nipote, figlia del S. Luigi. Ebenda.

3) Al Papa non è restata altra voglia in questo mondo, se non disporre di questo stato e levarlo della divozione dell' imperatore; perchè in tutte le altre la fortuna gli è stata tauto propizia, che ha superato tutte l' expedizioni. Ebenda.

des neuen Brutus werde für Florenz so fruchtlos sein, wie einst der Tod Cäsars für die römische Republik; man sehe ja, daß die Florentiner den Zaum bereits in das Maul genommen hätten; auch in Florenz werde auf den ermordeten Cäsar ein Augustus folgen. Obwohl im tiefsten Geheimniß — denn schon war er den übrigen Ausgewanderten verdächtig geworden — unterhielt er einen fortwährenden Briefwechsel mit Vettori, von dem er sagt, die schwerste Entbehrung, die ihm das Exil auflege, bestehe eben darin, daß er mit diesem Freunde nicht sprechen könne: denn seine aristokratischen Hinneigungen gab er niemals auf, und vor dem Kriegsunternehmen zeigt er beinahe einen Abscheu; er sagt sogar, es werde ihm lieber sein, von Florenz ausgeschlossen zu leben, wenn es nur gerettet werde, als es wieder zu bewohnen, wenn es vorher einer Verwüstung habe ausgesetzt werden müssen.

Für die Politik Filippos lag eine nicht geringe Störung darin, daß sein Sohn Piero bei ihm eintraf: denn gegen seinen Willen war derselbe in das französische Heer eingetreten und hatte eine Besoldung von König Franz I. angenommen. Piero verlangte vor allem nach dem Glanze militärischer Unternehmungen; seine Ehre, sagte er, gelte ihm mehr, als der Wille seines Vaters — er hat das seinem Vater selbst unter die Augen gesagt — und das Leben [1]).

Bis Ende März waren die namhaftesten Ausgewanderten in Bologna zusammen. Noch oft sind sie über ihre Lage zu Rathe gegangen: der erste Beschluß wurde auch jetzt festgehalten, daß man nichts unternehmen könne, bevor die Franzosen in Piemont stärker geworden wären; denn würden die Kaiserlichen im Stande bleiben, einen Theil ihres Heeres nach Toskana abrücken zu lassen, so würden die Ausgewanderten mit ihrer kleinen Schaar ohne allen Zweifel überwältigt werden. Doch schien etwas Anderes möglich und auch rathsam, sich nämlich eines festen Platzes innerhalb des florentinischen Gebietes, der sich vertheidigen lasse, zu bemächtigen. Man hat mancherlei Versuche zu diesem Zweck geplant, die ohne Erfolg, aber auch unentdeckt blieben. Endlich machte eine Partei in Castrocaro den Ausgewanderten Hoffnung, ihnen diesen Platz zu überliefern. Aber der Commissar der florentinischen Regierung kam dem Vorhaben auf die Spur; und ehe noch von Bologna her die Aus=

1) Brief Filippo Strozzis an Vettori vom 13. April 1537, bei Niccolini S. 245.

gewanderten, die sich sofort in Bewegung setzten, der Partei zu Hülfe kommen konnten, war dieselbe, es ist besonders die Familie del Bello, gezwungen worden, den Ort unter Vertrag zu verlassen [1]). Und zugleich bezeigte der Papst Paul III. den Ausgewanderten so viele Ungunst, daß die vornehmsten von ihnen Bologna verließen; Ridolfi ging nach Rom, um bei dem Papst für ihre Sache ein gutes Wort einzulegen; Filippo begab sich nach Venedig zurück, wo er mit dem französischen Gesandten vertrauten Verkehr pflog. Aber Piero Strozzi und Baccio Valori blieben in Bologna.

Kurze Zeit darauf eröffnete sich ihnen eine neue Aussicht in Borgo S. Sepolcro durch einen angesehenen Einwohner, wie es scheint — denn nur sehr lückenhaft sind die Notizen, die uns darüber vorliegen — einen höheren Geistlichen, welcher sich bei dieser Gelegenheit an seinen Feinden zu rächen gedachte. In Bologna knüpfte man daran große Hoffnungen: denn man vernehme mit Gewißheit, daß in Florenz das größte Mißvergnügen, und selbst unter denen, welche an der Regierung seien, Mißverständniß herrsche; man spreche dort freimüthig zu Gunsten der Ausgewanderten; Alles sehne sich nach einer Veränderung [2]). Auch an anderen Orten regte sich Unzufriedenheit; Salvestro Aldobrandini hielt den Erfolg für gewiß und forderte den Cardinal Salviati auf, baldigst zurückzukommen, um die verschiedenen Meinungen zu einer einzigen, welche dessen eigene sein werde, zu vereinigen; inzwischen müsse Filippo alles thun, um die Franzosen zu einer unverzüglichen Thätigkeit anzuspornen. So viel Klugheit aber auch Salvestro Aldobrandini sonst bewiesen haben mag, so ließ er sich doch damals zu wenig begründeten Erwartungen fortreißen, wie Ausgewanderte pflegen; selbst in dem Borgo hatte man noch nicht entschieden Partei genommen; man trug Bedenken, die Ausgewanderten aufzunehmen, da sie keineswegs alle Florentiner seien; und die angeblich entzweite florentinische Regierung war sehr wachsam.

Cosimo, welcher befürchtete, daß diese Partei auch von dem Papst begünstigt werde, sowie von Venedig, meinte, daß ein allgemeiner Angriff im Werke sei: er ließ alle festen Plätze an der Grenze besetzen, unter diesen auch den Borgo S. Sepolcro, den

1) Brief Filippo Strozzis an Lorenzo Medici, Venedig den 4. April 1537; bei Niccolini S. 241.

2) Brief Salvestro Aldobrandinis vom 22. April 1537 an Cardinal Salviati, bei Niccolini S. 250.

Ort, auf den es am meisten abgesehen war und wegen dessen man in Florenz bereits Verdacht geschöpft hatte[1]. Die Maßregeln, welche zu einer allgemeinen Vertheidigung getroffen wurden, sicherten auch den Borgo für die neue Regierung. Es mag dahingestellt bleiben, ob es auf einen allgemeinen Angriff abgesehen gewesen ist; dazu waren die Veranstaltungen der Franzosen nicht weit genug gediehen.

Und in Dem zeigte sich die Möglichkeit einer friedlichen Abkunft für die Ausgewanderten; der kaiserliche Gesandte Graf Sifuentes war nach Florenz gekommen mit dem Auftrag, die florentinischen Entzweiungen zu beruhigen und eine feste Ordnung daselbst einzuführen, was wenigstens den früheren Intentionen der kaiserlichen Minister entsprochen hätte. Er zeigte Das dem Cardinal Salviati mit dem Ersuchen an, ihm einige Männer dieser Partei zuzuschicken, mit denen er über ihre Beschwerden und die Mittel, solchen abzuhelfen sich besprechen könne. Filippo war sehr geneigt, darauf einzugehen: denn er meinte, unter der Autorität des Kaisers werde sich leicht ein Zustand herstellen lassen, bei welchem die Ruhe der Stadt gesichert sei; nur hätte er gewünscht, daß die Berathungen außerhalb der Mauern von Florenz stattfänden, zwischen Abgeordneten der Bürger von drinnen und von draußen: denn in Florenz könne und dürfe man nicht reden[2]. Zuletzt aber fügte er sich und ordnete

1) Ne venne notizia a nostri in tempo, che non sapendo, dove particularmente potessino tornare, provedemmo con la gente nostra di Firenze insino a Cortona tutti e luoghi d'importanza e particularmente il Borgo, dal quale non si stava senza gran sospetto. Brief Cosimos vom 25. April 1537, aus dem Archiv. Medic. Germania N. IV. Man wird es unserer Erzählung anmerken, daß die Notizen, die uns über diese kleinen Ereignisse vorliegen, nur sehr unvollständig sind.

2) Die Vita di Filippo Strozzi sagt: Confidava Filippo, che si havesse facilmente a convenire in una forma e modo, che con gran lode di Cesare e sua mettesse buona pace e quiete in quella città. In dem bei Niccolini gedruckten Text findet sich das mit einer sehr leichten stilistischen Abänderung wieder (S. CIV.); dann aber folgt in dem neuen Druck eine Stelle, ma in questa adunanza nulla o poco si concluse, perchè chi era d'un parere e chi d'un altro. Etwas Aehnliches findet sich bei Nerli (S. 297). Die Auffassung des ächten Textes ist aber ganz eine andere, da es nach demselben zu keinerlei Verhandlungen kam; ma che in Firenze non era possibile, nè a loro dire, nè manco udire dall' altra parte quello, che accadesse, e tanto fece intendere al Conte: il quale non rispose a questo cos' alcuna, ma trovando non avere alcun mandato conveniente o atto a convenire insieme, gli

selbst einen seiner Vertrauten zu der Versammlung ab. Zu eigentlichen Verhandlungen ist es jedoch dann nicht gekommen: Sifuentes verlangte die Vorschläge der Fuorusciti zu vernehmen; sie hatten aber keinen Auftrag, Vorschläge zu machen. Sifuentes erklärte ihnen, daß er dann mit ihnen nicht unterhandeln könne; er entließ sie aus der Stadt, bedeutete sie aber zugleich, nicht wiederzukommen ohne bestimmte Aufträge.

Auf eine ganz andere Weise als durch Verhandlungen sollten diese Fragen zur Entscheidung geführt werden.

Es war nun doch geschehen, was die Florentiner Ausgewanderten immer gefordert hatten[1]): der Krieg zwischen Franz I. und Karl V. war in Piemont entbrannt, und wenigstens so viel war erreicht — denn auch durch deutsche Landsknechte waren die Franzosen mächtig verstärkt worden; Anfang Juni besetzten sie Pignerolo mit deutschen Hülfsvölkern — daß die Kaiserlichen keinen Truppenhaufen etwa nach Toskana hin abrücken lassen konnten. Im Sinne Franz I. lag es nicht, eine allgemeine Entscheidung hervorzurufen; er wollte Piemont besetzen, um vor der Uebermacht Karls V. sicher zu sein. Aber für Krieg und Frieden wäre es ihm doch unendlich förderlich gewesen, wenn die Combinationen Karls V. in Toskana gescheitert wären. Die französischen Gesandten in Venedig drangen nachdrücklicher als jemals in Filippo Strozzi, zu einem neuen Unternehmen zu schreiten. Alle Ausgewanderten waren dafür: noch hatte ihnen Cosimo Medici keine besondere Achtung eingeflößt; sie sagten ihm nach, daß er mehr durch fremden Ehrgeiz und fremde Anstrengungen, als seine eigenen, zum Oberhaupt erhoben worden sei; aufgewachsen in untergeordneten Verhältnissen, mehr gewöhnt zu gehorchen, als zu befehlen, werde er keinen rechten Widerstand zu leisten wissen, zumal da die Stadt der alten Freiheit eingedenk und das ganze Land in großer Gährung sei[2]). Der Plan wurde gefaßt, von zwei Seiten, der römischen und der bolognesischen her

licentiò dicendo, che non tornassero, se non l'avevano, conciossiachè non gli udirebbe, (Burmann, a. a. O p. 58 59).

1) Im Laufe des Mai hatte ein nach Frankreich geschickter Einverstandener einen im Ganzen sehr günstigen Bericht von den Absichten des Königs Franz und des Grandmaitre, die er beide sprach, zugehen lassen; sie verlangten jetzt nur eine kurze Frist, so würde sich ihr Heer mit aller Macht in Bewegung setzen und die Fuorusciti mit Nachdruck unterstützen. Bei Desjardins Négociations III, S. 13.

2) Vita di Filippo Strozzi, bei Niccolini p. CVI.

einzudringen; man rechnete auf zwei Heerhaufen, jeden von 5000 Mann, die sich bei Florenz vereinigen und einen Versuch auf die Stadt machen sollten; bei dem Vorrücken müsse man sich jedoch einiger fester Plätze Meister zu machen suchen, auf der einen Seite etwa von Montepulciano, auf der anderen von Prato, um für den Fall, daß der Anlauf nicht gelinge, einen Rückhalt zu haben, wo man sich behaupten könne [1]).

Wie viel aber gehörte dazu, um ein Zusammenwirken dieser Art zu erzielen. Nur sehr ungern fügte sich Filippo Strozzi, der doch schlechterdings nicht entbehrt werden konnte, schon weil er das erforderliche Geld herbeizuschaffen einzig geeignet war, und sodann wegen des Ansehens, welches er überhaupt genoß. An sich war seine Stellung so beschaffen, daß er Bedenken tragen mußte, sich in ein so weit aussehendes Unternehmen einzulassen [2]): Aber vergebens sträubte er sich dagegen; seine Präcedentien rissen ihn gleichsam mit sich fort; er hatte nach allen Seiten hin sein Wort verpfändet, und ihm zur Seite regte sich sein ältester Sohn Piero, dem ein rücksichtsloser Unternehmungsgeist inne wohnte; man hat damals Filippo gewarnt, die Meinung nicht aufkommen zu lassen, als wolle er seiner Familie die Herrschaft über Florenz verschaffen [3]). Von Piero Strozzi, dem Sohne Clarices, einem Enkel des Piero Medici, wäre das wohl zu erwarten gewesen; nicht jedoch von Filippo. Dessen Bruder Lorenzo versichert, sein Sinn sei nicht dahin gegangen, Cosimo zu stürzen: denn mit dem habe er keinen Hader; er habe nur gewünscht, die Regierung in Florenz so weit umzugestalten, als der natürliche Trieb des frei geborenen Menschen, Freiheit und Sicherheit in seinem Vaterland zu genießen, mit sich bringe. Wir kennen ihn wohl; so war von jeher seine Gesinnung; er wollte nicht herrschen, aber auch nicht beherrscht werden, darin eigentlich bestand sein Republikanismus; zum Parteiführer war er nicht geboren, ein wirkliches Oberhaupt der Ausgewanderten war Strozzi nicht; jede einseitige Gewalt, sowohl eine monarchische, wie eine demokratische war ihm in seiner Seele verhaßt; ein Mann, der das Leben genießen wollte und genoß. Noch blühten seine ausgebreiteten Handelsgeschäfte, er konnte als vornehmer Herr seinen Studien obliegen und seinen Vergnügungen nachgehen, was er liebte.

1) Ordine dell' impresa, bei Niccolini S. 253.

2) Vita di Filippo Strozzi bei Niccolini, p. CXX.

3) Benvenuto Olivieri an Filippo Strozzi, Rom 7. April 1537; bei Niccolini S. 245.

Fein und gebildet, umsichtig nach allen Seiten, hauptsächlich darauf Bedacht, seine Existenz zu wahren, was ihm nur bei einer freien Verfassung seiner Vaterstadt, die er von Herzen liebte, möglich war. Die Optimaten des alten Roms und die gleichberechtigten Aristokraten von Venedig, waren das Ideal seines Ehrgeizes. Die Autorität des Kaisers verwarf er nicht unbedingt, insofern sie den Florentinern ein friedliches und gesetzlich geordnetes Leben sicherte. Wenn er sich jetzt zu der französischen Partei hielt, entschuldigte er sich damit, daß er dem König sehr beträchtliche Vorschüsse gemacht habe, die er verlieren würde, sobald er sich von ihm trenne. Und an einer Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem König brauchte man noch nicht zu verzweifeln, wie ja Papst Paul III. kurz darauf eine solche wirklich zu Stande brachte; indem Filippo zu Frankreich hielt und einen Zustand aristokratischer Freiheit in Florenz herzustellen unternahm, meinte er doch auch, mit Cosimo und Karl V. nicht auf immer zu brechen.

Verwandte Tendenzen der Mäßigung verfolgte Cardinal Salviati; allein wie hätte man hoffen können, daß die Sache eben nach ihren Ansichten geleitet werden würde. Ihre nächsten Angehörigen waren anderer Meinung; der Bruder Salviatis, Bernardo, und der Sohn Filippos, Piero, dachten den Krieg unter allen Umständen durchzuführen, selbst auf die Gefahr hin, daß dabei die alte populäre Partei in Florenz wieder emporkäme [1]. Baccio Valori, der bei der Belagerung und Eroberung von Florenz eifrig mitgewirkt hatte, und dem man auch jetzt als einem Kriegserfahrenen die Führung anzuvertrauen gedachte, mag nicht soweit gegangen sein; aber mit Filippo war er doch keineswegs einverstanden; er hatte selbst eine Art von Eifersucht gegen ihn.

Als nun Filippo Strozzi wieder nach Bologna kam, war noch alles in weitem Felde, die Rüstungen der Freunde von Rom her noch lange nicht beendigt und auch auf allen anderen Seiten alles erst im Werden, die florentinischen festen Plätze in zuverlässiger Hand und Florenz selbst gegen eine innere Empörung gesichert und das Volk auf das strengste in Zaum gehalten. Trotz alle dem drangen die Kriegseifrigen unter den Ausgewanderten auf eine sofortige Unternehmung, wozu die bürgerlichen Entzweiungen in Pistoja den nächsten Anlaß gaben. Hier standen einander von jeher die Panciatici, die an die Ghibellinen, und die Cancellieri, die an

1) Adriani, Istoria dei suoi tempi, S. 31 ff.

die Guelfen anknüpften, entgegen. Die ersteren, denen die reichen Besitzungen in der Ebene angehörten, waren jetzt mediceisch gesinnt; die anderen, die auf dem Hochlande vorwalteten, hatten Beziehungen zu den Ausgewanderten, welche hieran die Hoffnung knüpften, sich Pistojas zu bemächtigen und festen Fuß in Toskana zu fassen. Damit hing es zusammen, wenn sie Montemurlo, einen Flecken auf einer Anhöhe seitwärts der großen Straße, die von Prato nach Pistoja führt, in Besitz nahmen. Auch in Prato glaubten sie Freunde zu haben; Baccio Valori meinte, einen großen Eindruck werde es machen, wenn irgendwo in dem Gebiete eine feste Stellung genommen worden sei.

Filippo Strozzi war weniger zuversichtlich, doch faßte er Muth, als sein Sohn Piero herbeikam und eine nicht unansehnliche Schaar am Fuße des Hügels aufstellte, die sogar einige Geschütze hatte. Sehr unangenehm wurde Filippo Strozzi davon berührt, daß die eindringenden Truppen Gewaltsamkeiten verübten, welche die Bevölkerung aufbringen mußten; denn sonst durfte er deren Beitritt erwarten, sowie er den ersten Vortheil errang. Die Sache der Ausgewanderten wäre gewiß keine verlorene gewesen, wenn der Gegner, den sie angriffen, eben auch nur Parteigänger und zusammengerafftes Volk um sich gehabt hätte; aber er hatte eine geordnete Kriegsmacht unter Alessandro Vitelli für sich. Die kaiserlichen Hülfsvölker brauchten nicht erst herbeizukommen; sie waren längst im Lande, da der Kaiser niemals aus den Augen verlor, wie viel ihm für seine Gesammtmacht an der Behauptung des militärischen Uebergewichts in Toskana gelegen sei. Für den Zweck der Franzosen war das Unternehmen der Ausgewanderten doch nur eine Nebensache, für den Zweck des Kaisers die Vernichtung derselben eine politische und militärische Nothwendigkeit.

Indem nun die Ausgewanderten von diesem Schloß aus, das keine Mittel zur wirklichen Vertheidigung darbot, eine Demonstration machten, die doch nur ein Streich in die Luft sein konnte und keinen wirklichen Erfolg hatte, setzte sich das Kriegsvolk Cosimos, entschlossen der Sache ohne Verzug ein Ende zu machen, gegen sie in Bewegung: das spanisch-deutsche Kriegsvolk nahm eine Aufstellung, durch die es den Italienern, die den Eingedrungenen entgegengingen, den Rücken deckte, um sie dadurch bei gutem Muthe zu halten. Prato und Pistoja, welche die Fuorusciti einzunehmen gedacht hatten, wurden gesichert, die Mannschaften der Ausgewanderten am Fuße des Hügels auseinandergeworfen. Dann ging man

auf das Schloß los, in der Hoffnung, eine gute Beute zu machen. Es war, als hätten sich die Häupter der Ausgewanderten ihren Gegnern recht mit Absicht bloß gegeben. Wie hätten die zu den Fehden des Mittelalters angelegten Mauern und das jetzt zu einer behaglichen Wohnung eingerichtete Schloß den herandringenden Feinden widerstehen können? Dieselben Kräfte hatten Florenz selbst vor Kurzem überwältigt. Wie die Uebrigen, so wurde auch Filippo Strozzi genöthigt, sich gefangen zu geben; dem Kriegsmanne, der ihn überwältigte, sagte er: nur an Alessandro Vitelli ergebe er sich. Der redete ihn dann als ein guter Bekannter und Gevattersmann an; er soll ihm Hoffnung gemacht haben, ihm das Leben zu retten. Filippo wurde als ein Gefangener des Kaisers betrachtet; er gehörte zu der Reihe derer, die durch das Glück des Kaisers ihm in seine Hände geliefert worden sind, früher Franz I., Clemens VII., später der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen. Mit keinem von denen läßt sich Filippo vergleichen; für die Behauptung von Toskana ist jedoch seine Gefangennehmung ein wichtiges Ereigniß.

Um die Lage Cosimos zu verstehen, und um zu begreifen, wie Filippo überhaupt als ein Gefangener des Kaisers betrachtet werden konnte, müssen wir das Verhältniß erörtern, in das dieser in den letzten Monaten zu Florenz getreten war. So entschieden Cosimo von allem Anfang sich auf Seiten des Kaisers hielt, so wurde dadurch doch nicht verhindert, daß derselbe nicht die von Alessandro erbaute Festung von Florenz in Besitz genommen hätte; sehr unerwartet erklärte Alessandro Vitelli, er sei kaiserlicher Kriegshauptmann und halte die Festung für Karl V. besetzt[1]). Cosimo war dabei nicht gefragt worden, und in eine gewisse Bestürzung gerieth die Aristokratie, die ihn noch umgab, über den Verlust der vollen Unabhängigkeit, der darin liege: denn dadurch werde Florenz der Discretion der Kaiserlichen überliefert. Cosimo erklärte Anfangs, er werde dem nicht beistimmen, aber bald sah man, daß er doch mit Vitelli unterhandelte, und zwar, ohne daß die ihm beigegebenen aristokratischen Rathgeber gefragt worden wären.

Es war die Zeit, in der der kaiserliche Gesandte Graf Sifuentes aus dem Hause Silva, in Florenz anlangte; Anfangs war seine Haltung, wie wir wissen, eine vermittelnde, er schrieb an Cardinal Salviati und erhielt Antworten von ihm. Wenn er auch mit anderen

1) Francesco Guicciardini an seinen Bruder Luigi 28. Mai 1537; op. ined. X., S. 402.

von den Fuorusciti unterhandelte, so durfte man dies nicht für eine bloße Maske erklären. Nach der ursprünglichen Intention des kaiserlichen Hofes wäre er wohl auf eine Ausgleichung der beiden Parteien eingegangen. Man vermuthete sogar, das Besetzthalten der Festungen für den Kaiser möge damit zusammenhängen, daß den Ausgewanderten Zugeständnisse gemacht werden sollten, was dann den Führern des Rathes der Achtundvierzig nicht so ganz widerwärtig sein konnte, inwiefern das aristokratische Element durch die Theilnahme der großen Fuorusciti verstärkt worden wäre. Wohin aber wäre es dann mit der Autorität Cosimos gekommen? Denn noch war die in der Stadt getroffene Einrichtung, obwohl im Sinne des Kaisers, von demselben doch nicht bestätigt worden. Wenn nun aber die Ausgewanderten keinen Zweifel darüber ließen, daß sie auf französischer Seite standen, so lag es in der Natur der Sache, daß Cosimo sich um so mehr an das kaiserliche Interesse anschloß. Erst in diesem Gedränge hat überhaupt Cosimo seine ganze Stellung genommen. In einem seiner Briefe spricht er von der Pflicht seiner Unterwürfigkeit, und verheißt, Nichts unterlassen zu wollen, was zum Vortheil und zum Dienste seiner Majestät gereiche [1]). Das Mißvergnügen über die Vorenthaltung der Festung trat vor dem politischen Vortheil, den die Vereinigung mit dem Kaiser darbot, zurück. Dagegen wurde Sifuentes bewogen, ein vorläufiges Diplom auszustellen, worin das municipale Decret, durch welches der erlauchte Cosimo auf den Grund des früheren kaiserlichen Privilegiums zum Oberhaupt der Regierung von Florenz erklärt worden sei, bestätigt wird. Die Auslegung desselben zu Gunsten Cosimos, nachdem Lorenzo, der einen Anspruch hätte machen können, sich durch seine Mordthat des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht habe, wird darin ausdrücklich wiederholt [2]).

Diese beiden Akte, die Besetzung der Festungen und die Anerkennung der obersten Würde Cosimos in der Republik entsprechen einander und bedingen sich wechselweise. Und wie hätte Cosimo eine ernstliche Einrede wegen der Festungen erheben sollen? Der Widerstand, den er den Ausgewanderten leistete, beruhte darauf. Der kaiserliche Befehlshaber der Festung von Florenz,

1) Quanto appartiene al debito della servitù nostra verso S. M., non averemo lasciato cosa alcuna indrieto, dove concorre il comodo e servizio di S. M. Schreiben Cosimos vom 12. Juni 1537, Arch. Med. Germ. N. IV.

2) Cantini S. 510.

Alessandro Vitelli, war es, der die Unternehmung gegen die Ausgewanderten, welche Prato und Pistoja bedrohten, leitete. Die Niederlage von Montemurlo ist nur zu geringerem Theil das Werk der mediceischen Partei in Florenz und des damaligen Staates; in der Hauptsache geschah sie durch deren Verbindung mit den kaiserlichen Truppen. In der Stadt vollzog man dann die Bestrafung der eingebrachten Gefangenen mit der unnachsichtigen Justiz, welche daselbst herkömmlich war, auf das grausamste. Man sah die einst mächtigen Florentiner, die ersten Männer, wie man glaubte, von Italien, reich, stolz und tapfer, doch nunmehr gefangen, in ledernem Koller, ohne Barret, in armseligem Aufzug, einige auf elenden Pferden, andere zu Fuß, nach der Stadt, nach dem Hause der Medici hineinführen, wo sie vor Maria und ihrem Sohn demüthig niederknieeten und eine erträglich gütige Antwort empfingen. Am Tage darauf sah man auf dem Platz ein Schaffot errichten und vier von den Gefangenen enthaupten; an dem zweiten nochmals vier; auch an dem dritten, nicht minder an dem vierten[1]). Da schrie das Volk vor Mitleid; man mußte innehalten und die übrigen in die festen Plätze vertheilen, wo sie einer nach dem anderen umkamen. Ein Vorspiel waren jene Hinrichtungen, die Francesco Valori im Jahre 1497 veranlaßt hatte; jetzt wurde am 20. August dessen Neffe Baccio, einst bei der Eroberung der Stadt päpstlicher Commissar, mit seinen nächsten Verwandten im Hofraum des Palastes des Podestà hingerichtet. Filippo Strozzi wurde von dieser Justiz zunächst nicht berührt, da er sich an Vitelli ergeben hatte und eigentlich ein Gefangener des Kaisers war.

Für Cosimo kam nun — denn die Gemüther der Florentiner waren noch immer in zweifelsvoller Gährung — zunächst alles darauf an, eine definitive Bestätigung des von Sifuentes vorläufig ertheilten Diploms zu erlangen. Dazu wurde Averardo Serristori an den kaiserlichen Hof geschickt, der sich damals in Monzon befand, wo dann die Geschäfte, wie einst in Neapel, von Covos und Granvella besorgt wurden. Es fiel dem Gesandten auf, daß der Kaiser, wiewohl er gut italienisch sprach, doch seinen Bescheid in spanischer Sprache gab[2]). Die Bestätigung des Privilegiums fand

1) Segni, Storie Fiorentine, S. 234.

2) Schreiben Serristoris vom 30. October 1537. Legazioni di Averardo Serristori ambiascatore di Cosimo I. a Carlo quinto e in corte di Roma (1537—68) con note politiche et storiche di Giu-

nicht die mindeste Schwierigkeit; denn für den Kaiser selbst hätte es kein zuverlässigeres Oberhaupt der Republik geben können, als Cosimo war. Die Ausfertigung ist nicht gerade am 30. September, welches Datum sie trägt[1]), sondern erst im Anfang November erfolgt[2]). Aus den schon von Sifuentes angegebenen Gründen wird Cosimo, nicht ohne Erwähnung des städtischen Decrets, zum Oberhaupt der Regierung der florentinischen Republik erklärt; die Republik wird also beibehalten, Cosimo erscheint als ihr Oberhaupt und Primarius[3]).

Nicht so glücklich wurden die übrigen Aufträge Cosimos vollzogen; er trug auf die Ueberlieferung der Festung in seine Hand an und sprach den Wunsch aus, mit der verwittweten Herzogin Margarethe vermählt zu werden. Ueber eine Vermählung derselben war aber der Kaiser bereits in Unterhandlungen mit dem Papst getreten, der sie für seinen Enkel Ottavio verlangte. Man hatte dem Kaiser vorgestellt, seine Tochter werde glücklicher in Florenz sein, als die doch immer unsichere Verwandtschaft mit einem Papst sie machen könne. Aber die Familienverbindung mit dem Papst hatte doch auch für den Kaiser ein großes Interesse, und Cosimo Medici, noch ein sehr junger Mann, konnte vielleicht durch eine andere Vermählung mit dem kaiserlichen Hof in Verbindung gebracht werden. Granvella sagte dem Gesandten, davon werde auch die Rückgabe der Festungen abhängen. Zunächst aber wurde dieselbe verweigert; der Kaiser sagte wohl, die Ermordung Alessandros würde nicht möglich gewesen sein, wenn die Festung schon damals in seiner Hand gewesen wäre.

Die ganze Stellung Cosimos hing noch von den europäischen Verhältnissen, namentlich von Krieg oder Frieden zwischen Karl V. und Franz I. ab. Jene von Paul III. im Mai des Jahres 1538 vermittelte Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem König zu Nizza erregte dem Herzog Cosimo — denn diesen Titel hatte er nunmehr angenommen — nicht wenig Bedenken. Der Papst brachte besonders durch die Vorstellung der von den

seppe Canestrini, pubblicate dal Generale Conte Luigi Serristori. (Firenze 1853.) S. 33.

1) Bei Cantini S. 211.

2) Schreiben Serristoris vom 5. November 1537, a. a. O. S. 39.

3) Den Florentinern Galluzzi und Cantini zu Folge hat hierauf Cosimo das Prädicat Duca und Eccellenza angenommen; im kaiserlichen Diplom wird das nicht erwähnt.

Türken drohenden Gefahr einen Waffenstillstand auf 10 Jahre zu Stande, sowie zugleich für sich selbst die Vermählung Margarethens mit seinem Enkel Ottavio. Cosimo, der mit diesem Papst niemals in gutem Vernehmen stand und das farnesische Haus fürchtete, war darüber nicht wenig betroffen. Er meinte, in seiner Nähe eine unmittelbare Rückwirkung davon in dem Verhalten der Lucchesen wahrzunehmen; sie erlaubten sich mancherlei Provocationen an den Grenzen; namentlich fielen sie der Marchesana di Massa, Ricciarda Malespini beschwerlich, welche Cosimo in Schutz nahm; sie war eine Verwandte des Cardinals Cybo, der sich noch immer in Florenz befand, aber von dem Papst gehaßt und verfolgt wurde. Die Entfernung der Herzogin Margaretha von Florenz regte die Gemüther auf; man sprach laut davon, Cosimo solle seiner Regierung entsetzt und dafür im Neapolitanischen entschädigt werden. Ueber die Hinterlassenschaft Alessandros kam es zu Differenzen zwischen Cosimo und der Herzogin, deren Entscheidung der Papst nach Rom zu ziehen suchte. Cosimo erklärte, er werde dem Papst niemals zu Recht stehen, allerdings auch nicht dem Kaiser; aber aus einem anderen Grunde; auf dessen Wink würde er jeden Anspruch aufgeben und selbst die Erbschaft, die er von seinem eigenen Vater habe.

Der Kaiser hatte bei seiner Annäherung an Frankreich immer erklärt, daß er die Angelegenheiten Cosimos als seine eigenen betrachten werde; einen eigenthümlichen Beweis davon gab er im Sommer 1538, nachdem an Stelle Vitellis Johann von Luna als Commandant eingetreten war. Dieser ließ eines Tages den Herzog und den Cardinal Cybo einladen, ihn mit ihrer Garde und dem florentinischen Adel in dem Kastell zu besuchen. Unter dem Thor überreichte der Befehlshaber den Schlüssel des Kastells; denn dem kaiserlichen Befehl gemäß wolle er anerkennen, daß er dasselbe in Cosimos Namen besetzt halte. Hier befand sich nun damals noch Filippo Strozzi, um dessen Ausantwortung an ihn oder Bestrafung der Herzog bisher vergeblich gebeten hatte. Selbst im Gefängniß erschien Filippo noch angesehen und gefährlich. Cosimo fürchtete, wie dessen Gesandter versichert, die Reichthümer, die Verbindungen, selbst die Sprachgewandtheit Filippos, und machte unaufhörlich darauf aufmerksam, wieviel dem Kaiser selbst daran liegen müsse, sich desselben zu entledigen: denn die Freunde Filippos seien alles Feinde des Kaisers; von Frankreich und Venedig, sowie von dem Papst werde die Größe und Macht des Kaisers verabscheut; wenn sie sich für Strozzi erklären, so sei der Grund davon, daß sie den florentinischen

Staat, wie er jetzt geworden, zu erschüttern und damit den Kaiser in Nachtheil zu bringen suchen; man müsse die Folgen erwägen, die es haben könne, wenn König Franz sich Mailands bemächtige. Er werde dann sich leicht zum Meister von Genua und Toskana machen und Neapel nochmals angreifen. Daß der Papst neutral bleibe, darauf könne man nicht viel geben: denn er werde nicht hindern, daß die alten Verbannten sich wieder regen und die Unterthanen Cosimos zur Empörung reizen. Man erlebe jetzt, daß auch die nächsten Rathgeber des Kaisers Covos und Granvella sich zu der Sache Filippos hinneigen; wolle Gott, daß sie die wahren Gesinnungen Filippos gegen den Kaiser nicht zu empfinden bekommen [1]).

Der Kaiser hatte nun seinerseits immer darauf bestanden, daß er wissen müsse, welchen Antheil Filippo an der Ermordung des Duca Alessandro durch Lorenzo gehabt habe; jeden Antheil an der Ermordung seines Schwiegersohnes wollte er rächen und bestrafen. In dem Castell ist nun auch Filippo Strozzi darüber verhört worden, nicht ohne die Tortur gegen ihn anzuwenden; aber man hörte, diese sei doch nur leicht gewesen, und wenigstens hatte Filippo nicht so viel bekannt, um ihm darüber den Prozeß machen zu können. Der Kaiser hatte Filippo immer gehaßt und gefürchtet; endlich ward er zu dem Entschluß bewogen, seinen Gefangenen zu weiterer Untersuchung an Cosimo auszuantworten. Mit kaiserlicher Bewilligung wurden alle Anstalten getroffen, um Filippo Strozzi aus dem Kastell in den Palast von Florenz zu bringen, d. h. aus einem Gewahrsam, in welchem man ihn schonte, in eine Gefangenschaft, wo ihm alle Schrecken der Tortur und ein gräßliches Ende bevorstanden. In dieser Gefahr nun, in einer Art von Beänstigung über die Aussagen, die man ihm abpressen möchte, hat Filippo Strozzi Hand an sich selbst gelegt.

Man hat wohl gesagt, der kaiserliche Kastellan oder Cosimo selbst werde ihn getödtet haben; aber jener, Johann von Luna, gehörte zu seinen Freunden; eben seiner schonungsvollen Behandlung sollte der Gefangene entrissen werden; und der Herzog hatte fürwahr das größte Interesse, über die Verbindungen Filippos, die ja mit

1) Da qui è sollecitato ogni cosa in favor di Filippo, e non solo il papa con li ministri suoi ma etiam gli agenti di S. M. fulminano. Dio voglia che non abbia mai a vedere più per ogn'ora in futuro dell' animo e volontà di Filippo verso di quella. Schreiben Cosimos vom 4. November 1538. Medic. Archiv. Germ. N. IV.

dem Tode desselben nicht einmal zu Ende gingen, das Nähere zu erfahren; er war eben der vornehmste Feind, den Filippo Strozzi auf Erden hatte; in seine Hände zu fallen, war eine Schmach, die er nicht über sich ergehen lassen wollte. Nicht Alles, was zur Verherrlichung dieses letzten florentinischen Republikaners gesagt worden ist, wird man wiederholen dürfen; aber die Thatsache selbst ist wahr; wir haben dafür einen unumstößlichen Beweis in dem Bericht eines Gesandten des Herzogs an den Kaiser.

Dem zufolge ließ Luna bei den Vorbereitungen zur Abführung Strozzis dem Herzog und dem Cardinal Cybo zu wissen thun, Strozzi habe sich in dem Zimmer, das ihm zum Gefängniß diente, eingeschlossen. Hierauf wurde Piero Colonna mit einigen Edelleuten abgeschickt, welche die Kammer erbrachen. Sie fanden Filippo ausgestreckt auf dem Boden und todt, mit zwei Schwertern an seiner Seite, welche an der Spitze blutig waren, und ein anderes, noch in der Scheide auf einem Koffer liegend. Vielleicht darf man annehmen, daß diese Waffen von Luna ihm nicht ohne Voraussicht seines Vorhabens in den Händen gelassen worden sind. Neben ihm fand man einen ebenfalls mit Blut befleckten Brief von seiner Hand an Don Johann von Luna, in welchem er die ihm gemachten Beschuldigungen nochmals leugnete und sie dem Cardinal Cybo zur Last legte, die Aussagen in Abrede stellte, die er in seinem ersten Verhör gemacht hatte, zugleich über seine Verlassenschaft und sein Begräbniß verfügte. Er sprach darin wörtlich aus, daß er für das Vaterland sterbe. Er hatte kurz zuvor Plutarch gelesen, nicht gerade Lebensbeschreibungen, wie man vermuthen könnte, sondern die Schrift über die, welche die Strafe der Gottheit spät erfahren[1]), in welcher der Autor aus den Stellen der Philosophen und Poeten und einem reichen Schatz von Beispielen den Schluß zieht, daß die Missethat sich räche auf Erden. Der Gedanke wird darin ausgeführt, daß Tyrannen, um der Vortheile willen, die man ihnen verdanke, eine Zeit lang geduldet, aber zuletzt mit unfehlbarer Züchtigung heimgesucht werden. Für das Unrecht, das ihm geschieht, erwartet Strozzi die, wenngleich späte Rache der Gottheit, an denen, die es verursachen; er meinte, daß das durch einen seiner eigenen Nachkommen geschehen werde. Er wiederholt den virgilianischen Vers:

1) *Περὶ τῶν ὑπὸ τοῦ θείου βραδέως τιμωρουμένων.* Plut. Moral. ed. Wyttenbach T. III.

„Möge mir aus meinen Gebeinen ein Rächer erstehen."

Der Kaiser lachte der Verweisung auf die Zukunft: „Daß doch", rief er aus, „alle meine Feinde auf diese Weise unterliegen möchten."

Nur an diese beglaubigten Umstände darf man sich halten. Jene großartige Erinnerung an Cato Uticensis, neben dem Filippo Strozzi im Jenseits eine Stelle zu finden gehofft habe, läßt sich doch nicht authentisch nachweisen. Allein auch die Nachricht, die Cosimo an den Kaiser gelangen ließ, beweist, daß Strozzi als Republikaner gestorben ist[1]. Alle Schwankungen in seinem Leben schreiben sich daher, daß er die aristokratische Republik im Gegensatz gegen einen gewaltsamen Fürsten und gegen eine unheilvolle Demokratie zu vertheidigen entschlossen war. Zwischen diesen Tendenzen hat er sich Zeit seines Lebens bewegt. Einst führte ihn seine Mutter von der republikanischen Partei zu der Freundschaft der Medici zurück. Wir sahen, wie er sich mit diesen entzweit und zu ihrer Verjagung im Jahre 1527 beitrug. Allein die Republik nahm eine Wendung zur Demokratie, die er nicht aushalten konnte. Er trug dann dazu bei, daß die Medici wiederhergestellt wurden. Aber für die Monarchie, die er sich dann gefallen ließ, forderte er doch zugleich eine starke aristokratische Schranke, dem ersten Inhaber derselben setzte er sich umsomehr entgegen, als er sein naher Verwandter war; der aristokratitsche Gedanke hat in ihm eine sehr persönliche Färbung. Er näherte sich dann wieder der Demokratie, die er bekämpft hatte; mit deren Hülfe hoffte er, eine Republik, die einem Jeden die gewünschte Freiheit gestatte, herzustellen. Aber viel zu schwach waren die Kräfte, die er ins Feld führte. In Cosimo erwuchs ihm ein Feind, dem er nicht gewachsen war. Strozzi war zugleich ein Anhänger und Gegner des Dominikanerbruders Savonarola. Sie wollten beide die Republik; Savonarola aber wollte sie auf die Demokratie begründen, die er mit der Aristokratie nicht zu versöhnen vermochte; Filippo Strozzi auf die Aristokratie, die er aber auch mit der Demokratie combiniren zu müssen in den Fall kam. Savonarola war ein Mönch und vor allen Dingen ein Christ, Filippo ein vornehmer Kaufherr und in seiner Seele ein Heide. Als ihm bevorstand, was er über Alles fürchtet, in die Hand seines siegreichen Feindes zu fallen, hat er sich getödtet.

Begleiten wir nun Cosimo auf seinem Wege zur Alleinherrschaft.

1) In dem Anhange widme ich dieser Streitfrage eine kurze Erörterung.

Im Frühjahr 1539 vermählte er sich im Sinne des Kaisers mit der zweiten Tochter des Vicekönigs von Neapel, Pedro de Toledo, Eleonora. Der Vicekönig bewilligte so wenig seiner Tochter eine Mitgift, wie einst der Kaiser der seinen, als sie sich mit Alessandro vermählte. Cosimo mußte eine Handschrift darüber ausstellen, daß er eine Mitgift bekommen habe, die er doch nie erhalten hatte, und sich noch überdies zu einer Schenkung verstehen [1]). Er meint, Paul III. werde lachen, wenn er dies erfahre: denn dieser Papst hatte ihm seine Enkelin Vittoria angetragen unter den vortheilhaftesten Bedingungen. „Aber unter allen Umständen", sagt er, „wünsche ich, so oft wie möglich, dem Kaiser beweisen zu können, daß ich keinen andern Herrn und Meister begehre, als seine Majestät allein" [2]).

Im Juni 1539 führten neapolitanische Galeeren die neue Fürstin unter dem Geleit ihres Bruders nach Livorno. In Florenz wurde sie von der Mutter Cosimos und dem florentinischen Adel mit nicht geringem Pomp empfangen. Der Herzog Cosimo spricht sich sehr befriedigt aus; denn er finde alles das Entgegenkommen, das man ihm versprochen habe [3]). Nicht mit dem Kaiser, aber mit einer Familie ältester Grandezza, die ihren Ursprung von den Königen herleitete, war er dadurch in Verbindung getreten, und diese gewährte ihm fast einen noch stärkeren Rückhalt, da sie zugleich eine mächtige Partei bildete, die in inneren und äußeren Angelegenheiten maßgebend war, und auch ihrerseits nun ihre Größe auf den Herzog von Florenz gründete. Die enge Verbindung mit Neapel — denn die spanischen Vicekönige hatten allezeit eine gewisse Unabhängigkeit — kam dem Herzog von Florenz in allen seinen Angelegenheiten sehr zu Statten. Papst Paul III. wäre sehr geneigt gewesen, die Familie Strozzi, Nachkommen Filippos, mit Fano zu belehnen. Aber Cosimo stellte dem Kaiser vor, wie gefährlich das nicht allein für Florenz, sondern auch für Neapel werden könne, da die Strozzi

1) Galluzzi, Istoria del Granducato di Toscana, T. I. S. 24.

2) Schreiben Cosimos vom 10. März 1539: E benchè io so che il Papa si farà beffe di casa mia, quando gli verrà notizia delle condizioni che io ho proposte a quelle mi offeriva, tuttavia desidero ogni giorno avere qualche occasione di mostrare a S. M., che io non ho ne voglio aver mai altro Signore e padrone in mondo di quella. Medic. Archiv Germ. N. IV. Der Heirathsvertrag wurde am 29. März 1539 zu Neapel abgeschlossen, vergl. Galluzzi a. a. O.

3) Avendo trovato il riscontro che mi era promesso. Schreiben Cosimos vom 24. Juni 1539. Medic. Archiv. Ebenda.

unauflöslich mit Frankreich verbunden seien; durch seinen Einfluß wurde es hintertrieben.

Es ist ein eigenthümliches Verhältniß, daß die Strozzi an Katharina Medici, nunmehr Dauphine von Frankreich, in der sich die ältere Linie dieses Hauses fortsetzte, einen Rückhalt fanden, während die jüngere sich unbedingt an Karl V. und die Spanier anschloß. Aber diese waren jetzt in Italien die stärkeren; sie gaben dem Herzog auch für die inneren Einrichtungen, die er nunmehr traf, eine feste Anlehnung und Stütze.

Cosimo konnte insofern noch als Parteihaupt angesehen werden, als jener städtische Adel, der im Jahre 1530 wieder hergestellt worden, ihm gegen alle die Feindseligkeiten, die ihm von den Fuorusciti und deren Freunden in und außerhalb Italiens drohten, zur Seite gestanden hatte. Aber nicht durch dessen eigene Kraft war der Endzweck erreicht worden; es war hauptsächlich durch die Spanier geschehen. Die florentinische Aristokratie konnte jedoch in ihrem Kampfe mit der Demokratie den Fürsten nicht entbehren, ohne den sie erlegen wäre. Aus dem Kampfe zwischen Adel und Volk erhob sich das mediceische Fürstenthum. Wenn man sich aller Orten darüber beklagte, daß das schöne Tyrrhenerland nun doch einer Gewaltherrschaft unterliege und die Nachkommenschaft der freien Florentiner mit beschränkenden Gesetzen und starken Auflagen heimgesucht werde, so war die Antwort: die Freiheit sei in Frechheit ausgeartet; bei einer eigentlichen republikanischen Verfassung würde Adel und gute Sitte untergegangen sein; Ordnung und Sicherheit, das sei die wahre Freiheit. Diese Verbindung mit Spanien aber gab dem Fürsten auch Anlaß und Mittel, sich um die alten Parteigenossen wenig zu kümmern.

Die früheren Medici hatten sich begnügt, bei der Verwaltung ihrem Anhang insoweit Raum zu lassen, als nichts gegen ihr Interesse geschah. Cosimo vereinigte die wesentliche Gewalt aller Magistraturen in sich und machte diese zu Organen seines Willens oder ließ sie unthätig. Den Rath der Achtundvierzig beschäftigte er mit unbedeutenden politischen Nachrichten oder inneren Angelegenheiten von wenigem Belang, wie etwa den Sachen von Pistoja. Die Summe der Regierung concentrirte sich allmählich in einer geheimen Pratica, wie ja auch der Sinn der früheren Zeiten oftmals dahin gegangen war, nicht durch Gonfaloniere und Signorie, sondern durch eine Pratica zu regieren; nur daß diese jetzt einem obersten Willen vollkommen unterworfen war.

Alle Beamten, die mit der Verwaltung der öffentlichen Einkünfte zu thun hatten, hielt Cosimo unter strengster Aufsicht, und da er selbst die, welche offenen Zugang zu ihm gehabt, wenn sie hierin fehlten, ohne Nachsicht, sogar am Leben, strafte, in einer Art von Schrecken; er lehrte die Magistraturen Subordination. Alle Aussprüche, auch der Civilgerichte, unterlagen seinem Gutachten; als einst die Acht nicht gesprochen hatten, wie ihm wohlgethan dünkte, schickte er sie sämmtlich nach Hause. Es war nur ein Schritt, so waren die Florentiner aus freien Bürgern, die ihre eigene Angelegenheiten verwalteten, Unterthanen eines Fürsten geworden.

Daß er nun keine innere Gegenwirkung erfuhr, gab seiner Politik nach Außen hin, die er ganz nach eigenem Ermessen einrichtete, gleichsam ein persönliches Gepräge; sie war immer von dem Verhältniß des Kaisers zu dem Papstthum und zu dem König von Frankreich abhängig. Im Jahre 1540 brachen Unruhen in Perugia aus, die Papst Paul III. mit der Hülfe der Spanier von Neapel her zu unterdrücken suchte. Cosimo meinte, die Peruginer dahin bringen zu können, sich der Protection des Kaisers zu unterwerfen. Er sprach mit einigen Ausgewanderten darüber, die sich sehr geneigt dazu zeigten; sein Gedanke war, daß er selbst diese Protection zu handhaben beauftragt würde [1]). So weit kam es nun nicht; auch ohne die Unterstützung der Spanier wußte der Papst die Peruginer zuletzt zu unterwerfen und durch eine Festung im Zaume zu halten. Dem Herzog kam es zu Statten, daß die Vermählung Margarethens mit dem noch sehr jungen und rohen Ottavio Farnese keine glückliche war und das gute Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Papst keineswegs befestigte. Paul III., der die Festsetzung der spanischen Macht in Italien sehr ungern sah, neigte sich, was er auch in jedem Augenblick sagen mochte, doch in der Hauptsache zu den Franzosen. Und wenn diese den cosimesken Staat, zumal so lange er militärisch noch nicht befestigt war, bedrohten, immer in Verbindung mit den Ausgewanderten, so gewährte auch Paul III. diesen Aufnahme im Kirchenstaat: man sah Piero Strozzi und seine Anhänger, mit Schwert und Dolch bewaffnet, in Rom umhergehen; bei Nacht hatten sie Zusammenkünfte mit anderen Florentinern, die

1) Ho parlato con qualcuno di questi di fuori et ho durato poca fatica, a persuaderli valer mandar a S. M. a dir li facti loro, cosi credo, faranno che S. M. prendesse la protettione de' Perugini e lasciasse al D. Cosimo la cura di mantenerli nel sua divozione. Schreiben vom 2. August 1540. Aus dem Mediceischen Archiv. Germ. N. IV.

dem Herzog verdächtig waren, wie mit Ridolfi [1]). Es bildete ein wesentliches Moment in der Politik Cosimos, wie er mit unaufhörlich regem Verdacht sich an allen Grenzen in Vertheidigungsstand zu setzen und jeder Gefahr vorzubeugen beflissen ist. Dieser Gegensatz gegen den römischen Hof hat die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes einmal veranlaßt, ihn zum Eintritt in denselben einzuladen. Wie wenig aber kannten sie ihn, wenn sie dies hofften: er benutzte den Antrag nur, um dem Kaiser davon Meldung zu thun, bei dem er dadurch noch größere Rücksicht und mehr Vertrauen erwarb; er hat dem Kaiser wohl gesagt, ganz Italien hasse ihn; er habe nur zwei Freunde in Italien, ihn selbst und Andrea Doria. Cosimos Ehrgeiz bewegte sich unter dem Horizont der kaiserlichen Macht; für diese war er dadurch wichtig, daß er in dringenden Fällen das erforderliche Geld herbeischaffte. Er kam gar bald in den Ruf, daß er reich sei: er sagt einmal, er habe sich absichtlich diesen Ruf verschafft; denn es könne ihm nur nützen, wenn ein Feind, der ihn anzugreifen denke, die Mittel des Widerstandes bei ihm voraussetze [2]). Bei dem Kaiser machte er dagegen geltend, wie er durch eine oder die andere Ausgabe, namentlich den Ankauf von Getreide für sein Land sehr erschöpft sei; aber Granvella, damals sein Freund, sagte ihm, er möge nur dafür sorgen, über vieles Geld verfügen zu können, dann werde er, der kaiserliche Minister, ihn groß machen.

Eigentlich ist dies der Weg gewesen, auf welchem Cosimo emporkam. Bei den Bedrängnissen, in die der Kaiser durch den Wiederausbruch des französischen Krieges im Jahre 1543 gerieth, wurde er vermocht, dem Herzog, der ihm in Genua seinen Besuch machte, die bisher noch vorenthaltenen Festungen von Florenz und Livorno gegen die Zahlung von 150,000 Dukaten, die zu dem niederländischen Krieg unbedingt erforderlich waren, einzuräumen. Der Herzog wurde erst dadurch Herr und Meister in dem alten Gebiet von Florenz.

1) Bericht Serristoris vom 8. März 1542: in Legazioni di Averardo Serristori, S. 120.

2) Perchè io veggo, che questi disegni sono fatti e fondati sopra una certa fama e opinione, che io abbia qualche somma di danari, la quale io son andato fomentando et augumentando, quanto ho possuto, parendomi che tale opinione non mi potesse se non giovare appresso di chi avesse disegno o pensamento di offendermi. Brief Cosimos vom Januar 1542. Medic. Archiv. Germ. N. IV.

Die gesammte politische Lage aber war durch die Allianz des König Franz mit den Osmanen, deren Flotte jetzt im tyrrhenischen Meere erschien, verändert. Cosimo mußte zu allen Maßregeln mitwirken, welche die italienische Küste gegen die Anfälle Barbarossas, der an der Spitze der türkischen Flotte stand, sichern konnten; er hat an den Berathschlagungen, die zu diesem Zweck in Genua gepflogen wurden, Theil genommen. Und wie nahe ihn diese Angelegenheit berührte, sieht man daraus, daß Barbarossa bei dem Anfall auf die Küste von Piero Strozzi begleitet wurde, welcher die Absicht hatte, Port Ercole an der Küste der Maremma zu besetzen, einen Platz, der dann zur Verbindung der kretisch-französischen Streitkräfte mit den Gegnern Cosimos und des Kaisers in Italien gedient haben würde. Bei den großen Vortheilen, welche die Franzosen im Jahre 1544 in Piemont erfochten, erwarb sich Cosimo dadurch ein Verdienst um die Kaiserlichen, daß er zu ihrer Unterstützung eine eben gerüstete Mannschaft abordnete; sie nahm ihren Weg über Genua und kam eben zur rechten Zeit und am rechten Orte an, um die erwünschte Wirkung hervorzubringen. Darin lag zugleich das eigene Interesse Cosimos: denn auch dort spielte Piero Strozzi eine Rolle; man hat ihm sogar die Absicht zugeschrieben, sich mittelst dieser Verbindung der Stadt Trient zu bemächtigen.

In dem schmalkaldischen Kriege schickte Cosimo dem Kaiser eine Schaar leichter Reiterei zu, welche sehr gute Dienste leistete. Von vielem Werthe für die Autorität des Kaisers war die Unterstützung, die er in den genuesischen Unruhen, die mit der Verschwörung Fiescos zusammenhängen, bei Herzog Cosimo fand. Man setzte voraus, daß nicht allein die französischen Minister, sondern auch die Herzogin von Ferrara, die Farnesen und selbst Paul III. mit Fiesco einverstanden gewesen seien [1]. Cosimo, der von dieser Combination selbst bedroht worden wäre, säumte keinen Augenblick, sich ihr mit aller Macht entgegenzusetzen. Seine Biographen haben ihm später immer zugeschrieben, daß er Genua für den Kaiser gerettet habe [2].

Und da Cosimo den Italienern nicht traute, so verwandte er Spanier zum Schutze der Küstenplätze; er sagte wohl, er setze deshalb Livorno in guten Stand, um dem Kaiser diesen Hafen zur Ueberfahrt von Spanien nach Italien darbieten zu können, wenn er durch irgend einen Tumult in Genua verhindert werde, sich dahin zu begeben.

1) Muratori, Annali d'Italia; T. XII, p. II, S. 72 f.
2) Cantini S. 159.

Der florentinische Gesandte versicherte Karl V., sein Herr denke Tag und Nacht an nichts anderes, als wie er ihm gefällig sein könne[1]). Karl V. antwortete: auch er betrachte die Angelegenheiten des Herzogs als seine eigenen; er liebe ihn nicht weniger, als den Prinzen von Spanien, seinen Sohn. Man erwartete schon in dieser Zeit, der Kaiser werde ihm Piombino und Siena überlassen. Zunächst von Piombino war damals wirklich die Rede. Der vornehmste gemeinschaftliche Gesichtspunkt war auf die Vertheidigung der Seeküste gerichtet. Einen Theil derselben bildete das Gebiet der Appiani in Piombino, welche zugleich die Insel Elba besaßen, einen anderen die Maremma von Siena. Weder Appiano aber, noch Siena waren recht fähig, einem Anfall zu widerstehen; man zweifelte selbst, ob sie geneigt dazu wären; denn Jacopo Appiano war der Schwager des Cardinals Salviati, und obwohl er auch mit Cosimo in einem verwandtschaftlichen Verhältniß stand, ein unzweifelhafter Gegner desselben, und die Sienesen niemals ohne Verbindungen mit Frankreich und mit den Strozzi. Wenn es nun schon von alter Zeit her die Absicht der Florentiner gewesen war, sich Piombinos zu versichern, das zu dem pisanischen Gebiet gehörte, welches ihnen zum großen Theil zugefallen war, so kam Cosimo auf diesen Gedanken zurück. Bei einer neuen Geldforderung des Kaisers sagte er demselben, er könne sie nicht leisten, wenn ihm nicht auf das bestimmteste zugesagt werde, daß er Piombino erhalten solle. Sein Grund war, daß er das Geld nicht zusammenbringen könne, weil die Florentiner sich nicht schröpfen oder vielmehr — denn dies Wort gebrauchte er — schinden lassen würden, wenn man ihnen nicht diese Erwerbung in Aussicht stelle[2]); jedoch wenn er diese Zusage erhalte, werde er seine Börse erschöpfen und seinen Unterthanen das Fell über die Ohren ziehen. Karl V. war an sich nicht sehr geneigt dazu: denn von alter Zeit her wurde der Ort als überaus bedeutend für die Herrschaft in Italien angesehen; er wurde jedoch bewogen, dem Herzog Hoffnungen zu machen, wenn er ihm ein Anlehen von 150000 Dukaten gewähre[3]), wozu der Herzog sich entschloß. In=

1) Usa ogni diligentia per intendere se 'l si tratta secretamente qualche maneggio in Italia, in Franza et in ogni altra parte del mondo che sia di qualche importantia, per tener avvisata S. M. Mocenigo, Relazione di Carlo V., 1548.

2) Perchè i Fiorentini non si lascerebbero scorticare senza una ricompensa. Med. Arch. Ind. XVIII. Corte imperiale. Toskan. Sachen.

3) Con dar speranza delle cose di Piombino.

sofern setzte Cosimo die Politik der alten Republikaner fort, daß er das florentinische Geld anwandte, um eine Gebietserweiterung zu erwerben.

Die bestimmte Zeit aber verfloß, ohne daß ein Schritt dazu geschehen wäre. Am kaiserlichen Hofe hatten auch die Appiani einen gewissen Einfluß. Mit Lebhaftigkeit setzten sich die Genuesen dagegen; sie machten dem Kaiser sehr ansehnliche Versprechungen, wenn es nicht geschehe; und der kaiserliche Befehlshaber, der in Siena eine Festung gebaut hatte, erschien vielmehr als ein Gegner Cosimos, der sich dergestalt noch immer von allen Seiten her bedroht fühlte. In einer in tiefes Geheimniß gehüllten Meldung gab er dem Kaiser zu erkennen, daß von päpstlicher Seite ein Anschlag auf sein Leben gemacht sei; er wollte den Mann kennen, der beauftragt worden sei, das Attentat, wenn nicht zu vollziehen, so doch zu vermitteln. Von jener Rache, die ihm Filippo Strozzi angekündigt hatte, fürchtete er durch ein Zusammentreffen seiner äußeren Feinde mit den inneren betroffen zu werden.

Noch immer zuckten die Unruhen der Bürgerkriege nach. Die Besorgnisse bestimmten selbst Cosimos innere Politik: seine Gelderpressungen. Den ganzen Druck, den er über die Unterthanen verhängte, leitete man daher, namentlich auch die Schärfung der polizeilichen Aufsicht in seinem Gebiete, selbst seine Gesetzgebung, wie er denn die Confiscation über alle Stiftungen ausdehnte, die von den Verurtheilten zu Gunsten eines Verwandten gemacht worden sein dürften [1].

Als Herzog von Florenz blieb er immer Cosimo Medici, der mit den Kräften, die ihm zu Theil geworden, bedacht war, sich selbst zu vertheidigen. Besonders waren es die Feindseligkeiten des römischen Papstes und des Hauses Farnese, welche den Herzog allenthalben beeinträchtigten und seine Besorgniß wach erhielten. Der Tod Pauls III. (10. November 1549) gewährte ihm nicht allein eine Erleichterung, sondern seine ganze Stellung wurde dadurch verändert; schon darin lag ein unschätzbarer Vortheil für ihn, daß nicht mehr eine Persönlichkeit, die sich ihm von jeher feindlich erwiesen, das Oberhaupt der Kirche, der Inhaber der weltlichen Macht in dem benachbarten Gebiete war. Es mußte nun doch dafür gesorgt werden, daß er keinen Nachfolger in seinem Sinne fand. Die kaiserlichen Minister hatten die Absicht gefaßt, den Cardinal Salviati zur Tiara zu erheben; Cosimo war nothwendiger Weise ganz da-

1) Cantini S. 204.

gegen; er wollte überhaupt keinen Florentiner, noch viel weniger aber einen solchen, den er als seinen Feind betrachtete, zum Papstthum erhoben sehen [1]). Um jenen kaiserlichen Räthen gefällig zu sein, schickte er denselben ein Empfehlungsschreiben für Salviati, aber nur ein ostensibles; insgeheim warnte er vor Salviati, der doch sein eigener Schwager war; denn, was derselbe auch sagen möge, er sei durchaus französisch gesinnt. Ein großes Ereigniß, zu dem Cosimo selbst beigetragen hat, war es nun, daß nicht ohne seine Einwirkung Cardinal del Monte, der mit ihm in der letzten Zeit gut gestanden, aus dem Conclave als Papst hervorging; er nannte sich Julius III. Zuerst durch Cosimo, dem darüber eine besonders geheime Botschaft zuging, ließ derselbe den Kaiser versichern, daß er immer auf seiner Seite sein werde.

Aber noch war der neue Papst sehr schwach; das Haus Farnese blieb auch nach dem Tode Paul III. überaus mächtig; es war von diesem stärker, als je eine andere päpstliche Familie zurückgelassen worden. Die Farnesen traten als eine neue Potenz in dem mittleren Italien auf, sie stellten sich damals in entschiedenem Gegensatz gegen den Kaiser auf die Seite der Franzosen. In Frankreich aber hatte vor Kurzem Heinrich II. den Thron bestiegen, der vor Ehrgeiz brannte, die Pläne seines Vaters auszuführen und gar bald eine Macht entwickelte, die ihm das Uebergewicht in der Welt, vor Allem in Italien zu verheißen schien. Da nun auf der anderen Seite die kaiserliche Macht nicht mehr so stark war, wie in den früheren Jahren, und überdieß auf eine Weise verwaltet wurde, die das Mißvergnügen Cosimos erweckte, trat für diesen die Frage ein, ob er sich nicht auch den Franzosen nähern solle. Sein Gesandter in Rom suchte, — aber in einer Weise, die dem Herzog fast zu stark war, das in der That ins Werk zu setzen. Cosimo fühlte sich dadurch veranlaßt, ihm eine Weisung zu geben, die als das Programm seiner Politik für die folgende Zeit betrachtet werden kann. Darin erklärt er mit Nachdruck, daß er keineswegs ein Vasall des Kaisers und demselben unbedingt ergeben sei; er habe nur versprochen, nichts gegen ihn zu thun, und das wolle er halten, solange der Kaiser ihn gut behandle. Für die Abwandlung der Politik, die

1) Interrogato il Duca, se egli volesse contribuire a far Papa il Cardinale Salviati suo zio, rispose che non può piacergli la promozione di nessuno Fiorentino, ma particolarmente di questo che si era tanto opposito alla sua elezzione. Medic. Archiv. Indice XVIII. Corte imperiale Tosk. Sachen.

in dieser Aeußerung enthalten ist, lagen für Cosimo auch nach einer andern Seite hin die dringendsten Beweggründe vor. Von den Franzosen mußte er ernste und gefährliche Feindseligkeiten in Toskana erwarten. Katharina Medici, nunmehr Königin von Frankreich, erhob einen Erbanspruch auf die Verlassenschaft ihrer Linie und selbst auf die Besitznahme des Staates war ihr Absehen und das ihrer Freunde, der Strozzi, gerichtet: denn diese fanden an der Königin, die selbst der älteren Linie der Medici angehörte, der auch sie verwandt waren, Rückhalt und Schutz. Noch im Jahre 1550 verlautete, daß sie hofften, im Kurzen des Staates von Florenz Meister zu werden. Cosimo spottete dieser Versuche, die vollkommen scheitern würden; gegen die privatrechtlichen Ansprüche der Königin, sagt er, werde er sich als Privatmann vertheidigen; ihre Ansprüche auf den Staat erklärte er für lächerlich. Und der König möge nicht glauben, daß er, der Herzog, als Freund oder als Feind keine große Beachtung verdiene; er werde ihm das Gegentheil beweisen. Unmöglich könne König Heinrich Florenz einnehmen, ohne sich zugleich zum Meister von Italien überhaupt machen zu wollen. Auch werde er wohl von manchen Seiten dazu aufgefordert; das geschehe aber blos aus Eifersucht gegen den Kaiser. Sollte er die Herrschaft in Italien wirklich an sich bringen wollen, so würden alle gegen ihn sein; sie würden das Ihre zurückfordern, und er selbst, Duca Cosimo, würde unter dieser Zahl sein und dann Verbündete finden; er warnt vor jedem Vorhaben, durch welches er genöthigt werden würde, sich in die Arme des Kaisers nicht allein, sondern auch der Nachkommenschaft desselben zu werfen [1]).

Ein Aktenstück von um so größerem Werth, als seine Fassung beweist, daß es nicht durch die Hand eines Staatssekretärs gegangen ist: Cosimo spricht darin seine eigensten Gedanken ohne allen Rückhalt aus. Eigentlich beginnt mit diesem Augenblick eine neue Epoche seines Lebens. Da die beiden großen Mächte in Italien unmittelbar aufeinander stießen, so wurde seine Lage bei weitem schwieriger, zugleich aber in sich bedeutender. Indem er seinen Staat den Franzosen gegenüber zu behaupten suchen mußte, durfte er mit ihnen doch nicht brechen. Je mächtiger aber die Franzosen in Italien wurden, um so wichtiger wurde seine Allianz für den Kaiser. Cosimo konnte den Gedanken fassen, im Bunde mit dem Kaiser seinen

1) Cosimo an Averardo Serristori; Florenz 27. Mai 1551; bei Desjardins III, S. 238 ff.

Staat nicht allein zu befestigen, sondern zu erweitern. Aber dazu mußte er Zeit und Gelegenheit abwarten, namentlich da er auch des Kaisers keineswegs alle Zeit sicher war; sein politisches Verhalten wurde zweideutig und doppelsinnig. Bei dem Wiederausbruch des Krieges im Jahre 1552 dachten die italienischen Fürsten daran, sich gegen die möglichen Folgen desselben durch einen Bund sicher zu stellen, zu dem sie auch Cosimo einluden. Dieser betheiligte sich an den Verhandlungen, aber er versicherte dem Kaiser[1]), daß er das nur thue, um ihm über den Gang dieser Angelegenheit zuverlässige Mittheilungen machen zu können; er schließt mit dem Worte: so möge ihm Gott Glück verleihen, wie er in dieser und jeder andern Sache zu den Diensten des Kaisers entschlossen sei[2]). Bei alle Dem behielt er sich doch vor, daß der Dienst des Kaisers ihm auch selber zu seinem Vortheil gereichen müsse.

Eine neue Geldforderung desselben lehnte er mit der Bemerkung ab: als ihm der Kaiser Piombino versprochen, seien die Florentiner bereit gewesen, ihn dabei nach Kräften zu unterstützen, jetzt aber nicht mehr; er habe sein Geld und seine Reputation verloren.

Der Moment war insofern von der größten Wichtigkeit für den Kaiser, als eben durch das Vorrücken des Kurfürsten Moritz nach den Tyroler Alpen, wo er sich aufhielt, um die Ausführung seines geistlich-weltlichen Systems zu überwachen, seine ganze Stellung in die größte Gefahr gebracht wurde. Aber auch für Cosimo trat damit eine entscheidende Krisis in seinen eigenen Angelegenheiten ein: denn was hätte für ihn wichtiger sein können, als der Kampf um den Besitz des ehedem gleichmächtigen Siena, der sich jetzt zwischen den beiden großen Mächten entspann. Zugleich setzten die Franzosen alle Gegner des Kaisers in Italien in Bewegung; es gelang ihnen, in Siena einen städtischen Tumult hervorzurufen, und mit Hülfe ihrer Freunde aus der Nachbarschaft die spanische Besatzung zu verjagen, bei der sich auch florentinische Mannschaften befanden. Man hätte erwarten sollen, daß sich Cosimo mit aller Kraft gerüstet hatte, die Franzosen wieder aus Siena zu vertreiben.

1) Cosimo an den Kaiser. Pisa 20. April 1552; bei Desjardins III, S. 304.

2) Cosi mi dia Dio buona fortuna in questo, come ci è la volunta, ed in ogni altra cosa, dove possa, servire Vostra Maestà. A. a. O. S. 306.

Das Gegentheil aber geschah, er schloß einen Vertrag mit Frankreich. In demselben wurde ihm gewährt, was er immer gefordert hatte, daß er in seinem Staat ungestört bleiben und als ein Freund des Königs behandelt werden solle, wogegen er fortan zwar nichts gegen den Kaiser, aber auch nichts gegen die Franzosen und deren Freunde und Anhänger thun solle. Daß es damit ernstlich gemeint war, ergiebt sich besonders aus dem letzten Artikel, in welchem für den Fall, daß der Kaiser mit Cosimo breche, von den Franzosen zugesagt wurde, ihm Piombino zu verschaffen [1]). Der Vertrag sollte geheim bleiben, hauptsächlich für den Kaiser, gegen den Cosimo sein Verhalten durch allerlei Ausreden zu beschönigen suchte. Es war der erste und einzige Augenblick in Cosimos Leben, in welchem er von dem Kaiser abzufallen ernstlich gesonnen erschien. Die Haltung, die er einnahm, hatte noch einen anderweiten Grund. In den beiden Männern, welche die Angelegenheiten des Kaisers im oberen und im mittleren Italien leiteten, Ferrante Gonzaga und Diego Mendoza, sah er seine persönlichen Gegner; er hat den Kaiser oft erinnert, er werde schlecht von ihnen bedient, und unter ihrer Führung werde alles zu Grunde gehen. Derselben Meinung war auch der Herzog von Alba, der damals mit einer in Spanien zusammengebrachten Geldsumme zu dem Kaiser eilte. Die Toledos und der Herzog von Alba an ihrer Spitze waren nicht minder Gegner Mendozas und Gonzagas, als der Herzog von Florenz, der zu ihrer Verwandtschaft gehörte. Alba traf nun in dem Momente bei dem Kaiser ein, als dieser sich entschloß, mit den Protestanten jenen Vertrag zwar nicht etwa zu schließen oder auch nur zu genehmigen, aber doch zuzulassen, auf welchem die eigenthümliche Entwicklung der beiden Religionsparteien in Deutschland beruht. Seine Absicht war, mit allen seinen Kräften, sich nach den von den Franzosen eingenommenen Grenzplätzen des Reiches zu wenden. Da stellte ihm Alba vor, daß es nicht rathsam sei, wenn er seine italienischen Freunde verletze; namentlich nicht den Herzog Cosimo; er bewog den Kaiser, demselben Piombino zu gewähren [2]). Der spanische Befehlshaber von Piombino machte auch keine Schwierigkeit, dem Herzog den Platz zu überlassen. Mendoza und Gonzaga verloren die Autorität, die sie bisher in Italien ausgeübt hatten. Man erkennt da

1) Vertrag vom 4. Augnst 1552, ausführlich excerpirt bei Galluzzi, l. II, cap. 1.

2) Galluzzi lib. II, cap. I.

erst recht, wie viel Cosimo an der Verbindung mit dem Hause Toledo und diesem an der Verbindung mit ihm gelegen war: denn die zweifelhafte oder vielmehr zu Frankreich neigende Haltung, welche Cosimo einen Augenblick einnahm, diente dazu, daß der Herzog von Alba und der Vicekönig von Neapel jetzt am kaiserlichen Hofe selbst das Uebergewicht erlangten.

Des Preises, den er erringen werde, sicher, und mit der Politik des Kaisers ausgesöhnt, trug nun Cosimo kein Bedenken, den Vertrag zu zerreißen, den er soeben mit dem König von Frankreich geschlossen hatte. Er hatte dazu einen Grund, der sich gut hören ließ: in dem geheimen Vertrag war bestimmt, daß der König seine Anhänger, mit denen auch Cosimo Freundschaft haben solle, in kurzer Zeit namentlich angeben werde. Ob nun dabei nicht vorausgesetzt werden mußte, was dann geschah, mag dahingestellt bleiben. Als aber der König unter seinen Anhängern auch Piero Strozzi nannte, erklärte Cosimo, daß er unmöglich mit seinem Todfeind, der ihn aus Florenz zu verjagen trachte, Freundschaft halten könne [1]).

Der Kaiser hatte indeß mit seinem Feldzug gegen Frankreich kein Glück. Daß sein Unternehmen gegen Metz scheiterte, gereichte ihm auch in Italien zum Nachtheil. Wenn man anfängt, schrieb Cosimo einmal an den Kaiser, die Reputation zu verlieren, so wächst den Feinden der Muth und die Hoffnung auf guten Erfolg [2]). Es ist offenbar, daß der Kaiser die Unterstützung Cosimos auf das dringendste bedurfte und sich zu dem Preis verstehen mußte, den Cosimo verlangte, und der sich auf den vornehmsten Gegenstand bezog, welchen der Ehrgeiz eines Herzogs von Florenz ins Auge fassen konnte. So lange man unterhandelte, suchte Cosimo die Franzosen hinzuhalten, wozu ihm die Verbindung mit dem Papst, der den Frieden gewünscht hatte, behülflich war. Aber im November 1553 erlangte er von dem Kaiser die bestimmte Zusage [3]), daß ihm ein Theil des sienesischen Gebietes, das man erobere,

1) che, nella nota degli aderenti di S. M. essendovi li Strozzi, che fanno aperta professione di suoi ribelli e di insidiare al di lui stato, esso non poteva in veruna maniera acconsentirvi. Schreiben vom 17. August 1552, Mediceisches Archiv. Ind. XIX. Corte Imperiale. Kaiserliche Sachen.

2) Schreiben Cosimos vom 12. Januar 1553, bei Desjardins III. S. 330.

3) Che terminata l'impresa sarà compensato di quelle terre, che avrà conquistate, dandogli facoltà di ritener tutto ciò che conquisterà in suo nome, sin tanto che non sia fatta la dichiarazione, Medic. Archiv. Ind. XX. Corte Imperiale. Kaiserliche Sachen.

wenigstens auf so lange eingeräumt werden solle, bis er für die Kriegskosten, die er aufwenden werde, vollkommen entschädigt sei. Und zugleich bekam Cosimo die Versicherung, daß er, wenn er von den Franzosen selbst angegriffen werde, von den italienischen Truppen des Kaisers und ihren Führern mit aller ihrer Macht unterstützt werden sollte [1]).

Und indem dies geschah, schritten die Franzosen zu der größten, für Cosimo denkbaren Feindseligkeit. Man kennt ein Schreiben Cosimos, worin er seine Getreuen auffordert, Piero Strozzi umzubringen, und dafür außer dem auf den Kopf des Rebellen gesetzten Preis noch andere Belohnungen versprach [2]). Eben diesen Piero Strozzi nun schickten die Franzosen mit der Autorität eines Stellvertreters des Königs nach Siena; sie sind dazu auch durch die Ereignisse in Corsika bewogen worden, das sie den Genuesen, denen es gehörte, zu entreißen so eben Anstalt getroffen hatten: denn sie wollten nicht dulden, daß Cosimo, wie er es that, die Genuesen gegen sie unterstützte [3]). Aber das Hauptmotiv lag doch in der erwähnten dynastischen Prätension der Königin von Frankreich; mit Hülfe der Guisen, die sich ihr damals angeschlossen, setzte sie die militärische Mission Piero Strozzis durch. Sie war eine persönliche Freundin Pieros, dem sie in seinen dem Christenglauben entgegengesetzten Meinungen, an denen er so lebhaft festhielt, wie sein Vater, beizupflichten in dem Rufe stand. Gegen Ende des Jahres 1553 erschien nun Piero Strozzi, von Corsika kommend, in Rom; am 7. Januar 1554 traf er in Siena ein; er drückte sich friedfertig aus: denn nur zur Vertheidigung sei er gekommen, nicht zum Angriff. Aber Herzog Cosimo, von dem Gegentheil überzeugt, säumte nicht zum Kriege zu schreiten. Noch im Laufe des Januar stand seine ganze Miliz in Bereitschaft; denn er wollte die Sache zu Ende bringen, ehe Piero Strozzi zu stark und für den florentinischen Staat gefährlich werden könne.

Man darf nicht vergessen, daß Heinrich II. bei seinem Unternehmen gegen Karl V. auf die einheimischen Feinde des Hauses Oesterreich zählte, wie das später auch Heinrich IV., Richelieu und

1) Galluzzi, l. II, cap. 3.

2) Scrisse il Duca una circulare a tutti i suoi amici e fedeli, pregandoli a far ammazzare Piero Strozzi, che oltre la taglia di dieci mila li averebbe raddoppiate le sue grazie e date molte ricompense. Aus dem mediceischen Archiv. Ebenda.

3) Adriani, l. X, S. 376.

Mazarin gethan haben; Heinrich II. rechnete auf die Ausgewanderten von Mailand, Neapel und besonders von Florenz. Was man die florentinische Nation nannte, bestand hauptsächlich aus den großen und mit zahlreichen Dienerschaften versehenen Kaufhäusern, deren Geschäfte noch immer in gutem Gange waren, und den Ausgewanderten, die sich diesen anschlossen. Es war die große Genossenschaft, die sich einst unter Filippo Strozzi geschaart hatte und die in Piero ihr Oberhaupt anerkannte. Die Häuser in Lyon, Venedig, Ancona und Rom wurden aufgefordert, alles, was in ihren Kräften stehe, zur Befreiung ihres Vaterlandes anzuwenden. In Lyon und Venedig säumte man nicht zu diesem Zweck Geld zu zahlen; in Rom und dem Kirchenstaat überhaupt nahm man überdies Truppen in Sold. Es war nicht viel anders, als im Jahre 1537, wenn nun gerade auch im Gegensatz gegen die Richtungen Cosimos ein Unternehmen auf seinen Staat geplant wurde. Katharina Medici erschien als Patronin der republikanischen Freiheit in Florenz und in Siena. In Rom ist es darüber bei Gelegenheit eines Festes, das der eintretende florentinische Consul seinen Landsleuten gab, zu einer für diese Verhältnisse charakteristischen Scene gekommen. Der Botschafter des Herzogs, Serristori, saß oben an; man war schon bei dem Nachtisch, als ein Sekretär der Kurie, die damals sehr französisch war, weil sie nur von Frankreich Geld empfing, eintrat und sich anschickte, einen Brief des Königs zu verlesen, den er aus Frankreich mitgebracht hatte, wohin er gegangen war, um dem Cardinal Guise den rothen Hut zu bringen. Serristori wollte dies nicht dulden und nahm den Brief an sich. Da er nun zugleich den Sekretär, der denselben zurückforderte, mit Scheltworten von sich wies, so erfolgte eine allgemeine Bewegung; die Gesellschaft bestand wenigstens aus sechzig Personen, wie er selbst angiebt. Serristori wurde dazu genöthigt, den Brief herauszugeben; nachdem er sich hierauf entfernt, ist derselbe verlesen worden. Darin wird es als der Zweck der Kriegführung des Königs mit ausdrücklichen Worten bezeichnet, die Stadt Florenz, die von jeher mit Frankreich verbündet gewesen, in ihre alte Freiheit wiederherzustellen und sie von dem unerträglichen Joche, unter dem sie schmachte, zu befreien [1]).

1) Den Brief kenne ich nur aus Galluzzi (l. II, c. 3). Die erwähnte Scene ist von Serristori und Baldovino del Monte in ihren Berichten (vom 30. Juni 1554) an Cosimo bei Desjardins III, S. 343 ff. ausführlich geschildert, von dem letzteren nicht ganz günstig für den ersteren.

Das war nun ganz der Sinn der ausgewanderten Florentiner. Bindo Altoviti, einer der vornehmsten Führer in Rom, ließ einen Stier abbilden, welcher das Joch, mit dem er an den Hörnern gefesselt ist, von sich schleudert. Die Wappen Cosimos wurden herabgerissen und beschmutzt. In Florenz nahm man ähnliche Kundgebungen wahr; man fand Maueranschläge gegen das Reich und den Kaiser zu Gunsten der Franzosen [1]. So hatte dann der Kampf der beiden Armeen im Gebiet von Siena doch eine große Bedeutung. Der Führer, der das kaiserliche Heer im Namen des Herzogs von Florenz befehligte, Marchese von Marignano verfuhr mit einer Vorsicht und Behutsamkeit, die beinahe als Furcht erschien. Piero Strozzi meinte jetzt das große Ziel seines Lebens zu erreichen; er hat sich sogar mit dem Gedanken getragen, bei der eben eintretenden Vakanz des römischen Stuhles durch bewaffnete Macht die Wahl eines Papstes von der französischen Partei zu erzwingen. Was würde erfolgt sein, wenn der cosimeske Staat umgestürzt, ein französisch gesinnter Papst zur Tiara befördert und dann zugleich von Piemont her ein Angriff auf Mailand und von Siena her ein Angriff auf Neapel unternommen worden wäre? Strozzi hoffte, durch einen Einfall im florentinischen Gebiet alle Sympathien für die alte Freiheit und die Sache der Ausgewanderten zu erwecken. Nicht viel anders als vor siebzehn Jahren gegen Pistoia, wendete er sich jetzt gegen Arezzo, wo er Verständnisse hatte; diese wurden durch die Wachsamkeit der dortigen Regierung und eine kleine Garnison unterdrückt. Da nun aber Strozzi Lucignano inne hatte und einige andere Castelle einnahm, so hielt der Marchese von Marignano für nothwendig, ihm in das florentinische Gebiet nachzurücken, wo es dann zu dem Zusammentreffen bei Marciano kam, welches entscheidend wurde (2. August 1554). Strozzi hatte wenig Cavallerie und kein Geschütz; eben in diesen Waffen war ihm der Marchese offenbar überlegen. Es ward diesem nicht schwer, erst die Reiterei und dann auch das Fußvolk Strozzis auseinanderzusprengen. Strozzi wurde verwundet, entkam aber glücklich nach Montalcino.

Cosimo faßte den verständigen Entschluß, die zahlreichen Gefangenen, die er gemacht hatte, in seinem Lande verpflegen und dann nach Hause gehen zu lassen. Es kam ihm nur darauf an, sich durch die Verjagung der Franzosen den Weg zur Eroberung von Siena zu eröffnen. Soeben hatte der Kaiser seinen Sohn mit dem

1) Galluzzi l. II, c. 307.

Reichsvikariat über Siena belehnt: er sagte, die Gnaden und Privilegien, die Kaiser Karl IV. einst dieser Stadt verliehen habe, seien durch ihre empörerische Haltung verwirkt worden. Das trifft nun damit zusammen, daß er seinen Sohn, dem er bereits Neapel abgetreten, auch mit Mailand belehnte; die Abhängigkeit von Siena gehörte dazu, um den Spaniern in dem mittleren Italien eine feste Stellung zu verschaffen, wie sie in dem oberen und unteren die Uebermacht besaßen. Man sieht, wie viel Cosimo dazu beitrug, dies Verhältniß zu begründen, aus einer Absicht freilich, wie sie seinem Interesse entprach. Denn bei der Verleihung des Vicariats war dem Prinzen von Spanien das Recht gegeben, einen anderen Vicar an seiner Stelle einzusetzen [1]). Wer aber hätte das anders sein können, als Cosimo selbst? Er führte den Krieg fort, gemäß dem schon früher gefaßten und dem Kaiser entwickelten Plane, die Stadt nicht zu erobern, sondern durch Einschließung zur Capitulation zu zwingen. Das Heer des Herzogs von Florenz zählte 8000 Nicht-Italiener; aber es fand energischen Widerstand. Der französische Commandant Montluc, leitete die Vertheidigung mit Bravour und Einsicht [2]), es dauerte bis in den April 1555, ehe Siena sich unterwarf. Dann geschah es, unter den einander anscheinend widersprechenden Bedingungen, daß die Stadt sich dem Kaiser unterwerfen und dennoch ihre Freiheit behalten solle. Der Kaiser hat darüber seine Verwunderung ausgesprochen, der Herzog ihm erwidert: die Freiheit bedeute nichts anderes, als Fortdauer der municipalen Formen der städtischen Regierung [3]).

Damit aber war die Sache keineswegs beendigt. Siena bestand gleichsam aus zwei Republiken, der einen, die nunmehr unter

1) Carlo V. da Siena in vicariato al Principe di Spagna suo figlio con facoltà di poter eleggere o sostituire altro vicario, senza che per alcun tempo sia mai tenuto di rendere conto di detto stato Aufang 1554. Med. Archiv. Ind. XXI. Corte Imperiale. Kaiserliche Sachen — doch wollte man es geheim halten.

2) Aus seinem Gespräch mit König Heinrich entnimmt man, welche Handlungen ihm vorzüglich zur Ehre gereichten, und auf welche er selbst den größten Werth legte. Mémoires de Montluc in der Collection universelle des mémoires etc. XXIII, S. 325.

3) Seine Worte sind: La libertà che si lascia ai Sanesi, è di solo nome, consistendo unicamente nell' antica forma delle magistrature e, avendo S. M. la facoltà di riformare il governo, potria togliergli interamente anche l' imagine di questa libertà. Medic. Archiv. Ind. XXII. Corte Imperale. Kaiserliche Sachen.

einem spanischen Cardinal von einer städtischen Balia regiert wurde, und der anderen, die von den Franzosen und den unabhängigen Bürgern nach Montalcino verpflanzt, sich ebenfalls Republik von Siena nannte und als souveräne Potenz auftrat; sie übte das Recht aus, Münzen zu schlagen. Nur den dritten Theil des Gebietes hatte Cosimo Kraft des oben erwähnten Vertrages in Besitz nehmen können. Mit Montalcino war er in fortwährendem Krieg und mit der Balia von Siena stand er keineswegs gut, da diese die Herausgabe der Plätze, die er inne hatte, in Anspruch nahm. Was aber bei weitem mehr bedeutete, war die Wendung der Dinge zu Gunsten der Franzosen, die durch den neuen Papst Paul IV. hervorgerufen wurde. Ein Nepot des Papstes Caraffa begab sich mit Strozzi und angesehenen Ausgewanderten aus Florenz und Neapel nach Frankreich, und es gelang ihnen, die alten auf eine Herrschaft in Italien zielenden Pläne Heinrichs II. und seiner Gemahlin wieder anzufrischen und in Gang zu setzen. Nochmals erschien ein französisches Heer in Oberitalien, das sich in Reggio mit den Truppen von Ferrara vereinigte. Man sprach aufs Neue von der Ueberwältigung des Staates von Florenz. Strozzi war so thätig wie jemals; er entriß Ostia den Spaniern, die es besetzt hatten. Vicekönig von Neapel war damals der Herzog von Alba, er hatte sich bei seiner Reise dahin mit Cosimo besprochen, der ihm die besten Rathschläge gab, und nach einiger Zeit rückte er in den Kirchenstaat vor, dessen feste Plätze großentheils in seine Hand fielen. Papst Paul IV. blieb jedoch dabei, daß er den Spaniern, wie er sagte, den Maranen, Neapel entreißen müsse. Cosimo gerieth abermals in eine zweideutige Stellung, da er auch mit Papst Paul IV., der persönliche Hochachtung für ihn hatte, und dessen Neffen, der sich für künftige Eventualitäten einen Rückhalt bei dem Herzoge von Florenz zu sichern wünschte, in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Der innere Widerspruch dieser Tendenzen und die Unsicherheit der Lage überhaupt führten zu den weitaussehendsten und gewaltsamsten Plänen. Der Sohn Cosimos Francesco hat behauptet, allen Vorspiegelungen und Zusagen zum Trotz, sei es doch auf den Ruin Cosimos und dessen Familie abgesehen gewesen; er hat versichert, die Beweise dafür in den Händen gehabt zu haben. Wir erwähnten der auf den Tod Strozzis zielenden Anschläge Cosimos. Mit großer Bestimmtheit wird berichtet, Strozzi habe Veranstaltungen getroffen, um Cosimo und seine ganze Familie durch Gift aus der Welt zu schaffen. Bis in diese Region, wo alles

gräßlich und unergreifbar wird, brauchen wir jedoch die damalige Politik nicht zu begleiten. Die nächst vorliegende Frage war, was mit Siena geschehen sollte. In den Friedensunterhandlungen, die zwischen Alba und den Caraffa gepflogen wurden, forderten diese Siena für sich selbst oder einen anderen zuverlässigen Führer ihrer Partei; Cosimo sollte durch eine enge Verbindung mit Frankreich, die Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer Tochter Königs Heinrichs II., sicher gestellt werden. Er war jedoch nicht der Mann, der sich durch Vorschläge, deren Ausführung in weiter Ferne lag, hätte verlocken lassen. Aber auch mit den unbestimmten Zusicherungen der Spanier wollte er sich nicht begnügen. Karl V. hatte indessen die Verwaltung seiner Erblande seinem Sohne Philipp überlassen und sich nach Spanien zurückgezogen. An Philipp II., der sich in den Niederlanden aufhielt, schickte Cosimo einen seiner Schwäger, Luis de Toledo, mit der Erklärung, wofern Siena auf die Caraffa übergehe, so werde er keinen Augenblick zögern, sich mit diesen und den Franzosen zu verbinden. So war seine Politik überhaupt. Im Jahre 1552 hatte er durch seine Hinneigung zu Frankeich den Kaiser dahin gebracht, ihm Piombino zu überlassen; jetzt war die Drohung, mit den Caraffa und den Franzosen gemeinschaftlich Sache zu machen, das entscheidende Motiv für König Philipp, ihm Siena zu überlassen. Wir sagen nicht, daß die Hinneigungen zu der den Spaniern feindseligen Partei nur zum Schein vorgegeben worden seien, sie hatten auch ihrerseits Realitäten; aber hauptsächlich dienten sie doch dazu, den Kaiser und den König zu der Einwilligung in die Forderungen Cosimos zu vermögen. König Philipp wünschte selbst auf das Dringendste einen haltbaren Zustand in Italien herzustellen. Wie er so eben mit den Farnesen eine sichernde Abkunft geschlossen und ihnen Piacenza zurückgegeben hatte, so wurde er auch bewogen, mit dem Herzog Cosimo in ein denselben befriedigendes Verhältniß zu treten. Durch einen Vertrag vom 3. Juli 1557 wurde Siena dem Herzog Cosimo zwar nicht mit absoluter Gewalt, wie er gefordert hatte, aber als Lehn des Königs von Spanien zugestanden. Von der Aufrechthaltung der republikanischen Verfassung, welche die Spanier anfangs gefordert, standen sie ab. Aber unerbittlich verlangten sie den Besitz der wichtigen altsienesischen Seeplätze wie Port Ercole, Orbetello, und vor allem die Zurückgabe Piombinos und der Insel Elba. Piombino hatte Philipp II. von jeher für den Schlüssel von Italien erklärt; er wollte dieser ganzen Küste Meister sein. In dem Frieden von Cateau Cambresis (April 1559) mußten die

Franzosen, welche Metz behielten, dagegen eine große Anzahl anderer Plätze und Landschaften herausgeben, namentlich auch die sienesischen.

Auch dann aber fand die Ueberlieferung derselben an Cosimo noch einige Schwierigkeiten. Die alten Cittadini von Siena, die sich nach Montalcino zurückgezogen hatten, meinten bei dem Abzug der französischen Truppen zu ihrer angestammten Freiheit zurückzukehren; sie wurden durch florentinische Ausgewanderte, die zu ihnen kamen, unter denen Anfangs auch Bindo Altoviti wieder erschien, in dieser Gesinnung bestärkt; sie wollten sich an den Papst anschließen oder erst bei dem deutschen Reiche anfragen, ob Kaiser Karl wirklich berechtigt gewesen sei, Siena seiner Privilegien für verfallen zu erklären und seinen Sohn mit dem Vicariat zu belehnen. Aber indem die Franzosen sich nun wirklich entfernten, rückten die florentinischen Truppen mit großer Ueberlegenheit in die Nähe von Montalcino; die Einwohner wurden inne, daß ihre Freiheit nicht mehr zu behaupten war. Cosimo verstand sich dazu, den damaligen Befehlshaber und einige der einflußreichsten Mitglieder des Gemeinwesens durch Pensionen zu gewinnen. Hierauf überlieferte sich ihm die letzte Burgfeste der Republikaner; ein spanischer Commissar empfing die Huldigung, übergab aber den Platz sogleich dem anwesenden florentinischen Commissar, als ein Lehn des Königs von Spanien. Hierauf fielen auch die übrigen Orte des sienesischen Gebietes, wie Chiusi, Radicofani, in die Gewalt des Herzogs. Der Friede von Cateau Cambresis hatte darin seine wesentliche Bedeutung, daß die Franzosen die Herrschaft in Italien, nach der sie unter allen den letzten Regierungen gestrebt hatten, zu erringen nun wirklich aufgaben. Der Friede ist ein Markstein für die europäischen Verhältnisse überhaupt: das deutsche Reich, welches dabei den Besitz von Metz, Toul und Verdun einbüßte, der seine alte Oberhoheit in Europa in sich schloß, verlor in Italien die Prärogative, die, nachdem sie lange in den Hintergrund getreten, von Karl V. wieder zur Geltung gebracht worden waren, mehr jedoch zum Vortheil seines Hauses, als des Reiches, dessen Kaiser er war. Mailand wurde ein Theil der spanischen Monarchie; die beiden Republiken, welche Karl V. auf den Grund der noch nicht verjährten Reichsrechte ihrer Freiheiten beraubt, gingen an den Herzog Cosimo über, Florenz durch den Kaiser selbst, Siena durch Philipp II., dem ein nominelles Reichsvicariat übertragen worden war. König Philipp behielt sich dabei die wichtigsten Hafenplätze vor,

welche die unmittelbare Verbindung der mittelitalienischen Küsten mit Spanien sicherten.

Behalten wir Cosimo im Auge: so ist es doch eine auffallende historische Erscheinung, wie er, indem er eine Position vertheidigt, die ihm zu Theil wurde, ohne daß er viel dazu gethan hätte, zugleich zu einer Macht gelangte, welche die Republik und die früheren Medici kaum zu erwerben die Hoffnung hatten fassen können. Eben der Kampf mit den Ausgewanderten; die Angriffe, welche noch unter Filippo Strozzi gegen ihn gemacht wurden, führten ihn Schritt für Schritt dahin. Die Verbindung der Strozzi mit den Franzosen bewirkte, daß Karl V. und nach dessen Abgange Cosimo mit Philipp II. in Bundesgenossenschaft trat. Der Kampf mit den Strozzi führte Cosimo zur Eroberung von Siena und zur Vernichtung der sienesischen Republik. Faßt man Florenz als Staat, so waren die Ausgewanderten, indem sie die Unabhängigkeit von Siena verfochten, eigentlich gegen das Interesse ihrer Vaterstadt. Auf der anderen Seite hat dann auch das Festhalten dieses Interesses nicht wenig dazu beigetragen, die Herrschaft Cosimos in Florenz zu befestigen, wie er sich einmal ausdrückt, sie ließen sich für die Erweiterung des Gebietes die Haut über die Ohren ziehen, d. h. sie begünstigten die Gewaltherrschaft ihres Fürsten, weil er ihnen eine größere politische Stellung verschaffte. Damit aber war die innere Connektion der Verhältnisse noch nicht erschöpft. Das neue Fürstenthum Florenz war auf die Unterdrückung der republikanischen Ideen gerichtet, welche zugleich eine religiöse Färbung trugen. Cosimo war ein natürlicher Feind jeder Abweichung; selbst seine Feindseligkeit mit Paul III. konnte ihn nicht zu einer Entfernung von der Kirche fortreißen. Nach dem Frieden von Cateau Cambresis nahmen nun die religiösen Gegensätze den ersten Platz unter den Elementen der Weltbewegung ein. Cosimo schloß sich dem katholischen System mit Eifer und Hingebung an. Der Wechsel der Zeiten zeigt sich darin, daß Katharina Medici, die vor Kurzem darnach getrachtet hatte, Cosimo zu stürzen, jetzt in den Fall kam, denselben um Hülfe zu bitten. Cosimo erklärte es für seine Pflicht, der katholischen Religion in Frankreich und der französischen Krone beizustehen; durch einen Wechsel von 100,000 Dukaten, den er ihr schickte, wurde es der Königin möglich, die Schweizer zu werben, mit deren Hülfe sie den Prinzen von Condé bestand.

Noch wichtiger war es für Cosimo, daß er nach und nach dahin gelangte, als Bundesgenosse des römischen Stuhles betrachtet

zu werden. Der erste Schritt zur Begründung eines guten Verhältnisses zu Paul IV. geschah noch in Folge jener durch die Caraffa herbeigeführten, auf Siena und Montalcino bezüglichen Irrungen. Cardinal Caraffa versagte einst dem florentinischen Botschafter die Audienz, die derselbe forderte, und verschloß ihm die Thür. Hierauf wendete sich Cosimo an Paul IV. selbst; denn sein Botschafter sei nicht an den Cardinal geschickt, sondern an den Papst. Es war eben die Zeit, in welcher Paul IV. an dem Verhalten seiner Nepoten ohnehin Aergerniß nahm und die kriegerische Politik verließ, die seine ersten Jahre bezeichnet. Man hat den Einreden des Herzog Cosimo immer vielen Antheil daran zugeschrieben, wie er ja auch selbst den nächsten Vortheil davon hatte. Denn als die Commune von Montalcino sich an den römischen Hof wendete, um demselben ihre Unterwerfung anzutragen, ward sie nunmehr von dem Papst zurückgewiesen, weil er unmöglich den allgemeinen Frieden, der eine heilige Sache sei, stören lassen könne. Man hat bemerkt, daß der Papst durch den Uebergang des sienesischen Gebietes in die Hände Cosimos auch insofern in Nachtheil gerathen sei, als seiner weltlichen Macht eine andere von großer Nachhaltigkeit zur Seite trat. Aber von Dingen dieser Art sah der Papst in seinen späteren Jahren überhaupt ab; der Hersteller der römischen Inquisition lebte nur noch in den religiösen Ideen. Man sagt, Cosimo habe ihm vorgestellt, Siena sei ein Asyl der Ketzer, d. i. jener Italiener, die einer Reform zustrebten. Und so ganz unrichtig kann das nicht erscheinen, wenn man bemerkt, daß zwei namhafte Vorkämpfer dieser Richtung, Bernardino Ochino und Lelio Sozzini, geborene Sienesen waren; Aonio Paleario hat lange Zeit in Siena gelebt und gewirkt. Gewiß ist es, daß Cosimo zur Repression der abweichenden Meinungen in Italien mit Eifer seine Hand geboten hat. Was die Republik einst verweigert hatte, einen des Abfalls von der Kirche Beschuldigten (Savonarola) an den Papst auszuliefern, dazu entschloß sich Cosimo sogar mit Freuden; er trug kein Bedenken, einen der großen Repräsentanten der reformatorischen Richtung in Italien, Carnesecchi, den päpstlichen Behörden auszuliefern; er sagte, er würde in einem ähnlichen Fall selbst seinen Sohn ausliefern. Wie an der Herrschaft der spanischen Monarchie in Italien, so hatte Cosimo an der Repression der protestantischen Meinungen einen wesentlichen Antheil. Mit Papst Pius IV., der hauptsächlich durch den florentinischen Einfluß zur Tiara gelangt war, stand Cosimo fortwährend in intimen Beziehungen. Im Jahre 1561 finden wir ihn selbst in Rom; der Papst zog ihn in allen

seinen Angelegenheiten, auch denen, welche Gnade oder Gerechtigkeit betrafen, zu Rathe [1]). Cosimo war nicht ohne Antheil an der Einberufung des tridentinischen Conciliums; sein Bemühen war immer, ein gutes Verhältniß zwischen dem Papst und dem König von Spanien zu erhalten.

Er schloß sich ganz an die spanische Monarchie an, bei deren Gründung und Entwicklung er selbst emporgekommen war: denn von Karl V. schrieb sich die Wiederherstellung der Medici in Florenz her, von Philipp II. die definitive Erwerbung von Siena. Von keiner Seite hatte er dann noch etwas zu fürchten, weder von Frankreich noch vom römischen Stuhl, die verbunden oder auch einzeln ihm die schwersten Tage gemacht hatten; sie waren jetzt beide seine Verbündeten. Die Ausgewanderten, deren sie sich oft gegen ihn hatten bedienen wollen, und zwar beide Parteien derselben, die Oligarchen wie die Demokraten waren vollkommen vernichtet.

Sehr ansehnlich namentlich für die italienischen Verhältnisse war nun das Gebiet, das Cosimo beherrschte.

Die Linie, die seinen Staat umschloß, ward auf 650 Miglien berechnet. Nach Osten und Norden war derselbe von Gebirgen die ihn wie unübersteigliche Mauern umgaben, an der päpstlichen Grenze von starken Festungen, an allen Buchten, Höhen und Landungsplätzen der Küste mit zahlreichen Thürmen geschützt. Ein Land voll fruchtbarer Fluren, anmuthiger Hügel, reicher Städte, von thätigem Volk bewohnt; das Florentinische voller Gewerbe, das Sienesische noch der Garten von Italien genannt.

Cosimo ließ es nun sein Bemühen sein, dies Gebiet, das durch den Krieg verwüstet worden, zu der Cultur, die ihm natürlich ist, zurückzuführen. Er trug Sorge dafür, es in wehrhaftem Stand zu halten: während er die Städte, die ihm noch einmal hätten widerstehen können, waffenlos erhielt, gab er der Landmiliz nach dem Vorgang Soderinis, aber doch hauptsächlich aus eigenem Impuls eine Einrichtung, die auch den Zeitgenossen sehr bemerkenswerth erschien. Er hatte aus dem ganzen Gebiet die frischesten und muntersten Leute, zwischen 18 und 50 Jahren, Bauern, Handwerker und andere Einwohner zu den Waffen aufzeichnen lassen,

1) In dem Rubricario des venetianischen Residenten findet sich die Nachricht, che quando (il Duca) giunse a Roma, il Papa gli pose in mano tutte le cose di stato, di gratia et giustizia e col duca solo conferiva tutti le negozij e li trattava secretissimamente, perchè il Duca gli disse, che non voleva negoziare se non cautamente.

einige mit Pike und Brustharnisch, andere mit der Hakenbüchse. Er gewährte ihnen und ihren Häusern Befreiung von beinahe allen Abgaben und besondere Begünstigungen bei den Aemtern in ihren Gemeinden. Dafür mußten sie ihre Waffen selbst in Stand halten, bei den Uebungen erscheinen und häufig zu den Musterungen nach der Stadt kommen. Im Jahr 1560 betrug die Anzahl der Milizen im Florentinischen 16000, in dem neu eingerichteten sienesischen Staat 6000 Mann. Ihr Anblick flößte den Fremden Bewunderung ein und erhielt das Ansehn Cosimos in Italien.

Aber seine Hauptsorge war auf die Gründung einer Seemacht gerichtet. Er hatte nun die Waldungen von Fichten und Steineichen im Besitz, welche den alten Pisanern die nächste Veranlassung zu ihren Seefahrten gegeben. Das Material zum Schiffbau hatte er in seinem Land. Wie bald waren Webereien von Segeltuch eingerichtet. Dann gründete er in Pisa ein Arsenal von 50 Gewölben; in Livorno befestigte er den wohlgelegenen Hafen und suchte die Stadt emporzubringen. Da mangelte es ihm nur an kundigen Seeleuten, die er dann aus der Fremde heranzog. Besonders leistete ihm dabei ein Mönch aus Pera gute Dienste, der in Cypern, Chios und in anderen orientalischen Landschaften, wo es Calogori seines Ordens von St. Basilius gab, eine Menge Bekanntschaften erworben, und sich die Sprachen dieser Bevölkerungen zu eigen gemacht hatte, des Namens Dionysio Paläologo: dieser brachte ihm eine Menge Griechen, nicht jedoch ohne die Bedingung, daß ihnen im Florentinischen der griechische Ritus gestattet werden solle; er brachte ihm auch nicht wenig Venetianer, dic unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Loreto ihre Heimath verließen, aber sich nach Livorno wendeten, um hier als Comiti, Aufseher oder Bombardiere auf den Galeeren des Herzogs zu dienen und ihre Fertigkeit an seinen Schiffen zu erproben. In den pisanischen Werkstätten fand man Leute, die in dem Arsenal von Venedig erzogen waren; auch Genuesen, Marseiller, Sizilianer wußte Cosimo in seine Dienste zu locken. Er ließ sich durch keine Schwierigkeit abschrecken. Anfangs schien es, als solle es ihm um so unglücklicher zur See gehen, je größer seine Erfolge zu Land gewesen waren. Bald an der asiatischen, bald an der afrikanischen Küste, bald bei Corsika fielen seine Galeeren dem Feinde in die Hände. Die Barbaresken, welche keine neue Seemacht aufkommen lassen wollten, lauerten häufig auf das Geschwader, wenn es auslief; und nur in einer solchen Anzahl, die eine starke Linie zu

bilden vermochte, konnten ihnen die florentinischen Galeeren begegnen. Der Fürst hatte im Jahre 1566 9 bewaffnete Galeeren, eine zehnte auf den Werften, und er beschloß 4 größere nach venezianischem Muster zu bauen. Auch darin schloß er sich nun ganz der maritimen Politik des König Philipp an, der eine Aufgabe des europäischen Lebens erfüllte, wenn er der wachsenden Uebermacht der Türken auf dem Mittelmeere entgegentrat. Um gegen die Türken gerüstet zu sein, hat der König die Hälfte der Kosten zu dem Bau der florentinischen Galeeren beigetragen, mit der Bedingung, daß ihm der Herzog nöthigenfalls 7 Monate mit denselben dienen sollte. Genug, es kam zu einer florentinischen Seemacht. Die Galeeren geleiteten die Kauffahrer ruhig durch das westliche Mittelmeer. Auch nach Osten fuhren sie, nicht zum Geleit, sondern zum Angriff und zu einem wieder berechtigten Seeraub.

In diesem Sinne stiftete Cosimo den Orden St. Stefano, der zu einem Theil nach dem Muster der Malteser, zum andern nach dem Vorbild der militärischen Orden der spanischen Krone eingerichtet war; die Ritter wurden verpflichtet, 3 Jahre im Seekrieg gegen die Türken zu dienen. Wie Philipp, so erfüllte auch Cosimo damit eine Pflicht: denn wenigstens die westliche Hälfte des Mittelmeers mußte gegen die Türken in Schutz genommen werden. Aber auch hier traf sein persönlicher Vortheil und selbst seine Parteistellung mit einem allgemeinen Interesse zusammen; denn der auswärtige Handel der Florentiner, der von alter Zeit her auf die Beziehung zu der Levante gegründet worden, war durch das Emporkommen der türkischen Macht in den größten Nachtheil gerathen. Davon rührte es zum Theil her, wenn die florentinischen Kaufhäuser in Rom allmählig zu Grunde gingen: man hatte ihrer früher 22 gezählt, nach und nach schmolzen sie bis auf ein einziges zusammen. Diese aber waren es eben gewesen, auf welche sich die Macht und das Ansehen der florentinischen Ausgewanderten stützte. Mit der allgemeinen Veränderung des Handels hängt es zusammen und entspricht ihr, wenn nun Cosimo besonders den westlichen Handel der Florentiner nicht sowohl pflegte, als selbst in die Hand nahm, angelehnt an die spanische Monarchie. Es fuhren für ihn immer zwei Galionen von Flandern nach Spanien, von Spanien nach Toskana. Er bekam Zinn aus England, Silber aus Portugal. Die Portugiesen richteten in Pisa eine Niederlage für die Waaren ein, die sie auf dem Seewege aus Ostindien bezogen. Durch diese Verbindung mit dem Occident wurde es ihm möglich, den florentinischen Webereien, die

unter ihm wieder emporkamen, neue Absatzwege zu eröffnen; er wirkte ihnen Privilegien von König Philipp aus; aber der vornehmste Vortheil wurde allezeit ihm selber zu Theil. Seine Comptoirs trieben den Zwischenhandel auf eigene Rechnung; bei einem Geschäfte, das er in Antwerpen machte, hat er einmal Waaren für 25000 Dukaten in Zahlung angenommen und sie dann in seinem eigenen Lande vertrieben. An manchen Unternehmungen der Fugger hatte er Antheil. Dafür war er auch so bekannt, daß Pizarro ihn zur Theilnahme an der Ausbeutung der peruanischen Bergwerke einlud.

Eine eigenthümliche Beziehung der florentinischen Zustände, wie sie nunmehr waren, zu der spanischen Monarchie tritt darin hervor, daß der letzte kriegerische Sproß der Strozzi bei dem Unternehmen der Franzosen, durch welches die Vereinigung Portugals mit der spanischen Monarchie verhindert werden sollte, unter den Auspicien der Königin Katharina Medici die Anführung übernommen hatte, bei welchem er zu Grunde ging. Auf dem Wege, auf welchem Cosimo überhaupt empor gekommen war, gelangte er zu einer europäischen Stellung in der engsten Allianz mit der spanischen Monarchie, aber doch von höchst eigenthümlichem Gepräge. Alles greift zusammen; und es hat eine gewisse Wahrheit der Beziehungen, wenn er die Gründung seines Ordens an dem Tag vollzog, an welchem er die Siege von Montemurlo und von Marciano errungen hatte: denn von diesen hing alles ab, was ihm gelang und was ihm einen Namen in der Welt gemacht hat. So wie er seine Herrschaft gegründet, so behauptete er sie auch und brachte sie zur Ausführung.

Es war ein Irrthum, der ihm bei seinem Emporkommen im Innern sehr nützlich wurde, wenn man dafür hielt, die Neigung zu leichteren Beschäftigungen, die Gewöhnung an körperliche Thätigkeit schließe das Talent aus, einen Staat zu leiten. Seine ersten Erfolge hielt man fast für zufällig. Man hat wohl gesagt, bei seinem Fischen und Vogelstellen habe er Adler gebaizt und Nordkaper seien ihm ins Netz gegangen. Auch in den folgenden Zeiten ließ Cosimo von seinen Neigungen nicht ab. Seine ganze Lust blieb, zu fischen und zu schwimmen; in jeder Leibesübung war er Meister; auf der Jagd, im Ballspiel, im Turnier kam ihm niemand gleich. Man sah ihn große Lasten heben. Auch in ihm lebte die Vorliebe für Kunst und Litteratur, welche das Haus der Medici immer ausgezeichnet hat. Die schönen Sammlungen von Antiken, welche den

Schmuck von Florenz bilden, rühren großentheils von ihm her; er veranstaltete mannichfaltige Ausgrabungen und liebte es wohl, eine gefundene Statuette mit eigener Hand zu reinigen; auch die Grabstätten der alten Etrusker hat er eröffnen lassen. Er befahl seinem Bailo in Constantinopel griechische Handschriften zusammenzubringen, so viel er nur irgend könne; indem er Bedacht nahm, die Schriften der Alten auch den ungelehrten Italienern zu lesen zu geben, sorgte er zugleich dafür, daß die Sprache, besonders der Florentiner, rein gehalten wurde. Man wird nicht sagen dürfen, daß er in dieser Beziehung mit dem alten Cosimo Medici, von dem er seinen Namen trug, oder mit Lorenzo il Magnifico zu vergleichen gewesen wäre. Aber dafür entwickelte er wieder Bestrebungen, die ihm ganz eigenthümlich waren. Er hatte eine Metallgießerei, in der er oft selbst arbeitete; da hatte er mancherlei Schmieden, Oefen, Brennkolben; und es machte ihm Vergnügen, sie zu versuchen. Von der allgemeinen Neigung, Gold machen zu wollen, war er nicht frei. Berühmt sind seine Bemühungen für die Botanik, wobei er medicinische Zwecke nie aus den Augen verlor[1]); aus allen Abendländern und dem Orient ließ er Heilkräuter herbeischaffen, mit denen er unaufhörlich neue Versuche machte; er glaubte gegen allerlei in Italien einheimische Uebel Heilmittel gefunden zu haben.

Wie mancher Fürst hat über einer dieser Neigungen, etwa über der Jagd oder der Kunstliebhaberei oder der Beschäftigung mit der Botanik seine Regierung verabsäumt. Bei Cosimo war dies nicht der Fall. Er ging seinen Neigungen mit vollem Bewußtsein nach, immer mit dem Triebe in ihnen etwas zu schaffen, zu erfinden. Wenn er sich damit beschäftigte, war er vertraulich mit seinen Dienern; da sollte man nichts von dem Fürsten merken und sich davon nichts merken lassen. Aber so wie es damit vorbei war, so war es, als kenne er seine alten Genossen in Spiel und Arbeit nicht mehr und habe sie nie gesehen; man pflegte zu sagen, er ziehe den Herzog aus und an. In Geschäften war er ganz Fürst. Da hätte man nie gewagt, die mindeste Vertraulichkeit gegen ihn zu äußern, oder auch nur davon zu sprechen. Als ihn Vasari mit seinen Räthen um sich her malen wollte, verbat er sich das; wisse der Maler aber eine Figur, die das

1) Diese und andere, auf Wissenschaft und Kunst gerichtete Bestrebungen sind von Reumont Geschichte Toskanas unter den Medici I. S. 272 ff. mit gewohnter literarischer Genauigkeit erörtert worden.

Schweigen bedeute, die möge er anbringen. Man bemerkte, daß er, wenn er einen wichtigen Entschluß zu fassen hatte, sich nach Orten zurückzog, wo er eine vollkommene Einsamkeit genoß [1]). Seinen Briefwechsel mit Philipp II. und dem Papst besorgte er allein. Er hatte eine Kassette mit grünem Sammet bedeckt, in der er die geheimen Sachen vor jedem Andern verwahrte. Auch die Unterthanen wies er an, Vorstellungen von einigem Belang an ihn zu eigenen Handen zu senden, und er versicherte sie, daß alles an ihn gelange, daß er alles berücksichtige. Der erste, der ihn alle Morgen sah, war der Sekretär des Criminalgerichts; er brachte ihm die Namen der Verbrecher und die Bezeichnung ihrer Uebelthaten, die Meinung des Gerichts; der Beschließende aber war der Fürst. Niemand hielt seine Diener besser im Zaum; er rügte die kleinste Uebertretung. Niemand kannte sein Land wie er. Er wußte immer genau, wie viel Oel, Essig, Getreide und Munition darin vorhanden war. Wollte man bauen, so hielt er sich stets unterrichtet, was man machte, wie weit man war. Er kannte Jedermann und rief Jedermann bei seinem Namen. Wenn er Jemand sah, den er noch nicht kannte, fragte er ihn, wie er heiße, was er mache; nach 20 Jahren erinnerte er sich noch, was man einmal bei ihm gesucht habe. Cosimo war einer der ersten Selbstherrscher des modernen Europa. Sein Fürstenthum beruhte nicht auf Erbe, noch auf übertragener Autorität, obwohl er an diese Ideen sich anlehnte; mitten in städtischen und europäischen Conflicten hat er es erworben und befestigt. Er umfaßte die wesentlichen Interessen des Fürstenthums. wirthschaftliche und geistige Cultur, Handel und militärische Macht zu Lande und zur See. Aber alles war persönlich und trug zugleich das Gepräge, wir wollen nicht sagen der Zeit, sondern nur seiner eigenen Individualität.

Da ist es nicht gerade jener äußerliche Glanz, dem die früheren und damaligen italienischen Fürsten nachgestrebt, was ihm das meiste Vergnügen machte. Er hatte einmal einen königlichen Marstall mit den edelsten Pferden; bald darauf begnügte er sich mit dem Nothwendigen. Er wandte anfangs viel auf die Jagd; später sah er gern, wenn jeder Jagdgenosse seinen eigenen Falken und seinen eigenen Hund mit sich brachte. Nachdem er eine Zeit lang

1) Rubricario di Firenze 1560 u. 1561. Intendo che quando S. Ecc. ha da trattar alcuna cosa d'importanza, si va retirando in luoghi solitarii.

offene Tafel gehalten hatte, stellte er es wieder ein. Er aß immer mit seiner Frau und seinen Kindern an Einem Tisch; sie begleiteten ihn, so oft er verreiste, selbst als sie schon erwachsen waren.

Sehr auffallend ist es, daß er große Erwerbungen gemacht, mannigfaltige Kriege geführt und doch selbst nie auf dem Schlachtfelde erschienen ist. Sein ganzes Bemühen war, die Politik nach Zeit und Gelegenheit zu leiten und die Mittel des Krieges für den eintretenden Fall bereit zu halten. Es hat etwas Wahres, wenn man ihn einen Tyrannen nannte: nicht allein inwiefern Tyrannis die Herrschaft bezeichnet, sondern auch wegen der Art und Weise, wie er sie ausübte. Er war gütig, so lange man ihm gefiel; dann erschien er gerecht; mißfiel man ihm, so war er furchtbar anzusehen und grausam. Er regierte mit Schärfe, Strenge und Rache. Immer ging er mit seinen gelben Streithandschuhen, mit Schwert und Dolch einher; und mehr als Einen Mord hat er mit eigener Hand vollbracht. Den Florentinern war in ihrer Knechtschaft ein Trost gewesen, daß die Ehre der Frauen unangegriffen blieb. Gerade das rechnete man Cosimo lange zu großem Lob, daß er darüber hielt. Nachdem aber seine toledanische Gemahlin gestorben, fing er trotz seiner Jahre, trotz der Lehre, die Machiavell gegeben, an, seiner Begier auch ihren freien Lauf zu lassen. Man sah den klugen und gewaltigen Fürsten tausend Thorheiten begehen: in einer Nacht maskirte er sich öfter, um ohne Aufsehen immer mit der nämlichen Dame tanzen zu können. Er setzte selbst die Sicherheit hintan, und um seinen Liebschaften nachhängen zu können, ging er des Nachts mit einem einzigen Diener aus. Manches vornehme Geschlecht gerieth hierüber in eine Art von Verzweiflung. Doch Machiavell hatte falsch geweissagt; der Schrecken war dergestalt über ihnen, daß sie sich nicht regten. Den Sforza Almeni, der ihm wegen seiner Buhlschaft mit Eleonora degli Albizzi Ungelegenheiten verursachte, durchbohrte er mit eigener Hand. Auch in anderen Beziehungen hatte seine ganze Staatsverwaltung doch etwas unendlich Drückendes: in den Comödien der Zeit kommen Personen vor, die es in Florenz nicht aushalten können, wegen der Zölle, mit denen sie gedrückt wurden. Es ist sehr wahr, daß Cosimo den Ackerbau wieder emporbrachte, indem er Ländereien urbar machte, Colonisten einführte. Aber er behandelte dann die Landesprodukte wie seine Handelsgeschäfte: gleich nach der Ernte ergingen die strengsten Befehle, daß niemand von dem Ertrag etwas verkaufen solle; er selbst, der Herzog wollte

dieses Vorrecht allein haben; er wollte allerdings damit dem Mangel an Lebensmitteln vorbeugen, der oft die größten Unannehmlichkeiten hervorgebracht hatte; allein dabei machte er doch auch seinen Vortheil; nirgends bezahlte man das Korn so theuer als bei ihm. Seine Politik gereichte den Florentinern zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, sie hatten Freude an den Erwerbungen Cosimos. Aber dafür waren sie auch der Willkür seiner Finanzmaßregeln unterworfen: er legte ihnen Zwangsanleihen auf, und zwar einem jeden, von dem er wußte, daß er Geld besaß. Das Kapital zahlte er wieder zurück, doch keine Zinsen. Unter Anwendung dieser Mittel stiegen seine Einkünfte von einer halben Million auf 1,100,000 Dukaten; der Ueberschuß betrug dann wenigstens eine halbe Million, über die er, wie er sagte, für sich selbst und für seine Freunde verfügte.

Und immer höher stieg er, nicht ohne den Einfluß seiner Geldmittel, empor. Daß er dem Kaiser Maximilian II. bei der drohenden Gefahr eines türkischen Anfalles 100,000 Dukaten auf der Stelle und binnen drei Monaten abermals 100,000 zahlen ließ, trug nicht wenig dazu bei, daß derselbe seine Schwester Johanna, Tochter des verstorbenen Kaisers Ferdinand, mit dem Sohne Cosimos, dessen präsumtivem Nachfolger vermählte. Es war nicht ohne Beziehung auf diese neue Verwandtschaft, wenn Cosimo diesem seinem Sohne nun auch die Verwaltung seines Staates in aller Form übertrug, nicht jedoch ohne sich die eigentliche Herrschaft und deren Attribute vorzubehalten. Eine große Veränderung in den Geschäften führte das nicht herbei, da der vertraute Sekretär des Herzogs Concini eine ununterbrochene Communication desselben mit dem Sohne, der sehr folgsam war, unterhielt.

An diese Verbindung mit dem Hause Oesterreich knüpfte der Herzog den Wunsch, zum Erzherzog erklärt zu werden: denn sein Haus sei ja nun ein und dasselbe mit dem Hause Oesterreich geworden. Der Freund Cosimos, Papst Pius IV., unterstützte das Gesuch bei dem Kaiser; der aber legte doch jener Verbindung einen so großen Werth nicht bei; er wandte ein, daß er bei seinem geheimen Rathe Schwierigkeiten finde, und wenigstens erst mit den übrigen Erzherzogen und König Philipp Rücksprache nehmen müsse.

An dem Hofe zu Rom, wo man das als eine abschlägige Antwort ansah, faßte man nun einen anderen Gedanken: denn sehr geneigt waren die Päpste, ihrem mächtigen Nachbarn einen höheren Rang zuzuerkennen, als ihn etwa die Este oder Farnesen beanspruchten. Pius V., den Cosimo nicht viel weniger für sich ge-

wonnen hatte, als Pius IV., hätte an sich kein Bedenken getragen, ihn zum Erzherzog zu ernennen: denn der Papst könne Kurfürsten und selbst Kaiser machen; sollte er nicht auch einen Erzherzog ernennen dürfen? Da man aber doch das dynastische Selbstgefühl des Hauses Oesterreich nicht verletzen wollte, so zog man es vor, Cosimo zum Großherzog zu erheben, und zwar auf den Rath des kaiserlichen Geschäftsträgers Ulrich Zasius. Man hat dabei auf den Rang eines obersten Herzogs von Schlesien und sogar auf den Titel des Großfürsten von Moskau Bezug genommen. — Am 18. Februar 1570 zog Cosimo wie ein Triumphator in Rom ein; er saß dem Papst zur Rechten, wie sonst nur die Könige. Für seine Vorfahren war es ein besonderer Ehrgeiz gewesen, etwa in die Verwandtschaft der Orsini zu kommen. Jetzt thaten diese ihm eine Art Hofdienst: ein Orsino reichte den Scepter, ein Colonna die Krone dar, mit der ihn der Papst königlich schmückte.

Es war der Gipfel dieses Daseins, das damit zu einem großen Ziele gelangte. Nichts geringes fürwahr, daß jener junge Mensch, der sich einst in Trebbio nur mit Fischfang und Vogelbaizen beschäftigt hatte, der Stifter des Großherzogthums Toscana geworden war. Die Umstände hatten ihn begünstigt, aber durch eine angeborene politische Virtuosität hatte er sich allezeit zum Meister der Umstände gemacht. Und nicht auf die Herrschaft in seinem Gebiete beschränkte sich seine Wirksamkeit. Für das gesammte südliche Europa ist es von größtem Gewicht, daß er, an der spanischen Monarchie festhaltend, wenn irgend ein anderer zur Behauptung ihrer Macht in Italien beigetragen hat. Das Uebergewicht der spanischen Monarchie und die exclusive Herrschaft des Katholicismus in Italien beruhten auf der Haltung Cosimos und seinen Erfolgen.

Wie Italien sich damals gestaltete: so ist es im Großen und Ganzen bis in's 18. Jahrhundert geblieben. Toscana hat inmitten dieser Gestalt eine bedeutende, zu Zeiten glänzende Stellung behauptet.

Zu eigentlichem Genuß der errungenen Macht ist Cosimo nicht gelangt. Dieser Mann, der ganz Nerv und Lebenskraft, sinnlich und geistig gewesen, wurde am Ende seiner Tage — er starb im Frühjahr 1574 — an allen Gliedern gelähmt[1]); er konnte

1) Andrea Gussoni, Relazione dello stato di Firenze: nel 1576, Havendo perduto con il moto quasi tutti i sensi, menò vita piuttosto da pianta che da huomo; Alberi, Relazioni degli ambasciatori Veneti. Ser. II. Vol. II. S. 375.

weder die Hand zum Schreiben brauchen, noch auch die Zunge zum Sprechen bewegen. Man versichert, seine geistige Capacität sei immer dieselbe geblieben; er habe von Allem, was vorging, auch dann noch Kenntniß genommen [1]. Was er erfuhr, war jedoch nicht dazu angethan, ihm Beruhigung zu verschaffen. Noch schwebte der Präcedenzstreit mit Ferrara; der Kaiser wollte den Titel Großherzog nur unter gewissen Modificationen genehmigen, die nicht in Cosimos Sinne waren, und König Philipp zeigte ihm eine Härte, die den Diensten, die er demselben geleistet hatte, nicht zu entsprechen schien.

1) Cini, Vita del Serenissimo Signor Cosimo de' Medici. S. 517.

Note über den Tod Filippo Strozzis.

Die Nachricht, welche Adriani, einer der zuverlässigsten Autoren aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts von dem Selbstmord Strozzis giebt (S. 58), ist eigentlich als die beste Erzählung dieses Ereignisses zu betrachten und hat den Späteren meistens zu Grunde gelegen. Die kaiserlichen Minister waren danach von Strozzi und dessen Anhängern gewonnen worden und wünschten ihn am Leben zu erhalten. Bei dem Verhör, welches Johann von Luna anstellte, nicht ohne die Tortur anzuwenden, die aber sehr leicht ausfiel, wurde über die Hauptfrage, den Antheil Strozzis an der Ermordung Alessandros, nicht viel ans Licht gebracht. Der Kaiser selbst war damit nicht zufrieden und bewilligte dem Herzog Cosimo auf dessen dringendes Ansuchen die Ueberlieferung des Gefangenen in seine Hände; indem Filippo Nachricht von seiner Befreiung erwartet, muß er eine andere vernehmen, die ihm seine Auslieferung an den verhaßtesten Feind ankündigt. Er beschließt, lieber sich selbst zu tödten, als unter den Qualen der Tortur Bekenntnisse machen zu müssen, die seinen Freunden schaden und ihn doch nicht retten würden. Ein zufällig in seinem Gefängniß zurückgelassener Degen machte es ihm möglich, sich mit demselben die Kehle abzuschneiden.

In der Vita del Serenissimo Signor Cosimo de' Medici (Firenze 1611, S. 100) hat Giovambatista Cini diese Erzählung beinahe wörtlich wiederholt, ohne etwas neues hinzuzufügen. An und für sich enthält sie nichts Unwahrscheinliches, es wäre denn der zufällig in dem Gemach zurückgelassene Degen, wobei man sich aber erinnern muß, daß die Gefangenschaft Strozzis überhaupt nicht eben sehr streng war, wie er denn mit dem Commandanten des Schlosses häufig speiste. Daß Strozzi behauptete, für die Freiheit zu sterben, findet sich bei ihnen nicht. Die Erzählung wird von den Gedanken

der Rache dominirt: denn den virgilianischen Vers haben sie beide. Die ganze Reihe der Erzählungen über dieses Ereigniß durchzugehen, würde zu nichts führen; ungefähr, wie bei Adriani, erscheint dasselbe auch bei Botta (Storia d'Italia I, S. 222); nur tritt bei diesem die Erinnerung an den alten Cato Uticensis hervor: Filippo habe Gott gebeten: wenn er keine Vergebung verdiene, möge Gott seiner Seele einen Platz neben der des Cato gönnen. Schon bei Galluzzi (l. I, c. 2,) der einige Partikularitäten hat, die wir bei den Anderen nicht finden, wird bei dem Verse Virgils des Cato gedacht, jedoch ohne jenes Gebet, welches die äußerste Verzweiflung bezeichnen würde, wenn dabei an die Stelle Dantes über Cato gedacht worden wäre, abgesehen davon aber etwas Großartiges hat.

Niccolini hat den Selbstmord in seiner Tragödie Filippo Strozzi noch einmal mit vieler Emphase dargestellt; der Moment ist schön, in welchem Strozzi das Werkzeug von Stahl erblickt, das ihn aus der Gewalt Cosimos erretten soll.

Aber indessen waren nun auch Zweifel an der Wahrheit der ganzen Thatsache aufgetaucht, die sich besonders an den Bericht Segnis knüpfen, dessen Werk 1723 erschienen war. Segni ist ein gleichzeitiger Autor, der aber nur eben das wiederholt, was man in der Stadt sagte und hörte. Sein Bericht ist, man habe gehört (l. IX, S. 245), daß Filippo Strozzi sich in seinem Gefängniß selbst ermordet habe, mit Hülfe eines zufällig in demselben zurückgelassenen Degens, dessen Spitze er in seinen Hals gerannt habe; man publicirte auch einige von seiner Hand gefundene Aufzeichnungen, in denen er gesagt haben soll: wenn er nicht verstanden habe, zu leben, so werde er verstehen zu sterben; und ein Gebet: wenn er keine Vergebung verdiene, so möge Gott seine Seele dahin schicken, wo die des Cato sei. Das Volk glaubte im Allgemeinen an die Wahrheit dieser Erzählung, viele auch deshalb, weil Filippo niemals ein guter Christ gewesen sei, noch an die Religion geglaubt habe; er bekomme nun seinen verdienten Lohn. Aber gleich damals verlautete auch ein anderes Gerücht, er sei auf Anordnung Lunas und des Marquese del Vasto ermordet worden [1]). Die angeblich

1) Che Filippo fosse stato scannnato per ordine del Castellano o del Marchese del Vasto, che gli avevano promesso di non darlo in mano del duca; i quali intesa la risoluzione dell' Imperadore, che voleva compiacere al duca Cosimo, l'avevano fatto scannare e fatto ire fuora voce, che da se stesso si fosse ammazzato.

bei Strozzi gefundenen Schriftstücke hielt man für eine Composition Pierfrancesco Riccis von Prato, des früheren Lehrers von Cosimo.

Daß nun die Combination eines Einverständnisses zwischen Vasto, Luna und Cosimo eine vollkommen unrichtige sei, darüber kann kein Zweifel obwalten. Cosimo sah in Vasto seinen größten Gegner; bei den Parteistellungen am spanischen Hof gehörte auch Luna zu seinen Widersachern. Daß sie sich alle zu einer Lüge vereinigt haben sollten, um die Welt irre zu führen, läßt sich nicht denken; Cosimo würde die beiden Andern unfehlbar bei dem Kaiser angeklagt und sein Geschick bedauert haben, das ihn verhinderte, die Wahrheit über die Umtriebe Strozzis zu entdecken. Dennoch ist die Meinung, daß Strozzi durch ein Einverständniß zwischen Vasto und Luna umgebracht worden, beinahe die allgemeine geworden. Schon Galluzzi hat sie als wahrscheinlich bezeichnet. In Arch. stor. App. IX. S. 560 ist man sogar zu der Behauptung fortgeschritten, der Kaiser habe zwar die Auslieferung des Gefangenen öffentlich anbefohlen, im Geheimen aber den Befehl gegeben, den Gefangenen zu ermorden, entweder der Kaiser selbst oder einer seiner Minister. Wer aber sollen diese Minister gewesen sein? Man weiß, daß Covos und Granvella immer für Strozzi waren; Luna ward als ein Freund desselben betrachtet. Das Schlimmste, was der Kaiser anordnen konnte, war nun eben, daß Strozzi aus der Hand Lunas in die Hände Cosimos überliefert werden sollte. Die Erzählung Segnis, welche dieser selbst als ein Gerücht bezeichnet, geht nun dahin, daß Luna und Vasto durch ein Versprechen gegen Strozzi gebunden gewesen seien, ihn nicht in die Hände Cosimos übergehen zu lassen; um dieses ihr Wort nicht zu brechen, trotz des entgegengesetzten Befehls des Kaisers hätten sie ihn umgebracht. Ganz unbedeutend ist, was aus einigen Tagebüchern angeführt wird. Die Verfasser bemerken, wann Strozzi begraben worden sei, was sie allerdings wissen konnten. Aber davon, was eigentlich geschehen war, hatten sie so wenig Kunde, wie das Publikum überhaupt. Die Meisten glaubten, dem Gefangenen sei der Kopf abgeschlagen worden. Dagegen von größter Wichtigkeit ist der Bericht über das Ereigniß von Lorenzo Strozzi, der kein Motiv haben konnte, einer gleichsam zur Entschuldigung erdichteten Erzählung Glauben beizumessen, vielmehr wie er denn in allem, was seinen Bruder anbelangt, Liebe und Verehrung für ihn verräth, so auch den dringendendsten und natürlichsten Anlaß hatte, sich um die Art und Weise seines Todes zu bekümmern. Lorenzo erzählt das Ereigniß un-

gefähr wie Adriani, ohne den mindesten Zweifel. Er gibt die Motive mit folgenden Worten an: per non dar più diletto altrui con lo strazio del corpo suo, e per manco disonore e per maggior sua gloria e per più salvazione di tutti gli amici e parenti suoi, se risolvè, come prima farlo poteva, di torsi la vita.

Er führt dann einige Partikularitäten an, die wir anderweit nicht fanden, und theilt ein Schriftstück mit, das man bei dem Tode Filippos gefunden haben will, mit der prächtigen Ueberschrift Deo Liberatori in der ausdrücklichen Beziehung auf Cato Uticensis. Daß nun das alles, was er angiebt, vollkommen zuverlässig und echt sei, will ich nicht behaupten; er sagt, was er erfuhr, und theilt mit, was er in die Hände bekam. Doch werden damit noch nicht alle Zweifel gehoben, die selbst auf die Herausgeber der Vita einen so starken Eindruck machten, daß sie aussprechen (p. CXVIII), daß ohne neue Documente sich darüber schwerlich etwas bestimmtes feststellen lassen werde. Ein solches Document aber ist in der That vorhanden, und zwar in Florenz selbst; ich fand es vor Jahren in dem Archivio Mediceo [1]). Es besteht in einem Bericht, den der florentinische Gesandte Bandini über den Vorfall an Kaiser Karl erstattete. Er lautet folgendermaßen: Relazione fatta al Imperatore nel Dicembre 1538. Della morte di Filippo Strozzi, nelle quale si dice, che essendo venuto dalla corte imperiale il nuovo ordine che egli fosse consegnato in mano del Duca, esso si riserbò a trasferirlo nella notte dal castello al palazzo per esaminarlo coi tormenti e fargli la conveniente giustizia; in che mentre si stava ciò disponendo comparve al cardinal Cybo ed al Duca un uomo di D. Giovanni di Luna per riferire che Filippo si era serrato iu camera, e perciò mandato Pirro Colonna con alcuni gentiluomini per forzare l' uscio della medesima, trovarono Filippo disteso in terra morto, con due spade accanto, sanguinose in punta, ed una nel fodero sopra un forziere, che li fù trovato appresso una carta scritta di sua mano, diritta a D. Giovanni di Luna, in che si giustificava delle imputazioni dategli e ne aggravava il cardinale Cybo, rivocava le confessioni fatte nel primo constituto, dicendole estorte per i tormenti, dispone dei suoi interessi e ordina il rifacimento delle spese a D. Giovanni, del di cui trattamento molto si lodà, prescrive la sepoltura, dice esser

1) Indice XVIII. Corte Imperiale. Toskanische Sachen.

morto per la patria e col verso Virgiliano esorta a far le sue vendette; dice inoltre che Filippo prima di morire studiava l'opera dì Plutarco di quelli che son puniti tardi da Dio. — Il Bandini lesse tutta questa relazione al Carlo V, il quale ridendo disse, faccia egli: fatto è; una volta tutti quelli che m' offendono, possino far tal fine.

Durch dieses Document wird nun die Erzählung Adrianis im allgemeinen bestätigt. Wenn dieser Nichts davon hat, daß Strozzi für die Freiheit zu sterben meinte, so läßt sich das aus seiner Stellung erklären. Aber daß Strozzi das Gefühl gehabt habe, für die Freiheit zu sterben, ergiebt sich aus unserem Documente unwidersprechlich. Der bei Lorenzo vorkommende Brief verträgt sich nicht ganz mit den hier vorliegenden Mittheilungen; und es scheint fast, als sei er, von wem auch immer, auf eine doch nicht ganz zureichende Kunde dessen, was wirklich vorgekommen, abgefaßt worden. Man kann sich hierauf nicht mit Sicherheit stützen. Aber darum ist die Hauptsache doch gegründet, die Kritik ist auch einmal konservativ; ich denke: der republikanische Tod Filippo Strozzis ist gerettet.

Don Carlos,

Prinz von Asturien, Sohn König Philipps II. von Spanien.

Allgemeinen Eingang und Beifall hat das Werk Gachard's: Don Carlos et Philippe II. gefunden; es ist in zwei unter einander wieder abweichenden Ausgaben, 1863 und 1867, erschienen und erfreut sich der weitesten Verbreitung.

Ganz in Vergessenheit ist dagegen die Abhandlung gerathen, die ich bereits im Jahre 1829 in den Wiener Jahrbüchern zur Geschichte des Don Carlos erscheinen ließ. Die Einen kannten sie wohl, erwähnten sie jedoch nicht; Andere haben sie wohl citirt, aber nicht gekannt. Ich lasse sie jetzt wieder abdrucken, ohne Zusätze aus dem später Bekanntgewordenen hinzuzufügen; deren bedurfte es für diese Abhandlung nicht.

Nun aber hat Gachard in der Vorrede zu seinem Werke mir die Ehre erwiesen, mich neben Mignet als den Mann zu bezeichnen, von dem eine Darstellung der Geschichte des Don Carlos zu wünschen wäre. Ich hatte daran vorlängst Hand angelegt. Wenn ich aber früher Bedenken trug, dieselbe zu publiciren, so hat mir das zwar den Vorzug der Priorität geschmälert; allein für die Arbeit selbst ist es sehr nützlich geworden. Meine Ansicht über die Begebenheiten des Don Carlos ist durch die mir vorher unbekannt gebliebenen Aktenstücke und durch fernere Studien auf diesem Gebiet erweitert und festgestellt worden. Und ich wage es nun, mit derselben hervorzutreten. Ich komme damit wohl auch jetzt noch nicht zu spät.

Allgemeinen Eingang und Beifall hat das Werk Gachard's Don Carlos et Philippe II. gefunden; es ist in zwei unter einander nicht abweichenden Ausgaben, 1863 und 1867 erschienen und erfreut sich der weitesten Verbreitung.

Ganz in Vergessenheit ist dagegen die Abhandlung gerathen, die ich bereits im Jahre 1829 in den Wiener Jahrbüchern zur Geschichte des Don Carlos erscheinen ließ. Die Einen kannten sie wohl, erwähnten sie jedoch nicht; Andere haben sie wohl citirt, aber nicht gekannt. Ich lasse sie jetzt wieder abdrucken, ohne Zusätze aus dem später Bekanntgewordenen hinzuzufügen; deren bedurfte es für diese Abhandlung nicht.

Nun aber hat Gachard in der Vorrede zu seinem Werke mir die Ehre erwiesen, mich neben Mignet als den Mann zu bezeichnen, von dem eine Darstellung der Geschichte des Don Carlos zu wünschen wäre. Ich hatte daran vorlängst Hand angelegt. Wenn ich aber solchen Bedenken trug, dieselbe zu publiciren, so hat mir das zwar den Vorzug der Priorität geschmälert; allein für die Arbeit selbst ist es sehr nützlich gewesen. Meine Ansicht über die Angelegenheiten des Don Carlos ist durch die mir vorher unbekannt gebliebenen Aktenstücke und durch fernere Studien auf diesem Gebiete erweitert und festgestellt worden. Und ich wage es nun, mit derselben hervorzutreten. Ich komme damit wohl auch jetzt noch nicht zu spät.

I. Kritische Abhandlung [1]).

Unter den mancherlei Ereignissen, die, nach allen Bemühungen der Historiker noch heute der Aufhellung bedürftig, der Nachforschung werth sind, gibt es einige, denen man gleichsam herkömmlicher Weise eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmet, berühmte Fragen, die man von Zeit zu Zeit immer einmal wieder behandelt, und niemals recht ergründet hat. Zu diesen gehört, wenn irgend eine andere, die Geschichte des Don Carlos, Prinzen von Spanien. Sie bietet ein eigenes Interesse persönlicher Verhältnisse dar: sie erinnert an eine der bedeutendsten Perioden neuerer Geschichte und an deren Wendepunkte; sie ist von berühmten Männern rhetorisch und poetisch bearbeitet worden. Es kann ihr nicht schaden, daß man sich so oft mit ihr beschäftigt hat. Ein Räthsel gewinnt vielleicht noch, wenn Viele sich bemühen, es zu lösen.

Und doch ist es die Betrachtung der Sache an sich, des Ereignisses selbst nicht allein, noch auch nur vorzugsweise, was uns bestimmt, darüber das Wort zu nehmen. Beinahe so merkwürdig, wie die Begebenheit selbst, finden wir die Art, wie man sich im Verlaufe so langer Zeit, seitdem sie sich zugetragen, über dieselbe geäußert hat.

Man kennt jenes athenische Gesetz, welches bei dem Streite zweier Parteien Jedermann eine von beiden zu ergreifen verpflichtet, und die Neutralität verpönt: ein Gesetz, das sich für das thätige Leben fast von selbst gebietet, und das man im Allgemeinen immer befolgt. In jenen großen Kämpfen der Meinung, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert einander immer ähnlich, und immer anders, immer alt und immer neu, Europa bewegt haben, und fortfahren zu bewegen, hat, wie natürlich, in der Regel Jedermann Partei genommen; auch die unabhängigsten Bestrebungen sind von ihnen zuletzt

1) Zuerst erschienen 1829 in dem XLVI. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur.

verschlungen — in den großen Strom fortgerissen worden. Was man in Kriegen und Schlachten verfochten, dem hat die Theorie niemals gefehlt. Wenn sich der Schmuck der Rede oder dogmatischer Eifer hinzugesellt, wenn politische Schriften es ihre Aufgabe sein lassen, die Partei rationell zu behaupten, so kann man das nicht anders, als in der Ordnung finden.

Nicht ganz aber, wenn diejenigen das Nämliche thun, welche den Streit zu schildern unternehmen, die Historiker. Ihre Aufgabe wäre, über demselben zu stehen, ihn zu begreifen, die Kämpfenden jeden in seiner Absicht zu fassen, darnach seine Thaten zu wägen, und erst alsdann sie zu beschreiben. Jedem die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren er in sich selber werth ist, das geziemte sich. Dagegen geschieht nur allzuoft, daß die Geschichtschreiber, von der Unfehlbarkeit ihrer Meinungen durchdrungen, in den Streit eintreten, und ihn, so viel an ihnen liegt, mit auszufechten suchen. Die Erzählung wird selber zur Waffe, und die Historie zur Politik.

Zweierlei Wirkungen entstehen hieraus. Einmal wird die Erkenntniß der Begebenheit außerordentlich schwer. Wenn die Mitwelt unwahr ist, wie soll die Nachwelt sich belehren? Sagen aber zwei übrigens ehrenwerthe Männer einer das Gegentheil vom andern, wem soll der dritte glauben? Sodann bildet sich fast eine neue Geschichte. Der Kampf der Meinung, eingetreten in die historischen Werke, in seinem Verhältnisse zu den Nachrichten, welche in denselben mitgetheilt oder verschwiegen, angenommen oder verworfen werden, bildet einen neuen Gegenstand historischer Forschung, der von dem Unternehmen sich über irgend einen Punkt eindringend und mit freier Stirne zu belehren, niemals getrennt werden kann. Zuweilen kommt es beinahe dahin, daß man, statt ein positives Ergebniß zu erhalten, sich mit einer genetischen Aufzählung der vorgetragenen Meinungen, der mitgetheilten Nachricht begnügen muß.

Diese Wahrnehmung ist es, durch welche die Geschichte des Don Carlos ein neues Interesse für uns erhält. Die Entzweiung der öffentlichen Meinung hat sich in den Mittheilungen über dieselbe auffallend gezeigt. In gegenwärtiger Abhandlung wünschten wir zuerst dieß zur Anschauung zu bringen. Dann werden wir freie Bahn gewonnen haben, um zur Aufklärung der Sache, wo möglich, selbst Einiges beizutragen.

Erster Theil: Analyse bisheriger Erzählungen.

Es würde überflüssig sein, den Leser ausführlich zu erinnern, daß Don Carlos Sohn Philipps II., Königs von Spanien war, geboren 1545 den 8. Juli, in dem Gefängnisse seines Vaters in der Nacht vom 23. zum 24. Juli 1568 gestorben; und was man von demselben, der Untersuchung unvorgreiflich, weiter sagen könnte; diese Sachen sind in ihrem Umrisse allgemein bekannt; und sogleich wird sich zeigen, was man Näheres über dieselben allmählich zur öffentlichen Kunde zu bringen suchte.

1. Es war der Lehrer des Cervantes, Maestro Juan Lopez, Professor, oder wie man sonst Cathedratico übersetzen will, zu Madrid, welcher sich zuerst über Don Carlos vernehmen ließ. Sobald der Prinz gestorben war, legte J. Lopez unverzüglich Hand an, dessen Tod und Beerdigung zu schildern. Schon am 9. Oktober 1568 hatte Fray Diego de Chaves im Auftrage des Rathes von Kastilien die Handschrift gelesen; im November erschien sie. „Relacion de la muerte y honras funebres del Principe Don Carlos.“ Sei es aber, daß der Autor nichts sagen wollte, oder nichts sagen durfte, aus seiner Schrift könnte man nicht sehen, daß Don Carlos in irgend einem außerordentlichen Zustande gewesen war. Er beginnt mit dem 14. Juli, wo die Krankheit ausbricht, die denn bald unheilbar wird; er erzählt, wie der Prinz gebeichtet, die Sakramente empfangen, gestorben, begraben, beklagt worden, eben, als wäre bei der ganzen Sache weiter nichts zu bemerken

2. Es mag vielleicht das Beste sein, der offenbaren Verleumdung Stillschweigen entgegenzusetzen. Sobald aber irgend eine Thatsache Verdacht begründet, wird man allemal wohlthun, mit der Wahrheit öffentlich herauszugehen. Man hatte in Spanien leicht, sich harmlos anzustellen, desto geschäftiger aber war auswärts die Vermuthung. Schon am letzten September 1568 wußte der venetianische Gesandte zu Madrid, daß man in Italien den Verdacht hegte, Don Carlos möge an Gift gestorben sein. „Di varii lochi in Italia,“ sagt er, „e sta scritto il sospetto nato che il principe di Spagna sia morto di veneno.“ Schon war in aller Welt eine Opposition gegen Staatsverwaltung, Katholicismus und Politik Philipps II. vorhanden; was anfangs Vermuthung gewesen war, ging bald als Gerücht umher; denn eben dies ist der Ursprung des Gerüchts, daß zu einer bestimmten Neigung des Gemüths die Vermuthung hinzutritt; noch hatte aber der Gegensatz keine ent=

schiedene öffentliche Stimme; die Niederländer selbst begnügten sich, so viel wir wissen, mit der Behauptung, Don Carlos sei gefangen gesetzt worden, weil er ihnen günstig gewesen: und erst als ihr Abfall erklärt war, trat jenes Gerücht als laute Anklage hervor. Eben derselbe, der den Abfall leitete, sprach sie zuerst unumwunden, öffentlich, so stark wie möglich aus.

Im Jahre 1581 machte Prinz Wilhelm von Oranien eine Rechtfertigung seines Betragens bekannt. Sie erschien unter dem Titel: Apologie ou defense du très-illustre prince Guillaume par la grace de dieu prince d'Orange. Es ist nicht anders, als daß eigene Entschuldigung unmittelbar zur Anklage des Gegners wird. In dieser Schrift finden wir die heftigsten Invektiven gegen König Philipp. Er wagt mir, sagt der Prinz von demselben, meine Vermählung zu tadeln, er, der seine Nichte geheiratet; er, der, um zu einer solchen Heirat zu gelangen, seine Frau, die Tochter und Schwester französischer Könige, grausam ermordet hat: wie ich weiß, daß man in Frankreich informirt ist. Und was war doch der Vorwand zu jener Dispensation des Gottes auf Erden? Der war es, daß man ein so schönes Königreich nicht ohne Erben lassen dürfe. Siehe da, weßhalb man zu den vorhergegangenen Missethaten einen grausamen unnatürlichen Mord hinzufügte. Der Vater ermordet unnatürlicher Weise seinen Sohn und Erben, damit der Papst Anlaß habe, zu einem so verruchten Incest, der vor Gott und Menschen abscheulich ist, die Dispensation zu geben. — — Was aber Don Carlos anlangt, so war er nicht unser zukünftiger Herr und präsumtives Oberhaupt? Wenn der Vater seinen Sohn einer todwürdigen Schuld anklagen konnte, kam es nicht vielmehr uns zu, darüber zu richten, da wir dabei so vielfach betheiligt waren, als drei oder vier Mönche oder Inquisitoren von Spanien[1])?

1) Apologie, Ausgabe von 1581, p. 38. Celui doncq, qui a espousé sa niece, ose me reprocher mon mariage. Celui, le quel pour parvenir a un tel mariage, a cruellement meurtri sa femme fille et seure des rois de France. Comme je sçai, qu'on en a en France les informations. — Or quel a ésté le fondement de ceste terrestre divine dispence (c. a. d. du pape pour le nouveau mariage). C'est, qu'il ne failloit pas laisser un si beau roiaulme sans heritier. Et voila pourquoi a ésté adjousté a ces terribles fautes precedentes un cruel parricide. Le pere meurtrissant inhumainement son enfant et heritier, affin que par ce moien le pape eut ouverture de dispense d'un si execrable inceste abominable à dieu et aux hommes. — — — — Quant a Don Charles restait il pas nostre seigneur futur et maistre

Man fasse diese Anklage wohl. Philipp soll seine Gemahlin aus dem Wege geschafft haben, um seine Nichte heiraten zu können. Um aber einen Vorwand zur Dispensation zu bekommen, soll er zum Morde seines Sohnes geschritten sein, und dazu sich der Inquisition bedient haben? Ist jemals eine furchtbarere Anklage gehört worden?

Gewiß, Prinz Wilhelm von Oranien ist ein Mann, der die Achtung und selbst die Bewunderung der Nachwelt erworben hat. Er hatte Klugheit, Muth, Unerschütterlichkeit. Demohnerachtet, ihm solche Dinge zu glauben, dazu gehört viel. Wer war denn diese Nichte, welche zu heiraten den König so sehr verlangte? Reizte sie ihn durch Schönheit? Er kannte sie nicht, er hatte nichts von ihr gesehen, als ein Bild, auf welches er mit einem geschmeichelten des Don Carlos, denn mit diesem dachte er sie damals zu vermählen, antwortete. Oder bot sie ihm politische Vortheile dar? Ihr Vater, Maximilian II., durch die Gegenwart zweier seiner Söhne in Spanien und das Bedürfniß einer guten Versorgung für die andern übrigens ohnehin an Philipp geknüpft, bedurfte eher Hülfe, als daß er deren hätte leisten können. Dagegen mit Frankreich in Bund zu sein, zu bewirken, daß dieß weder auf Italien einen Angriff machen, noch den beginnenden Empörungen der Niederlande Unterstützung gewähren möchte, dieß war für Philipp wichtig, und mußte einen Hauptgesichtspunkt seiner ganzen Politik bilden. Und dennoch soll er diejenige ermordet haben, welche von einem französischen Frieden, den die Vermählung mit ihr eingeleitet, den Namen de la paz führte, die das gute Vernehmen zwischen beiden Kronen, wie ihre Correspondenz mit ihrer Mutter, von der wir einen Theil sahen, beweist, wesentlich erhielt, die übrigens gut und schön, und ihm von Herzen ergeben war? Damit aber das Bedürfniß eines Erben als Vorwand zu der vom Papste zu erbittenden Dispensation angeführt werden könne, soll Don Carlos hingeschlachtet worden sein? Unerhört. Solche Entsetzlichkeiten zu beweisen, oder nur glaublich, nur wahrscheinlich zu machen, dazu bedarf es mehr, als der Versicherung, man habe in Frankreich Informationen davon. Wer hatte sie? Welche sind es, und von wem? — Der Prinz, an einem sehr empfindlichen Punkte in Rücksicht seiner Ehe selbst angegriffen, setzt alle Gräuel, die er seinem Gegner vorwerfen will,

présumtif? Et si le pére pouvoit alleguer contre son fils cause idoine de mort, estoit ce point a nous, qui y avions tant d'interest qu'à trois ou quatre moines ou inquisiteurs d'Espagne? etc.

in Bezug mit dessen damaliger Ehe, um ihm jenen Tadel so stark als möglich zurückzugeben. Er, ein Feind Philipps auf Tod und Leben, mag dergleichen vielleicht am Ende geglaubt haben. Der Historie aber würde es schlecht anstehen, ähnlichen Vermuthungen Raum zu geben.

3. Indessen, sie waren durch einen Mann, der großes Ansehen besaß, geäußert, und verbreiteten sich in der Welt. Es ward nöthig, ihnen eine andere Darstellung dieser Dinge entgegenzusetzen. In Spanien konnte es nicht füglich geschehen: man hatte den Verdacht der Parteilichkeit allzusehr wider sich. Eben damals aber schrieb zu Florenz Gianbattista Adriani die Geschichte seiner Zeit. Ein Mann, dem man erlaubt hatte, aus den Briefen, wie er sagt, der Gesandten, Sekretäre, und der Fürsten selbst zu schöpfen. Im Jahre 1583 widmete derselbe sein Werk dem Großherzoge Franz von Toskana, der mit Philipp II., wie man weiß, in sehr gutem Einverständnisse war. Adriani nun äußert sich ausführlich über Don Carlos. Wenn aber die Gegenpartei dem Vater, so gibt er dem Sohne die Schuld. Er versichert nicht allein, daß derselbe durch Mangel an Verstand unfähig gewesen sei, zu regieren, sondern auch, daß er sich oft wüthend gezeigt, seine Diener gehaßt und geschlagen, ja alle Spanier gehaßt habe. Endlich, als er auf Rebellion gedacht, habe sich der Vater gezwungen gesehen, ihn gefangen zu setzen. Des Gerüchtes, daß Carlos in dem Gefängnisse eines unnatürlichen Todes gestorben sei, versäumt er nicht zu gedenken, er aber versichert das Gegentheil. Der Prinz, sagt er, der oft mehrere Tage nichts genossen, alsdann sich übermäßig angefüllt, und allzukaltes Wasser getrunken, habe sich durch diese Unmäßigkeit eine unheilbare Krankheit zugezogen: zu ungemeinem Leidwesen seines Vaters sei er an derselben gestorben.

So waren von beiden Seiten die entgegengesetzten Meinungen aufgestellt. Die protestantische Partei, wenn wir die des Prinzen von Oranien so nennen dürfen, klagte den Vater, die katholische klagte den Sohn an. Beiderlei Nachrichten konnten sich, so zu sagen, mit einander versuchen, und um den Preis, geglaubt zu werden, kämpfen. Da nun die Anklage Oraniens in sich selber allzu unwahrscheinlich war, und die offenbare Feindseligkeit ihres Urhebers wider sich hatte, die Geschichte Adriani's dagegen, in der That eines von den nicht zahlreichen originalen Werken, welche die historische Literatur des sechzehnten Jahrhunderts besitzt, glaubwürdig und urkundlich erschien, so geschah, daß man dem Letzten Glauben

beimaß. Seine Nachrichten gingen in gar manche andere Schrift über. Man führt oft Campana: Vita del re Filippo, als ein der Beachtung würdiges Werk an, jedoch wie sehr vieles Andere, ist auch alles, was es über Don Carlos sagt, im Wesentlichen aus Adriani entlehnt: nur setzte er einiges Wenige, was aus Catena: Vita di Pio V., genommen ist, oder was ausdrücklich als Gerücht bezeichnet wird, hinzu. Nicht allein aber die Italiener überzeugte Adriani, ich finde merkwürdig, daß auch die entschiedenen Feinde Philipps jene Anklage nicht sogleich zu erneuern wagten. Wann hatten die Franzosen mehr Anlaß, diesen König zu hassen, als in den Anfängen Heinrichs IV., damals, als Spanien die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohte? Auch haben sie z. B. im Jahre 1594, sehr heftige Flugschriften wider ihn geschrieben, in welchen sie alles zusammenhäufen, was Philipp jemals gegen Frankreich und das Blut französischer Könige gethan zu haben angeklagt werden konnte. Die Erwähnung jener grausenvollen Attentate indeß habe ich in denselben vergebens gesucht. Man kann sagen, daß die Angaben Adriani's in der öffentlichen Meinung den Sieg davon zu tragen schienen.

4. Auf die Länge aber dauerte ihr Vortheil nicht aus. Als durch Heinrich IV. nach der Herstellung der französischen Monarchie ein immerwährender Gegensatz gegen Spanien erschaffen war, ein Rückhalt für Jeden, der wider dieses Land zu schreiben unternahm; als zugleich eine neue, eigenthümlich französische Geistesrichtung sich geltend zu machen begann, unterließ man nicht auf die Geschichte des Don Carlos zurückzukommen. Vornehmlich suchte P. Matthieu sie in seiner Weise auszubilden. In seinem Werke: »Histoire de France et des choses mémorables advenues aux provinces étrangeres durant sept années de paix, divisée en sept titres, Paris 1606, welches die Jahre 1598 bis 1604 umfaßt, und jedem Jahre ein Buch widmet, thut er derselben ausführliche Erwähnung. Wir wollen in Beziehung auf das, was er sah und erlebte, seine Glaubwürdigkeit nicht bestreiten. Eine andere Frage ist, wie er das vorstellt, was ihm ferne lag. Allzuoft verbindet er dann eine sonderbare Leichtgläubigkeit mit einem gewissen Trachten nach dem Effekte. Wenn er z. B. behauptet, der Vicekönig von Goa könne mehr Volk in See schicken, als der König von Spanien selbst, und mehr Schiffe, als ganz Europa, so ist bei dem blühenden Bestehen von fünf großen Marinen, der englischen, der holländischen, der portugiesisch-spanischen, der osmanisch-barbareskischen und der

venetianischen, die Existenz einiger kleineren ungerechnet, die ausschweifende Uebertreibung doch in der That nicht zu verkennen. Dieser Autor nimmt bei dem Tode Philipps II. Gelegenheit, dessen ganzes Leben und dann auch den Fall des Don Carlos zu erzählen. Er berichtet, mit allen Protestanten in Deutschland, Dänemark, England und Flandern, in Verbindung, habe der Prinz auf eine Rebellion gedacht, und seinen Vater ermorden wollen. Der König habe seinen Gewissensrath versammelt, und, während die Räthe der Milde zugethan gewesen, selber auf strenge Maßregeln gedrungen. Man habe die Sache hierauf der Inquisition übergeben, durch welche der Prinz wegen seiner Verbindung mit den Unkatholischen für einen Ketzer erklärt, und wegen des Attentats auf das Leben seines Vaters zum Tode verurtheilt worden sei. Durch vier Sklaven habe man dasselbe vollziehen lassen. Von zweien seien dem Schlachtopfer die Arme, von einem die Füße gehalten worden, der vierte habe (tout doucement) die Erdrosselung vollbracht.

Zuweilen werden uns Märchen erzählt, die einer ernsthaften Widerlegung weiter nicht werth sind. Unser Autor, welcher die nämliche Sache, den Grund seiner ganzen Darstellung, erst für gewiß, dann für ein Gerücht ausgibt [1]), welcher von einem gleichsam regelmäßigen Gewissensrathe Philipps II. redet [2]), der doch nie bestand, welcher endlich von einer Justiz durch Sklaven spricht, gleichsam als sei man am türkischen Hofe, während es ein besonderes Gesetz des spanischen war, daß an demselben kein Sklave geduldet werden sollte, — scheint diese Sachen nur des Effekts halber vorzutragen.

Seine Zeugnisse sah er nicht recht an. Nach ihm sollen die Deutschen — und seine Randglosse nennt Simon Schardius Denkwürdigkeiten — Karl's Tod der Sentenz der Inquisitoren zuschreiben. Simon Schardius aber sagt ausdrücklich: „Ueber seinen Tod verbreiteten sich verschiedene Gerüchte. Wenn man denjenigen Glauben beimißt, welche die Geheimnisse des Hofes kennen, so starb er an einer unheilbaren Unterleibserkältung: dieser Todesfall versetzte den König Philipp in große Trauer [3]).“ In der That ist der deutsche

1) S. Matthieu 1. Er sagt: „Son propre fils entreprit sur sa personne.“ Und darauf: On dit qu'il se resolut d'entreprendre sur le roy son père.

2) Il assembla son conseil de conscience.

3) Simon Schard gedenkt bei der Gefangennehmung Karl's allerdings der Anklage der niederländischen Stände, daß Karl auf den Rath der In=

Autor sammt andern Unterrichteten einer ganz anderen Meinung, als welche ihm Matthieu zuschreibt.

Trotz alle dem, und wie heftig auch immer die Erzählung unseres Franzosen ist, er hatte das Glück seiner Landsleute, gelesen zu werden, und Glauben zu finden. Gregorio Leti schrieb ihn aus, und brachte seine Erzählung noch mehr in der Welt herum. Es kam hinzu, daß Männer von entschiedenem Verdienste, wie Thuanus, ähnliche Sachen behaupteten.

Es ist unmöglich, das Thuanus in dem ganzen, kaum übersehbaren Werke, das er schrieb, original sei: und es wird ein andermal zu untersuchen sein, in wiefern er, und wo er im Allgemeinen glaubwürdig. So viel lehrt der erste Augenschein, daß große, lange Stellen aus Adriani, Busbequius und vielen anderen, unverändert in seine Geschichte übergegangen sind. Natürlich. Er mußte über alles schreiben, und keineswegs über alles war er eigentlich unterrichtet, so daß er sich Anderer, in der Manier jenes Jahrhunderts, zu bedienen genöthigt war.

Ueber die Geschichte des Don Carlos hatte er eine besondere Information. Er sah einen gewissen Foix, der den Prinzen gekannt, und das Schloß an seiner Thür eingerichtet hatte. Was Thuanus aus dessen Munde erzählt, ist von einigem Interesse für unseren Gegenstand. Das Zeugniß eines Fremden aber, der nur einem untergeordneten Kreise der Gesellschaft angehörte, reicht, wie sich versteht, nicht aus, und betrifft nicht die wichtigsten Punkte. Zu wiederholten Malen unterscheidet es der Autor auch ausdrücklich von dem übrigen, was er sagt.

In diesem Uebrigen behauptet Thuanus allerdings, daß der Tod des Don Carlos, nach dem Spruche der Inquisition, durch einen Gifttrank beschleunigt worden sei. Woher er dieß aber wußte, ist eine andere Frage. Er hatte Schriften vor sich, welche den

quisition eingeschlossen worden sei, wegen seiner Feindschaft gegen Alba, seiner Abneigung gegen die Einrichtung der Inquisition und seiner Vorliebe für die Niederländer. — Was im Ganzen in Bezug auf die Gefangennehmung — nicht ganz unrichtig ist. Schardius sagt: Haec ut affirmare sic nec refellere libet. Ueber den Tod sind dieß seine Worte: De mortis genere non minus quam causis custodiae varia sparsa fuere. Ceterum si secretiorum negotiorum aulae consciis fides est adhibenda: non medicabili frigiditate ventriculi, quum XIX^mo^ ejusdem (mensis Julii) correptus fuisset, die post V^to^ obiit. Magnum hic obitus regi Philippo dolorem attulit. Sim. Schardius Rerum Germanicarum l. IV. 70, 90.

Tod des Don Carlos, der im Juli erfolgte, bis in den Oktober verschoben. Waren es diese, aus denen er jene Nachrichten schöpfte?

Es ist immer von Bedeutung, wenn ein angesehener Autor irgend einer Ansicht beifällt. Auf die öffentliche Meinung über diese Sache machte die Erzählung des Thuanus nicht wenig Eindruck. Die spanische Größe hatte im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts das Eigene, daß sie zugleich furchtbar erschien, verhaßt war und doch den innern Schaden wahrnehmen ließ, an dem sie litt. Mit Begierde ergriff man alles, was zu ihrem Nachtheile gesagt ward. Der Sieg neigte sich auf die Seite der anti=spanischen Meinung.

5. Indessen, noch waren auch die Spanier gerüstet. In vollen Waffen traten sie noch einmal hervor, ihre Sache auch hierin zu behaupten.

Ein sehr merkwürdiges Buch ist Luis Cabrera: Felipe segundo de España, Madrid 1619. Merkwürdig wegen des Gegenstandes, den es behandelt, über welchen es treffliche Materialien zu Tage fördert; merkwürdig auch wegen der eigenen Art von Historiographie, die es darstellt, und von welcher sich, so viel mir bekannt, in dem ganzen Umfange der Historie kein anderes Beispiel findet. Es ist in diesem Autor ein unläugbarer Tiefsinn, der sich, wie es die Art dieser Geister, nicht darin mißfällt, dunkel und schwerfällig einherzutreten. Davon, daß die Vollendung Klarheit und Gestaltung fordert, scheint er keine Ahnung zu haben. Er verliert sich in eine höchst detaillirte Mittheilung, und begnügt sich, seine Beschreibungen gruppenweise zusammenzustellen, ohne irgend an eine höhere Einheit zu denken. Sehr eigenthümlich ist die Manier, wie er von einem Satze auf den andern, von einem Subjecte auf das andere überzugehen pflegt. Dabei aber erscheint er immer originell, voll wahren Nachdenkens, um so anziehender, je mehr man sich die Mühe nimmt, ihm nachzugehen. Er ist weit davon entfernt, einen Umstand zu ersinnen, auch steht ihm ein unerschöpflicher Reichthum originaler Kenntnisse zu Gebote: aber darum ist er nicht überall exact, er begeht vielmehr nicht wenige Fehler; darum ist er noch lange nicht gerecht, nein er nimmt entschieden Partei. Er ist ein Koloß in einem schweren Harnische, aber der ihn nicht vollkommen deckt. Er wird nicht unverwundbar sein, doch werden ihm leichte Wunden fast unfühlbar bleiben.

Cabrera läßt sich an mehreren Stellen ausführlich über Don Carlos vernehmen. Er führt eine solche Reihe von Ausbrüchen der

wildesten Heftigkeit aus dem Privatleben des Prinzen an, daß es uns sehr begreiflich ist, wie man denselben für unfähig halten konnte, nachzufolgen. Von seiner Absicht, nach Flandern zu fliehen, redet er unverhohlen. Er berichtet ausführlich, wie es ihm im Gefängnisse ergangen, und wie er durch seine Unordnungen gestorben sei. Alle Schuld gibt er dem Prinzen allein. Dabei behauptet er, wenn irgendwo, in dieser Geschichte glaubwürdig zu sein. „Er schreibe, was er gesehen und gehört habe. Von Jugend auf habe er in den Zimmern der obersten Häupter der spanischen Regierung Zutritt gehabt, seine und seines Vaters Verbindung mit Ruy Gomez de Silva und Christoval Moura (Philipp II. ersten Ministern) habe ihm viele Erläuterungen verschafft [1]." Umstände gewiß, mit denen Cabrera zu genauer Kenntniß auch desjenigen gelangen konnte, was Anderen verborgen war. In der That führt er wichtige Thatsachen an, die uns ohne ihn unbekannt geblieben wären, und theilt bedeutende Dokumente mit. Sollen wir aber, seiner Stellung vertrauend, ohne weitere Untersuchung jene glauben, diese annehmen?

Selbst um ihn kennen zu lernen, müssen wir auf einiges Einzelne eingehen; wir dürfen die Anstöße, die wir finden, nicht unbemerkt zur Seite lassen.

Wenn Cabrera erzählt, durch Fray Diego Chaves, Beichtvater und Onorato Juan, Lehrer des Prinzen, sei kurz vor dem Tode desselben dem Könige vorgestellt worden, es werde nicht gut sein, daß er den Sterbenden noch einmal besuche, wie leicht eine aufwachende Erinnerung der guten ruhigen Stimmung seiner Seele nachtheilig werden könne; so ist darin ein auffallender Fehler. Onorato Juan war schon im Jahre 1566 gestorben. Wir haben ein Werk von Athanasius Kircher: Principis christiani archetypon etc., welches das Leben dieses Juan ausführlich schildert, auch seine Grabschrift mittheilt, und der Wahl seines Nachfolgers gedenkt: es kann über das Todesjahr Onorato Juans nicht der mindeste Zweifel obwalten. Werden wir nicht Recht haben, eine Erzählung zu verwerfen, in die ein so offenbar falscher Umstand eingeschlichen ist? Selbst die Dokumente Cabreras erregen zuweilen Zweifel. Unter andern theilt er einen Brief mit, welchen Philipp an seine Schwester,

1) Yo escrivo lo que vi y entendi entonces y despues por la entrada que desde niño tuve en la camera destos principes i fue mayor con la edad, p. 497.

die Kaiserin, Gemahlin Maximilians II., geschrieben haben soll. So viel ist wohl richtig, daß dieser Brief in spanischen Manuscripten gefunden ward; noch vor Kurzem hat ihn Schepeler: Beiträge zur Geschichte Spaniens, 1828, p. 272, aus einem solchen — freilich irrigerweise, wenn als ein unbekanntes Stück — wieder abdrucken lassen. Allein derselbe enthält eine Stelle, die Philipp unmöglich an die Kaiserin schreiben konnte. Er nennt sie darin: madre y señora de todos, Mutter und Herrin der ganzen Familie. Sie war aber die jüngere Schwester des Königs, und da eine Frau lebte, der dieser Titel gebührte, die Schwester Karls V., Tante Philipps II., Großmutter des Don Carlos, Katharina, Königin von Portugal, welche auch in der That großen Antheil an dieser Sache bezeigte, so konnte Philipp die Kaiserin unmöglich so nennen. Er, der seine Ausdrücke sonst abwägte, hat dieß sicherlich nicht gethan, und in dem Briefe ist schlechterdings ein Fehler, welcher es auch sei.

Wenn wir demnach nicht umhin können, Mißtrauen in Erzählungen, ja in Dokumente zu setzen, welche Cabrera mittheilt — dürfen wir darum die einen oder die andern, oder gar den Autor selbst verwerfen?

Der Schein trügt auch hier. Jene Vorstellung, an welcher Cabrera einen bereits Verstorbenen Antheil nehmen läßt, ist allerdings gemacht worden, nur von Chaves allein. Wir haben ein Dokument in Händen, das keinen Zweifel daran übrig läßt, die Abschrift eines Briefes von Don Gomez Manrique, der während des Ereignisses an dem Hofe zugegen war, über dasselbe, an Don Pedro Manrique. Darin heißt es: Der Prinz ließ seinem Vater melden, es sei ihm nichts mehr zu wünschen übrig, als sein Segen: der Beichtvater aber stellte vor, daß der König nicht kommen möge[1]). Keine Frage, daß wir die Mitwirkung Onorato Juans, von der Cabrera redet, fallen lassen müssen: dieß ist ein Fehler, den auch andere Spanier, wie Hieronymus Quintana, begangen haben: der Nebenumstand ist falsch, die Hauptsache aber ist und bleibt richtig. — Ungefähr so verhält es sich mit dem Briefe. Philipp schrieb ihn ohne Zweifel, allein an die Königin von Portugal, der auch jene Anrede zukam. In der Hofbibliothek zu Wien haben wir unter andern unzweifelhaften Dokumenten in der Sammlung Rangone eben denselben Brief gefunden, ganz wie ihn Cabrera hat, nur unter der Aufschrift: „Carta que Su Mag. escribió a la

1) Embio a su padre que ja no quedava que desear, sino su bendizion y el confesor aviso que no viniese.

Ser^{ma} reyna de Portugal su tia," und diese Adresse ist die richtige. Wir sehen, auf wie merkwürdige Weise Cabrera unbekannte Umstände, geheime Dokumente mittheilt, und in der Mittheilung selbst sich nicht vor bedeutenden Fehlern hütet. Sein Werk ist wichtig, es ist reich an trefflichen Nachrichten und eigenthümlicher Kenntniß, es ist für Jemand, der der Spur tieferen Geistes nachzugehen liebt, selbst anziehend: allein, wie gesagt, eben so wenig völlig exact, als klar.

Noch einen andern Mangel aber, einen noch schlimmern, bemerken wir: wie Adriani, gibt auch Cabrera alle Schuld dem Prinzen. In gleichzeitigen Papieren haben wir gar manchen ehrenvollen Zug von Don Carlos gefunden, der dem Cabrera schwerlich unbekannt war, doch meldet er nichts davon. Wir haben ebendaselbst wahrgenommen, wie hart Carlos oft von Philipp II. behandelt ward: auch davon schweigt Cabrera. Allen Tadel häuft er auf den Sohn: tadellos erscheint bei ihm der Vater, ohne Schonung schildert er die ganze Leidenschaftlichkeit des Prinzen, deren Ausbrüche doch zuweilen vielleicht einige Entschuldigung zulassen. Es ist wohl wahr, daß derselbe den Cardinal Spinosa, der einen Schauspieler vor ihm zu spielen abgehalten hatte, zu tödten drohte; daß er ein Haus, aus dem er vorübergehend mit Wasser begossen worden, niederzureißen befahl; allein erstens waren gerade dieß Dinge, die ihn aufbringen konnten, weil er sich, den Erben so großer Reiche, den künftigen Fürsten, verachtet und verhöhnt glaubte, und sodann ging sein Jähzorn doch auf der Stelle vorüber. Als der Cardinal seine Kniee beugte, war er zufrieden. Als man ihm sagte, aus jenem Hause sei denen, die die Strafe vollziehen wollen, das Sakrament entgegengetragen worden, ließ er es gut sein. Aber Cabrera erzählt alles mit schneidender Kälte. Nicht, als ob er nicht das Talent hätte, die Dinge zu durchschauen, den innern Menschen wahrzunehmen; aber oft in seinem Werke, indem er tiefer eindringen zu wollen scheint, sehen wir ihn zu unserer Verwunderung stillstehen und inne halten. Die Doctrin nämlich, die er bekennt, die Staatsansichten, die er aussprechen und verfechten will, fesseln ihn. Eben dieß aber hebt die Wirkung auf, die er auf die Gegner haben könnte. Sein Buch konnte nur bei den Gleichgesinnten Eingang finden. Für die Späterlebenden, die sich ohne Rücksichten auf die Parteiansichten unterrichten wollen, bleibt es unschätzbar.

Unter den Quellen für die Geschichte der Zeiten Philipps II.

erwähnt man oft zweier Bücher Lorenzos van der Hamen y Leon, betitelt: Don Felipe el prudente und Don Juan de Austria. Wir finden indessen, daß diese Bücher im Wesentlichen nichts anderes, als eine Verarbeitung des Cabrera sind. Allerdings bedurfte Cabrera, wenn irgend ein anderer Autor, ungeeignet, dem lesenden Publikum zu dienen, eines Ueberarbeiters. Dies Verdienst erwarb sich van der Hamen: es ist aber auch, wenn man die Mittheilung einiger Urkunden, die er fand, abrechnet, sein einziges Verdienst.

In der Geschichte des Don Carlos, die er in beiden Schriften erzählt, stimmt er allerdings mit Cabrera überein: diese Uebereinstimmung ist aber, wie die erste beste Stelle zeigen kann [1]), allzugroß, und als ein Zeuge kann van der Hamen nicht gelten.

Auch Famianus Strada, welcher seinem Werke über den niederländischen Krieg (erschienen 1630) einen Abschnitt über Don Carlos einverleibt hat, kann es mit nichten. Das Buch dieses Jesuiten verdankt seinen eigentlichen Werth den farnesischen Papieren, die ihm zu benutzen gestattet war. So weit diese reichen, ist es allenthalben interessant, ja wichtig: nicht mehr, wo sie ihm fehlen, oder wo widersprechende Angaben sein Urtheil verwirren. Er hat Gelehrsamkeit, Fleiß und Beredsamkeit: irren wir aber nicht, so mangelt es ihm, wie so Vielen seiner Zeit und seines Ordens, an Unterscheidung und Kritik. Ueber Don Carlos mischt er allerlei zusammen, doch hat er keine Notiz, die uns nicht aus den Schriften, welche er vor sich hatte, unmittelbar bekannt wäre: in der Haupt-

1) Cabrera Felipe segundo, p. 474. A los deziocho de Henero le llego carta del correo mayor con aviso de come el principe le avea pedido ocho cavallos de posta y el le avea dicho estaban todos en las carreras que en viniendo le serviria. Duplico el mandado y viendose apretado enbio todos los cavallos fuera i el corrio a dar cuenta al rey. Azorose y porque avia declarada su partida brevemente llego al pardo. Vino alli su hermano etc. Man vergleiche nun, was van der Hamen über eben diesen, den in unserer Sache entscheidenden Tag, zu sagen weiß. Er sagt in Don Juan, p. 40: Don Carlos amediado Henero pedio ocho cavallos de posta al carreo mayor que al punto aviso al rey que se hallava en el escorial y por entretener su Alteza le dixo estaban todos en las carreras que en viniendo le serviria. Duplico el mandado y viendose apretado embio todos los que tenia fuera y el corrio a dar cuenta al rey. Azorose Don Felipe y porque avea declarado su partida brevemente llego al pardo. Vino alli su hermano etc. So geht es in sehr vielen Stellen.

sache folgt er dem Cabrera, den er anführt, und, wie sehr offenbar ist, dem Adriani. Deren Ansicht theilt er im Ganzen, und verbreitet sie seinerseits weiter.

So treten diese Spanier und Italiener den Franzosen entgegen, und es bilden sich, einander gegenüber, zwei Meinungen aus. Die eine ist gleichsam orthodox, den Erklärungen getreu, die König Philipp II. selber über diese Sache gegeben hat. Sie schreibt dem Prinzen eine Sinnesart zu, welche ihn unfähig macht, mit Jemand zu leben, oder gar zu regieren, ein unverträgliches Betragen, und allerdings verbrecherische Absichten, ohne ihn indessen zu beschuldigen, daß er seinen Vater habe tödten wollen, ohne solche Dinge zu sagen, die dem königlichen Hause zum Schimpfe hätten gereichen können; sie geht nur eben weit genug, um zu beweisen, daß der König gezwungen war, seinen Sohn gefangen zu setzen: übrigens bleibt sie dabei, daß der Prinz durch seine Unordnungen in dem Gefängnisse umgekommen sei. Die andere ist so zu sagen heterodox und apokryph. Die Franzosen lassen den Eigenschaften des Don Carlos übrigens Gerechtigkeit widerfahren; jedoch versichern sie, daß er seinen Vater habe tödten wollen; deßhalb eben habe ihn dieser gefangen gesetzt, seine Sache den Inquisitoren übergeben, und ihn nach dem Spruche derselben sterben lassen. Die Spanier sind ohne Vergleich besser unterrichtet. Sie sind mit guter Kenntniß des Details und authentischen Erklärungen, Briefschaften und Notizen der Augenzeugen ausgerüstet; den Franzosen mangeln glaubwürdige Berichte, sie geben nur das Gerücht wieder; sie erzählen die offenbarsten Falschheiten. Allein während jene sich nur vertheidigen, und doch nicht völlig mit der Sprache herausgehen, greifen diese an, und haben den Vortheil, alles zu sagen, was sie wissen, oder was sie zu wissen meinen. Es kann noch einen Augenblick unentschieden scheinen, welche Partei den Sieg davontragen wird, aber nicht allzu lange mehr.

6. Zwei Autoren, die das Talent der Erzählung in ausgezeichnetem Grade besaßen, gaben den Ausschlag. Im Jahre 1666 erschienen die Memoiren Brantome's, die zwar schon lange, handschriftlich verbreitet, in höheren Kreisen Leser gefunden hatten, aber der Welt doch eigentlich jetzt erst recht zu Gesicht kamen. Durch die Menge pikanter Anekdoten, welche sie in munterer, leichter und oft schlüpfriger Manier mittheilen, machten sie großes Aufsehen; um so mehr, da Brantome weit in der Welt herumgekommen war, vieles gesehen, und zu manchen bedeutenden Per=

sonen in Verhältniß gestanden hatte, so daß er glaubwürdig genug schien.

Es ist indessen ein mißliches Ding, ihm zu trauen. Erzählt er doch Liebesabenteuer, die man in Boccaz und andern italienischen Novellisten findet, eben als hätten sie sich zu seiner Zeit mit dieser oder jener Person ereignet.

Will man ihn nicht durchaus verwerfen, so muß man, dünkt mich, in der großen Masse einzelner Züge, die er überliefert, dreierlei unterscheiden. Erstens was er erlebt und gesehen zu haben behauptet; sodann dasjenige, wofür er seine Zeugen namentlich anführt; häufig thut er dieß, denn er ist sehr gesprächig; endlich was er nur so zu sagen gehört hat. In den ersten beiden Fällen verdient er Rücksicht, man kann einen Autor nicht völlig zurückweisen, welcher z. B. fast einen Jeden, der sich in den Religionskriegen von Frankreich einen Namen gemacht hatte, persönlich kannte: hier muß man ihn hören; allein wovon er meldet, er habe es sagen hören, ein gewisser Herr, eine alte Dame, zu ihrer Zeit schön, habe es ihm erzählt: das bleibt denn eben, was es ist, ein Gerede, commérage. Der Geschichte des Don Carlos gedenkt er zweimal: in den Vies des hommes illustres et grands capitaines estrangers de son temps, Abschnitt Philipp II., und in den Vies des dames illustres de France de son temps, Discours IV de la reyne d'Espagne Elizabeth de France, und auch hier sind dieselben Elemente seiner Erzählungen zu unterscheiden.

Vor der Katastrophe, im Jahre 1564, war Brantome in Spanien. Er sah die Königin öfter, und einmal auch den Prinzen. Wenn er nun sagt, er habe gesehen, wie die Königin fast angebetet worden, wie auch Don Carlos ihr Hochachtung und Respekt bewiesen habe [1]), so verdient er alle Rücksicht eines Zeugen. Etwas anderes aber ist es, wenn er weiter geht; „man sagt", „ich habe mir sagen lassen", „von einer großen Person in Spanien habe ich gehört", und dann meldet: er habe sagen hören, daß kein vornehmer Herr in Spanien die Königin anzublicken gewagt habe, aus Furcht, sich zu verlieben, den König eifersüchtig zu machen, und dadurch in Lebensgefahr zu kommen; man versicherte ihm, daß auch Don Carlos sich in sie verliebt habe. Wenn er fortfährt: die Ursachen, weshalb Don Carlos gestorben, wolle er nicht alle nennen, sie seien ihm unbekannt, und man habe sehr verschieden davon geredet; man

1) „La reyne, que j'ai vu qu'il honoroit fort et la respectoit".

habe denselben eines Tages in seinem Gefängnisse erdrosselt gefunden; auch von dem Tode der Königin rede man bedenklich, man sage, er sei beschleunigt worden. Was ist das eben weiter, als das Gerücht. Brantome selbst, so wie er zu sich kommt, so wie der Fluß der Erzählung, der stärker ist, als sein Urtheil, ihn nicht mehr mit sich fortreißt, glaubt davon nichts. Er führt ein Sonett auf König Philipp an, in welchem es heißt: „Il fit mourir sa femme, il tua son enfant"; doch sagt er ausdrücklich, man dürfe das nicht glauben, das Sonnett sei aus Haß gemacht[1]).

Brantome hat das Talent, Anekdoten zu erzählen. Er breitet sich geschwätzig über seinen Gegenstand aus, sagt, was ihm einfällt, und widerspricht sich tausend Mal.

In einer andern Gattung von Erzählung that sich St. Real hervor. Es ist eigentlich ein Mensch von ziemlich prosaischer Gesinnung, der aber recht wohl versteht, aus einzelnen Zügen ein zusammenhängendes Ganze zu machen. Wenige Jahre, nachdem Brantome's Memoiren öffentlich geworden, trat er mit einer Geschichte des Don Carlos hervor. Er hat darin zu den Anekdoten, die Brantome erzählt, eben die Situationen erfunden, aber alsdann durch neue Erfindungen von Mittelzuständen zu einem Ganzen verknüpft. Zwar ging er weiter als seine Urkunde. Brantome sagt nur, daß man ihm sage, Don Carlos habe sich in die Königin verliebt. Es würde aber eine schlechte Liebesgeschichte gegeben haben, wenn St. Real nicht hinzugefügt hätte, daß die Königin in einem gewissen Einverständnisse mit dem Prinzen gewesen sei. Zwar ist gleich die Grundlage seines ganzen Gewebes falsch. Er macht Ruy Gomez, Fürsten von Eboli, zum Gouverneur des Prinzen, und auf das Verhältniß, in das Carlos sofort nach der Ankunft der Königin in Spanien und der Aufnahme Don Johanns an dem Hofe eben dadurch zu ihm und zu seiner Gemahlin geräth, baut er seine ganze Geschichte. Ruy Gomez war weder damals Gouverneur des Prinzen, noch ist er es je geworden. Erst fünf Jahre später ward er Mayordomo mayor desselben, eine ganz andere Würde, eine viel spätere Zeit. Warum sollten wir uns aber weiter in dies Gewebe von Erdichtungen einlassen? Ich finde nicht, daß es St. Real selbst ausdrücklich für Wahrheit ausgegeben hätte.

Indessen hatte das kleine Buch eine entscheidende Wirkung.

1) Ce sonnet, auquel en tout ne faut prester créance, comme chose faite par haine, passion et animosité.

Es verdankt dieselbe einmal dem Style des Autors, der selbst in den Zeiten Ludwigs XIV. meisterhaft erschien; sodann, wenn ich nicht irre, auch der politischen Lage. Die spanische Macht war nicht mehr furchtbar; doch der allgemeine Haß, den sie einst in ganz Europa wider sich erweckt hatte, war noch sehr lebendig. Er konnte um so mehr literarisch werden, weil er sich bloß in Erinnerungen bewegte. Dies Rachegefühl wußte St. Real in den beiden Werken, welche von ihm berühmt geworden sind: demjenigen, von welchem wir gehandelt haben, und der Verschwörung Bedmars wider Venedig, auf das Geschickteste anzuregen. Oftmals beruht das, was man Ruf nennt, gerade auf dem Ergreifen eines solchen Momentes. Eine zweite Geschicklichkeit, den Ausdruck zu finden, welcher der Sinnesweise der Nation und der Zeitgenossen am angemessensten ist, kam hier hinzu. Selbst in denen, welche die Sachen St. Reals am Ende nicht für wahr hielten, blieb doch der allgemeine Eindruck zurück, welcher immer die nachhaltendste Wirkung einer jeden Schrift ist.

So geschah, daß die heterodoxe und apokryphe Meinung, die Fabel, den Sieg davon trug. Selbst in Spanien drang sie ein.

Es existirt eine kleine Schrift: vida interior del rey Felipe segundo, in der zweiten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts zierlich gedruckt, deren Herausgeber sich bemühen, sie an irgend einen berühmten Namen, wie Perez oder St. Real, zu knüpfen. Allein wir können versichern, daß sie nichts ist, als eine Uebersetzung derjenigen Narration in dem Werke des Matthieu, die sich auf Philipp II. bezieht, eben derselben, welcher die geharnischten Erzählungen Cabrera's und der früheren Spanier entgegentraten. Nunmehr aber war alles dieß vergessen, und die Gesinnung, in welcher die Franzosen geschrieben, war auch in Spanien ziemlich die vorherrschende geworden.

Unmittelbar aus St. Real schöpfte der deutsche Dichter, welcher den Namen des Don Carlos bei uns berühmt gemacht hat. So wie die Fabel aus dem Gegensatze entsprungen war, in welchem sich ein großer Theil von Europa gegen den Staat und Katholicismus Philipps II. befand, einem geistigen, wahren und großen Gegensatze: so traf es unser Dichter glücklich, indem er eben denselben zu seinem Hauptthema machte. Er vollendete so zu sagen die Fabel, indem er sie auf ihren idealen Grund zurückführte.

Aber offenbar ist doch, daß er die Meinung, die ohnehin schon gäng und gäbe war, so viel an ihm lag, verstärkte. So ist

es nun einmal mit historischem Roman und Schauspiel. Die Leser wissen wohl, daß man sich nicht verpflichtet, ihnen die Wahrheit zu berichten. Aber von der eigentlichen Historie gewöhnlich ohne Anschauung, ohne die Illusion des theilnehmenden Gefühls zurückgelassen, ergreifen sie mit Begierde den Eindruck, den ihnen Roman und Schauspiel machen, und an die Namen, die ihnen die erste gegeben, knüpfen sie unwiderruflich die falsche Vorstellung der letztern. Wer wüßte nicht, daß es auch hier so gegangen? Eben so aber kam man bis auf einen äußersten Punkt. Man mußte endlich inne halten, und sich zu einer Prüfung dessen anschicken, was so lange geglaubt worden war.

7. Zu Untersuchung unserer Sache hat wohl den ersten Anfang Antonio Llorente: Geschichte der spanischen Inquisition, gemacht. In Opposition besonders gegen St. Real und dessen Nachfolger in Frankreich hat er derselben einen ziemlich ausführlichen Abschnitt gewidmet. Es war ihm leicht, zu zeigen, wie wenig an dem Liebeshandel zwischen dem Prinzen und der Königin ist. Doch ließ er sich auch die Mühe nicht verdrießen, die Akten der Inquisition zu durchsuchen, und wenigstens so weit hat er sie durchforscht, um versichern zu können, daß nie ein Prozeß des heiligen Offiziums gegen den Prinzen existirt hat. Unter anderen früher bekannten theilt er auch einige unbekannte Urkunden von Werth und Bedeutung mit.

Es fehlt aber viel, daß er den Gegenstand erschöpft hätte. Einmal schlägt er sich ohne weitere Untersuchung zu den Spaniern, und nennt den armen Prinzen geradezu ein Ungeheuer, dessen Tod ein Glück für Spanien gewesen sei. Zugleich tritt er aber auch den Franzosen bei. Auch er will wissen, daß Carlos zum Tode verdammt worden. Was liegt viel daran, ob dieß die Inquisition gethan, oder jene Kommission, von deren Einsetzung Cabrera Nachricht gibt. Der letzteren schreibt Llorente das Todesurtheil zu; nur habe sich der Tod, obwohl beschlossen und herbeigeführt, doch unter allen Zeichen eines natürlichen Verscheidens eingestellt.

Die Frage ist, ob Llorente diese Dinge aus Aktenstücken nahm, denen auch wir Glauben beizumessen berechtigt sein können.

In dem Prozesse war von jenem Spruche nicht die Rede: Llorente versichert es ausdrücklich. Die Akten schließen vielmehr mit der Bemerkung, so weit sei man gewesen, als Don Carlos gestorben. Und worauf stützt der Autor nun seine Meinung? Auf andere Papiere, sagt er, in denen man Charakterzüge und Anekdoten

dieser Zeit aufgezeichnet habe; zwar nicht authentisch, aber doch glaubwürdig, herrührend von gewissen Personen, die in dem Palaste des Königs angestellt gewesen, und mit demjenigen übereinstimmend, was von einigen Schriftstellern zu verstehen gegeben worden sei.

Begierig fragen wir: welche Dokumente sind dieß? Von wem rühren sie her? Was enthalten sie? Llorente schweigt. Er ist weit entfernt, sie mitzutheilen, sie nur zu beschreiben. Er bezeichnet sie nicht näher, und muthet dem Leser einen blinden Glauben zu. Auch wir haben Briefe von Franz Crasso und Manrique, aus dem Pallaste des Königs, doch enthalten diese ganz andere Dinge. Llorente dagegen erzählt eine Geschichte, wie sie bei Gregorio Leti steht, der sie hinwiederum aus Matthieu entnommen hat.

Aber selbst Llorente legt wenig Werth auf jene apokryphischen Mittheilungen. Je kürzer er über diese ist, desto ausführlicher wird er, um zu beweisen, daß Cabrera, van der Hamen und Strada selbst seiner Meinung seien, die von ihnen nur mehr angedeutet, als behauptet werde.

Der einzige, auf den es ankommen kann, ist Cabrera. Nur dieser hatte eine Kenntniß aus authentischer Ueberlieferung. Van der Hamen schrieb ihn ab. Strada bediente sich solcher Quellen, die auch wir haben.

Cabrera erzählt folgendergestalt. Der Prinz litt am doppelten Terzianfieber, bösartigem Erbrechen, und einer von der Erkältung durch den Schnee herbeigeführten Dysenterie. Der Doktor Olivarez, Protomedico, der ihn behandelte, hielt mit seinen Collegen in Gegenwart des Ruy Gomez de Silva über die Behandlung, den Lauf und die Zufälle der Krankheit eine Konsultation. Man purgirte den Kranken ohne guten Erfolg. Die Krankheit schien tödtlich; man bat den König, seinen Sohn zu sehen, und ihn zu segnen [1]).

Kann man unverdächtiger von einer ärztlichen Konsultation reden? Llorente aber berichtet, daß Olivarez allein mit Ruy Gomez

1) Visitabalo el doctor Olivarez protomedico y salia a consultar con sus compañeros en presencia de Rui Gomez de Silva la curacion cursos i accidentes de la enfermedad. Purgado sin buen efeto porque parecio mortal la dolencia pidieron los ministros al rey le viesse y benedixesse ante su muerte. Van der Hamen setzt nach den Worten: sin buen efeto, hinzu: ma non sin orden y licencia, und will damit ohne Zweifel seinen dunkeln und allzukurzen Autor ergänzend, nur andeuten, daß dieß auf Verordnung der konsultirenden Aerzte, mit Erlaubniß des Ruy Gomez geschehen sei, aber nichts weiter.

konferirt, daß der Staatsmann mit dem Arzte in einem geheimnißvollen Ton gesprochen, daß dieser darauf dem Prinzen seinen Tod angekündigt habe. Ich finde nicht, wer dieses erzählt hätte.

Denn auch van der Hamen, der Cabrera fast ohne Zusatz wiederholt, auch Strada, der hier eine Stelle des Adriani abkürzend ins Latein übersetzt, haben davon nichts. Selbst wenn sie es hätten, so würde das wenig bedeuten. Sie sind weder Zeitgenossen, noch, wie gesagt, auf außerodentlichem Wege unterrichtet.

Dergestalt finden wir Llorente's Behauptung ohne alles Zeugniß. Wer wollte sich entschließen, ihr dennoch Glauben beizumessen?

* *
*

Und soweit ist man denn bis jetzt gekommen.

Wir sehen, die Spanier hätten lieber ganz geschwiegen, sie werden aber durch heftige Anklagen herausgefordert. Sie lassen hierauf gleichsam als eine Antwort eine im Ganzen wohlbegründete Darlegung erscheinen, die für einen Augenblick selbst die Oberhand gewinnt; allein so wie ihre Feinde stark und stärker werden, treten dieselben mit der alten Anklage nur noch lauter und ausführlicher hervor. Nochmals rüsten sich die Spanier, sie stellen uns ein ausführliches Detail vor die Augen, sie verfechten die Sache ihres Königs so gut sie vermögen; allein sie sind eben darum nicht ganz gerecht. Ihre schwerfälligen Kritiken verfehlen den Eindruck, den sie beabsichtigen. Es zeigen sich einige leichte Erzähler, und erobern die Meinung der Welt. Endlich tritt ein Untersucher auf, aber auch er beweist sich befangen, und will seine Quellen nöthigen, das zu sagen, wovon sie Nichts wissen.

Leider ist dieß nicht der einzige Fall in seiner Art. Wohl öfter haben entgegengesetzte Meinungen, begründet in der Stellung des Augenblicks, wie die Parteien, eine Zeitlang mit einander gekämpft, die Entscheidung der öffentlichen Meinung ist den Weltereignissen gemäß ausgefallen. Als die spanische Monarchie erst zu Grunde gerichtet war, war sie auch verdammt. Als Venedig blühte und stark war, ward es gefeiert: so wie es sich nicht mehr in den allgemeinen Angelegenheiten geltend machen konnte, erhoben sich die Feinde, trat der Tadel laut hervor, mit seinem Falle ward es verurtheilt. Denn die Meinung der Meisten hängt nur allzusehr von der allgemeinen Stellung und von dem Erfolge ab.

Auch der falschen Ansicht ist am Ende eine gewisse Wahrheit nicht abzusprechen, aber nicht sowohl desjenigen, was sie aussagt,

als des Grundes, aus welchem sie hervorgeht. Allerdings liegt es in unserer Natur, daß wir zur Erkenntniß des Gegenstandes subjektiver Vermittelung bedürfen; auch in die unbefangenste Erzählung mischt sich leicht ein Subjektives ein, so wie sich dagegen auch in dem entschiedensten Gedichte eine Nachwirkung des Objekts zeigen wird: aber wäre das darum einerlei? Sollen wir aufgeben, den Irrthum ins Auge zu fassen, das, was man wußte, von dem, was man entweder zu wissen meinte, oder glauben machen wollte, zu sondern? Sollen wir uns der Kritik entschlagen, damit man fortfahren dürfe, unter widerstreitenden Angaben diejenige zu ergreifen, welche etwa der Persönlichkeit eines Jeden am meisten zusagt? Wir halten es noch für möglich, den nach beiden Seiten hin ausschweifenden Meinungen ihren Mittelpunkt festzustellen: es läßt sich noch finden, vertrauen wir, wie die Sachen ergangen sind; es lassen sich noch Gesinnungen, Ereignisse, Thaten, wie sie waren, und aus ihnen die allgemeinen Entwicklungen nicht durch Divination, sondern durch redliche Forschung erkennen; und es ist möglich, die Geschichte rein herauszuarbeiten. Ohne diese Zuversicht wären alle unsere Bemühungen eitel.

Zweiter Theil: Erörterung der wichtigsten Streitfragen.

Sind die Zeugnisse, die man uns aufführt, parteiisch, welchen Weg soll man einschlagen, um sich eine größere Sicherheit zu verschaffen, als sie gewähren können?

Es giebt keinen andern, als daß man sich unverfälschter Aktenstücke bediene, und Nachrichten von denjenigen, welche den Sachen nahe standen, sie beobachteten und zugleich unparteiisch waren, nachtrachte. Dadurch werden schwerlich alle Zweifel auf einmal gehoben werden; man braucht für die Forschung nicht allein guten Willen, sondern auch Glück; vollkommene Auflösungen bieten sich nicht sogleich dar. Vielleicht ist es aber doch möglich, durch eins oder das andere, was uns zu Handen gekommen, unserer Sache eigenes Licht zu geben.

1) Wir beginnen damit, wobei wir stehen geblieben waren, mit der Todesart des Prinzen.

Gewiß ist es, daß Don Carlos nicht durch die Inquisition gerichtet wurde. Der Einzige, welcher die Akten der spanischen Inquisition in historischem Bezuge durchgesehen hat, Antonio Llorente, ein Mann, der nichts so sehr anfeindet, als die Angriffe jenes Gerichtshofes auf fürstliche Personen, läugnet es ausdrücklich.

Ich kann versichern, sagt er, daß ich, um die Wahrheit zu entdecken, alle irgend möglichen Nachforschungen in den Archiven der spanischen Inquisition angestellt habe. Ich glaube sie — die Wahrheit — gefunden zu haben, und erkläre meinen Lesern zuversichtlich, daß es nie eine Untersuchung noch einen Spruch der Inquisition gegen die Person des Don Carlos von Spanien gegeben hat.

Auch ward Don Carlos nicht von einer Kommission verurtheilt. Es ist wahr, daß König Philipp die Sache seines Sohnes einer Junta aus dem Cardinal Spinosa, dem Fürsten Ruy Gomez und dem Licentiaten Virviesca zusammengesetzt, übergab. Warum aber? Der einzige, welcher sichere Notiz von diesem Prozesse hat, Cabrera, — denn Llorente drückt sich zweifelhaft aus, und sagt nicht, daß er ihn gesehen — versichert uns, der König habe es gethan, um die Gefangensetzung des Prinzen zu rechtfertigen. Dies wird um so wahrscheinlicher, da Philipp II. die Akten eines Prozesses, den Johann II. von Aragon gegen seinen Sohn Don Carlos von Viana eingeleitet hatte, aus dem Archive von Barcellona holen und in das Kastilianische übersetzen ließ. Auch Johann II. aber wollte durch den Prozeß nichts anderes, als die Gefangensetzung seines Sohnes rechtfertigen. „Obwohl der König", sagt Geronymo Zurita von dieser Sache, „verschiedene Prozesse gegen den Prinzen hatte erheben lassen, so war es doch, da demselben darauf zu Barcellona allgemeine Verzeihung gewährt worden, nothwendig, nach seiner Gefangennehmung einen neuen anzuordnen. Der König setzte ihm dreierlei entgegen, was die Ursache seiner Gefangennehmung war" [1]). Wie dem indessen auch sein möge, Llorente bekennt selbst, daß der Prozeß jener Junta gegen Don Carlos von einem Spruche, einem Urtheile nichts enthält.

Es ist mir vielleicht erlaubt, anzumerken, wie viele Papiere, in den Monaten des Ereignisses und über dasselbe von wohlunterrichteten Männern zu Madrid geschrieben, mir bei diesen und andern Studien in die Hände gekommen sind. Das Finden an sich ist kein Lob, dieß liegt erst im tadellosen Gebrauche des Gefundenen, wofern in einer so kleinen Sache irgend ein Ehrgeiz Statt finden kann.

In Wien stieß ich auf Kopien von Briefen bedeutender Personen vom Hofe König Philipps, wie von Don Gomez Manrique

1) Zurita, Anales de Aragon S. IV. l. XVII, p. 79. Fue necesario despues de su prision ordenarse nuevo proceso. Opusieronsele tres cosas por el rey que fueron causas de su prision.

an Don Pedro Manrique, oder von Franz Crasso, die man mit andern wichtigen Schriften im Eskurial abgeschrieben hat[1]); ich sah die ganze Korrespondenz des venetianischen Gesandten mit seinem Senate, der in den Briefen vom 15. Februar, 2., 3., 27. März, 13., 30. April, 7., 14. Mai, 12. Juli 1568 und in den folgenden vom Gefängnisse und Tod des Prinzen handelt; in einer großen, von Hans Jacob Fugger zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts veranstalteten Sammlung fand ich deutsche Briefe aus Madrid vom 24. Juli; ich durfte ferner die Schreiben florentinischer und mantuanischer Gesandten lesen; endlich konnte ich auch von der Korrespondenz des päpstlichen Nuntius, von seinen Schreiben vom 24. Januar, 4. Februar, 2. März, 30. April, 14. Mai, 10., 21., 23., 27. Juli nach Bequemlichkeit Notiz nehmen. In allen diesen Schreiben so verschiedener Menschen habe ich niemals auch nur eine leise Andeutung von einem schriftlichen oder mündlichen Spruche, nirgends nur eine geringe Spur von einer gewaltsamen Herbeiführung dieses Todes gefunden; sie wissen vielmehr sämmtlich nur von einem sehr erklärlichen Verlaufe der Krankheit, auf welchen ein natürliches Verscheiden folgte.

Der Anlaß zu seinem Tode, sagt Franz Crasso, waren die Exzesse, die er sich im Vertrauen auf Jugend und Stärke zu Schulden kommen ließ. Er ging ohne Kleider und Schuhe, sein Zimmer ließ er stark anfeuchten, er schlief manche Nacht ohne einige Bedeckung, er trank zuweilen eine übermäßige Quantität kalten Wassers mit Schnee. Man that alles, um dieß zu verhindern, doch vermochte man es nicht, ohne in andere Unzulässigkeiten zu verfallen. So verging die natürliche Wärme, und er beschloß, nicht mehr zu essen. Bei diesem Entschlusse verharrte er eilf Tage, ohne daß ihn irgend eine Ueberredung dahin bringen konnte, etwas zu nehmen, was er bedurfte, was ihm gesund gewesen wäre. Als er endlich warme und kräftige Speisen nahm, blieben sie nicht mehr bei ihm, und er starb mit so viel Erkenntniß Gottes und Reue, daß es eine große Genugthuung, wie ein Trost für Alle war.

1) Es ist eine Sammlung von 170 Blättern in den foscarinischen Manuskripten der Wiener Hofbibliothek, mit dem Titel: Este libro contiene diferentes tratados los quales se copiaron de algunos manuscritos de la libreria de S. Lorenzo el real del Escurial que por ser materias muy curiosas y no muy antiguas son dignas del tiempo que ocupan el mas curioso e estudioso asi para la enseñanza come per el divertimiento y por no ser materia tratable darse a la estampa es de mas estimacion (por?) los que alcançaren a lerlos.

Man glaube nicht, daß dieß im Mindesten übertrieben sei. Nicht allein berichten auch unsere Landsleute, wie der Prinz „den Magen und den ganzen Leib beyconcertieret: als er nachmaln essen wolt, nicht mehr behalten kundt, darauf er in wenig Tagen dermassen erkrankht, daß er dieß vergangene Nacht umb Ein Uhr gar verschied"; sondern der päpstliche Nuntius [1]) fügt noch besondere Umstände hinzu, welche bei Crasso fehlen, aber dasjenige, was dieser sagt, erklärend bestätigen.

Es sei eben gewesen, sagt der Nuntius, als habe der Prinz, nachdem ihm die Möglichkeit, sich selbst zu ermorden, genommen war, sich durch seine Unordnungen tödten wollen. Er habe nichts gegessen, sich nicht angezogen, und nur mit einem Taftkleide auf dem Leibe, sich an das Fenster in den Windzug gestellt; in einem Zimmer, dergestalt angefeuchtet, daß das Wasser den Boden bedeckte, sei er barfuß herumgegangen; die Nacht habe er sich das Bett wohl drei Mal mit einer Schneeflasche abkühlen lassen, ja solche oft die ganze Nacht bei sich behalten: immerfort habe er eiskaltes Wasser getrunken, ohne etwas zu essen; Unordnungen, die man ihm wegen des Lärms, den er alsdann zu machen pflegte, nicht verbieten konnte, so, daß er sich ganz zu Grunde gerichtet habe [2]).

Es sind das die physischen Momente der Krankheit. Vielleicht war es der enge Gewahrsam in einem Zimmer, das nur zum Winteraufenthalt gemacht war, während der Hitze des Madrider Sommers, was dem Prinzen zu einem so ausschweifenden Betragen

1) Es war Giambattista Castagna, Erzbischof von Rossano, sieben Jahre lang Nuntius in Spanien, der einige Jahrzehnde später unter dem Namen Urban VII. den päpstlichen Thron bestieg. Von den Berichten, die er 1568 an den damaligen Cardinalpatron erstattete, findet sich einiges in der ottobonischen Handschriftensammlung, die einen Theil der Vaticana ausmacht.

2) Castagna fügt hinzu: Volendo poi mangiare non riteneva cosa alcuna, ma cresendogli a poco a poco il vomito et insieme sopravenendoli il flusso, quelli che n'avevano cura, cominciarono a dubitare della vita sua, onde fu chiamato il confessore et il medico, ma egli seguitando nella sua disperatione con non ascoltar ne l' uno ne l' altro ne volendo in alcun modo curar ne il corpo ne l' anima la qual cosa faceva stare il re e gli altri con molto dispiacere vedendoli massime di continuo crescere il male e mancare la virtù. Piacque a nostro S[r] Dio di illuminarlo in maniera che non solamente si mostro (libero?) da quella disperatione, ma dette in un subito segno di esser mutato affatto di quel di prima, pero che prima sempre pareva che nel suo parlar dicesse cose vane e di poco fondamento et allora principio a discorrere gravemente e da huomo prudente.

den nächsten Anlaß gab, obgleich er sich weigerte, es zu verlassen, wofern er nicht volle Freiheit erlange. Zu jenem Uebel kamen jedoch, wie natürlich, geistige Momente hinzu. Unmittelbar nachdem er die kühnsten Entwürfe gehabt, verzehrte ihn die Wuth der Ohnmacht. Als man ihm, um nur eines anzuführen, das erste Mal die Speisen vorgeschnitten brachte, ohne Messer, denn selbst bei Tische versagte man ihm schneidende Werkzeuge, weinte er, und biß sich in die Finger. Er sah sich gleichsam nicht mehr als existirend betrachtet, wie man denn seinen Hof auflöste und die Pferde aus seinen Ställen wegführte — seinen Vater aber unerbittlich. Da bemeisterte sich seiner die Verzweiflung. Kann es wohl einen andern Erfolg dieses unnatürlichen Zustandes des Leibes und der Seele geben, als den Tod? Ausführlich melden unsere Berichte alle diese Vorgänge.

Vielleicht könnte man immer noch sagen, daß die Berichterstatter, wenn auch nicht parteiisch, doch nicht aufmerksam genug, und der Täuschung preisgegeben gewesen seien, es fehle denn doch an einem Zeugen, der, auf den streitigen Punkt aufmerksam, der Anklage förmlich widerspreche.

Ich komme auf den venetianischen Gesandten, Sigismondo de Cavalli, zurück: einen Mann, welcher mit dem Betragen Philipps II. in dieser Sache unzufrieden, dasselbe ausdrücklich grausam nennt; welcher überdieß, von dem Gerüchte, mit dem man sich gar bald trug, in Kenntniß gesetzt, seine Signoria darüber aufzuklären für Pflicht hielt. Dieser nun — was meldet er? In seinem Schreiben vom letzten September 1568 hat er folgende Worte. „Und weil man aus verschiedenen Orten von Italien von dem Verdachte Meldung thut, der Prinz von Spanien möge an Gift gestorben sein, so will ich nicht versäumen, hinzuzufügen, und so zu sagen unbedenklich, daß dieser Prinz an keinem anderen Gift gestorben ist, als an den starken Unordnungen, die er beging, und an der großen Unruhe seines Gemüthes" [1]).

Trotz alledem werden Manche der Meinung bleiben, der Prinz sei doch eines gewaltsamen Todes gestorben. Nur müssen sie wissen, daß sie, um irgend einer sie dunkel bewegenden Wahr=

1) Perchè di varii lochi di Italia è sta scritto il sospetto che il principe di Spagna sia morto di veneno, non voglio restar d' aggiunger questo e quasi firmamente che il detto principe non è morto da altro veneno, che dalli gran disordini che faceva, e dalla molta inquietudine del suo animo.

scheinlichkeit willen, ein flüchtiges Gerücht, die Aussage der Entfernten und der Gegner, dem übereinstimmenden Zeugnisse der Anwesenden, Unterrichteten und Unparteiischen vorziehen.

2) Wollte Don Carlos seinen Vater ermorden?

Sogleich nachdem der Prinz gefangen gesetzt war, mitten in der Ungewißheit, welchem Verbrechen man eine so schwere Strafe zuschreiben solle, erhob sich das Gerücht, er habe dem König, seinem Vater, nach dem Leben gestanden. In wenigen Tagen ward es allgemein. „Jedermann", schreibt der mantuanische Geschäftsträger am 24. Januar, „fällt gegenwärtig der Meinung bei, der Prinz habe den König zu tödten beschlossen, und dazu den Tag S. Sebastian festgesetzt gehabt".

Man überredete sich hiervon um so mehr, da die Minister des Königs sich zwar wohl hüteten, es ausdrücklich zu bejahen, doch es anfangs auch nicht förmlich läugneten. „Als ich", meldet der päpstliche Nuntius an demselben 24. Januar, „gegen den Präsidenten des Gerüchts erwähnte, das jetzt so allgemein verbreitet sei, dieser junge Mensch habe eine Absicht sogar wider die Person seines Vaters gehabt, antwortete derselbe (es ist Spinosa, Präsident von Kastilien, später Cardinal): „Wäre nichts weiter zu fürchten gewesen, so würde der König sich vorzusehen gewußt, und andere Maßregeln ergriffen haben, die Sache sei aber noch schlimmer, wenn sie schlimmer sein könne". Man sieht, mit welcher Absichtlichkeit der Eingeweihte weder bejaht noch läugnet, aber alles vermuthen läßt.

Die Meinung des Königs war aber nicht, dies Gerücht weiter umsichgreifen zu lassen. Er erklärte es ausdrücklich für falsch. Er ließ die auswärtigen Gesandten versammeln, und ihnen durch Ruy Gomez de Silva auf das Bestimmteste versichern, nach dem Leben habe ihm sein Sohn nicht gestanden. Wenn nun derjenige, dem alles daran liegen muß, den außerordentlichen Schritt, den er gethan hatte, vor der Welt zu rechtfertigen, das schwerste Attentat dessen, den er straft, läugnet, soll man sich nicht damit begnügen? Es sollte scheinen, als könnte man dem Gerede der Andern ruhig alle weitere Beachtung versagen.

Und dennoch findet sich gerade über diesen Punkt die ausdrücklichste Bestätigung des Gerüchtes, die sich nur denken läßt. Llorente hat die schriftliche Aussage eines Augenzeugen aufbewahrt, der bei gewissen Vorgängen in einem Hieronymitenkloster vor Madrid, welche keinem weiteren Zweifel Raum zu

geben scheinen, zugegen war. Ein Diener des Prinzen berichtet, wie sein Herr, der schon seit einiger Zeit eine heftige Gemüthsbewegung verrathen, sich endlich eines Abends, um die zur Theilnahme an dem Jubiläum, das der königliche Hof hatte, erforderliche Absolution zu erlangen, in ein Hieronymitenkloster verfügt habe. Aber so wilde Absichten habe er von freien Stücken verrathen, daß ihm dieselbe von den Mönchen verweigert worden sei. Vergebens habe er einige andere Mönche und zwölf Theologen des Dominikanerkonvents zu Atocha berufen lassen, um in dieser Sache ihr Gutachten zu geben. Denn auf das Bekenntniß, er wolle feindselig an das Leben eines Menschen, sei ihm auch von diesen die Absolution verweigert worden. Don Carlos habe hierauf die Kommunion durch eine ungeweihte Hostie gefordert, aber Niemand gefunden, der die Götzendienerei, ihm eine solche zu reichen, habe begehen wollen. Dagegen habe ihn der Prior von Atocha bei Seite genommen, und ihm vorgestellt, wenn er denjenigen namhaft mache, an den er wolle, so gebe es vielleicht in der Genugthuung, die er daher zu ziehen gedenke, Gründe, um ihn dennoch zu absolviren. Darauf habe der Prinz bekannt: sein Vater sei es, an den er wolle, dessen Leben müsse er haben. Natürlich, statt ihn zu absolviren, habe man die Sache ohne Verzug dem Könige gemeldet.

Diese Aussage eines Augenzeugen, auf eine schlichte, Zutrauen erweckende Art aufgezeichnet, scheint, wie gesagt, wenig Zweifel übrig zu lassen. Man glaubt deutlich zu sehen, wie der Prinz, von einem furchtbaren Plane, mit dem er sich insgeheim trägt, lange beunruhigt, endlich im Gedränge zwischen der Nothwendigkeit, einer kirchlichen Pflicht oder wenigstens dem Scheine vor der Welt genug zu thun, und der Schwierigkeit, in welche ihn sein Zustand setzt, dieß ohne Verletzung innerer Religion auszuführen, und überdieß von lauernden Mönchen gereizt, mit dem Bekenntnisse seines Planes herausfährt. Auch uns hat es demnach nur allzugewiß geschienen, daß Don Carlos die Absicht gehegt habe, seinen Vater zu ermorden. Gegen die Authenticität des Aktenstückes wird schwerlich etwas einzuwenden sein. Llorente, gegen dessen Urtheile man oft protestiren kann, hat doch nirgends ein falsches Dokument vorgebracht. Dasjenige, von dem wir reden, haben wir überdieß in jenem, aus dem Eskurial abgeschriebenen Hefte gefunden. Es ist hier in sehr guter Gesellschaft. Diese Abschriften enthalten einen wichtigen Brief der Königin Katharina

von Portugal über innere portugiesische Sachen, an dessen Aechtheit sich nicht zweifeln läßt, da in den Berichten des venetianischen Gesandten ausdrücklich eine Stelle daraus angeführt wird; sie theilen eine noch bis jetzt ungedruckte Schrift des Antonio Perez mit, die ohne alle Frage von diesem Staatsmanne herrührt, und von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Die Wiener Abschrift stimmt mit dem, was Llorente mitgetheilt hat, vollkommen überein.

Demohnerachtet bleiben immer einige ungelöste Fragen zurück. Wie konnte der König die Stirne haben, eine Sache, die ihm doch die Theologen von Atocha unmittelbar berichtet hatten, die so vielen bekannt war, im Angesichte der Welt ausdrücklich zu läugnen, und was beabsichtigte er, indem er eine Unwahrheit sagte, die wider sein Interesse war? Wie kommt es ferner, daß die bestimmten Absichten des Prinzen, an denen wir nicht zweifeln können, — wie sie aus den Briefen, die man bei ihm fand, hervorgehen, — mit jenem Entschlusse keinen Zusammenhang haben, vielmehr ihm völlig widersprechen?

Jedoch das Wichtigste ist, daß wir über die unglücklichen Scenen im Kloster noch einen andern, zwar kurzen, aber mindestens eben so glaubwürdigen Bericht von einem ganz anderen Manne, als einem persönlichen Diener in Händen haben, welcher von dem Vorhaben des Mordes nichts weiß.

Der päpstliche Nuntius, Erzbischof von Rossano, beruhigte sich nicht bei dem, was ihm Spinosa gesagt hatte, er forschte, und zunächst da, wo es ihm am ersten möglich war, in Hinsicht auf die Vorfälle, die mit der Religion in Berührung standen, der Wahrheit weiter nach.

Nachdem, berichtet er am 4. März über die Sache[1]) des Don Carlos, alle andern das Jubiläum, das von Sr. Heiligkeit zuletzt gesendet worden, genommen hatten, ging der Prinz, der nicht den Anschein zu haben wünschte, als wolle er es nicht nehmen, in ein

1) Havendo tutti gli altri preso questo giubileo mandato da S. S, il principe andè in un monasterio fuor di Madrid che si chiama S. Girolamo, perchò desiderava di non monstrare dí non voler pigliare il giubileo, congregò molti frati e gli domandò se havendo uno nell' animo odio contra un altro ma con ragione, si poteva comunicare, gli risposero di non et egli di poi domandò, se potevano almeno comunicarlo con una hostia non consecrata: perchè il popolo vedesse, che si comunicava; gli fu risposto similmente di no, che saria gran sacrilegio e cosi non comunicò altrimente.

Kloster außerhalb Madrid, genannt St. Hieronymus: er versammelte viele Brüder und fragte sie, ob in dem Falle, daß Jemand in seiner Seele Haß gegen einen Andern hege, aber mit gutem Grunde, ein solcher die Kommunion empfangen könne. Sie antworteten ihm: Nein. Und er fragte weiter: Ob sie ihm wenigstens die Kommunion mit einer ungeweihten Hostie reichen könnten, damit das Volk sehe, daß er sie nehme. Man antwortete ihm gleicherweise Nein, dieß würde eine große Verletzung des Heiligen sein, und dergestalt kommunicirte er nicht.

Wäre es wohl möglich, daß der Nuntius, hätte er dasjenige erfahren, was der Diener erzählt, es verschwiegen haben würde? Er ist so ernstlich beflissen, seinen Kardinal und den Papst selbst in wiederholten Schreiben über diese Sache genau zu unterrichten, daß man das nicht glauben kann. Oder ließe sich denken, daß die Mönche ihm das Eine gesagt, das Andere verschwiegen hätten? Das wäre doch, die Sache näher betrachtet, so unmöglich nicht, wie es anfangs scheinen könnte[1]). Ich bekenne: die vorliegende Frage ist eine der peinlichsten, die der historischen Kritik vorliegen können. Denn ein direktes Zeugniß, welches von Jemand kommt, der gut unterrichtet sein konnte, bloß deshalb zu verwerfen, weil Andere Nichts davon erfuhren, ist doch kein ganz richtiges Verfahren. Und wenn Rossano bei einem der ersten Minister des Königs das Gerücht zur Sprache brachte, daß der Prinz dem König nach dem Leben gestanden habe, so hat dieser das nicht absolut geläugnet, sondern nur gesagt: die Sache sei noch schlimmer, wenn sie schlimmer sein könne. Mir will es scheinen, als ob man den Gedanken des Hasses von einem eigentlichen Vorhaben unterscheiden müsse. Von einer Machination, einem Attentat gegen den König, war in der That nicht die Rede. Don Carlos fühlte sich nur in seiner Seele durch den gräßlichen Gedanken beschwert, der ihm in der That gekommen war, gegen seinen Vater bis zum Aeußersten, selbst zum Tode desselben vorzugehen. Diesen Gedanken hat er bekannt, und dafür ist ihm die Absolution verweigert worden. Es war der Keim eines Vorhabens eben gräßlich genug, um eine Seele in sich zu zerrütten.

1) Diese Stelle ist die einzige, in welcher die vorliegende neue Ausgabe der kritischen Abhandlung von der ersten abweicht. Die Schwierigkeit der Frage zeigt sich unter Andern darin, daß Gachard die Aussage des l'ayuda de cámara in den Text aufnimmt, aber in einer Note bestreitet.

Und wenn die Mönche dem Nuntius zwar die religiöse Schwierigkeit, welche die Ertheilung der Absolution verhinderte, im Allgemeinen mittheilten, die letzte wahrhaft verruchte Absicht verschwiegen, so mögen sie durch ein Verbot des Königs dazu bewogen worden sein; denn dem König lag Alles daran von einer so ruchlosen Absicht seines Sohnes nichts verlauten zu lassen; eine solche Kunde hätte die halbe Welt in Aufregung gesetzt. Und mit Recht konnte der König in Abrede stellen, daß sein Leben bedroht worden sei: denn nicht allein von einem Attentat, sondern auch von einer Vorbereitung zu demselben war noch nicht die Rede.

3) Ursachen der Gefangensetzung des Prinzen.

So weit demnach gingen die Entzweiungen nicht, daß der Sohn den Vater hätte morden wollen, und daß er darum durch jenen selber hätte sterben müssen. Wenn sie indessen weit genug gingen, die Gefangensetzung des Prinzen herbeizuführen: — welches waren die Umstände, die den König zu einem so außerordentlichen Schritte vermochten? Es ist kein Wunder, daß spätere Historiker sich hierbei so sehr widersprechen, da selbst gleichzeitige Berichte, an Ort und Stelle abgefaßt, nur vielfacher Gerüchte gedenken [1]). Sollten sich aber nicht auch authentische Erklärungen finden, welche, zusammengestellt mit den Umständen, die uns bekannt sind, ein einleuchtendes Resultat zu gewähren vermöchten?

Die Erklärungen, welche der König seinen Ständen und Städten, welche der erste Minister den Gesandten der auswärtigen Mächte gab, sind zwar negativ bedeutend; positiv aber lassen sie nicht viel entnehmen. Sie versichern nur, der König habe gerechte, dringende Gründe gehabt, anbelangend den Dienst Gottes und das Wohl seiner Reiche, den Prinzen einzuschließen.

Ein wenig näher geht der Brief, dessen wir oben gedacht haben, von Philipp II. an die Königin von Portugal, Großmutter des Prinzen, heraus. Ihr, seiner Tante, der Mutter, wie er sich ausdrückte, und Gebieterin Aller, das ist der ganzen Familie,

1) Unter den rangonischen Manuskripten zu Wien, in Nr. 17, findet sich ein Ragguaglio della prigionia del principe Don Carlos d'Austria, Madrid 20 Gennaro 1568; was für die allgemein bekannten Fakten einen Werth hat, die Streitfrage aber unberührt läßt. Noch weniger Werth hat die Relazione della prigionia di Carlo principe di Spagna seguita nel mese di Dicembre (vale dir Gennaro) 1568 e sua morte seguita nel mese di Luglio del medesimo anno der Magliabechischen Sammlung zu Florenz XXIV. 79.

meldet der König: „Die alten und neuen Ursachen, welche diesen Entschluß erzwungen, seien zwar so beschaffen, daß er nicht davon reden könne, ohne seinen und ihren Schmerz zu erneuern; doch soll sie wissen, daß der Grund seiner Entscheidung nicht in Schuld noch Ungehorsam liege, daß dieselbe nicht auf Züchtigung berechnet sei, für welche man eine Zeit, ein Ende bestimmen könne, noch auch ein Mittel zur Besserung sein solle: diese Sache habe einen andern Ursprung und eine andere Wurzel; nicht in Zeit noch Mitteln bestehe die Abhülfe: der Verpflichtung, die er gegen Gott habe, müsse er genügen."

Eine Erklärung, die indessen noch ziemlich geheimnißvoll ist, die Niemand eigentlich zufrieden stellen konnte, vielmehr neuer Erläuterungen bedurfte. Glücklicher Weise finden wir solche durch einen Mann, der die Geheimnisse weiß, den königlichen Beichtvater Bischof von Cuenca, gegeben.

Von den Schreiben des venetianischen Gesandten, Sigismondo de' Cavalli, über diese Sache, sind einige in der biblioteca italiana bekannt gemacht worden; indessen nur solche, welche unmittelbar nach dem Vorfalle abgefaßt, die näheren Umstände davon zwar immer auf eine belehrende Art, doch ohne genügende Erklärung mittheilen. Wir haben noch ein anderes gefunden, vom 11. Februar 1568, das in Chiffern übersandt ward, und uns erst eigentlich wichtig scheint. Hierin läßt sich der Gesandte folgendergestalt vernehmen.

„Da ich so verschieden über diese Sache reden hörte, und ich mich nicht entschließen konnte, irgend etwas zu glauben, so beschloß ich, dem Bischofe von Cuenca (es ist der Beichtvater des Königs) einen Besuch zu machen, um von ihm die Wahrheit zu erfahren. Als ich mich demnach bei ihm befand, ließ ich das Gespräch auf diese Sache fallen, und bat ihn, mir darüber einige besondere Umstände mitzutheilen. Seine Herrlichkeit entgegnete mir mit Vertrauen: es sei über drei Jahre, daß Se. katholische Majestät in Rücksicht auf den Prinzen, seinen Sohn, diesen Gedanken hege, da er um der Handlungen, die derselbe begehe, und um der Sinnesweise willen, die er an ihm wahrnehme, sagen zu können glaube, er habe keinen Erben seiner Staaten. Deßwegen zögerte er immer, dessen Verheirathung mit der Tochter des Kaisers in Vollzug zu setzen, und unterließ manches, was er sonst gethan haben würde. Er ertrug viele Thorheiten, und merkte fortwährend auf, ob der Prinz sie einzustellen Miene mache; er machte verschiedene Proben,

ob die Ausschweifungen, die derselbe beging, von jugendlicher Leidenschaft und Herrschbegierde, oder ob sie von Mangel an Urtheilskraft herkämen. Deßhalb setzte er ihn zum Vorstand in seinen Räthen, gab ihm Gewalt, in vielen Angelegenheiten zu befehlen, und verordnete, daß ihm immer eine bedeutende Summe Geldes in die Hände gegeben würde: allein man erkannte und erprobte, daß der Prinz, wenn er in den Rath kam, nur Verwirrung anrichtete, und jeden Beschluß verhinderte; daß er die Autorität, die ihm für den König anvertraut war, zum Gegentheil und zu dessen Schaden mißbrauchte, das Geld aber unnöthigerweise und ohne Urtheil vergeudete. Darum erschien es Sr. Majestät gut, in allen diesen Dingen seine Hand zurückzuziehen. Eben deßhalb vermehrten sich aber die Unzufriedenheiten, und begann die Verzweiflung Sr. Hoheit. Der Prinz griff einige Minister wiederholt bei ihrer Ehre an und zeigte die schlimmste Gesinnung gegen sie. Und da man ihn in diesen Tagen überredete, das Jubiläum, wie die andern thaten, zu nehmen, machte er, um die böse Gesinnung, die er gegen die Minister und seinen Vater hatte, verbergen zu können, bei verschiedenen Mönchen den Antrag, sie möchten ihm die Kommunion mit einer Hostie reichen, die nicht geweiht sei: aber er fand niemanden, der sich eine solche Götzendienerei hätte wollen zu Schulden kommen lassen: man ließ es vielmehr den König wissen. Da nun Se. Majestät sah, daß diese Handlungen auf solchem Wege seien, um eines Tages einen großen Aufstand zu veranlassen, so entschloß er sich, die Exekution auszuführen, welche bekannt ist. Se. Herrlichkeit meinte, der König werde die Ursache dieser Dinge seinen Ständen zu erkennen geben, und ihnen vorstellen, daß der Prinz, sein Sohn, aus Mangel an Verstand unfähig zur Succession sei. Ich wollte nicht glauben, daß der König so weit gehen werde. Er wiederholte, daß er dieß für ganz gewiß halte. Ehe der König diesen Schritt gethan, hätte er viel darüber nachgedacht, und wenn er eine Sache unternehme, pflege er auch seine Entschlüsse auszuführen“ [1]).

1) (Il re) ha fatte diverse prove, se le cose stravaganti che faceva procedevano da furor giovenile e da appetito di dominar o per mancamento di giuditio: però lo pose capo in li consigli, li diede autorità di comandar in molte cose, ordinò che li fosse somministrata sempre grossa somma di danari; ma si conobbe e si provò, che quando lui entrava in consiglio poneva confusione in tutto et impedimento in ogni deliberatione, l'autorità havuta per il re usava per

Durch diese Erklärung werden, wie wir sehen, von dem Verfahren des Königs zweierlei Gründe angegeben, die einen entfernter, allgemeiner, schon seit lange wirksam, welche eine allgemeine Willensrichtung in ihm hervorgebracht, die andern näher, besonderer, von unmittelbar dringender Natur, welche den letzten entscheidenden Schritt herbeigeführt. Was der Beichtvater gesagt hat, wird durch den Mund des Königs selbst bestätigt. Einmal hat er der Königin von Portugal versichert, alle andern Mittel und Gegenmittel habe er schon versucht, zuletzt aber sei es allzuweit gegangen. Sodann, wie sie, damit nicht zufrieden, ausdrücklich deshalb einen Botschafter sendet, um eine andere unumwundene Erklärung zu fordern, sagte der König denn endlich gerade heraus: die Ursache sei, daß sein Sohn sich unfähig gezeigt habe, ihm in seinem Reiche nachzufolgen.

Es ist nothwendig, daß auch wir einen Augenblick bei beiden Momenten stehen bleiben. Zwar, um die entfernten Ursachen zu verstehen, müßte man ausführlich auf die Entwicklung eingehen, die der Prinz von Anfang an genommen hatte, eine Sache, die wohl nicht unmöglich, die aber nicht dieses Ortes sein würde. Hier wird es genügen, auf einige der wichtigeren Punkte aufmerksam zu machen.

il contrario e per suo malefizio (diese Worte lassen allenfalls eine andere Auslegung zu, als welche wir angenommen, — nicht weil wir sie für die einzig mögliche, sondern für die wahrscheinlichste gehalten), li danari li gettava fuori di proposito e senza giudizio: però pareva a. S. M. rivolger la mano in tutte queste cose. Da qui si augmentarno le discontentezze e cominciò a nascer le desperationi di S. Alt. incargando spesso alcuni ministri in l'onore con dimonstratione di pessimo animo contra di loro; et in questi giorni essendo persuaso a tor il giubileo come facevano li altri, S. Altezza tentò diversi religiosi che volessero comunicarlo con darle la hostia che non fosse sacra, per celar questo mal animo che haveva contra i ministri e contra il patre, ma non trovò chi volesse commettere tanta idolatria e lo fece intender al re, onde vedendo S. M. che queste operationi andavano a camino a causar un giorno qualche gran scandalo si risolvè di far l'esecuzione che è manifesta; e credeva lei che il re volea ancor far conoscer la causa alli suoi stati e che per mancamento di cervello il principe suo figliuolo è incapace della successione e mostrando io di non creder, che il re anderà tanto innanzi in questo fatto ne tornò a confermare che certissimamente lui credea che faria, perchè prima che sia venuto à questo vi ha pensato molto sopra, e quando il re principia è solito anche di finire le sue resolutioni.

Don Carlos, in der Entfernung von seinem Vater, großentheils in der Obhut einer Frau, gleichsam in dem Glanze einer Majestät, der auf ihm haftete, so lange der König abwesend war, aufgezogen, zeigte, so wie dieser zurückkam, den entschiedensten Gegensatz gegen ihn. Einen Gegensatz des Charakters. Wie der Vater bedachtsam, eifersüchtig, herbe, eigensinnig; so war der Sohn leidenschaftlich, unzufrieden, herrschbegierig, reizbar. Einen vollkommenen Gegensatz der Sitte und Lebensweise. Der König war ruhig, zurückgezogen, sparsam, äußerlich lauter Religion. Der Prinz liebte Pferde und Waffenübungen dergestalt, daß er seinen schwachen Leib oft übernahm: er schenkte über sein Vermögen, aus Predigt und Messe machte er sich nichts. Einen Gegensatz endlich der politischen Grundsätze. Von dem Frieden, den Philipp II. wenigstens damals in Europa aufrecht erhielt, wollte Don Carlos nichts wissen: mit der strengen Regierung seines Vaters durch die Rechtsgelehrten über den Adel war er so unzufrieden, wie die Granden selbst.

Nun beging der Vater den Fehler, daß er seinen Sohn, wie seine Landschaften, ganz zu seinem Willen haben wollte. Schon aus der Ferne bezeigte er sich mißvergnügt: nach seiner Rückkunft entfernte er Diener, die der Prinz liebte, als Beförderer der Unordnungen desselben; an diejenigen, die Don Carlos nicht mochte, knüpfte er ihn nur enger. Er ließ ihn an Geld Mangel leiden, behandelte ihn, als sei er noch ganz ein Kind, und eben nicht mitzuzählen, und ließ sich unläugbare Härten zu Schulden kommen.

Da brauste das wilde Gemüth des Prinzen nur noch unbändiger auf. Er mißhandelte seine Diener: seinen Ajo drohte er aus dem Fenster zu werfen; gegen den Schneider, der ihm Kleider machte, wie sein Vater sie trug, zeigte er eine unverantwortliche Wuth. Da zugleich das Fieber, an dem er Jahre lang litt, seine äußern Fähigkeiten zurückhielt und seine innern Triebe heftiger machte, beging er Ungeschicklichkeiten ohne Zahl.

Hierüber war es, daß der König an eine natürliche Unfähigkeit seines Sohnes zu glauben anfing; und, wie der Beichtvater sagt, ihn auf die Probe stellen wollte.

Es ist wahr, er gab ihm einen Hofhalt und einige Gewalt: jedoch es war eine Probe und ein halbes Werk. Die neue Einrichtung knüpfte den Prinzen, statt ihn unabhängiger zu machen, nur noch mehr an die Nähe, an die Aufsicht seines Vaters, welche ihm das verhaßteste Ding von der Welt war, und in der er niemals gedieh.

Ihn dürstete nach Selbstständigkeit und Thaten. Sein Vater aber, noch blühend in frischen Jahren, und ihn mit starkem Willen meisternd, nahm ihm die Gelegenheit für die Gegenwart und die Aussicht auf die Zukunft. Man beging den unverzeihlichen Mißgriff, seine Hoffnungen hoch zu spannen, weil man z. B., als er mit der Tochter des Kaisers vermählt werden sollte, den Antrag machte, ihn zum römischen König zu erheben, und ihn dann ohne Gewährung hinzuhalten. Sollte ihm niemals der Gedanke kommen, sich selbst zu verschaffen, was man ihm, wie er glaubte, unrechtmäßig vorenthielt? Die Konstitution von Kastilien gewährte dem Prinzen einige besondere Rechte, und wie ihm denn schon frühzeitig gehuldigt wurde, fast einen Antheil an der Majestät. Wie dann, wenn er wußte, daß sein Vater, dessen Regierungsweise er verachtete, dessen Minister er verabscheute, ihn sogar für unfähig hielt, einmal nach ihm zu regieren? Bedurfte es mehr, als eines Anlasses, um ihn zu irgend einem gewaltsamen Schritte zu verführen?

Diesen gewährten die niederländischen Verhältnisse, die in der Geschichte dieser Monarchie überhaupt von so überwiegender Bedeutung sind.

Als die ersten Bewegungen ausgebrochen, war man überzeugt, daß der König daselbst gegenwärtig sein müsse, um sie gründlich zu stillen. Ging er nun, so konnte er entweder den Prinzen mitnehmen, — was dieser von Herzen wünschte — oder er mußte ihn als Regent in Spanien zurücklassen, was ihm auch einen großen Spielraum gegeben haben würde. Im Dezember 1566 finden wir Don Carlos mit diesen Sachen auf das Lebhafteste beschäftigt. Er erschien selbst in den Versammlungen, in welchen man darüber berathschlagte, und vielleicht in der Hoffnung, allein gesendet zu werden, erklärt er denjenigen für seinen Todfeind halten zu wollen, der wider seine Reise stimme.

Wir haben hierüber die Berichte des französischen Botschafters. Der Prinz von Spanien, schreibt derselbe am 9. Dezember 1566 seinem Hofe, wird in Abwesenheit seines Vaters Regent bleiben, zu seinem größten Verdrusse, denn er wünscht sehr die Reise — nach Flandern — zu unternehmen. — Er hat verboten, den Antrag zu machen, daß er bleiben möge: er kam in die Versammlung und protestirte; derjenige werde sein Todfeind sein, wer diesen Vorschlag thue[1]).

1) Ambassade de Ms. l'Evesque de Limoges. Sammlung des Prinzen Eugen in der Hofbibliothek zu Wien. Le prince d'Espagne demeurera régent en l'absence de son père a son gran regret, car il

Allein es ging noch mehr wider seinen Wunsch, als er fürchtete. Nicht er wurde nach Flandern gesendet, sondern Alba. Auch sein Vater ging nicht, sondern nachdem man sich die Vorbereitungen hatte viel Geld kosten lassen, nachdem man Schiffe und Mannschaften in Laredo lange versammelt gehalten, kam endlich im September 1567 an Tag, daß der König nicht gehen würde. So blieb der Prinz denn auch nicht Regent in Spanien. Vielmehr sah er nun die, welche er seit langer Zeit haßte, regieren; und Montigny ward vielleicht nur eben darum gefangen gehalten, weil er mit ihm eine Zusammenkunft gehalten hatte. Von dieser Zeit an — der venetianische Gesandte sagt, einige Monate vor seiner Gefangensetzung — begann der Prinz einen heftigen Unwillen blicken zu lassen, und andere Entschlüsse traten in ihm hervor.

Wir kommen hier auf den zweiten Punkt, auf die der Katastrophe des Prinzen unmittelbar vorhergegangenen Ereignisse, auf die Absichten, die er nicht ausführte, aber hegte. Wir haben über dieselben, wie uns scheint, sehr authentische Erklärungen, und wollen nicht anstehen, sie mitzutheilen.

Man weiß, denn der florentinische Geschäftsträger meldete es seinem Hofe, und aus dessen Berichten wahrscheinlich entnahm es Adriani: daß der König, als er den Prinzen einschloß, einige Briefe, die nach seiner Entfernung abgegeben werden sollten, bei ihm gefunden hat. Der König nahm sie weg, und ließ sie in seinem Staatsrathe vorlesen. Niemand wird zweifeln, daß solche über die Absicht des Prinzen, über sein ganzes Beginnen die beste Aufklärung werden enthalten haben.

Zwar haben wir, wie zu erachten, die Originale dieser Schreiben nicht gesehen; auch wissen wir nicht, ob jemals Kopien von denselben gemacht worden sind. Der päpstliche Nuntius aber, dem es nicht schwer fallen konnte, sich aus dem Staatsrathe genaue Notiz darüber zu verschaffen, theilt uns ihren Inhalt mit.

Eins war an den König, andere an den Papst, den Kaiser, die Fürsten von Italien und an alle katholischen Regenten gerichtet. Noch andere waren für die Reichsstände, für die Granden, für die Räthe und Cancellerien, und für die hauptsächlichsten Stadtgemeinden in Spanien bestimmt.

désire fort de faire le dit voyage. — — — — — — — Il a défendu de requérir qu'il y demeurast, car il entra en l'assemblée et protesta que celui qui proposeroit cela sera son ennemi capital.

In dem ersten zählte der Prinz die Beschwerden auf, zu welchen ihn der König im Laufe der Jahre Anlaß gegeben habe; er erklärt darin, aus dem Reiche zu gehen, weil er diese Behandlung nicht mehr ertragen könne.

Dieselben Klagen enthielten die Schreiben an Granden, Räthe und Kommunitäten von Spanien; hier aber fügte der Prinz hinzu; der König zögere deßhalb, ihm eine Frau zu geben, damit nicht Söhne, von ihm herrührend, sondern andere Kinder des Königs selbst einst den Thron besteigen möchten. Er erinnerte sie an den Eid, den sie ihm als ihrem Prinzen geleistet, und bat sie, sich von ihrer Pflicht, der vollkommenen Erfüllung dessen, was sie geschworen, nicht abwendig machen zu lassen: er fragte sie um ihre Meinung, an welchem Orte der Welt, außerhalb der Reiche seines Vaters, es ihnen am zuträglichsten scheine, daß seine Person bleibe und residire. Denen, welche ihm und ihrem Eide getreu bleiben würden, versprach er Gnaden und Begünstigungen; den Granden die Zurückgabe der Einkünfte, die ihnen von seinem Vater in ihren Besitzungen genommen worden, den Kommunitäten die Aufhebung der Abgaben, die man ihnen zuletzt auferlegt habe, und Jedwedem überhaupt das, wovon er glaubte, es werde ihm angenehm sein.

Den nicht unterthänigen Fürsten gab er Rechenschaft, wodurch er gezwungen sei, diesen Entschluß zu ergreifen: er bat sie, ihm denselben nicht zu mißdeuten, und suchte sie sich mit guten Worten und vielen Erbietungen zu Freunden zu machen [1]).

1) Castagna 30. April. (Il re) levando tutte le sue scritture trovò in esse molte lettere gia serrate le quali havevano ad esser date doppo la sua partita, cioè una al re suo padre, una a. S. Stà. l'altra all' imperatore et in somma a tutti li principi cattolici et a quelli d'Italia et alli regni e stati di S. M. alli consigli e cancellerie et alle communità principali. Quella per il re conteneva specificamente molti aggravi che in molti anni pretende che gli siano stati fatti da S. M. e diceva ch' egli se n'andava fuori dei suoi regni per non poterli più sopportare; quelle de Grandi di Spagna, consegli e communità contenevano il medesimo aggiungendo che S. M. trattiene di dargli moglie acciochè non habbiano da succedere nelli regni li figlioli che nasceranno di lui ma quelli del re proprio e gli ricorda, che l'hanno giurato per suo principe che non si lassino rimovere del debito e della compita osservanza del giuramento e gli prega a dargli consiglio in qual luogo del mondo fuori dei regni del padre truovino più che con la persona si fermi e risieda; e promette a quelli che saranno fedeli e staranno fermi nel giuramento grandi favori e grazie et in specie renderli la gabella che diceva essergli stata tolta dal re

Unwidersprechlich geht aus diesen Briefen hervor, daß Don Carlos weder an eine Verbindung mit den auswärtigen Feinden seines Vaters dachte, noch auch eigentlich den Plan hatte, einen Aufruhr im Reiche selbst zu erregen. Seine vornehmste und nächste Absicht war nur, sich zu entfernen, aus der Gewalt seines Vaters zu entkommen. Hierzu meinte er durch die schlechte Behandlung, die er von ihm erfahren habe, nicht sowohl berechtigt als gezwungen zu sein. Man sah es wohl für den Beweis einer Absicht, Rebellion zu erregen, an, daß der Prinz einmal gewissen Aragonesen erklärt hatte, man thue ihnen Unrecht, indem man keinen von ihnen zu den obersten Würden des Staates berufe; daß er ein andermal behauptete, den Baronen werde die ihnen gebührende Stelle (in der Verwaltung) unrechtmäßiger Weise versagt; daß er sein Mißfallen an den wachsenden Auflagen bemerken ließ; jedoch alles dies beweist nur jene allgemeine Unzufriedenheit mit den Grundsätzen und der Regierungsweise seines Vaters, die in ihm war.

Gesetzt aber, man ließ ihm seinen Willen, man verhinderte seine Flucht nicht, war es glaublich, daß er bei seiner nächsten Absicht stehen bleiben würde; mußte bei dem Zustande der spanischen Landschaften und der Welt nicht zuletzt doch Aufruhr und offener Krieg erfolgen? Das ist der Gesichtspunkt, aus welchem Don Martin Navarro Azpilicueta, den der König um sein Gutachten befragt hatte, die Sache betrachtete. Unordnungen, wie sie aus der Flucht Ludwig's XI., der, noch Dauphin, größeren Antheil an der Regierung forderte, und als er ihn nicht erlangte, das Gebiet seines Vaters verließ, in Frankreich hervorgegangen, weissagte er aus der Entfernung des Don Carlos für Spanien: innere Verwirrung und Erhebung der Nebenbuhler dieser Krone. Der König, sagt er, sei in seinem Gewissen verpflichtet, diese Entfernung zu verhindern. Dazu war dieser, der alle Schritte des Prinzen von Anfang an kannte, ohnehin geneigt genug. Er beschloß, ihn lieber am Hofe zurückzuhalten, als aufbrechen zu lassen, und auf dem Wege gefangen zu nehmen.

nelli stati loro, alle communità di levar le gravezze che nuovamente diceva essersi imposte et in somma a ciascuno prometteva quello che sapeva esserli più grato. Alli principi non sudditi rendeva conto ch' era sforzato a far questa risolutione e li pregava che la pigliassero per bene e cercava di farseli amici con buone parole e molte offerte.

Um so mehr, da der Prinz einen Gemüthszustand zeigte, von dem sich alles fürchten ließ.

Als er vermuthete, Don Johann von Oesterreich, dem er seine Entwürfe mitgetheilt, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, habe dieß getäuscht, und seine Pläne dem König verrathen, wußte er zu bewirken, daß derselbe mit ihm auf sein Zimmer kam. Hier aber, mit den Worten: jetzt Verräther, will ich mich rächen, zückte der Prinz den Dolch. Don Johann streckte einen Arm aus, um den Stoß abzuwehren; mit dem andern stieß er den Angreifenden zurück und entwand ihm geschickt seine Mordwaffe. Er hielt sie ihm unter die Augen und sagte: ich würde Euch übel belohnen, nähme ich nicht Rücksicht auf Euren Vater. Mit dem Dolche ging er augenblicklich zu dem König: und in der nächsten Nacht war es, daß der König den Prinzen gefangen setzte.

Kein anderer Fürst würde seinem Sohne nach solchen Vorfällen die Freiheit gelassen haben.

Wen von beiden sollen wir nun anklagen? Den Vater und seine anfängliche Härte, darauf seine halben Maßregeln, sein unbeugsames Zusehen, bis die Sachen zu einem äußersten, einen entschiedenen Eingriff rechtfertigenden Ausbruch gediehen waren? Oder den Sohn, der nie lernen wollte, was natürliche Unterordnung ist, der seinen hartnäckigen und leidenschaftlichen Sinn, welchem sich seine Lage in falschem Lichte darstellte — bis zu einem Punkte vorschreiten ließ, wo weiter kein Mittel war: ohne jemals der innern Mäßigung zu gedenken, die uns erhebt, indem sie uns Einhalt thut? Oder sollen wir die Härte mit der Nothwendigkeit eines festen Widerstandes gegen aufbrausende Leidenschaft, diese letzte aber mit ihrem durch Aufreizung und Beschränkung natürlich herbeigeführten Wachsthume entschuldigen? Schuld und Entschuldigung sind hier beinahe gleich vertheilt, ein Uebel bringt das andere hervor, wir wollen auf keinen von beiden einen Stein werfen. Sie waren unvermerkt in ein Labyrinth gerathen, aus dem nur ganz andere Eigenschaften, als welche sie besaßen, nur innere, uneigennützige Güte und reine Anerkennung hätten den Ausgang finden können.

4) Verhältniß der Königin.

Der Königin ist in diesen Sachen so oft Erwähnung geschehen, daß wir in unserer Darstellung eine Lücke lassen würden, wenn wir ihrer nicht noch mit einem Worte gedächten. Auch sind wir es der Gerechtigkeit gegen König Philipp schuldig, nachdem wir

ein Verhältniß geschildert, in welchem er nicht frei von Tadel war, von demjenigen nicht zu schweigen, in welchem er, wenn anders unsere Zeugnisse die Wahrheit sagen, tadellos erscheint.

Wir haben einige Briefe der jungen Königin an ihre Mutter abschriftlich, wir haben die Berichte des französischen Botschafters über ihr Leben, des venetianischen über ihren Tod. Alle stellen uns ein reines, durch keine andere Leidenschaft getrübtes Verhältniß zu ihrem Gemahle vor.

So schreibt St. Sulpice 1564, 11. Mai an Katharina Medicis, daß er so eben die Hand der Königin, ihrer Tochter, geküßt habe: er habe sie zufrieden und erfreut über die Ankunft des Königs, ihres Gemahls, und über die Beweise der guten Zuneigung und Freundschaft, die er ihr gebe, gefunden. Er meldet ein andermal: „sie besitze den König, lebe mit ihm in Vertraulichkeit, und genieße jetzt alles Ansehen bei ihm“ 1). Sie hatte sich nämlich in seine Gesinnungen, die Sitten der Spanier, und auch in einige Beschränkungen, die ihr finanzielle Verhältnisse auflegten, zu finden gewußt. Harmlos lebte sie dahin: sie tanzte und spielte den ganzen Tag mit ihren Damen. Ihr einziges Leiden war anfangs, daß sie keine Kinder bekam.

Ihr Wunsch ward endlich erfüllt, doch nicht ohne große Gefahr für sie. Bei ihrer ersten Schwangerschaft hatten die Spanierinnen Anordnungen, die so sehr wider ihre Natur liefen, getroffen, daß sie nur durch ein fast verzweifeltes Mittel, welches ein italienischer Arzt als das einzige anrieth, und zu dem der König wider den Willen der spanischen greifen ließ, vom Tode errettet wurde. Der venetianische Botschafter versichert, daß der König durch die anhaltende Beschäftigung mit der Kranken selbst krank geworden sei 2).

Aehnlichen verkehrten Maßregeln ist schlechterdings der Tod zuzuschreiben. Derselbe Botschafter läßt uns daran nicht zweifeln. Er beschreibt die Ursache und den Verlauf der Krankheit: endlich wie sie gestorben 3). Drei Stunden vor ihrem Tode sagte sie

1) La quelle j'ay trouvé si joyeuse et contente de l'advenue du roy son mary et de la démonstration de la bonne affection et amitié, que lui fait, que je vous prirai croire etc. etc. — — Elle possède le roy et vit aujourd'huy en toute autorité et privauté avec luy.

2) Havendo voluto quasi sempre stare appresso il letto della regina, li sopragiunse la febre.

3) Er sagt: La retention del sangue, che purgava, acciò non disperdesse, giudicandola gravida come in vero non era, se ben poi s'ingravidò. Vom 3. Oktober 1568.

dem Könige, sie gehe an einen Ort, wo sie ihm durch ihre Fürbitte mehr helfen werde, als durch ihr Leben auf Erden: sie empfahl ihm nicht die Infantinnen, denen er ohnehin nicht fehlen werde, aber ihre Dienerinnen; sie bat ihn endlich zweimal um einen Kuß, und so nahm sie von ihm Abschied [1]). — Fast wörtlich das Nämliche haben deutsche Berichte aus Madrid, die sich in Fugger's Sammlung befinden.

Mit Abscheu wenden wir uns von der verruchten Scene weg, von welcher St. Real bei dieser Gelegenheit wissen will.

Uns bekümmert von diesem Todesfalle ganz etwas anderes, als der Verdacht, sie sei vergiftet worden. Nicht ohne Schmerz können wir ihrer letzten Worte gedenken. Sterbend gab die Königin dem französischen Gesandten einige Aufträge. Ihre Mutter ließ sie durch ihn bitten, für die katholische Religion zu sorgen, darnach zu trachten, daß sie ihren Sohn vor denjenigen sichern möge, gegen welche man Verdacht habe, welche fähig seien, ihn zu beleidigen; und immer in dem Bunde mit dem spanischen Könige zu verharren.

Wer sind doch die, gegen welche man Verdacht hat? Die, welche fähig sind, den König von Frankreich zu beleidigen, vor welchen die Mutter ihn sichern soll? Kein Kundiger kann zweifeln, es sind eben diejenigen, wider welche die Bartholomäusnacht verhängt ward. Einen auf die nämliche Weise von König Philipp gegebenen Rath hat man ihm nach der That in das Gedächtniß zurückgerufen.

Man sieht den Keim, aus welchem auf die Letzt so empörende Gräuel hervorgegangen sind, er ist auch in dies harmlose Gemüth eingedrungen. Um die Ereignisse zu begreifen, ist es nicht nöthig, die Einen zu Teufeln zu machen, die Andern makellos darzustellen. Gut und bös, heilsam und verderblich, ächtes Lob und verdienter Tadel sind von den Menschen nicht so entfernt, als sie wohl glauben. Daß in jedem die innere Scheu wohnte, aus welchem Grunde auch immer, den Pfad zu verlassen, den ihm Menschlichkeit, Milde und Vernunft wiesen.

1) In fine lo addomandò due altre volte per baciarla volendo in questo modo licentiarsi.

II.

Geschichte des Don Carlos.

Wie ein edler Mensch sich entwickelt; wie der Keim des eingebornen Antriebes sich zu einer großartigen Thätigkeit ausbildet; — wie der Geist von schüchternen Anfängen aus immer sicherer wird, bis er die Welt ungetäuscht in ihrer rechten Gestalt anschaut; — wie endlich die Seele, das Eine ergreifend, dem Anderen entsagend — zu Harmonie und Schönheit gedeiht; — dies zu betrachten, ist gewiß ein erhebendes Geschäft und zugleich einer der größten Genüsse. Ein solches Schauspiel wird uns hier nicht dargeboten. Das Leben des Principe Don Carlos zeigt keinerlei Vollbringen, sondern nur Wollen, wenn wir es so nennen dürfen, und Begehren; es verschafft sich keinerlei selbständigen Einfluß auf die Welt; es ist, sich in sich selbst verzehrend, aufgegangen. Und lehrreich ist auch wahrzunehmen, wie die rechte Entwickelung nicht vor sich geht; wie die Thätigkeit hintertrieben, der Geist von Wahn befangen wird. Dies psychologische Moment ist nun aber bei Don Carlos mit einem anderen von großem historischen Interesse verbunden. An den Principe Don Carlos knüpften sich die Schicksale der spanischen Monarchie; die allgemeinen Conflikte, welche die Welt bewegten, berührten den Kern seines Daseins; seine Entwickelung hätte welthistorisch werden müssen, wäre sie eine glückliche gewesen.

Herkunft des Don Carlos.

Darf man wohl annehmen, daß die Seelen der Menschen, ursprünglich gleich, ihre Verschiedenheiten erst durch das Leben auf Erden empfangen? Unmöglich. Wir sehen Trunkenheit und Wahnsinn forterben; wir lernen nationale Eigenschaften kennen, einzig in einem Volke, von allen anderen abweichend; und Niemandem wird der Genius anerzogen. Um das Innere eines Menschen kennen zu

lernen, muß man auch nach seinem Namen und seiner Herkunft fragen, um so mehr, wenn diese etwas so Außerordentliches hat, wie bei Don Carlos von Spanien.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, mitten unter besonders reichbegabten Zeitgenossen hatten sich vornehmlich vier Fürsten in aller Welt und für alle Zeiten berühmt gemacht.

Das mittlere Europa ward durch Karl den Kühnen und Maximilian I., nach einander, in Bewegung gesetzt. Karl, zugleich ungestüm und unbeugsam, erlag seinen Planen. Maximilian, gewandt, unermüdlich, immer neu und frisch, wußte jedes Ungemach von sich zu werfen; wider die Menge und Macht seiner Gegner vielleicht öfter im Nachtheil als im Vortheil, erhielt er sich dennoch stets aufrecht. Beide waren mehr durch ungemeine Absichten, als durch glückliche Erfolge ausgezeichnet.

Indessen wurden die alten Richtungen der Staaten der pyrenäischen Halbinsel nach Italien, Afrika und dem Ocean durch zwei andere Fürsten zu unerwarteten und glänzenden Erfolgen hinausgeführt. Emanuel von Portugal nahm die Kräfte seines kleinen Staates so gut zusammen, daß seine Flotte nie befahrene Meere nicht allein entdeckte, sondern auch ihre Küsten unterwarf; darauf richtete er unausgesetzt sein ganzes Bemühen. Ferdinand der Katholische faßte Europa, Afrika und Amerika zugleich in's Auge. Ruhig sah er um sich her; keine günstige Gelegenheit ließ er sich entgehen. Beinahe allezeit mit der Kirche im Bunde erschien er immer gerechtfertigt; langsam schritt er zur Errichtung einer großen Monarchie fort.

Es geschah nun, daß die Geschlechter dieser Fürsten, früher oft feindlich unter einander, im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zu einem oder fast zu einem einzigen wurden.

Philipp, der Enkel Karls des Kühnen, der Sohn Maximilian I., ward mit Johanna, der Tochter und Erbin Ferdinand des Katholischen, vermählt. Neben dem freudigen Philipp, der nur das Glück, das ihm bereitet ist, zu ergreifen braucht, der sein ganzes Lob in Güte, Großmuth und Ritterlichkeit sucht, schreitet die Tochter desjenigen, der die Inquisition gegründet hat, düster einher: tiefsinnig, eifersüchtig, melancholisch. Aus dieser Verbindung entsprangen jene denkwürdigen burgundisch-spanischen Naturen, welche, der katholischen Kirche unerschütterlich treu, zuweilen nicht ohne Tiefsinn, häufig verdächtig nach der universalen Monarchie zu streben, lange Zeit der Mittelpunkt fast aller europäischen Bewegungen gewesen sind.

Noch eine andere Vereinigung aber hatte man vor. Schon Emanuel hatte eine Gemahlin aus spanischem Geblüt. Auf's Neue ward sein Sohn mit der jüngsten Tochter Philipps und Johanna's, Catharina, seine Tochter mit dem ältesten Sohne derselben, Karl vermählt. Aber als sei es daran noch nicht genug, wurde neuerdings Tochter und Sohn Johanns III. von Portugal und Catharina von Oesterreich mit Sohn und Tochter Karl V. von Oesterreich und Isabellens von Portugal verheirathet. Aus beiden Ehen entsprangen Söhne, die letzten aus der portugiesisch-spanischen Mischung des Blutes. Der eine Don Sebastian von Portugal, welcher von früh an heftig und leidenschaftlich, alle seine Leidenschaften endlich den dunkeln Antrieben der Religion gefangen gab und in unbezähmtem Ungestüm das ganze Glück seiner Nation in einen Maurenkrieg wagte, in welchem er unterlag; der andere Don Carlos, Prinz von Spanien, dessen Schicksal wir kennen lernen wollen.

Jugendzeit.

Von sehr jungen Eltern kam er her. Als die portugiesische Infantin über den Acaya in Castilien anlangte und in Salamanka zur Vermählung einzog, war sie wenige Tage über 16 Jahre. Philipp war nur 5 Monate älter. Am 8. Juli 1545 ward der Knabe geboren. Man gab ihm seines Großvaters Namen Karl, ein Name, von dem man in Spanien sagte, er bedeute bei den Deutschen tapfer und melancholisch.

Die Mutter starb bald nach ihrer Niederkunft. Der Knabe war ungewöhnlich schwach. Wir finden, daß er drei Jahre alt wurde, ehe er sprechen lernte[1]). Er stammelte immer und sprach niemals deutlich. Zwischen seinem vierten und vierzehnten Jahre war sein Vater nur kurze Zeit in Spanien. Ohne des Vaters Ansehen, ohne einer Mutter mäßigende Sorgfalt und seiner Verwandten Obhut wuchs er heran.

1) Schreiben von Gaspar de Teyve an die Königin Catharina von Portugal. Gachard, Don Carlos et Philippe II. S. 5 (IIème édition). Tiepolo hat die Anekdote, daß er 5 Jahre alt gewesen sei, als er habe sprechen können; und daß sein erstes Wort no gewesen sei, was der Kaiser nicht mißbilligte, weil der Knabe gegen den Aufwand seines Großvaters und Vaters protestire. (Relazione letta in senato il 19 gennaro 1563, bei Alberi Le Relazioni degli ambasciatori Veneti Ser. I. Vol. V. (T. XIII). S. 73. Aus den Rechnungen des Haushaltes erfährt man, daß ein Arzt eine Belohnung empfing, wie er dem Prinzen, als derselbe 20 Jahre alt war, das Zungenband gelöst hatte. Gachard, Don Carlos et Philippe II. S. 5 (IIème éd.).

Philipp bemühte sich, den Mangel genügend zu ersetzen. Als er den Knaben einer Oberhofmeisterin, der Donna Leonore Mascareñas, übergab, sagte er zu ihr: „Er hat keine Mutter mehr: seid ihr ihm statt derselben; behandelt mir ihn wie euer Kind.“ Wie Don Carlos 9 Jahre alt geworden, suchte und fand Philipp einen geschickten Lehrer für ihn. Einen Edelmann von Valencia, Onorato Juan, der in den Niederlanden studirt, Deutschland und Italien gesehen hatte, — man hielt ihn für einen der ersten Köpfe von Spanien und rühmte, daß er es in mehr als einer Wissenschaft soweit gebracht habe, um zugleich die Kenner zu befriedigen, und die Unkundigen zu belehren — diesen traf die Wahl. Im Juli 1554 ward derselbe ernannt; im August begann er seinen Unterricht. Anfangs bat ihn Philipp — noch Prinz — nur im Allgemeinen, sich alle die Mühe zu geben, den Infanten in Tugend und Wissenschaft zu fördern, die sein, des Prinzen, Vertrauen verdiene. Später geht er selbst aus der Ferne auf das Einzelne ein. Er erinnerte den Lehrer, mit den leichten Autoren anzufangen, damit der Knabe nicht, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt, einen Widerwillen gegen die Literatur bekomme; er ersuchte ihn um häufige Nachrichten und bezeugte ihm, daß ihn nichts mehr zufrieden stelle, als zu sehen, daß von der Mühe, die der Lehrer anwende, die Frucht komme, die der Vater wünsche. In der That konnte Onorato Juan in den ersten Jahren günstige Nachrichten mittheilen [1]). Das Beste war, daß er das volle Vertrauen seines Zöglings erwarb. Wie sehr er das hatte, beweist auch ein Brief der Königin von Portugal an den Infanten, ihren Enkel, worin sie ihn bittet, was sie ihm hier schreibe, vor Jedermann geheim zu halten, nur dem Onorato könne er's sagen [2]). Doch traten in Don Carlos gar bald noch andere Neigungen ein, als welche für den ruhigen Fortgang der Studien erwünscht gewesen wären.

Was in dieser und der folgenden Zeit die Seele des Don Carlos am meisten beschäftigte, war ohne Zweifel die Thätigkeit, der

1) Man findet diese Nachrichten in Rodericus Mendez Silva: los ayos y maestros de los principes de España; Athanasius Kircherus: Principis christiani archetypon politicum sive sapientia regnatrix. Splendor et gloria domus Joanniae, einem Werke, welches von einer schwer zu erklärenden Münze aus Onorato Juans Nachlaß Gelegenheit nimmt, alles beizubringen, was sich über das Leben desselben finden ließ. Die Briefe Philipps finden sich von S. 132 an.

2) Carta de la Señora Reyna de Portugal al Serenissimo principe Don Carlos bei Kircher, S. 184.

Ruhm und die glänzende Weltstellung seines Großvaters, hörte man doch damals nicht selten sagen, der Knabe habe mit dem Kaiser viel Aehnlichkeit, und ihm wird man das nicht verschwiegen haben. Es ist vielleicht auch merkwürdig, daß die ersten venezianischen Berichte über Karls V. Jugend ganz das Nämliche von diesem aussagen: er zeige sich muthig und grausam [1]), was die damaligen über Don Carlos melden. Von Anfang an geschieht vornehmlich seiner zur Gewaltthätigkeit geneigten und kriegslustigen Gemüthsart Erwähnung. Nur von Krieg und Waffen wollte er wissen. Er gefiel sich in männlichen Anschlägen. Schon damals, als er von dem Heirathsvertrage zwischen seinem Vater Philipp und Maria von England und von der Bedingung desselben hörte, daß der Sohn aus dieser Ehe Flandern erben sollte, hielt er es für eine Beeinträchtigung seiner Rechte. Er erklärte, er werde es nicht leiden, er werde mit seinem Bruder darum kämpfen; er bat seinen Großvater um eine Rüstung. Späterhin, wenn etwa Granden oder Kriegshauptleute sich ihm vorstellen ließen und ihm ihre Unterthänigkeit versicherten, ihre Dienste anboten, nahm er sie bei Seite, führte sie in sein Gemach, ließ sie schwören, daß sie ihm zu den Kriegen folgen wollten, die er zu führen gedenke, und nöthigte sie, ein Geschenk anzunehmen. Freigebig zu sein, war sein Ehrgeiz. Oft brachte er die Prinzessin Johanna, seines Vaters Schwester, die in Portugal verheirathet gewesen und nach dem Tode ihres Gemahls, nachdem sie dem Reiche einen Erben gegeben, zurückgekommen war und Castilien verwaltete, in Verlegenheit. Er schonte weder Geld noch Medaillen noch Ketten, und wenn er sonst nichts hatte, bot er selbst seine Kleider an. Zu bezähmen wußte er sich nicht. Eine unschädliche Schlange, die man ihm schenkte, verletzte ihn: er biß ihr dafür den Kopf ab. Man will wissen, daß er kleine Thiere noch lebendig braten lassen und daß Herzog Alba seinen Abscheu hierüber laut ausgedrückt habe. Sein verständiger Lehrer suchte seine wilde Heftigkeit durch wohlgewählte Lectüre zu mäßigen.

1) Michele Soriano, Relazione di Spagna nel 1559 bei Alberi VIII, S. 387. Del qual principe (Carlo) si potria forse più dubitare perchè sebbene è simile al padre di faccia, è però dissimile di costumi, perchè è animoso, accorto, crudele, ambizioso, nemicissimo de' buffoni, amicissimo de' soldati. So bezeichnet die Relation Quirinis von 1509 Karl V. in seiner frühen Jugend als animoso crudele. Die Relazion Federico Badoeros 1557 ist über Don Carlos sehr ausführlich und unsere vornehmste Quelle. Die Relazionen Mocenigos von 1548 und Sorianos von 1559 stimmen mit ihr wohl zusammen.

In dieser Zeit kam Karl V. nach Spanien. Er hatte das Reich, das er in so vielen Kämpfen behauptet und erweitert, freiwillig aufgegeben. Der Knabe war voll von Bewunderung. Einst erzählte ihm, wie man sagt, Karl V. die Ereignisse seines Lebens. Der Prinz hörte Alles mit Aufmerksamkeit und ausnehmender Billigung an. Als aber der Kaiser auf die Ereignisse von Insbruck, auf seine Flucht vor Herzog Moritz, Kurfürsten von Sachsen, kam, war er nicht mehr zufrieden. Der Kaiser stellte ihm vor, daß er ohne Geld und Truppen, der Feind stark, geschwind und entschlossen gewesen sei. Der Prinz blieb dabei: „Er wäre doch nicht geflohen." Stelle dir vor, versetzte jener, alle deine Pagen fielen über dich her, um dich zum Gefangenen zu machen, würdest du nicht entfliehen? — „Fliehen", sagte Don Carlos, „würde ich nicht". — Uebrigens verleugnete er auch dem Kaiser gegenüber keineswegs sein Naturell: auch vor dem Großvater mochte der Knabe nicht lange unbedeckten Hauptes stehen. Hatte nun der Kaiser sein Vergnügen an dem Knaben, so war ihm dieser dafür von Herzen ergeben. Er nannte ihn Vater: seinen Vater nannte er Bruder[1]).

Gewiß, er war trotzig, ungestüm, selbst grausam: doch war er auch freigebig, mild und zeigte Anerkennungen für Andere. Er war voll Hingebung — wir werden es ferner sehen — gegen seinen Lehrer. Bei der ersten geistigen Berührung hatte er so viele eigenartige Gedanken, daß sein Lehrer der Mühe werth fand, sie aufzuzeichnen. Vor Allem wiegte sich seine Seele mit der Aussicht auf Waffenruhm und ein glänzendes Leben im Lichte der Welt.

Ein guter Schüler, ein gefügiger Zögling war der Infant jedoch mit Nichten. Don Garcia de Toledo, sein zweiter Ajo, konnte sein Vertrauen nicht gewinnen. Bei den Strafen, die man anzuwenden

1) Federico Badoero, Relazione delle persone, governo e stati di Carlo V. e di Filippo II. nel 1557. Il principe di Spagna, Don Carlos, è in tanto amore e gratia di S. M. Cesarea quanto immaginar si possa, non solo per esser figliuolo d'un suo figliulo, e dover essere successore di tanti regni e stati, ma perchè assai l'assomiglia, nelle parti dell animo. — Alberi, Le Relazioni degli Ambasciatori Veneti VIII, 206. Ha la testa di grandezza sproportionata al corpo, è di pelo negro e di debole complessione; dimostra d'haver un animo fiero; dimostra di dover riuscire audace et oltre modo di piacergli le donne — è tanto iracondo quant' altro giovine possa essere, e appassionato nelle sue opinioni (ebendas. S. 251). Hier folgt noch vieles Aehnliche. Auch in der Beschreibung der Natur Karls V. handelt Badoero von dem Prinzen.

nicht vermied, mußte man doch auf seine schwache Gesundheit Rücksicht nehmen. Donna Juana, die jetzt als Regentin in Valladolid residirte, fühlte wohl, daß ihre Autorität nicht hinreichte, um diese schwierige Erziehung zu leiten; sie wünschte ihn nach ~~San~~ Juste zu dem Kaiser zu bringen, der allein auf ihn wirken werde. Der Kaiser wollte jedoch die Stille seiner Zurückgezogenheit nicht durch den unbotmäßigen, anspruchsvollen Knaben stören lassen, und lehnte es ab. Auch Onorato Juan beklagt, daß alle die Mühe, die er sich gebe, doch fruchtlos sei. Eine Besserung erwartete man nur von der Ankunft seines Vaters, welche im September 1559 erfolgte. Auf die Erziehung des Prinzen konnte sie zunächst wenig Einfluß haben, da derselbe von einem Quartalfieber ergriffen war, das ihn einige Jahre verfolgte und die Entwickelung seiner Kräfte hemmte. Auch abgesehen von der Krankheit möchte man fragen, ob bei Naturen, wie die des Don Carlos eine war, überhaupt von der Erziehung viel zu erwarten ist? An dem eingeborenen Naturell vermag die Erziehung Nichts zu ändern. Vielleicht wäre es gar nicht einmal zu wünschen, daß sie es könnte: denn sie würde die ursprüngliche Individualität dem allgemeinen Begriff unterordnen; dieser allein würde leben, nicht das Individuum. Nur dafür kann sie sorgen, daß die Triebe den Grundlagen der menschlichen Gesellschaft nicht zuwiderlaufen und sie verletzen. Dann aber erscheint die Schwierigkeit, daß die Beschränkung, zu der man sich veranlaßt findet, das Uebel leicht noch vermehrt. Widerstand gegen die Beschränkung kann als eine Art von Selbstvertheidigung erscheinen, so daß die zurückgedrängte Begierde die Dämme durchbricht, die ihr entgegengesetzt werden, was da besonders der Fall ist, wo eine großartige, durch die Geburt dargebotene Stellung aller gewöhnlichen Rücksicht spottet. Mit der Rückkunft des Vaters waren nun aber einige andere Fragen verknüpft, welche die zukünftige Stellung des Infanten betrafen. Als die Herzogin Margaretha von Parma zur Statthalterin der Niederlande ernannt wurde, machte sie selbst die Einwendung, diese Ehre würde mehr dem präsumtiven Thronfolger, als ihr gebühren; Philipp lehnte es ab — nicht jedoch etwa deßhalb, weil dieser dazu unfähig sei, sondern weil er erst in Castilien und Aragon anerkannt sein müsse, ehe er Spanien verlasse. Philipp wurde durch die Krankheit seines Sohnes nicht abgehalten, denselben in Folge eines schon einige Jahre früher in Antwerpen gefaßten Beschlusses des Capitels des goldenen Vließes, in den Orden, der wie man weiß, ursprünglich ein niederländischer war, feierlich aufzunehmen.

Seine vornehmste Sorge war, daß dem Prinzen zunächst in Castilien die Nachfolge geschworen werde. Zuerst Johann I. von Castilien im 15. Jahrhundert hatte seinen Sohn auf den königlichen Thron gesetzt, ihm den goldenen Stab in die Hand gegeben und ihn Prinz von Asturien genannt. Nicht bloß zum Titel sollte dies dienen. Der Infant ward dadurch nicht allein die erste Person in Spanien; er erlangte auch eine gewisse Unabhängigkeit, so daß die für die Stände bestimmten Decrete der Könige vor Allem an ihn gerichtet zu werden pflegten.

Zu der Eidesleistung versammelten sich im Februar 1560 die Stände des Reiches in Toledo. Reich gekleidet saß der Prinz zur Linken seines Vaters, dem zur Rechten Donna Juana, die bisherige Regentin, Platz genommen hatte. Diese leistete den Eid zuerst vor dem Erzbischof und näherte sich Don Carlos, um ihm die Hand zu küssen, was er ablehnte[1]). Hierauf schwuren die Prälaten, die Granden und die Vertreter der Comunidades, ihm als dem rechtmäßigen Erben des Reiches zu gehorchen und zu dienen, ihn mit Gut und Blut, mit ihren Verwandten und Untergebenen zu vertheidigen. Er schwur dagegen, das Reich bei seinen Gesetzen, in Friede und Gerechtigkeit zu behaupten und die katholische Religion zu vertheidigen. Die Spanier versichern, diese Ceremonie gebe dem Prinzen gleichsam die Würde eines Cäsar neben dem Augustus, eines Mitregenten; wenigstens bedurfte es zu seiner unmittelbaren Thronbesteigung nichts Weiteres, als den Abgang seines Vaters. Trotz dieses Zuwachses von officieller Würde fuhr man fort, den Prinzen wie ein Kind zu behandeln. Herzog Cosimo von Florenz sendete schöne Pferde zum Geschenk, einige für ihn, andere für den Vater. Philipp ließ diese sämmtlich in seine Ställe führen und behielt sie für sich[2]), wie denn dem Prinzen überhaupt das Reiten verboten war, weil es ihm schädlich sei. In der Umgebung des Don Carlos hatte besonders einer, Don Gelves, seine Gunst erworben, mit dem er sich zuweilen einschloß, so daß der Ayo keinen Zutritt bei ihm fand. Der Ayo bewirkte, daß der Kämmerer entfernt wurde[3]). Man gab demsel-

1) Die Frage war in dem Staatsrath erwogen und die Handlung, wie sie erfolgte, beschlossen worden. Gachard, Don Carlos et Philippe II (IIère éd.) S. 56.

2) Ha il duca di Fiorenze mandato a donar a questo Sermo re due cavalli e quattro al Sermo principe, ma il re li ha tutti presi per se. Paolo Tiepolo in seiner Depesche vom 8. März 1561.

3) Il conte Gelves li (al principe) solea secretamente portare da

den Schuld, daß er dem Infanten allen Vorschub thue, um seine krankhafte Eßlust zu befriedigen, durch welche seine Schwäche nur vermehrt werde. Unaufhörlich wurde Don Carlos von seinem Fieber verfolgt. Nachdem man lange, wie es scheint, durch Geldmangel verhindert worden war, ihn aus der schwülen Luft von Madrid zu entfernen, faßte man endlich den Entschluß dazu; im Jahre 1561 wurde der Prinz nach der hohen Schule von Alcala gebracht. Statt des Hofes gab man ihm den natürlichen Sohn Karls V. und einen Enkel desselben, Don Johann von Oesterreich und Alexander von Parma zu Begleitern, junge Männer ebenfalls voll Thatenlust und Muth, aber nicht voll so ausschweifender Gemüthsbewegungen.

Ein Heilmittel, welches die beste Wirkung hoffen ließ. Schon im Februar 1562 war das Fieber fast völlig gewichen: die Aerzte hielten Carlos Genesung für gewiß. In Alcala, von der Gegenwart des Vaters befreit, gefiel er sich in munterer Bewegung. Täglich gab er Etwas zu reden; und seine Neckereien ließen mancherlei Deutung zu. Man muß ihm aber nicht zu viel thun. Wenn er einmal eine Perle, die ihm ein Kaufmann, der aus Indien zurückgekommen, für 3000 Scudi anbot, in den Mund nahm und sich anstellte, als hätte er sie verschluckt; so legte es der König sogleich dahin aus, als hätte er seine Lust an der Angst des Handelsmannes. Nach drei Tagen gab ihm der Prinz seinen Schatz zurück. Bei den Festen des Hofes, wie damals, als der König den Palast del Pardo bei Madrid vollendet hatte, und seine Gemahlin, der er nicht eher gestatten wollte, ihn zu sehen, dahin führte, finden wir auch den Prinzen und die ganze Gesellschaft von Alcala. Man fing bereits an, von seiner Vermählung zu reden. Die Niederländer schlugen ihm die Erbin von Cleve vor, durch welche sie dieses Land in ihre Gemeinschaft zu ziehen hofften. Indeß sahen seine Freunde mit Vergnügen, daß er sein Herz der Zuneigung zu einem weiblichen Wesen eröffnete; sie hofften, daß eine solche Neigung seine ganze Existenz fördern und seine Seele für das, was anständig und ritterlich, vollends erwecken werde.

Man weiß aber, wie es ihm erging. Es war die Tochter des Haushofmeisters, auf die er seine Augen geworfen. Er wohnte in

mangiare e perchè non si scoprisse, havea S. A. fatto venir una serratura sopra la sua camera in modo che nessuna altra chiave che quella che egli tenea la potea aprire et si serrava col conte dentro, cosa che ha grandemente dispiacuta a Don Garcia di Toledo suo governatore il quale n'ha fatto tanto rumore, appresso S. Mstà, che il conte n'è stato cacciato. Depesche Tiepolos vom 27. August 1561.

dem oberen Geschoß, und um das Mädchen zu sehen, mußte er eine nicht ganz sichere Treppe hinuntersteigen, die nur dann Licht hatte, wenn die untere Thüre offen geblieben war, bei welcher jene alsdann erschien. Eines Tages nach Tische — es war der 18. April 1562 — hatte er sie auch dahin beschieden. Er hatte seine Diener bis auf einen entlassen und mit allem Geheimniß, dessen sich ein zärtliches Verständniß in seinem Anfange befleißigen kann, ging er zu der Treppe und eilig hinab. Don Garcia de Toledo aber, wenig aufmerksam auf den Vortheil, den die Freunde seines Zöglings für denselben hoffen mochten, und nur bedacht, etwas Ungehöriges zu verhüten, hatte die Thüre verschließen lassen. Heftig und ungestüm, wie er war, trat Don Carlos auf die alte Treppe, die nunmehr ganz verdunkelt war; er fiel und verletzte sich dabei den Hinterkopf. Und anfangs glaubte man wohl, wie der Anlaß leicht, so sei auch das Uebel ohne Bedeutung. Als aber das Fieber, das kaum gewichen, sich zu der Wunde gesellte, fürchtete man für sein Leben. Philipp eilte nach Alcala. Im ganzen Lande hielt man Processionen für ihn. Die Spanier versichern, daß er erst, als ihn die Mönche des Klosters Maria Jesus mit dem unverwesten Leib des seligen Fray Diego berührt hätten, zur Lebenshoffnung zurückgekehrt sei. Der Anatom Vesalius, der hinzugezogen wurde, wird wohl das Beste gethan haben. Aber in der halben Bewußtlosigkeit jenes unglücklichen Zustandes, nach den wunderbaren Ceremonien, die man mit ihm vorgenommen, hat der Prinz wirklich geglaubt, als sei er durch den seligen Diego erweckt, der sei ihm in der Nacht mit dem Rohrstab erschienen und habe ihm gesagt: du wirst an dieser Wunde nicht sterben.

So hatte jenes Verhältniß, oder vielmehr der Unfall, von dem es begleitet war, ganz eine andere Wirkung, als die man erwartet hatte. Statt den Prinzen vollends gesund zu machen und zu munterer Bewegung aufzuwecken, hatte es ihn in die alte Krankheit zurückgeworfen, und ihm eine sonderbar ehrgeizige Devotion eingeflößt. Er wollte dem seligen Bruder, der ihm das Leben gerettet, dankbar sein und seine Canonisation auswirken. Zu wiederholten Malen kurz hinter einander ließ er den Nunzius zu sich einladen, um Mittel und Wege, wie dies zu erreichen sei, von ihm zu erfahren.

Allmählig ging seine Genesung vorwärts. Im Juni finden ihn die venezianischen Gesandten mit verbundenem Kopfe sitzen, von krankem Aussehen, leise und unverständlich reden; im August erschien er beinahe geheilt. Auf Briefe, welche ihm dieselben Bot-

schafter überreichten, antwortete er mit Heiterkeit und fast zu deren Verwunderung gut; er gedachte der Freundschaft, welche die Republik immer gegen den Kaiser, seinen Herrn, der in der Gloria sein möge, bewiesen habe, und die sie seinem Vater auch beweise; er hoffe, auch für ihn werde sie dieselbe bewahren. In Wahrheit aber war sein altes Uebel nicht gewichen. Wir vernehmen bei dem 1. Januar 1563, daß er Fieber habe, am 14. August desselben Jahres, daß sein Fieber anhalte und doppelte Terziane geworden, in dem darauf folgenden Dezember, daß er noch immer daran leide und dem Arzte nicht gehorche. Er konnte seinem Vater, der zu den aragonischen Cortes ging, nicht dahin folgen, um auch da die Huldigung zu empfangen. Er ging zurück nach Alcala.

Alles das nun konnte den Prinzen nicht fördern. Leiblich und geistig mußte seine Entwickelung zurückbleiben. Nicht eben erfreulich wird seine Erscheinung geschildert. Er ist für sein Alter all zu klein; schön ist er nicht: unverhältnißmäßig groß ist sein Kopf und die Krankheit hält ihn schwach und matt. Er möchte freilich freigebig sein, allein er hat kein Geld, und oft leidet er an einem unfürstlichen Mangel. Nach Thaten verlangt ihn. Aber beschränkend steht ihm sein Vater gegenüber, um blühend in bester Manneskraft Alles selber auszurichten. Er ist an einen Oberhofmeister gebunden, an den er einst Hand anlegen wollte, und den der Vater doch nicht von ihm nimmt. Alles dies vermehrt nur seine innere Heftigkeit. Er hat wohl Gedanken, doch übereilt er sich und nur undeutlich pflegt er sich auszudrücken [1]). Sollte nicht auch ein so lange anhaltendes Fieber, kurze heftige Bewegung, lange Abspannung und Entkräftung auf seine intellectuelle Befähigung und seine Seele einen Einfluß gehabt haben? In lauter Gegensatz ist sein Dasein zerspalten.

Antheil an der Staatsverwaltung. Vermählungspläne.

Der König beschloß, dem Prinzen mehr Freiheit und einen gewissen Antheil an der Regierung zu gestatten. Es war um die Zeit, daß derselbe in das zwanzigste Jahr trat, und auch dies mag ein Grund dazu gewesen sein. Zuerst führte Philipp seinen Sohn in den Staatsrath ein, in welchem zwar keine Beschlüsse mit entscheidendem Votum gefaßt, aber doch die wichtigsten Berathungen vorgenommen wurden; als wollte er zeigen, welche Selbständigkeit

1) Giovanni Soranzo, Disp. 20 Jugno 1562. Il principe secondo il suo costume rispose così basso et intricato che non potessino ben intender le sue parole.

er ihm lasse, verließ er nach vollbrachter Einführung selbst den Rath [1]).

Danach gab er ihm einen eigenen Hofhalt und richtete für ihn einen Hofstaat ganz nach burgundischer Weise ein. Die drei oberen Würden desselben, Kammern und Marstall wurden ihm zuertheilt. Mit der Bevormundung schien es aus zu sein.

Auch wir sehen mit Vergnügen günstigere Gestirne über ihm erscheinen. Nachdem er zuerst in den Staatsrath aufgenommen worden war, zeigte er sich bei öffentlichen Festen ungewöhnlich munter. Man fand, daß er sich gut betrage; Vater und Sohn schienen zufrieden mit einander. Sollten wir uns täuschen, wenn wir hoffen, daß das Gefühl einer wirklichen Thätigkeit, einer entschiedenen Bestimmung ein Gegengewicht wider sein unregelmäßiges Gelüste in ihm selbst bilden, daß heitere Tage ihm beschieden sein werden?

Ein so guter Erfolg trat nicht ein, und konnte es, wohl betrachtet, auch nicht. Mit jener Selbständigkeit war es mehr Schein als Wahrheit.

Der Eintritt in den Staatsrath verschaffte noch lange keinen unzweifelhaften Einfluß. Die entscheidende Macht, welche der ganze Rath nicht hatte, konnte noch viel weniger einem einzelnen Mitgliede zu Theil werden. Ein junger Mensch, wie Don Carlos, war zugegen, um schweigend zu hören, nicht aber selbst zu urtheilen. Langweilten ihn nun die Berathungen, oder schien ihm selbst seine Gegenwart eine unnütze Ceremonie, in Kurzem blieb er weg. Es mußten besondere Umstände eintreten, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Wie auch Don Johann aufgenommen worden — er selbst hatte ihn eingeführt — ließ er die Versammlung eine Zeit lang in seinen Zimmern halten, und er zeigte sich ein wenig eifriger [2]). Doch auch das hielt nicht an. Jene ruhige Thätigkeit, welche für die Ausbildung seines Gemüthes nothwendig war, fand er hier nicht.

1) Sua Maëstà lo ha introdotto nel consiglio di stato, havendolo lei medesima accompagnato dentro e subito uscì fuori, lasciandolo con li Sri Consiglieri il che è di tanti piacere di S. Altezza, che si vede in lei grandissimi segni d'allegrezza. Aus der Depesche von Giovanni Soranzo vom 4. Juli 1564.

2) Antonio Tiepolo, disp. 25. Iugno 1565. L'entrata di questo Signore ne' consigli pare che habbia eccitata im poco più il principe il quale ancora che sia molto tempo che havesse autorità d'entrarvi mostrava però di non curarsene molto, non entrando quasi mai et hora vi si trova sempre, facendosi tutti i consigli nella propria camera sua. Vergl. Gachard, Don Carlos et Philippe II. S. 142. IIème éd.

Seine Lage war überhaupt mit allzu ungünstigen Umständen verknüpft. Gewiß war für diesen Vater und diesen Sohn nothwendig, getrennt zu sein. Nie sehen wir den Prinzen gedeihen außer in der Entfernung von dem Könige. Statt ihm das zu verschaffen, hatte die Einrichtung eines eigenen Hofhalts gerade die entgegengesetzte Wirkung. Der König, der sich an die Gesellschaft seines obersten Kammerherrn Ruy Gomez de Silva so gewöhnt hatte, daß er ihn nicht gut entbehren konnte, gab dennoch demselben das Amt eines Mayordomomayor bei seinem Sohne. Da nun Ruy Gomez zwei Pflichten zu erfüllen hatte, und durch die eine an die Nähe des Königs, durch die andere an die Nähe des Prinzen gebunden wurde, so war eine Entfernung des Sohnes vom Vater hierdurch unmöglich. Immer finden wir sie zusammen, selbst bei der Osterfeier, selbst in dem Escurial: Ruy Gomez geht von dem einen zum andern. In dieser Lage kommen die häßlichsten Dinge zum Vorschein: ein unerträgliches Mißbehagen begleitet dies lange Beisammensein.

Von jeher bildete die Zukunft des Princips ein Moment in den dynastischen Entwürfen Philipps II. Indem Carlos heranwuchs, war davon die Rede, ihn mit seiner Tante Doña Juana, der Schwester seines Vaters, welche, wie berührt, eine Zeit lang mit der Verwaltung von Spanien betraut gewesen war, zu vermählen, um dem Königreich für weitere Zukunft hinaus einen eingeborenen Erben zu sichern; die Prinzessin selbst wäre sehr geneigt dazu gewesen. Es liegt aber darin etwas der Natur Widerstrebendes und Don Carlos wollte sich nicht darauf einlassen. Philipp II. hat immer behauptet, er habe nie daran gedacht; als davon die Rede war, sah man ihn eines Tages in die Gemächer seiner Schwester gehen, um ihr die Unmöglichkeit anzukündigen, ein solches Vorhaben auszuführen; diese verbarg nicht, daß sie davon sehr schmerzlich berührt wurde. Die Absichten Philipps waren nach ganz anderen Seiten hin gerichtet. Er hatte immer gefürchtet, daß König Franz II. von Frankreich durch die Anrechte seiner Gemahlin Maria Stuart auf England veranlaßt werden würde, Königin Elisabeth anzugreifen; er wäre dann genöthigt gewesen, — denn Frankreich mächtiger werden zu lassen, würde der burgundischen Politik entgegengelaufen sein, — Königin Elisabeth zu unterstützen, wozu er doch, da er zu großen Anstrengungen für eine fremde Macht hätte schreiten müssen, nicht eben geneigt war. Nach dem Tode Franz II. trat aber eine entgegengesetzte Combination ein. Durch die Oheime

der Marie Stuart, die Guisen, wurde dem König Philipp der Vorschlag gemacht, seinen Sohn mit Maria Stuart zu vermählen. Und darauf ist er wirklich eingegangen. Sein eigener Gesandter in Wien, der dort über eine Vermählung des Prinzen mit einer Erzherzogin verhandelte, machte den König darauf aufmerksam, daß sein Intresse bei dieser Sache ein viel größeres sei; denn er sei bereits in einer Stellung, daß er der Herr der Welt werden könne [1]. Ihn dahin zu führen, wäre nun nichts geeigneter gewesen, als die schottische Vermählung des Prinzen; sie sollte dazu dienen, die Universalmonarchie vorzubereiten. Man bemerkte, auf der einen Seite seien die Guisen überaus mächtig in Frankreich, sodaß eine Verbindung mit ihnen dem König von Spanien für sein Ansehen in Frankreich nützlich sein würde. Auf der andern aber hatte die schottische Königin zahlreiche Anhänger in England, sodaß eine Verbindung des Prinzen von Spanien mit der Königin von Schottland in England wie in Frankreich der spanischen Macht einen neuen großen Rückhalt zu gewähren schien. Und in Schottland selbst regte sich diese Idee. Gegen die mancherlei Bewerber um die Hand der jungen Königin konnten mehr oder minder starke Ausstellungen gemacht werden. Gegen die Bemühungen des Erzherzog Karl um die Hand der Königin wandte man ein, er besitze nichts als seinen Degen und den Vorzug, der Neffe des katholischen Königs zu sein; wie viel besser wäre es, den Sohn desselben auf den schottischen Thron zu berufen. Maitland, Lord Lethington, hat es dem spanischen Gesandten in London, Quadra, vorgeschlagen; der aber wurde von dem König beauftragt, die Sache keineswegs zurückzuweisen. Im tiefen Geheimniß wurden Unterhandlungen über dieselbe begonnen. Aber einmal wurden sie durch den unerwarteten Tod Quadras, welcher Alles angeknüpft hatte, unterbrochen; und überdieß erklärte sich der Herzog von Alba, dessen Gutachten der König einholte, dagegen. Er fragte, ob Alter und Temperament des Prinzen sich wirklich eigne, ihn mit der Königin von Schottland zu vermählen. Die Aussichten auf den englischen Thron machten den Herzog von Alba nicht gegen die Schwierigkeiten blind, welche eine solche Vermählung herbeiführen würde. England, Frankreich und vielleicht auch der deutsche Kaiser würden dagegen sein. Er gab der Erzherzogin bei weitem den Vorzug [2]. Das vornehmste Motiv auf die Wünsche des kaiserlichen

1) Un rey tan grande como Vuestra Magestad y que tan propinquo está á la monarquia del mundo. Der spanische Gesandte in Wien an Philipp 19. Jan. 1562 bei Mouy Don Carlos et Phil. II. S. 141.

2) Schreiben Alba's an den König bei Mouy a. a. O. S. 155.

Hofes Rücksicht zu nehmen, lag in dem Verhältniß zu Frankreich. Auch Karl IX. von Frankreich warb um die Hand der Erzherzogin und schien dabei von den deutschen Fürsten, deren natürliches Interesse seit dem Religionsfrieden in einer weiteren Absonderung der deutschen Linie von der spanischen lag, unterstützt zu werden. Man meinte dann eine Rückgabe der von den Franzosen eingenommenen Landschaften des Reiches erwarten und zugleich eine Lösung des französischen Bündnisses mit der Türkei, welche eben ihre alten Feindseligkeiten erneuerte, hoffen zu können. Zu einer solchen Verbindung durfte es nun aber der König von Spanien nicht kommen lassen. Er wurde von dem kaiserlichen Hofe selbst darauf aufmerksam gemacht, wie viel ihm daran liegen müsse, mit den deutschen Fürsten in einem guten Vernehmen zu stehen, wenn nicht für den Augenblick, doch für die Zukunft. Ueberhaupt war es eine Grundmaxime des Hauses, sich nicht geradezu entzweien zu lassen. In der brüderlichen Verbindung ihrer beiden Höfe sahen sie einen Moment der beiderseitigen Machtstellung. Man nahm also die Vermählung der ältesten Erzherzogin mit dem Principe von Spanien in bestimmte Aussicht, ohne jedoch die Zeit für dieselbe festzusetzen, wozu die andauernde Schwäche des Prinzen einen vielleicht nicht unwillkommenen Anlaß gab. Gonzalo Perez sagte: in der Natur der Fürsten des Hauses Oesterreich liege es, sich langsam zu entwickeln, wie das denn auch bei Kaiser Karl V. stattgefunden habe. Man schmeichelte sich selbst mit der Hoffnung, daß von Don Carlos dereinst in Folge einer solchen Vermählung eine Erneuerung der spanischen Herrschaft über Deutschland ausgehen könne. Bei dem französischen Gesandten findet sich die Nachricht, die Anforderung sei gewesen, Don Carlos zugleich zum römischen König, Nachfolger Maximilian's II. erklären zu lassen[1]). Die Idee der Universalmonarchie wäre dann auch wieder erwacht.

Don Carlos selbst war in dieser Angelegenheit vollkommen entschieden. Er wollte weder von Donna Juana noch von Maria Stuart reden hören; dagegen beschäftigte sich seine Einbildungskraft lebhaft mit der österreichischen Vermählung: die junge Erzherzogin schien für ihn wie geschaffen zu sein. War nun aber über den

1) St. Sulpice à la reyne-mère 18 Sept. 1564. Il m'a ésté dict de bon lieu, que l'on voudroit, qu'il (l'empereur) faisait eslire le prince d'Espagne pour le roy des Romains et combien que l'ambassadeur de l'empereur ne m'aye voulu confesser qu'il aye parlé de ces conditions, si scais je bien qu'elles ont ésté proposées.

Hauptpunkt kein eigentlicher Zweifel mehr übrig, so regte sich doch die Opposition von Frankreich sofort wieder, als König Karl IX. um die jüngere Erzherzogin Elisabeth zu werben anfing: denn König Philipp hatte auch für diese bereits einen Bräutigam im Sinne seiner Politik gefunden. Es war der junge König Don Sebastian von Portugal, für den er sich verwandte, und zwar aus einer zwiefachen politischen Rücksicht: die eine lag darin, daß von der Vermählung desselben mit einer französischen Prinzessin, der späteren Königin von Navarra, Marguerite, die Rede war, sodaß französischer Einfluß auf der pyrenäischen Halbinsel Platz gegriffen haben würde, eine Eventualität, welche Philipp II. nicht billigen mochte; die andere war die eben erwähnte Verbindung Frankreichs mit der deutschen Linie des Hauses Oesterreich. Die Erzherzogin sollte auch deshalb mit Don Sebastian vermählt werden, damit sie mit Karl IX. nicht vermählt werden könne. An dem Hofe in Prag, wo Maximilian II. seinen Sitz aufgeschlagen, war man geneigt, die französische Werbung der portugiesischen vorzuziehen; denn wenn Karl IX. zurückgewiesen werde, so werde er sich nach einer Prinzessin etwa aus dem sächsischen Hause umsehen, was dann diesem Hause eine für Oesterreich unbequeme Autorität in Deutschland verschaffen würde. Philipp II. versäumte nichts, um diese Erwägungen zu widerlegen: denn eine sächsische Vermählung des Königs von Frankreich sei doch an sich nicht wahrscheinlich, und würde, wenn sie zu Stande käme, dem Hause Sachsen anderweite Feindseligkeiten erwecken; und die deutsche Linie des Hauses Oesterreich dürfe sich von einer Verbindung mit dem Hause Frankreich keinen Vortheil versprechen; er selbst habe sich mit einer französischen Prinzessin vermählt; er sähe sich dennoch von allen Seiten hin von den Franzosen belästigt und bedroht; ebenso der König von Portugal, in dem Augenblick, als man sich mit dem Vorhaben trage, ihn mit einer französischen Dame zu vermählen; wie falsch würde es sein, auf eine Rückgabe der dem Reiche abgenommenen Landschaften zu hoffen, und unauflöslich sei das Bündniß der Franzosen mit den Türken [1]). Diese Ansicht von der Lage der Dinge führte auf die Nothwendigkeit der dereinstigen Vermählung des spanischen Thronerben mit der ältesten Erzherzogin; nur dadurch schien Kaiser Maximilian von einer engeren Verbindung mit Frankreich abgehalten werden zu können.

1) Bericht Dietrichstein's vom 18. Mai 1567 bei Koch, Quellen zur Geschichte Kaiser Maximilians, II, S. 187.

Beziehung zu den Niederlanden. Digression über die kirchliche Politik Philipps II.

Einen neuen Einschlag in diesem Gewebe der allgemeinen Verhältnisse bildeten die Irrungen in den Niederlanden, die eben in dieser Zeit (1563 und 1564), wenn nicht zu vollem Ausbruch gelangten, doch zu einer Krisis der Politik führten, von der der Principe Don Carlos nahe berührt wurde. Alles beruhte auf dem Gefühl der Selbständigkeit, welches in dem hohen Adel der Niederlande einst unter dem Kaiser erwacht und genährt worden war, was ihn doppelt abgeneigt machte, von Spanien aus sich regieren zu lassen. Der Haß, den sich der Cardinal Granvella, der an der niederländischen Regierung großen Antheil hatte, zuzog, beruhte eben darauf, daß man in ihm den Repräsentanten der spanischen Interessen, nicht der niederländischen erblickte: die geistliche Regierungsweise, die derselbe einzuführen trachtete, fand in den Herren, denen die Gouvernements der verschiedenen Provinzen zugefallen waren, einen systematischen Widerstand, der endlich so weit führte, daß sie sich weigerten, in dem Staatsrath in Brüssel zu erscheinen, so lange der Cardinal in demselben Sitz und Stimme habe. Die Statthalterin, Herzogin von Parma, trat zwar dieser Anforderung nicht ausdrücklich bei, aber sie stand doch in zu mannigfachen Beziehungen zu den Herren, namentlich dem Grafen Egmont, Gouverneur von Flandern, als daß sie sich ihnen offen hätte widersetzen sollen; sie meinte zuletzt selbst, die Ruhe des Landes nur dann erhalten zu können, wenn Granvella entfernt werde. Namentlich von Frankreich wurden diese Bewegungen schon damals geschürt; von dem Admiral Coligny zweifelte Niemand, daß er der spanischen Macht durch die Förderung des protestantischen Elements, das noch in seinen frischesten Impulsen begriffen war, so viel Abbruch als möglich zu thun suche [1]). Es machte sich bereits in den Niederlanden bemerkbar; Cardinal Granvella lachte auf, wenn ihn die spanische Inquisition bei ihren Untersuchungen gegen die Ketzer um Unterstützung bat: denn nicht mit einem oder dem andern, sondern mit Tausenden habe er es hier zu thun. Granvella selbst verzweifelte, dem andringenden Sturm zu widerstehen, und erklärte sich bereit, das Land zu verlassen, sobald es der König wünsche. Philipp II. fragte den Herzog von Alba um seinen Rath. Alba war empört über das Verhalten

1) Brief des Königs an Alba. 14. Dezember 1563. Bei Gachard, Correspondance sur les affaires des Pays-bas I. S. 277.

der niederländischen Großen, von denen Mancher verdiene, daß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werde, er mißbilligte die Entfernung Granvellas [1]); aber der König ließ sich, wiewohl nicht ohne in seiner Weise entschuldigende Vorwände zu suchen, zuletzt doch dazu bewegen. Granvella zog sich nach Burgund zurück, die niederländischen Herren besuchten den Staatsrath wieder. Einen gewissen Zusammenhang hatte das auch mit dem Verhältniß zu Deutschland [2]). Der gemäßigte und den Neuerungen selbst in seiner Seele zugethane Maximilian war damit einverstanden; er meinte wohl, der König würde sich einen großen Anhang in Deutschland sichern, wenn er den Verfolgungen wenigstens gegen die Anhänger der Augsburgischen Confession Einhalt thue; der Religionsfriede binde ihn zwar nicht; aber es werde gut sein, denselben zu beobachten [3]). Damit würde dann jener Entwurf einer Vermählung zwischen der Erzherzogin und Don Carlos zusammengewirkt haben. Zwar findet sich nicht, daß die niederländischen Herren mit dem Prinzen in Verbindung getreten wären; aber sie sahen in demselben von langer Zeit her ihren künftigen Statthalter. Die Todesgefahr, in der er in Alcala schwebte, hatte besonders deshalb einen politischen Eindruck in der Welt gemacht, weil dadurch auch das Verhältniß der Niederländer berührt werde, deren Wunsch es sei, nicht direkt von Spanien beherrscht zu werden [4]).

Man wird uns erlassen, die Pathologie des Prinzen Don Carlos, die physische oder die geistige, im Einzelnen zu registriren. Im

1) Brief Albas vom 22. Dezember 1563. Gachard, Correspondance sur les affaires des Pays-bas I. S. 278.

2) Daß die Niederländer mit der deutschen Opposition, die in den Händeln Johann Friedrich des Mittleren culminirt, einen gewissen Zusammenhang gehabt haben, möchte ich nicht leugnen; die Mittheilungen des Kurfürsten August von Sachsen an Maximilian haben dies ausdrücklich enthalten. Vergl. Koch, Quellen zur Geschichte des Kaiser Maximilian II. S. 42, 43, 45.

3) Vergl. Bericht dessen, was der Kaiser in seinem deutschen Briefe vom 2. Juli 1567 an König Philipp II. geschrieben hat, bei Koch, Quellen II, S. 40. Bericht Dietrichstein's vom 10. August 1567, bei Koch a. a. O. I, S. 192.

4) Si est à craindre que ceulx de Flandres, les quels s'attendoient bienstot d'avoir ce prince pour gouverneur, ne se sentent fort altérez; asseurant Votre Majesté que l'on les tient icy pour mal d'accord et peu affectionnez à tout ce qu'est par daçà. Bericht des ranzösischen Gesandten vom 11. Mai 1562 bei Gachard 636. (Ière éd.).

Oktober des Jahres 1565 empfing der König Glückwünsche zur Genesung desselben. Kurz darauf hat Cardinal Granvella dem König gerathen, wenn er nach den Niederlanden gehe, den Prinzen mitzunehmen, ihm in den verschiedenen Provinzen den Eidschwur als künftigen Herren leisten zu lassen, worauf er ein Paar Jahre später die Statthalterschaft des Landes würde übernehmen können [1]). In Dem aber nahmen die niederländischen Angelegenheiten eine neue Wendung, welche alle Verhältnisse doppelt schwierig machte, in Folge der kirchlichen Politik des Königs, auf die wir, um die Gegensätze der Zeit in ihrem weiteren Verlauf zu verstehen, näher eingehen müssen.

Das Concilium von Trient war in einem der Herrschaft des Katholicismus entsprechenden Sinne zu Ende gebracht worden, und es kam nun darauf an, die dort gefaßten Dekrete zur Ausführung zu bringen. In Spanien selbst fand diese Ausführung einige Schwierigkeit. Die Prärogative der Krone, wir möchten sagen des Staates, schienen in den Dekreten hier und da außer Acht gesetzt zu sein. Aber der katholische Eifer, der den König beseelte, hielt ihn von jedem Widerspruche ab; sein Sinn war darauf gerichtet, die Vereinigung der Landschaften, welche sein Reich ausmachte, auf die strenge Handhabung der katholischen Religion zu gründen. Er sah Castilien bereits als das vornehmste aller seiner Länder an. Leicht entschloß er sich, — denn er müsse ein Beispiel geben, dem die andern nachfolgen könnten —, zur Annahme der Dekrete, wenngleich sie den weltlichen Interessen nicht durchaus entsprachen. In Spanien selbst ward er durch die Inquisition, welche sich gegen jede Abweichung richtete, dabei unterstützt. Man kann nicht mit Grund sagen, daß Philipp II. die Inquisition in der besondern Form, die sie in Spanien angenommen hatte, überall habe einführen wollen. In Neapel und Mailand wurde dies unmöglich. Aber allenthalben hielt er an der durch die allgemeinen kirchlichen Gesetze gegründeten kanonischen Inquisition fest, die er in aller ihrer Strenge in den Niederlanden zur Ausführung bringen wollte. Er stieß dabei auf einen Widerstand in der Population, der zugleich von den vornehmen Herren getheilt wurde. Denn schon waren dort die Ideen der kirchlichen Reformation im lebendigsten Fortschritt; von Deutschland, von Frankreich, von England her drangen sie ein. Es war der Kampf gegen ein mächtiges Element der Welt, welchen Philipp durch seine kirchliche Anordnungen unter-

1) Schreiben Granvellas an den König vom 15. Oktober 1565 bei Gachard Correspondance de Philippe II. S. 371.

nahm. Wenn man sich in jene Zeiten zurückversetzt, in denen die Niederlande, noch ungetheilt, dem König aus dem Hause Burgund gehorchten, und sich der kommerziellen und der maritimen Macht erinnert, welche sie besaßen, so war es ein Entschluß, den man politisch nicht opportun nennen konnte, eben an diesem Punkte den großen Gegensatz, der die Welt spaltete, zur Entscheidung zu bringen. Die niederländischen Herren hatten dagegen eine rein politische Einwendung zu machen. Sie hatten schon der Einrichtung der neuen Bisthümer widerstrebt, weil sie der Verfassung des Landes nicht entspreche; sie hielten den König nicht für befugt, die Beschlüsse von Trient ohne Beirath der Stände als ein allgemeines Landesgesetz zu verkündigen. Der König sah darin aber seine eigenste Angelegenheit. In Brüssel wurde eine Conferenz von bischöflichen und weltlichen Räthen gehalten, in der man kirchliche Provinzialeinrichtungen feststellte, wie sie den Satzungen von Trient gemäß waren. Die Statthalterin verwies die weltlichen Behörden, so gut wie die geistlichen, auf die Beobachtung jener Dekrete. Damit gewann aber die kanonische Inquisition einen neuen Rückhalt; der vornehmste Inquisitor von Löwen, Titelmanus schritt zu Gewaltsamkeiten, die das Land sich nicht gefallen lassen wollte. Wohl bezog sich der König hierbei auf die strengen Verordnungen seines Vaters. Aber man brachte in Erinnerung, daß dieser selbst auf den Rath der damaligen Statthalterin, Königin Maria, von der Inquisition Abstand genommen habe[1]). Die weltliche Gewalt sah darin einen Uebergriff der geistlichen. Die Herren erklärten sich mit Entschiedenheit dagegen; hauptsächlich aus ihnen, namentlich den Rittern des goldenen Vließes, war der Staatsrath zusammengesetzt, dessen Beschlüssen jedoch durch den geheimen Rath nicht selten Abbruch gethan wurde; sie forderten den König auf, die Präeminenz des Staatsrathes anzuerkennen, und wurden nicht müde, auf die Berufung von allgemeinen Ständen zu dringen. Daß sie hierbei mit benachbarten Reichen in irgend eine Verbindung getreten seien, davon findet sich keine Spur; sie waren vielmehr ehrgeizig, die Grenzen des Landes nach allen Seiten hin zu vertheidigen. Aber innerhalb desselben wollten sie von dem Antheil an der Ausübung der höchsten Gewalt, den sie bereits besaßen, nichts einbüßen. Fast ohne Ausnahme katholisch, wollten sie sich doch nicht die klerikale Macht über den Kopf wachsen lassen. In diesem Sinne

1) Schreiben der Statthalterin an König Philipp vom 9. Januar 1566 bei Gachard, Correspondance I. S. 387.

sprach sich Graf Egmont, der in den ersten Monaten des Jahres 1565 nach Spanien ging, bei dem König aus. Er wurde von demselben scheinbar sehr gut aufgenommen, und erlangte einige besondere Zugeständnisse zu seinen Gunsten; auch die besten Versicherungen in der allgemeinen Angelegenheit. Gegen Ende April 1565 kam er wieder nach Brüssel zurück, nicht ohne ein erhöhtes Selbstgefühl darüber, daß er so Vieles erreicht habe; er rühmte sich wohl des Ansehens, das er beim Könige genieße. Philipp II. hatte jedoch mit alledem, was er verlauten ließ, niemals an eine wirkliche Nachgiebigkeit in kirchlicher Beziehung gedacht. Unmittelbar nach der Abreise des Grafen ließ er Befehle an die Statthalterin abgehen, welche eine Verschärfung der Inquisition, damals besonders gegen die Baptisten gerichtet, anordneten. Der Inhalt und der Ton derselben waren den niederländischen Herren gleich unerwartet; ihre Verbindung, die bisher schon immer bestanden, gewann dadurch eine neue Verkittung. Eine Vergrößerung ihrer Autorität im Staatsrath, oder gar eine Berufung der Generalstände durften sie nicht erwarten. Allein auch zur Ausführung der königlichen Befehle die Hand zu bieten, waren sie nicht gesonnen. Sie ließen geschehen, daß sich in dem niederen Adel eine Conföderation bildete, welche die Abschaffung der Inquisition und die Ermäßigung der alten Edikte auf ihre Fahnen schrieb. Man sah sie in starken Trupps in Brüssel einreiten und der Regentin eine Bittschrift übergeben, welche diese Forderungen enthielt. Demonstrationen, die nun doch von dem Wege der Gesetzlichkeit weit abwichen, sodaß die Regentin die Gouverneurs und Herren zu einer Unterdrückung dieser Bewegung auffordern durfte. Sie fand aber eine allgemeine Abneigung bei denselben. Ihre Verbindung, die bisher schon immer bestanden, hatte durch den Lauf der Ereignisse eine neue Verstärkung gewonnen. Sie sagten, sie wollten nicht veranlassen, daß 50—60,000 Menschen verbrannt würden, wie das die alte und noch in Spanien gehandhabte Praxis der Inquisition war; sie bezogen sich wohl auf die Stimmung der ihnen untergebenen Hommes d'Armes, welche nicht dahin gebracht werden könnten, die Inquisition zu unterstützen oder die Predigten zu verhindern [1]). Unleugbar ist, daß sich hierdurch die allgemeine Ordnung, die auf der Uebereinstimmung der höchsten Gewalt mit den ausführenden Behörden beruht, auflöste. Ein Bildersturm brach aus, der das Land mit Unordnung und Eigenmächtigkeit erfüllte. Die

1) Vergl. S. W. Bd. 35—36. S. 370.

Statthalterin lag dem König an, die Forderungen, die man machte, zu genehmigen; zwei der vornehmsten Herren, Montigny und Berghes, Beide jedoch zögernd, begaben sich nach Spanien, um dem König die Nothwendigkeit, die Ordnung durch eine Ermäßigung seiner Befehle wiederherzustellen, einleuchtend zu machen. Die Herzogin sagte wohl, wenn der König nur jetzt nachgebe, so würde er des künftigen Gehorsams durch einen neuen Eid der Treue versichert werden. Der König antwortete: wer den ersten Eid gebrochen, werde auch einen zweiten nicht halten [1]). Dennoch hat er sowohl in seinem Schreiben an die Statthalterin, wie in seinen Audienzen mit Montigny, sich zur Nachgiebigkeit bereit erklärt; er hat in der That zugestanden, daß von der Inquisition nicht weiter die Rede sein solle, vorausgesetzt, daß die neuen Bischöfe überall eingeführt würden; er hat ferner die Herzogin aufgefordert, ihm einen anderweiten Entwurf zur Moderation der Plakate einzureichen; denn einen ersten hatte er abgelehnt; er hatte endlich eine allgemeine Amnestie in Aussicht gestellt. Auf diese Weise wäre dann die Herstellung der Ruhe wahrscheinlich, wenigstens möglich gewesen. Sollte aber der Sinn Philipps II. wirklich dahingegangen sein? Er hätte dann Concessionen gemacht, welche er nicht machen zu wollen erklärt hatte, und die seinem kirchlichen Begriff zuwiderliefen. In der That waren seine Absichten eben die entgegengesetzten. Am 9. August protestirte er in Gegenwart des Herzogs Alba und einiger Rechtsgelehrten mit einer gemessenen Feierlichkeit gegen die bindende Kraft der der Regentin ertheilten Autorisation, den bei den Unruhen Betheiligten Amnestie zu gewähren: denn er habe dieselbe, durch die besonderen Umstände veranlaßt, nicht freiwillig gegeben; im Gegentheil, er behalte sich vor, die Schuldigen zu bestrafen, namentlich die vornehmsten Urheber und Beförderer des Aufruhrs [2]). Man sieht von selbst, was es zu bedeuten hat, daß Alba, der schon immer zu den strengsten Maßregeln gerathen hatte, nach den Niederlanden zu gehen bestimmt wurde. Die Gesinnungen der Königs lernt man vollkommen aus den Instructionen kennen, die er seinem Gesandten in Rom zugehen ließ; er sagte: bei seinem Zugeständniß über die Inquisition, hätte er wol den Papst befragen sollen, aber es sei dazu keine Zeit gewesen, und vielleicht

1) Schreiben des Königs an die Statthalterin vom 2. August 1566 bei Gachard, Correspondance de Philipp II. I. S. 478. N. 427.

2) Gachard, Correspondance de Philippe II. sur les affaires des Pays-bas I. S. 443. N. 440. Vergl. Gachard, Don Carlos et Philippe II. S. 257. (IIème éd.)

sei es so am besten: denn der Papst allein habe das Recht, die Inquisition zu widerrufen, wie er sie eingesetzt habe. In Bezug auf die Moderation der Plakate versicherte er, er werde keine Ermäßigung annehmen, wenn dadurch die Züchtigung der Bösen auf irgend eine Weise gehemmt würde; die Amnestie habe er nur für Vergehungen bewilligt, die gegen ihn selbst begangen worden seien. Er hielt also den kirchlichen Begriff in aller seiner Ausdehnung fest. Er läßt dem Papst sagen, ehe er etwas zulasse, was zum Nachtheil der Religion und des Dienstes Gottes gereiche, wolle er alle seine Staaten und hundert Leben, wenn er sie hätte, verlieren. „Ich will kein Fürst von Ketzern sein". Er wolle, sagt er, die Sache in den Niederlanden beilegen, wenn irgend möglich, ohne Anwendung der Gewalt: denn er sehe wohl, daß eine solche zum Verderben des Landes gereichen werde; aber wenn es nicht möglich sei, werde er dennoch dazu greifen; er werde dann selbst der Executor seiner Beschlüsse sein: keine Gefahr, weder der Ruin jener Landschaften, noch der Ruin seiner übrigen Länder solle ihn von dem abhalten, was ein christlicher Fürst zur Ehre Gottes thun müsse [1])."

Die Erklärung ist gleichsam ein Programm für die Zukunft der spanischen Monarchie: in den Niederlanden kam der große Gegensatz nochmals zum Vorschein, entweder Unterwerfung unter den katholischen Glauben, oder Anwendung der Gewalt auf jede Gefahr, selbst auf die des Verlustes der übrigen Staaten, aus denen sie sich zusammensetzt.

Oppositionelles Verhalten des Prinzen zu seinem Vater.

Von diesem großen Conflikt der Interessen und der Meinungen wurde nun der Principe Don Carlos unmittelbar berührt.

Wir fassen zunächst den Zustand ins Auge, in welchem er sich überhaupt befand.

Er hatte bisher noch immer an seinem früheren Lehrer Honorato Juan einen intimen Freund und Rathgeber gehabt. Honorato war indessen zum Bischof von Osma ernannt worden. Der Briefwechsel, den der Prinz mit ihm unterhielt, zeugt von Herzlichkeit und Vertraulichkeit. „Mein Meister," schreibt er demselben am 23. Januar 1565, „Gott weiß es, wie sehr mich die Ankunft der Tochter des Marques von Cortes erfreut hat. Denn auch Ihr

1) Schreiben des Königs an Luis de Requesens vom 12. August 1566 bei Gachard, Correspondance I. S. 445.

werdet nun sogleich kommen. Thut es nur sogleich, und wenn Ihr kommt, so laßt es mich sogleich wissen [1])." Man hat diese Briefe schlecht geschrieben gefunden; und wahr ist, daß sich darin Verstöße wider die Regeln des Styls finden, nach denen man sie eben maß: indeß sie zeigen am besten seinen dringenden Wunsch, den früheren Lehrer wieder zu sehen. „Mein bester Freund," redet er ihn an, „den ich im Leben habe; ich werde thun, was ihr mich lehrt."

Da war es ihm nun sehr leid, daß die Gesetze der Kirche, jüngst durch das Trienter Concilium erneut und eingeschärft, seinen Freund zur Residenz in dem ihm übertragenen Bisthum verpflichteten und ihm den Aufenthalt am Hofe untersagten. Er nahm keinen Anstand den Papst um eine Vergünstigung in dieser Sache anzugehen: dem Bischof, der ihm von Jugend auf die treuen Dienste eines Lehrers erwiesen, möge der Papst die Erlaubniß gewähren, von Zeit zu Zeit am Hofe bei ihm zu leben. Des väterlichen Rathes, des gewohnten Gespräches desselben, entbehrt er nicht ohne Schmerzen. Den 15. Mai 1566 erlaubte Papst Pius V. dem Bischof alle Jahre eine sechsmonatliche Entfernung von seiner Diöcese; dadurch, daß er immer einige Monate bei dem Prinzen zubringe und ihm mit Treue und Sorgfalt und väterlicher Liebe zur Seite stehe, werde er dem kirchlichen Gemeinwesen nicht geringen Nutzen verschaffen.

Indem dies Breve erging, ließ die zunehmende Krankheit Onorato Juans wenig Hoffnung, daß es zur Ausführung kommen würde. Schon im Januar war derselbe so schwach, daß er vor Allem Bedacht nehmen mußte, seine Gesundheit herzustellen. Er versichert dem Prinzen, wenn es Gott gefalle, ihm diese wiederzugeben, werde er kommen, um sein ganzes Leben im Dienst desselben zuzubringen, und darin zu sterben: das sei sein Wunsch.

Indessen versäumte er nicht, da er es mündlich nicht vermochte, ihm seine Ermahnungen schriftlich zu ertheilen. Sie sind merkwürdig, weil man daraus den Zustand des Prinzen in dieser Zeit und, was man vornehmlich an ihm aussetzte, authentisch abnimmt.

Wenn der Bischof den Prinzen zuerst ermahnt, den Befehlen Gottes nicht allein innerlich, sondern auch äußerlich Folge zu leisten, der Messe mit Aufmerksamkeit beizuwohnen, der Kirche und ihren Dienern und den Mönchsorden, einem wie den andern, Ehrfurcht zu beweisen, vornehmlich aber, die Sache des heiligen Officiums

1) Athanasius Kircher, Principis archetypon S. 182.

für die seinige zu halten, auch um deswillen, was dasselbe zur Ruhe und guten Regierung dieser Reiche beitrage, so darf man daraus schließen, daß es Carlos an diesem äußerlichen Dienst habe fehlen lassen.

Alsdann redet er ihm eindringlich zu, daß er seinem Vater gehorchen, ihm dienen, ihn in allem, was er fordere, zufriedenstellen möge. Das sei Gottes Gebot: von allen Geboten diesem allein habe Gott das Versprechen einer zeitlichen Belohnung hinzugefügt: es diene zur Genugthuung des Volkes, welches die Söhne gern ihren Vätern gehorsam sehe: es sei der gerade Weg, seine Sachen glücklich hinauszuführen; jeder andere sei voll Gefahr und bringe in offenbare Bedrängniß.

Am längsten verweilt der Bischof dabei, daß der Prinz seine eigenen Diener, und die Diener seines Vaters mit Freundlichkeit und Güte behandeln möge. Oft hat Don Carlos selber bekannt, daß er es daran habe fehlen lassen. Der alte Lehrer ermahnt ihn, alle, welche sich an ihn wenden würden, mit Aufmerksamkeit anzuhören, und ihnen wenige und deutliche Worte zu erwidern. Nicht allzuviel fragen soll er sie: es möchten Dinge vorkommen, von denen sie lieber schwiegen. Er möge sich nicht zu genau nach dem Leben und den Mängeln der Leute erkundigen. Wer viel wisse, verrathe viel. Jeder wünsche sich von seinem Fürsten hochgehalten zu sehen. Die Erkundigung selbst könne nicht geheim bleiben. Zu großer Unruhe in seinem eigenen Haus und dem Königreich habe das schon Anlaß gegeben.

Indem er ihm dergestalt Ruhe, Gehorsam, Schonung Anderer mit wohlerwogenen Gründen zur Pflicht macht, drückt er die Hoffnung aus, daß er die Liebe Gottes und der Menschen erwerben und sich zu jenen großen Geschäften fähig machen werde, welche die Zeit fordere, in der ihn Gott habe lassen geboren werden [1]).

Wie gut wäre es gewesen, wenn ein so wohlgesinnter Lehrer zu diesem Erfolg selbst hätte beitragen können. Bereits im Jahre 1566 aber starb Onorato unerwartet. In seinem Testament liegt noch ein Zeugniß für den Prinzen selbst.

Er ernannte ihn zum Vollstrecker desselben: er möge hinzufügen oder hintansetzen, was er wolle: was er verordnen werde, sollte so fest sein, als finde es sich in diesem seinem Codicill selber. Und doch hatte Honorato Juan Brüder und Vettern: zwischen Lehrer

1) Schreiben Don Juans vom 10. Januar 1566. Athanasius Kircher, Principis Archetypon. S. 186.

und Schüler waltete wechselseitig ein reines und heiliges Vertrauen ob.

Nicht eben einen andern Freund, aber einen wohlwollenden Bekannten und Beobachter hatte der Prinz an dem kaiserlichen Gesandten Dietrichstein, der ihm doppelt werth war, weil der Kaiser bereits unzweifelhaft als sein künftiger Schwiegervater betrachtet wurde. In Spanien hatte es den besten Eindruck gemacht, daß der Kaiser bei einer neuen ernstlichen Bewerbung des Königs von Frankreich um seine älteste Tochter Anna dem Prinzen von Spanien den Vorzug gab. Bei der immer erneuerten Unzuverlässigkeit, in welcher die französische Politik sich bewegte, gereichte es dem spanischen Hof zu großer Genugthuung, daß das Verständniß der beiden Linien des Hauses Oesterreich dadurch für alle Zukunft festgestellt werde. Der Prinz ließ darüber, daß der Kaiser seinem Vater — denn so drückte er sich bescheidentlich aus — den Vorzug vor dem König von Frankreich gegeben habe, seine Dankbarkeit versichern [1]). Dietrichstein nahm jetzt die früheren ungünstigen Schilderungen, die er von dem Prinzen gemacht hatte, gleichsam zurück: denn er sei jetzt gesünder und kräftiger und verspreche, ein guter Ehemann zu werden. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war wenigstens nicht schlecht. Der König kam, wenn er verreiste, auf das Zimmer des Prinzen, um Abschied von ihm zu nehmen. Diesen finden wir wohl am Sommeraufenthalt in Segovia theilnehmen. Doch fehlt es auch nicht an mancherlei Anlässen zum Zerwürfniß. Was man dem Prinzen am meisten zur Last legte, war seine Unmäßigkeit im Essen, nicht gerade im Trinken — denn er trank nur Wasser; aber dies konnte er nicht kalt genug bekommen und hielt dann auch kein Maß darin. Eigentlich zufrieden waren doch aber der Vater und der Sohn nie mit einander. Der Vater zögerte, über die beschlossene Heirath eine definitive Bestimmung zu treffen; der Prinz wurde darüber um so mißvergnügter, da er den Grund davon nur darin erblickte, daß der König in diesem Falle genöthigt sein würde, ihm größere Selbständigkeit zu gewähren und ihn nicht mehr zu behandeln wie ein Kind. Er sprach sich dann über denselben nicht mit der Rücksicht aus, die alle anderen beobachteten.

1) „Der Printz hat mir auch bevohlen, E. k. M. zu vermelden, wie hoch er sich dieser freuntlichen erzaigung gegen seinen Vatern erfreidt habe, neben Erbietung seiner Dienst nnd großer Danksagung." Dietrichstein in seinem Bericht vom 12. Februar 1568 bei Koch a. a. O., S. 135.

Zwischen dem König Philipp II. und dem Kaiser Maximilian II. schwebten mannigfache Unterhandlungen von sehr bedeutendem Inhalt. Man war verschiedener Meinung über die Behandlung des Herzogs von Toscana, eine Sache, in der der Prinz mehr Partei für den Kaiser nahm; über die dem deutschen Reiche aus den Niederlanden zu zahlende Contribution, welche hintangehalten wurde; über die Hülfe gegen die Türken, zu deren Leistung man sich in Spanien verpflichtet erklärte, ohne doch wirklich etwas zu thun; endlich auch über die religiösen Angelegenheiten; der Kaiser forderte die Gestattung der Priesterehe für das Reich und für seine Erblande; der König wirkte an dem römischen Hof dagegen: denn das würde, — so würde er von seinem Theologen belehrt —, nur weitern Abfall veranlassen. Dietrichstein schlug eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem König vor, wozu die Reise Philipps nach den Niederlanden Gelegenheit geben werde. Auch Granvella hatte dem König gerathen, erst nach Italien zu gehen, etwa nach Genua, und von da her die Niederlande zu besuchen. Dietrichstein urtheilte, daß die Zusammenkunft alsdann in Insbruck stattfinden könne. Er hielt die Sache im August 1566 für beschlossen. Die Absicht war, daß der Prinz seinen Vater begleiten solle. In dieser Reise concentrirten sich alle damaligen Entwürfe und der Prinz ergriff sie mit seiner gewohnten Heftigkeit.

Im December 1566 fand eine Versammlung der Cortes in Madrid statt, in welcher der König seine Reise nach den Niederlanden als eine Sache ankündigte, der er nicht ausweichen könne, und für die er die Geldbeihülfe der Cortes in Anspruch nehme. Diese waren nicht dagegen, aber sie warfen die Frage auf, wie die Regierung in Abwesenheit des Königs versehen werden solle; sie waren der Meinung, sie müsse dann dem Prinzen übertragen werden und dieser in Spanien zurückbleiben. Der Prinz gerieth hierüber in lebhafte Aufregung; er begab sich selbst in die Versammlung der Cortes und erklärte einen Jeden, der diesen Antrag machen werde, für seinen Feind; er legte Werth darauf, daß er sich von seinem Vater nicht werde trennen lassen, und brachte zugleich seine Vermählung, welche diesem überlassen werden müsse, in Anregung [1]). Er ließ dabei eine Nichtbeachtung aller konstitutionellen Regeln blicken, welche Aufsehen und Schrecken erregte. Man erstaunt,

1) Gachard, Don Carlos et Philippe II. S. 390. Ière éd. S. 291. IIème éd.

daß der Prinz soviel Werth darauf legt, nicht etwa von seinem Vater getrennt zu werden. Der kaiserliche Gesandte berichtet darüber dem Kaiser: die Hoffnung des Prinzen ist, wenn er in die Niederlande kommt, die zwei Dinge, die ihm am meisten am Herzen liegen, zu erreichen: die Heirath mit der Tochter Ew. Majestät und größere Freiheit, als er bisher gehabt; Nichts schmerze ihn mehr, als daß sein Vater die Heirath verzögere und ihm bei seinen Jahren nicht mehr Gewalt und Freiheit lasse; die Verzögerung der Vermählung rühre eben daher, daß der Vater glaube, er werde ihm, wenn er vermählt sei, mehr Gewalt geben müssen, oder der Prinz werde sie sich selbst nehmen; er rechne dabei darauf, den Kaiser auf seiner Seite zu haben [1]).

Es entsteht nun die Frage, in welchem Verhältniß der Prinz zu der niederländischen Bewegung überhaupt gestanden hat. Alte und wohlunterrichtete Historiker haben behauptet, er sei mit Egmont in Verbindung gewesen, und was wäre an sich wahrscheinlicher, als daß der hochangesehene kriegsberühmte Graf bei seiner Anwesenheit in Spanien die Bekanntschaft des Prinzen gemacht habe oder vielmehr der Prinz die seine [2])? Dagegen ist eingewendet worden, daß sich in den archivalischen Papieren keine Spur einer Verbindung des Prinzen mit den niederländischen Großen gefunden habe. Irre ich nicht, so ist eine solche doch vorhanden. Bei den Maßregeln, die für den Fall des Ablebens von Berghes zur vorläufigen Besitznahme seiner Güter und zugleich der Verhinderung einer Flucht Montignys, — es sind die beiden Gesandten, welche dem König die Nothwendigkeit einer nachgiebigen Haltung in den Niederlanden vorstellen wollten, — getroffen wurden, bemerkt der König in seinem Schreiben an Ruy Gomez, der zugleich mit Spinosa und Carir, zur Ausführung der Maßregeln angewiesen wurde, es verstehe sich, daß der Prinz Don

1) Seine hoffnung ist, das er ins Niderland khum, die zwei ding, die Ime hieroz am maisten angelegen, zu bekhumen, Nemblichen E. M. tochter heyrat, dan auch mererer freiheit vnd libertaet alls er bisher gehabt vnd schmertzen Ime dise zwo sachen nit wenig, das sein vater die heyrat so wenig befordert vnd ime zu disen jaren nit mer gewalt und freiheit last. Bedunkt ime, sein vater unterlas es aus khainer anderen ursach den das er Ime nit traw vnd besorg trag alls pallt er ven heyrat, werde er Ime mer Gewalt geben mueſſen, oder das er sich werde vntersten, ime selbst zu nemen; und ist der ansichten, das er E. M. seiner parthel vnd seiten haben werde. Bericht Dietrichsteins vom 8. Januar 1567 bei Koch, I, S. 178.

2) Vergl. W. A. Schmidt, Epochen und Katastrophen. S. 319.

Carlos von alledem nichts erfahren dürfe [1]). Warum aber sollte der Prinz Nichts davon erfahren? Ein anderer Grund läßt sich gar nicht denken, als daß er mit der Behandlung, welche den beiden Gesandten zu Theil wurde, die man gleichsam als Feinde behandelte, nicht einverstanden war. Wenn nun die Erzählung eines an sich glaubwürdigen Geschichtschreibers, auf dessen Zeugniß wir in vielen Punkten angewiesen sind, Cabrera, mit einer Andeutung in einem königlichen Schreiben zusammentrifft: so darf man sie, denke ich, nicht in Abrede stellen. Noch schwankte die Entscheidung zwischen der Anwendung der äußersten Mittel, die man bereits beschlossen hatte, und eines gemäßigten Verhaltens, das noch in Aussicht gestellt wurde. Historisch kann kein Zweifel sein, daß der Prinz für das Zweite war; er hoffte und wünschte noch eine Aussöhnung mit den niederländischen Herren, seinen Ordensgenossen, welche ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hatten. Dieser Gesinnung war nun auch der Kaiser. Er hat den König ausdrücklich vor den Gefahren, in welche er sich durch Anwendung der Gewalt in den Niederlanden stürzen werde, gewarnt und ihm seine Dazwischenkunft angeboten [2]); sodaß man wohl ohne Bedenken annehmen darf, daß sich der Kaiser, die niederländischen Herren und der Prinz in einer gewissen, inneren Uebereinstimmung befanden. Man begreift die Aufregung, in welche der Prinz gerieth, als nun der Herzog von Alba, von dem man nicht zweifeln konnte, daß er zur Anwendung der Gewalt schreiten werde, nachdem er seine Abschiedsaudienz bei dem König gehabt, auch ihm einen Abschiedsbesuch machte; er soll seinen Dolch gegen Alba gezückt haben. Aber auch damals war doch immer die Reise des Königs, an der der Prinz theilzunehmen gedachte, vorbehalten.

Am 19. März 1567 wurde die Abreise des Königs durch allerlei Erlasse so gut wie angekündigt. Der Plan Philipps

1) Durch diese Bemerkungen bekommen einige andere Andeutungen Gewicht, z. B. daß Philipp sich weigerte, Ruy Gomez zur Zusammenkunft nach Bayonne gehen zu lassen, weil dieser den Prinzen nach Guadaloupe begleiten müsse, da man diesen sonst nicht wiederfinden werde, wo man ihn lasse, (Bericht von St. Sulpice vom 16. März 1565 bei Gachard Don Carlos et Philippe II. S. 168 Ière éd. S. 143. IIème éd.), wodurch die Angabe Cabreras, daß der Prinz schon damals habe fliehen wollen, eine gewisse Bestätigung erhält. — Von der Verbindung des Prinzen mit Montigny hörte auch Fourquevaux (Mouy S. 183).

2) Bericht Dietrichsteins vom 4. November 1566, bei Koch I, S. 170. Vergl. Bericht dessen, was der Kaiser in seinem deutschen Briefe vom 2. Juli 1567 an Philipp II. schrieb, bei Koch II, S. 41.

sollte sein, den Prinzen erst nach den verschiedenen Hauptstädten der aragonischen Krone zu führen, wo die Stände ihm schwören sollten; dann ihn nach Italien mitzunehmen, in Mailand eine Zusammenkunft mit dem Papst, in Insbruck eine mit dem Kaiser zu halten, und sich dann nach den Niederlanden zu begeben.

Eine besondere Rücksicht bildete es immer, daß der österreichische Hof abgehalten werden mußte, die Vermählung der jüngeren Erzherzogin mit dem König von Frankreich zu bewilligen. Für Maximilian lag dazu ein besonderes Motiv in dem Türkenkrieg, der wieder ausbrach; er wollte sich in einem solchen Augenblick nicht auch die Feindschaft von Frankreich zuziehen. Allein eine neue Mission des Königs von Spanien, die im Juli eintraf, hielt ihn bei dessen Gesichtspunkten fest. Philipps Absicht war damals nicht über Italien, sondern unmittelbar zur See die Reise nach den Niederlanden zu unternehmen. Der Kaiser wünschte nichts mehr, als die ihm schon so lange versprochene Zusammenkunft; er hat wohl gesagt — denn schon war er in einem Zustand krankhafter Schwäche — er wolle sich, wenn es nöthig wäre, auf den Schultern seiner Diener dahin tragen lassen. Die Vermählung des Prinzen mit der Erzherzogin Anna war dabei unaufhörlich im Auge behalten.

Wenn der Prinz aufs Neue wunderliche und gehässige Ungeberdigkeiten ausübte, so schrieb man das an dem Hofe dem immer erneuerten Verdruß über die Saumseligkeit, mit welcher der Vater seine Heirath betreibe, zu. Noch im Juni und Juli dauerten die Vorbereitungen zur Reise an; Don Carlos und die beiden anwesenden österreichischen Erzherzoge Rudolph und Ernst erhielten die Weisung, sich bereit zu halten (26. Juni). Don Carlos ließ schon den König von Frankreich um einen Paß für den Durchzug seiner Pferde (50) bitten. Am 15. Juli wiederholte Philipp seine Aufforderung, die Vorbereitungen zu beeilen. Bei der Publikation der Cortesbeschlüsse (21. Juli) erklärte der König, daß er nach den Niederlanden reisen werde; er fügte hinzu, daß das Verhalten schlechter Unterthanen seinen Entschluß veranlaßt habe.

Die Vorbereitungen waren so weit gediehen wie möglich, die königliche Garde hatte schon Befehl erhalten, sich nach Coruña zu begeben: dann aber traten Schwankungen ein. Sollte dieser König, der eben damals auf die erste Nachricht von einer Moriskenbewegung in den Orten von zweifelhaftem Gehorsam Veranstaltungen traf, um sich ihrer Oberhäupter zu bemächtigen; der dem König von Frankreich immer wiederholt hatte, in seinen Kriegen gegen die

Hugenotten sei nur ein dieselben zu Grunde richtender Anführer im Stande, ihn zu retten, sollte er nicht erst warten, bis auch in den Niederlanden die Häupter überwältigt und gezüchtigt worden waren?

In der Nacht vom 21. zum 22. August traf ein Courier vom Herzog von Alba ein, welcher meldete, daß er, ohne Hinderniß zu finden, in den Niederlanden angekommen sei. Der Nuntius des Papstes verhehlte dem König nicht, daß die Welt sein Zurückbleiben nicht zu seinen Gunsten auslegen werde; der heilige Vater werde es mit dem größten Leidwesen vernehmen (8. September). Am 19. September traf dann die Nachricht ein, daß sich der Herzog von Alba der Personen Egmonts und Horns versichert habe. Der König antwortete dem Papste durch eine Instruktion für seinen Gesandten Luis de Requesens. Er sagt darin: seine Abreise nach den Niederlanden sei auf Anfang August festgesetzt gewesen, in der Erwartung, der Herzog von Alba werde mit den Truppen, welche die Unterwerfung der Niederlande ausführen sollten, in dieser Zeit bereits angekommen sein; dann würde er sich dahin begeben haben, um Ruhe und Ordnung herzustellen. Aber der Herzog sei später angekommen, als man gemeint habe. In diesem Jahre sei daher seine Reise unmöglich. Im künftigen Frühjahr aber solle sie stattfinden [1]). Spinosa hat gesagt: wenn die Welt nicht untergehe, und wenn der König im künftigen Frühjahr noch am Leben sei, werde er die Reise vollziehen [2]).

In Wien war Erzherzogin Anna trostlos hierüber. Der Kaiser war zufrieden, daß die Zusammenkunft, die ihm sehr am Herzen liege, bis ins Frühjahr verschoben werde; er freute sich darauf, dann die Bekanntschaft des Prinzen zu machen. Wie aber war diesem selbst zu Muthe?

Im September brach der Haß zwischen Vater und Sohn wieder lebhaft aus. Der französische Gesandte schreibt: der Sohn hasse den Vater, der Vater nicht minder den Sohn.

Fluchtentwürfe des Prinzen. Seine Gefangensetzung.

Man wird, denke ich, dem Andenken Philipps II. nicht Unrecht thun, wenn man annimmt, daß alle seine scheinbaren Vorbereitungen

1) König Philipp an Don Luis de Requesens y Zuniga, am 22. September 1567 bei Gachard Don Carlos et Philippe II. S. 433. (Ière éd.)

2) Der Erzbischof von Rossano an den Cardinal Alessandrino am 20. September 1567, Gachard, Don Carlos et Philippe II. S. 326. (IIème éd.), vergl. Bibl. nationale (à Madrid) S. 105.

darauf berechnet waren, dem Herzog von Alba Zeit zu verschaffen, von Italien her nach den Niederlanden vorzurücken, ohne daß man es fürchtete. Die Vorbereitungen waren im Sinne der Versöhnung; die Sendnng Albas aber auf Anwendung der Gewalt berechnet. Von diesem inneren Widerstreit der Absichten und ihrem Wechsel wurde nun kein Mensch so lebhaft betroffen, wie der Prinz Don Carlos.

Wenn es der Ehrgeiz des Prinzen gewesen war, an der Beruhigung der Niederlande Theil zu nehmen, und zugleich mit dem Kaiser in Verbindung zu treten, um eine selbstständige Stellung zu gewinnen; so war jetzt ein Anderer, in dem er seinen vornehmsten Gegner sah, zu Macht und Autorität gelangt. Montigny, der im Sinne der Vermittlung arbeitete, an dem auch der Prinz festhielt, war verhaftet und in ein Staatsgefängniß abgeführt worden. Wenn man die allgemeinen Weltverhältnisse und die Fragen für die Zukunft, die darin vorlagen, ins Auge faßt: so ist unleugbar, daß Philipp II. auf der einen, sein Sohn Don Carlos auf der anderen Seite stand. Auf der einen nehmlich war die volle Restauration des Katholicismus und eine damit verbundene streng monarchische Tendenz in Aussicht genommen; auf der anderen Seite standen die hergebrachten, mit einer gewissen Selbständigkeit der Provinzen vereinbaren politischen Verhältnisse, eine Ermäßigung der religiösen Disciplin, eine Milderung der Hierarchie. Für das Erste hatte Philipp jetzt entschieden Partei genommen. Auf der anderen Seite bewegten sich die zugleich von persönlichem Ehrgeiz getragenen Entwürfe seines Sohnes, die nun in diesem Augenblick auf das stärkste zurückgewiesen wurden. Dem Prinzen kam zu Ohren, daß ihn der König, sein Vater, zur Vermählung und zur Regierung für untüchtig halte. Oft litt er an Geldmangel und sein Vater nahm keine Rücksicht auf sein Bedürfniß.

Seitdem begann dieses heftige Gemüth, das sich von Anfang des Lebens an mit Gährungsstoff erfüllt hatte, stärker als jemals in Unordnung und chaotische Verwirrung zu gerathen. Der königliche Beichtvater sagt, sein Betragen hatte Beschränkung, seine Beschränkung Verzweiflung zur Folge. Die ersten Edelleute des Hofes, die Räthe seines Vaters, seine eigenen Diener ließ er seinen Unmuth fühlen. Als sei er selber gefährdet, oder als suche er Jemand zu tödten: sah man ihn in der Nacht mit geladenem Gewehr einhergehen. Aus diesem wilden Sturm erhoben sich ihm, man weiß nicht ob mehr Wünsche oder Absichten und Beschlüsse, als

seine einzige Rettung. Eben dieselben Entwürfe, welche seine Katastrophe herbeigeführt haben. Welche waren sie aber? Wir wollen Punkt für Punkt prüfend berichten, was wir davon wissen.

Vor allem ist gewiß und durch ein Schreiben des Doctor Suarez an den Prinzen erwiesen, daß er auf dem Wege nicht allein des Ungehorsams, sondern der Feindseligkeit gewisse Ansprüche, ohne Zweifel solche, welche er als Principe von Spanien zu haben glaubte, wider seinen Vater zur Geltung zu bringen, entschlossen war. Oft fragte ihn Suarez, worauf er baue und welche Mittel er habe, um mit seinen Ansprüchen durchzudringen [1]).

Der Prinz rechnete auf die Hülfe der Granden, die ihm zu gehorchen und zu dienen geschworen hatten. Da er eine rechtmäßige Sache und guten Grund zu offener Feindschaft zu haben glaubte, trug er kein Bedenken, an mehrere zu schreiben: er wünsche sich ihrer in einer wichtigen Unternehmung zu bedienen und bitte sie, sich dafür bereit zu halten [2]). Wohl ahnend, wo er hinaus wollte, antworteten sie ihm: sie seien ihm allezeit zu Dienste, vorausgesetzt, daß er nichts wider Gott noch auch wider seinen Vater vorhabe; in ihrem Herzen waren sie keineswegs wider ihn; sie hegten die Hoffnung, daß er einmal eine andere Art von Regierung einführen werde. Nur wenige, namentlich der Almirante, gaben dem Könige davon Nachricht, und übel empfand derselbe das Stillschweigen der Anderen.

Auch wissen wir, daß der Prinz sich um die Theilnahme und Hülfe Don Johann eifrig bewarb. Ganz anders freilich hatte dieser bisher sich entwickelt. Neben der Schwäche und unleidlichen Heftigkeit des Prinzen fiel Wesen und Art Don Johanns um so stärker in die Augen; er war wohlgebildet, männlich, aller seiner Kräfte

1) V. A. ha comenzado cosa de tan mala nota y exemplo como es no confesarse. V. A. entiende muy bien que cuanto pretende por bia de enemistad y desobediencia con su padre es malo y demas ofensa de dios — y aun lo confiesa en no confesarse, pues si no fuese viendo que es tan malo que no sufre confesion ni comunion no se habria V. A. apartado d'ellas. — Muchas vezes he preguntado V. A. que medio tiene — para pensar por desobedientia y contra voluntad de su padre salir con lo que pretende porque aunque tendendo los seria tan contra dios sin ley y toda bontad pensarlo — — —.

2) Ich beziehe mich auf die in der Kritischen Abhandlung beigebrachten Auszüge. Man wird es mir nicht zum Vorwurf machen, daß Einiges wiederkehrt, was dort schon gesagt war; es liegt in der Natur der Sache.

Herr, liebenswürdig, und noch frei von jenen dunklen Antrieben, welche seine späteren Jahre umwölkt haben. Jeder junge Mensch wird sich bei kühnen Unternehmungen gern mit seinen Altersgenossen verbinden wollen. Auch Don Carlos wünschte ein Du, gleichsam ein zweites Ich für sich zu gewinnen. Don Johann, auf dessen Beispiel die ganze adlige Jugend Spaniens sah, dem sie einst zu folgen sich bereitet hatte, als er wider des Königs Willen zu einem Maurenkrieg aufbrach, wäre für die Absicht des Prinzen eben der rechte Mann gewesen, wenn er sich mit ihm hätte verbinden wollen. Wie man berichtet, hat ihm Don Carlos vorgestellt, was er denn von diesem Könige jemals erwarten könne? Müsse er nicht immer arm, gering und abhängig zu bleiben fürchten? Wie behandle Jener ihn, sein Blut, seinen Sohn; ganz anders solle es werden, falls er, der Prinz, die Gewalt habe; mit Königreichen werde er freigebig sein.

Endlich finden wir den Prinzen in den letzten Monaten des Jahres 1567, seitdem es entschieden war, daß sein Vater Spanien nicht verlasse, emsig beschäftigt, Geld zusammenzubringen; um das, wie er sagt, ins Werk zu setzen, was er sich vorgenommen, hatte er berechnet, daß er 600,000 Dukaten brauche. Indessen auf der Messe zu Medina, demselben Geldmarkte, dessen sich auch sein Vater bediente, brachte er nur wenig auf. Er verzweifelte darum nicht. Die Grimaldi, ein genuesisches Haus, wußte er dahin zu bringen, ihm 40,000 Ducaten zu zahlen. Größere Hoffnung setzte er auf Garci Alvarez Osorio, seinen Kämmerer, den er im Anfang des December nach Sevilla gehen ließ. Er rechnete, daß Graf Gelves denselben mit allen seinen Einfluß unterstützen würde, und hoffte auf die Wirkung einiger Billets, die er nur mit seiner Unterschrift versehen hatte, und nach einer gewissen Formel eingerichtet haben wollte, deren Anwendung er aber seinem Kämmerer selbst überließ. Es ist immer merkwürdig, wie diese Schreiben eingerichtet waren. Garci Alvarez Osorio, heißt es darin, mein Kämmerer, der Euch dies einhändigt, wird Euch bitten, mir zu einem unabweislichen und sehr dringenden Bedürfniß eine Summe Geldes zu leihen. Ich bitte Euch sehr, und lege Euch auf, dies zu thun: ihr werder damit nicht allein Eure Vasallenpflicht erfüllen, sondern mir auch den größten Gefallen erweisen. Was die Erstattung anlangt, bestätige ich alles, was derselbe Osorio thun wird [1]). Eigenhändig

1) Schreiben von Don Carlos an Osorio vom 1. Dezember 1567 bei van der Hammen. Don Juan: p. 39.

wiederholte er: „damit werdet Ihr mir den größten Gefallen erweisen. Ich der Prinz." Mit zwölf solchen Billets versah Don Carlos seinen Kämmerer: er versäumte nicht, ihm Geheimniß und Anstand bei ihrer Anwendung zur Pflicht zu machen. Auch wußte sich ihrer Osorio so wohl zu bedienen, daß er im Januar 1568 mit 150,000 Ducaten zurückkam. Das übrige sollte dem Prinzen nachgesendet werden, sobald er den Hof verlassen habe. Denn darauf kam zuletzt alles an: man war so weit, daß man zu einer Ausführung der Entwürfe schreiten mußte.

Bis hierher, wie man sieht, sind wir genau unterrichtet. Was war nun aber das eigentliche Vorhaben des Prinzen, und im Einzelnen sein Plan? Wollte er etwa in Spanien mit den Granden im Bund, wie vor hundert Jahren der Prinz von Viana, seinem Vater entgegentreten? Oder beabsichtigte er nach Deutschland zu gehen, wie Einige sagten, um sich an den Kaiser anzuschließen, zu dessen Eidam er bestimmt war? Oder, dachte er, wie Andere behaupten, nach Portugal zu flüchten, wo die Mutter seiner Mutter, Catharina, die immer eine zärtliche Sorgfalt für ihn gezeigt hatte, noch lebte, und der junge König Sebastian eine der seinigen sehr ähnliche Natur zu entwickeln anfing? Der genuesische Gesandte Sauli behauptet, der Plan des Prinzen sei gewesen, nach Genua zu flüchten und sich mit mißvergnügten Italienern zu verbinden. Der französische fügt hinzu, er habe von dort aus dem König Bedingungen machen wollen, die nicht annehmbar gewesen seien [1]. Wir können hierüber nicht mit der genauen Umständlichkeit sprechen, welche wünschenswerth wäre; da wir darüber kein eigentliches Dokument in Händen haben.

So viel aber wissen wir wohl, daß die Absichten des Prinzen auf einen offenen Bruch mit seinem Vater, auf erklärte Feindschaft, ja auf Krieg und Waffen gingen. Don Martin Navero Azpilcueta, den Philipp in dieser Sache zu Rathe zog, und dessen Gutachten wir übrig haben, geht in demselben auf die Gefahr ein, welche ein Krieg zwischen Vater und Sohn — er vermeidet das Wort nicht — und eine Spaltung der Staaten zwischen beiden mit sich führen würde. Erinnern wir uns alsdann, daß schon bei der ersten Rückkunft des Königs die öffentliche Meinung, die sich durch ein allgemeines Gerücht kund gab, dem Prinzen die Verwaltung der Niederlande zudachte, — so natürlich schien diese Sache und so zwingend die Gewohnheit der Provinzen, nur in der

1) Gachard, Don Carlos et Philippe II. S. 613. Ière éd. S. 339. IIème éd.

Nähe oder Gegenwart ihres natürlichen Fürsten zu gehorchen, daß der Prinz von Anfang der Irrungen mit Willen oder wider Willen seines Vaters dahin zu gehen gedachte; daß seinem Trieb, sich zu befreien, und seinem Vater zu widerstehen, nirgends so viel förderliche Bewegungen entgegenkommen konnten, als dort: so ist wohl nichts wahrscheinlicher, als daß er nach den Niederlanden zu gehen gedachte. Ob er seinen Weg über Portugal, wo ihm die günstige Stimmung seiner nahen Verwandten eine unbeirrte Seefahrt verschaffen konnte, oder über Genua nehmen solle, darüber scheint er lange Zeit geschwankt zu haben.

Es konnte ihm scheinen, als ob dies Unternehmen ein sehr gerechtfertigtes sei. Es war ein Interesse des Volkes und des spanischen Reiches vorhanden, welches Philipp, mehr aus Verblendung als aus bösem Willen, aber welches er doch verletzt hatte. Man erzählt, es seien Briefe bei Don Carlos gefunden worden, in denen er sich über die verderbliche Regierungsweise seines Vaters gegen andere Fürsten beklagt habe. Jene Maßregeln, die Alba in den Niederlanden ergriff, sind sie nicht in der That die vornehmste Quelle aller Uebel gewesen, welche diese Monarchie darnach betroffen haben? Und die Monarchie war das Erbe des Prinzen; es war die Fahne eines anscheinenden Rechtes, um die sich die Empörung sammeln konnte.

Aber was er auch immer beginnen mochte, — selbst in dem Fall, daß er weder entschiedene Verständnisse noch Entwürfe, auf einen einzelnen Punkt gerichtet, gehabt hätte, — schon die Entfernung vom Hofe, eine Erklärung der Feindschaft konnte der Monarchie sehr gefährlich werden. Alle diese Länder waren mit Unzufriedenen erfüllt. Wir wollen nicht von den Niederlanden reden, welche nach langer Gährung eben in die Nothwendigkeit einer offenen Empörung gebracht wurden. Aber auch die castilianischen Großen trugen die Herrschaft, welche ihnen die rechtsgelehrten Doctoren auflegten, ungern und mit Murren. Eine große Zahl geheimer Protestanten, eine größere von Maurisch- und Jüdischgesinnten erwartete, um hervorzubrechen, nur den günstigen Augenblick. Und doch war Castilien noch das gehorsamste von Philipps Reichen. Mit den Aragonesen war der König auf dem letzten Reichstag in offenes Zerwürfniß gerathen. Vor wenig Jahren hatte man Mailand in Empörung gesehen, um sich der Inquisition zu widersetzen. Die neapolitanischen Großen hielt man für die unzuverlässigsten aller Menschen. Wie dann, wenn der Thronerbe sich wider den regierenden König erhob? Der ganze Adel und die

Bürger dieser Reiche wurden moralisch durch Vasalleneid an den König gebunden: aber auch dem Prinzen war der Vasalleneid bereits in mehreren Reichen geleistet worden; die Empörung unter seiner Anführung hatte auch für die Untergeordneten den Anschein, gerechtfertigt zu sein.

Man glaube nicht, daß wir die Gefahr vergrößern. Eben diese Befürchtungen und noch andere enthält das Gutachten Azpilcueta's [1]), eines bedächtigen, und wie uns Erythräus schildert, bis zur kindlichen Reinheit gutmüthigen Mannes. Indem er als Beispiel Ludwig XI. anführt, welcher, noch Dauphin, auch Antheil an der Regierung und außerordentliche Gnadenerweisungen forderte, und als er sie nicht erlangte, Frankreich verließ, woraus viele Unordnungen entsprangen, machte er den König Philipp aufmerksam, welche Folgen einer Flucht des Prinzen für seine Monarchie haben könne: den Andersgläubigen werde er Muth machen, sich zu erheben; er werde seinen Anhängern Vieles zum Abbruch der Religion, der königlichen Autorität, der guten Staatsverwaltung bewilligen, was er nicht gestatten würde, wenn er selbst regierte. Es sei von ihm um so mehr zu fürchten, da er nicht sowohl Klugheit und Muth, als eine heftige Begierde, sein eigener Herr zu sein, an den Tag lege. Wenn dann das Reich mehr und mehr in Verwirrung und Schwäche gerathe, so werde man die Nebenbuhler und Feinde dieser Krone zum Angriff schreiten sehen, was sie bis jetzt nur verschoben, um diese Gelegenheit, die beste, die sich denken lasse, abzuwarten. Darum sei der König in seinem Gewissen verpflichtet, der Entfernung des Prinzen vorzubeugen. Mit ihr verhüte er Gefahr, Verluste, Kosten, Erhebung der Ketzer, Ungehorsam des Volkes, Beleidigung Gottes.

König Philipp war zu dieser Zeit im Escurial. Er feierte daselbst Weihnachten, er zeigte sich äußerst devot, er ließ bauen und versah die Geschäfte seiner Regierung. Was ihn aber in jenen Tagen eigentlich beschäftigte, war doch unfehlbar die Sache seines Sohnes. Er sah, was dieser vorhatte; er wußte um seine Maßregeln, er zog die Gutachten seiner Gelehrten ein, jedoch er selber verhielt sich ruhig und that keinen Schritt. In einem Briefe, den er später an Catharina von Portugal über diese Dinge geschrieben, versicherte er, allerdings sei er längst durch das Leben des Prinzen und durch viele und gute Gründe in die Nothwendigkeit gesetzt gewesen, an der Person desselben zu einem Gegenmittel zu

1) Das Gutachten Azpilcuetas, der Brief an den König, bei Cabrera, S. 471, 475.

schreiten; jedoch väterliche Liebe und die Rechtfertigung, welche eine solche Maaßregel erfordere, habe ihn davon abgehalten. Alle andern Mittel, Gegenmittel und Wege habe er zuerst versucht. Endlich aber, fügt er hinzu, sei es allzu weit gegangen.

Gewiß, es ging allzuweit. Zwar, was wir wünschen sollten, daß irgend ein Zeuge diese Vorgänge von Stunde zu Stunde aufgezeichnet hätte, was Karl in der entscheidenden Lage sagte und begann, finden wir nicht geschehen. Jedoch vernehmen wir aus unzweifelhaften Aussagen sichere Umstände, die uns einen Blick in das Dunkel seiner Seele eröffnen.

Don Carlos wäre gefährlicher gewesen, hätte er sich zu beherrschen vermocht. Wehe diesem Vater, wenn er einen besonnenen Sohn hatte. Aber in dem Augenblicke, wo mit Entschiedenheit zur Ausführung so lange gehegter Entwürfe zu schreiten war, zeigte er nur die heftigste innere Bewegung. Tag und Nacht hatte er keinen Augenblick Ruhe.

Was war es aber, was seine Seele aufregte? Nicht allein die Absicht eines Angriffs, einer kühnen That. Er hatte sich von einem Pariser Mechaniker, Louis de Foix, eine Vorrichtung machen lassen, durch welche er, im Bette liegend, seine Thüre schließen und allein eröffnen konnte. Er schlief nicht ohne das Schwert unter seinem Pfuhle, ohne die mit besonderer Kunst eingerichteten Pistolen zur Seite. Aber noch mehr that er. Er hatte irgendwo gelesen, daß einst ein gefangener Bischof durch den Einband eines verhüllten Breviers seine Wächter getödtet habe um zu entkommen. Jenem Foix trug er auf, ihm in Form eines Breviers ein Werkzeug zu verfertigen, mit welchem er einen Menschen auf einen Schlag tödten könne. Foix verfertigte ihm ein solches, ein Buch von Eisenblättern, mit Leisten von Stahl und Gold bedeckt, über 12 Pfund schwer [1]). Wir sehen, daß die Phantasie des Prinzen noch mehr mit eigener Gefahr, als mit der Ausführung großer Entwürfe beschäftigt ist. Er will sich auf alle Fälle sichern; er will es unmöglich machen, ihn in seinem Zimmer zu überraschen. Erbricht man's, so will er sich mit Schuß und Hieb wehren; wird er dennoch übermannt, so soll das anscheinende Breviar ihm noch die Befreiung möglich machen. Er würde nicht auf diese Dinge gerathen sein, hätte er nicht geahnt, daß man seine Entfernung verhindern, daß man ihn zur Strafe ziehen werde.

1) Zeugniß des Foix bei Thuanus. Vergl. Gachard, S. 453. Ière éd. S. 342. IIème éd.

Indem sich ihm aber alle Möglichkeiten der Gefahr darstellen, wessen Gestalt mußte ihm immer feindselig vor Augen stehen? Wer konnte sich an seine schon durch die Huldigung geheiligte Person wagen? Mußte nicht sein Vater selber dabei sein? Immer dunkler wird es in diesem nach einer unabhängigen und großartigen Stellung verlangenden, aber auf sich selbst zurückgewiesenen und mit den äußersten eigenen Gefahren beschäftigten Gemüthe.

Es ist gewiß, daß er in seinem Vater seinen vornehmsten Feind sah. Bei einem religiösen Anlaß kam es durch seinen eigenen Mund an den Tag. Für das Fest der Erscheinung Christi hatte die königlich spanische Familie ein besonderes Jubiläum. König Philipp II. erschien an diesem Tage mit dem Orden des goldenen Vließes: er pflegte zur Nachahmung der Magier einige goldene Gefäße darzubringen und jenen Ablaß zu empfangen. In jenem Jahr war die Feier bis auf St. Antonius den 17. Januar verschoben worden. Don Carlos durfte sich derselben nicht entziehen; der Anstoß aber war, daß er zuvor beichten mußte.

War es wohl möglich, daß er die Absolution empfangen hätte, ohne seine Absichten zu bekennen? Eine lügnerische Beichte war von ihm nicht zu erwarten: nicht zu erwarten auch, daß ihn irgend ein Beichtvater ohne genaue Anfrage entlastet hätte. Mit seinem gewöhnlichen Beichtvater Fray Diego de Chaves, war er schon zerfallen: als es sich nicht mehr verschieben ließ, verfügte er sich in ein Hieronymitenkloster, die Absolution zu suchen. Aber so wild waren die Absichten, die er von freien Stücken verrieth, daß die Mönche ihm dieselbe verweigerten. Es half ihm nichts, daß er auf ihren Antrag einige andere Mönche und 12 Theologen des Dominicanerconvents zu Atocha berufen ließ, um über diese Sache ihren Rath zu geben. Denn wie er bekannte, er wäre feindselig gegen einen Menschen gesinnt, selbst bis zum Tode desselben, versagten ihm auch diese die Absolution. Es blieb ihm nur zweierlei übrig. Das eine war auf irgend eine Art den Schein retten; und in der That, um weder das Religiöse in der Ceremonie zu beleidigen, noch auch den Anstoß zu geben, als habe er die Pflicht derselben nicht erfüllt, forderte er die Darreichung einer ungeweihten Hostie. Aber er fand Niemand, der sich dazu hätte verstehen wollen. Dann blieb ihm nur der andere Weg übrig: durch eine nähere Angabe die Mönche zur Ertheilung der Absolution zu überreden. Hierauf führte ihn der Prior von Atocha selbst. In jener gewaltsamen Spannung nahm ihn dieser bei Seite und stellte ihm vor:

wenn er diejenigen namhaft mache, an die er wolle, so gebe es vielleicht Gründe, ihn doch zu absolviren, in der Genugthuung, die er daher zu ziehen gedenke. Heißt das nicht, der Prinz könne so gute Gründe, Jemand bis auf den Tod zu verfolgen, wie so triftigen Anlaß zur Feindschaft haben, daß man ihn doch absolviren könne? Don Carlos, dem hierauf all das Unrecht, das er von seinem Vater erfahren, alle die Zurücksetzung und Beleidigung, die er erduldet hatte, vor die Seele treten mochte, so daß er zu jedweder Rache wider denselben berechtigt zu sein glaubte, hielt sich nicht länger: nahe bei uns steht das Entsetzliche; und wovor der Ruhige schaudert, danach streckt die Leidenschaft ohne Scheu die Hand aus; er bekannte und sagte: sein Vater sei's, an den er wolle, dessen Leben begehre er zu haben. Leise redend versetzte der forschende Prior: ob seine Hoheit das allein oder mit Mehreren ins Werk zu setzen beabsichtige. Wir wissen nicht, was der Prinz geantwortet, noch was sie weiter geredet: tief in der Nacht verließ Don Carlos das Kloster: stürmischer, als er gekommen, des Jubiläums untheilhaftig. Was er gesagt hatte, war gräßlich genug, um seine Seele in sich zu zerrütten; von einer eigentlichen Machination gegen das Leben seines Vaters, der Vorbereitung eines Attentats war es jedoch noch immer weit entfernt [1]).

Die Gedanken, die der Prinz wirklich hegte, erhellen vor Allem aus den an die Granden und Comunidades gerichteten Schreiben, die man später in seinem Zimmer fand [2]). Er erinnert sie an den Eid, den sie ihm geschworen, und verspricht ihnen Erleichterung von einigen Auflagen, mit denen man sie beschwert habe. Unmöglich sei es ihm, länger in den Staaten seines Vaters auszuhalten. Er fordert die Granden auf, ihm ihren Rath zu geben, wohin er sich außerhalb derselben begeben solle. Der päpstliche Nuntius versichert, mündlich habe er auch den Aragonesen seine Sympathie wegen der Zurücksetzungen, denen sie sich unterwerfen müßten, ausgedrückt; genug ein Verständniß mit den Reichsständen wollte er aufrichten, indem er sich seinem Vater zu entziehen oder, wie der kaiserliche Gesandte sagt, davon zu

1) Vergl. die Erörterung in der kritischen Abhandlung S. 480; die hier berichteten Umstände machen es um so erklärlicher, daß König Philipp ein Vorhaben des Prinzen gegen seine Person in Abrede stellte.

2) Darüber giebt der Bericht des Nuntius (vergl. Kritische Abhandlung S. 488 und Gachard, Don Carlos et Philippe II, 666. Ière éd.), die beste Auskunft.

reiten die Absicht faßte. Wohin aber, dürfte man fragen? Wir erwähnten der Versicherung wohlunterrichteter fremder Gesandten, daß der Prinz nach Genua zu gelangen und von da aus seinem Vater Bedingungen für seine Rückkehr vorzuschreiben gedacht habe. Dafür aber, Genua zu erreichen, boten ihm die Galeeren, die so eben zu Carthagena ausgerüstet wurden, Gelegenheit. Hätte er, wie er meinte, Don Johann von Oesterreich, der bereits zum Befehlshaber der Flotte bestimmt war, wirklich für sich gehabt, — er hat ihn damals als seinen geliebtesten und besten Freund bezeichnet —, so würde sein Unternehmen viel Aussicht gehabt haben; denn Don Johann verstand die Dinge der Welt bei weitem besser, als der Prinz. Als der König von dem Escurial, in Begleitung Don Johanns zurückkehrte, wartete der Prinz nicht sowohl auf seinen Vater als auf dessen Begleiter außerhalb der Stadt, und bewirkte, daß ihn Don Johann am Tage darauf in seiner Wohnung besuchte, wo sie zwei Stunden lang bei geschlossenen Thüren mit einander gesprochen haben. Nach den einfachsten und glaubwürdigsten Berichten hierüber, die von Gewaltsamkeiten, welche Don Carlos gedroht oder ausgeübt haben soll, Nichts wissen, darf man annehmen, daß der Prinz seine Absicht ausgesprochen, nach den Galeeren zu gehen und von Don Johann die feierliche Verpflichtung, daselbst zu ihm zu kommen, sobald er ihn rufe, gefordert hat. Für die weiteren Anordnungen wurde noch eine neue Zusammenkunft auf den folgenden Tag (1 Uhr) festgesetzt. So weit aber ging die Freundschaft Don Johanns für Don Carlos nicht: denn Alles, was der Prinz vornahm, war doch unsicher, weitaussehend und höchst gefährlich; Don Johann war nicht dem Prinzen, sondern dem König verpflichtet. Diesem, seinem Bruder, gab er Nachricht von dem, was Don Carlos vorhatte, und hierauf wurden die entscheidenden Beschlüsse gefaßt. Den Tag zuvor (17. Januar 1568) hatte Don Carlos noch mit aller herkömmlichen Beflissenheit den König begrüßt. Aber als am 18. Don Johann ausblieb und sich entschuldigen ließ, schöpfte er Verdacht; er fürchtete, daß ihn der König rufen lassen und zur Rede stellen werde. Um dem zu entgehen, stellte er sich krank. Er wurde in der That gerufen; aber mit Unwohlsein entschuldigt. Noch hätte kein Mensch an dem König die Beunruhigung wahrnehmen können, die mit einem außerordentlichen Vorhaben verbunden zu sein pflegt; aber in Philipp II. nimmt man eine seltene Verbindung von äußerer Sanftmuth und innerer Strenge wahr. Die letzte wurde immer nur mit der mannigfaltigsten Rücksicht ins Werk ge=

setzt. Don Carlos hat immer gemeint, gegen ihn, dem Castilien geschworen habe, könne Niemand etwas vornehmen, als der König selbst. Indem Philipp sich dazu entschloß, wollte er doch die angesehnsten Mitglieder seines Staatsrathes bei sich haben. Denn nicht eine persönliche Beleidigung wollte er zu rächen scheinen; er wollte immer die Sache des Staates führen. Sein erster Minister, Ruy Gomez, der Herzog von Feria, Don Antonio, Luis Quijada begleiteten ihn, als er um 11 Uhr des Abends die Treppe hinunterstieg, die von seiner Wohnung zu der des Prinzen führte. Man trug eine Fackel vor ihm her. Insgeheim hatte man Sorge getragen, daß die Gemächer des Prinzen, den Vorkehrungen zum Trotz, die derselbe getroffen, geöffnet werden konnten. Als der Prinz, der zu Bett gegangen, bei dem entstehenden Geräusch erwachte und die Gardine wegzog, erblickte er den Vater und seine Begleiter. Was, sagte er, will Ew. Majestät uud sein Rath mich tödten? Tödtet mich, oder ich werde mich selbst umbringen. Nein, sagte der König, das will ich nicht, beruhigt euch. Der Prinz machte den Versuch, sich ins Feuer zu stürzen, das im Kamin loderte, man verhinderte ihn daran [1]). Er beugte die Knie vor seinem Vater und flehte ihn an, ihn umzubringen. In Dem nahm er wahr, daß man Anstalt traf, die Fenster seines Zimmers zu vernageln. Nicht ein Verrückter, rief er aus, aber ein Verzweifelter, das bin ich. Philipp sagte: Alles, was geschehe, geschehe nur zum Besten des Prinzen; „in diesem Zimmer werdet Ihr bleiben, bis ich etwas Anderes befehle."

So ließ der Vater ihn gefangen zurück: seine Waffen und seine Papiere nahm er mit sich. Der ganze Palast war in Bewegung. Die Königin Isabella, die Prinzessin Johanna sah man in Thränen.

Den andern Tag gab der König seinen Räthen und ihren Präsidenten von seinem Schritte Nachricht. Er versäumte nicht, den

1) Ich folge hier dem Ragguaglio della prigionia del principe Don Carlos d'Austria, di Madrid, 26. Gennaro 1568 (ursprünglich entnommen aus den rangonischen Manuscripten zu Wien). E prima gli hebbe S. M. da capo del letto tolta e data a Santojo la spada et il pugnale che il principe si fusse accorto di lui, il qual turbato e levato in piedi sul letto domandò al padre, se ivi era per torgli la vita o la libertà. „Nè l'uno, nè l'altro", rispose il re: quietatevi. Indi agli ajutanti ch'i chiodi e martelli havevano portato seco impose che le finestre inchiodassero. Fu allhora il principe per gettarsi nel fucco il quale ardeva nella camera grandissimo, ma il prior Don Antonio lo ritenne.

Städten und Ständen des Reiches in besonderen Schreiben den Vorfall kund zu thun. Die Couriere, welche Spanien eben verlassen wollten, hielt er noch ein paar Tage auf, um das Geschehene auch den auswärtigen Mächten anzuzeigen. Er sagt Allen das Nemliche: durch gerechte Gründe, den Dienst Gottes und das öffentliche Wohl des Reiches anbelangend, sei er veranlaßt worden, den Prinzen einzuschließen: so dringend seien dieselben gewesen, daß er trotz des Schmerzes, den er als Vater darüber empfinde, hierzu habe schreiten müssen. Näher will er weder selbst eingehen, noch auch anderen einzugehen gestatten. Den Corregidoren der Städte macht er zur Pflicht, jede weitere Erkundigung zu vermeiden.

Auch die Erklärung, welche Ruy Gomez, Prinz von Eboli, den Ambassadoren der fremden Mächte mündlich gab, ging nicht eigentlich weiter; er versicherte nur, daß das Gerücht, welches den Prinzen der Absicht, seinen Vater zu tödten, anklage, erdichtet sei: allein übrigens habe der König die wichtigsten Gründe gehabt; vor allem verpflichtet, auf den Dienst Gottes, auf die Ruhe und Sicherheit seiner Reiche bedacht zu sein, habe er nichts Anderes thun können, als was er gethan.

In demselben Sinne hat nun auch der König den auswärtigen vornehmen Persönlichkeiten, auf die es ihm hauptsächlich ankam, Mittheilungen gemacht. Die Königin von Portugal, die er unendlich hoch in Ehren hält, erinnert er an die früher vorgekommenen Unannehmlichkeiten; doch solle sie wissen, daß die letzte Entscheidung nicht auf einem besonderen Vergehen beruhe, noch auf Züchtigung berechnet sei: denn für diese würde sich eine Zeit der Dauer festsetzen lassen; sie sei ganz andern Ursprungs; er erfülle damit eine Pflicht gegen Gott [1]). Dunkel in der That bleibt diese Erläuterung noch immer: und eine umumwundene forderte die für ihren Enkel besorgte Königin. Anfangs konnte auch der Botschafter, den sie ausdrücklich deshalb sendete, keine nähere Erklärung erlangen; als er aber ungestümer ward, sagte der König denn endlich grade heraus: die Ursache sei, daß der Prinz sich unfähig gezeigt habe, ihm dereinst in seinem Reiche nachzufolgen; ihn gehe das am meisten an, ihm, dem Vater, thue es am wehesten: doch sei es außer allem Zweifel, und er ziehe den allgemeinen Vortheil billig seinem eigenen vor.

1) Vergl. S. 481 der kritischen Abhandlung.

Nach Allem, was wir wissen, kann man dies nicht für ein Vorgeben, für einen ostensiblen Grund halten; es war eine alte, gleichsam eingelebte Meinung des Königs. Der Beichtvater, Bischof von Cuenca sprach sich gegen den venetianischen Botschafter darüber unumwunden aus. Der König, sagt der Bischof, sei durch das Betragen des Prinzen zu der Besorgniß bewogen worden, sich selbst eingestehen zu müssen, daß er keinen Erben seiner Reiche habe; Alles, was der König seit drei Jahren vorgenommen, sei darauf berechnet gewesen, jene Meinung zu prüfen; sie sei durch das, was bei dem letzten Jubiläum vorgekommen, bestätigt worden; wahrscheinlich werde der König die Stände des Reiches versammeln und ihnen erklären, daß sein Sohn aus Mangel an Verstand zur Nachfolge im Reiche unfähig sei. Was der Bischof von Cuenca gesagt hatte, wird durch die Briefe des Königs an den Kaiser und an den Papst nicht allein bestätigt, sondern noch bestimmter ausgesprochen. Dem Kaiser schreibt der König: schon längst wäre es wegen der Mängel, die in der Natur des Prinzen und seinem Verstand hervorgetreten, rathsam gewesen, ihn einzuschließen; er habe das bisher vermieden; die Inconvenienzen, welche während seines Lebens für ihn selbst aus diesem Zustande entsprungen wären, würde er vielleicht im Stillen haben ertragen können; aber anders stehe es mit denen, die nach seinem Tode durch die alsdann eintretende Erbfolge des Prinzen hervorgerufen werden würden; diese seien für das öffentliche Wohl so nachtheilig, daß die unbedingte Nothwendigkeit erheischt habe, ihnen zuvorzukommen. Das aber habe er nicht länger verschieben können: denn später würde Alles, was er angeordnet hätte, entweder nicht zur Ausführung gekommen sein oder noch größere Verwirrung veranlaßt haben. Die Maßregel, die er ergriffen, werde noch andere Entschließungen zur Folge haben, zu denen man mit reiflicher Erwägung und daher nicht ohne einige Zögerung schreiten müsse; er werde den Kaiser davon weiter benachrichtigen [1]). Der König behauptet, wie man sieht, eine sehr stolze Haltung; jedes persönliche Motiv lehnte er nochmals ab, er kehrt nur das hervor, was aus der allgemeinen Lage der Monarchie und der Welt entspringe, — die dem Reiche bei seinen Tode durch die Natur des Prinzen bevorstehende innere Zerrüttung. Daß diese Besorgnisse sich vornehmlich auch auf

1) Schreiben König Philipps an Kaiser Maximilian vom 19. Mai 1568 bei Gachard: Don Carlos et Philippe II. S. 567. Ière éd., vergl. S. 437. IIème éd.

die Religion bezogen, obwohl er immer ausdrücklich versichert, daß den Prinzen keine Abweichung in derselben Schuld zu geben sei, beweist der Inhalt eines Schreibens, das er um dieselbe Zeit an den Papst richtete. Er sagt darin: indem ihm Gott die Regierung dieser Reiche übertragen, habe er ihm vor allem die Pflicht auferlegt, für die Erhaltung der Rechtgläubigkeit und des Gehorsams gegen den heiligen Stuhl Sorge zu trageu; und bei seinem Tode Alles in einem sichern Zustand zu hinterlassen; aber sein Sohn, der Prinz sei so beschaffen, daß man von seiner Thronbesteigung nur schwere Inconvenienzen und Gefahren besorgen müsse. Auch dem Papst kündigt er ein weiteres Verfahren gegen den Prinzen an, versichert aber, daß von seiner Seite Alles geschehen werde, was für ein würdiges und bequemes Leben desselben und das Heil seiner Seele erforderlich sei [1]). Wenn nun dergestalt der König mit entschlossener Ueberlegung zu Werke ging, wäre darum nun der Schmerz, von dem er sagt, daß er ihn fühle, erdichtet? Wir haben für die Aechtheit desselben ein Zeugniß, welches keinen Zweifel übrig läßt. Der Nuntius überreichte dem König ein Schreiben des Papstes, worin dieser seine Theilnahme an dem Vorgefallenen auf eine Weise kund gab, die den König rührte. Der Nuntius bemerkte Thränen in den Augen des Königs [2]); dieser versicherte nochmals: nur für den Dienst Gottes und zum Wohle seiner Unterthanen habe er gethan, was er gethan habe. So war die Verflechtung dieser Dinge. Die Unordnungen, die der Prinz beging, der Jähzorn, dem er sich überließ, die Schwäche, die er zeigte, riefen in dem König eine schlechte Meinung von seinem Sohne hervor und machten ihn zweifeln, ob das ein König sei, wie ihn Spanien nach ihm bedürfe. Don Carlos ward, sobald er sie ahnte oder erfuhr, dadurch zu neuen Aufwallungen aufgereizt. Aber eben diese bestärkten den König hinwiederum in der einmal gefaßten Meinung; einige seiner Minister trugen das ihre dazu bei. Der persönliche Gegensatz zwischen den beiden Naturen wurde schärfer und zugleich bedeutender in dem Maße, in welchem

1) Schreiben König Philipps an den Papst vom 8. Mai 1568, bei Gachard: Don Carlos et Philippe II. S. 554. Ière éd., vergl. S. 425. IIème éd.

2) Bericht des Erzbischofs von Rossano 4. Mai 1568, bei Mouy Don Carlos et Philippe II. S. 249 vergl. Gachard; Bibl. national. (à Madrid). S. 110; nell' esprimere delle quali comparirono alcune lacrime negli occhi di S. M. — rispose che ringraziava S. S. degli amorevoli e santi conforti che gli dava, con li quali pigliava poca forza di sostenere il travaglio e dolore che ne sente.

die absolut monarchische und katholische Regierungsweise des Königs sich entwickelte. Augenscheinlich war, daß diese nicht vollkommen zu ihrem Ziele geführt werden konnte, wenn man voraussetzen mußte, daß der Nachfolger andere Gesinnungen hege und daß derselbe eine abweichende Politik einschlagen werde. Und nicht etwa von einer solchen Gemüthsart war der Sohn, daß er die Regierung des Vaters ungeirrt sich hätte entwickeln lassen. Ihr Gegensatz traf in eine große Krisis der Weltgeschicke. Zwischen beiden hatte sich ein Widerwille ausgebildet, der bei dem Sohne Widerstreben, bei dem Vater gewaltsame Repression hervorbrachte. Wenn der König nicht ohne Schmerzgefühl zu derselben schritt; so rührte dies vornehmlich daher, daß er einen Sohn hatte, dessen Natur und Wesen ihn zu Maßregeln dieser Art drängte. Von eigentlichem Mitleid aber, einer Sympathie mit dem Zustande des Sohnes, der nicht von diesem selbst abhing, und dem unregelmäßigen Thun und Lassen desselben, in dem doch etwas Unwillkürliches war, davon finden wir keine Spur in ihm. In Philipp II. lebte nur die Idee seines monarchisch religiösen Systems.

Die Aeußerungen des Königs lassen keinen Zweifel darüber übrig, daß er die Sache den Ständen des Reiches vorzulegen und diese dahin zu bringen gedachte, daß sie die Unfähigkeit des Sohnes, den Thron zu besteigen, anerkannt hätten. Ueber Don Carlos war, was diese Spanier das ewige Gefängniß nannten, verhängt.

Tod des Prinzen Don Carlos.

Wie in allen seinen Geschäften, so zeigte Philipp auch in diesem unerbittliche, konsequente Strenge. Einer Junta, aus dem Cardinal Spinosa, dem Fürsten Ruy Gomez und dem Licentiaten Birvieska zusammengesetzt, übergab er den Prozeß seines Sohnes; der einzige, welcher von demselben eine gewisse Kunde gehabt, wenn gleich eine dunkle, sagt uns, um die Gefangennehmung des Prinzen zu rechtfertigen, habe er dies gethan. Einen ähnlichen hatte einst Johann II. von Aragon gegen seinen Sohn, Prinzen von Viana, eingeleitet. Philipp II. ließ die Acten darüber aus dem Archiv von Barcellona abholen und aus dem Catalonischen Idiom in das Castilianische übersetzen.

Am 2. März ordnete er das Nähere über die Gefangenhaltung auf das sorgfältigste an. Der Fürst Ruy Gomez, ohnehin Mayordomomayor des Prinzen, behielt die oberste Aufsicht und Verantwortlichkeit.

Sechs Mitglieder der ersten Häuser, ein Lerma, Mendoza, Benavides, Manrique, Borja, Chacon wurden ihm an die Seite gegeben. Sie hatten den Befehl, abwechselnd bei dem Prinzen zu sein und ihn zu unterhalten; nur über seine Sache selbst sollten sie nie mit ihm reden; sie sollten ihm sagen, es könne nichts helfen, aber wohl schaden. Sie waren angewiesen, dem Prinzen alle Ehrfurcht zu beweisen; weil er keine Waffen hatte, sollten auch sie immer ohne Degen erscheinen, aber in keiner Sache sollten sie irgend eine Veränderung vornehmen: so sei es gerecht und des Königs würdig. Vornehmlich war dafür gesorgt, daß kein anderer Mensch in der mindesten Verbindung mit dem Prinzen stand. Monteros hatten den untergeordneten Dienst. Hellbardiere standen in verschiedenen Posten vor seiner Thüre. Die Anordnungen wurden genau beobachtet. Der Fürst Ruy Gomez zog in die Zimmer, die der Prinz, außer demjenigen, worin er geblieben, früher bewohnt hatte. Der venetianische Gesandte urtheilt, er sei fast enger gebunden, als der Prinz selbst. Der ganze Palast war wie ein Kloster. Der König lebte wie unter der strengsten Clausur; er litt nicht, daß die Königin, ja nicht einmal daß die Prinzessin, die den Prinzen erzogen und zum Gemahl gewünscht, ihn besuchen durfte. Jener portugisische Gesandte bat um die Gunst, den Prinzen sprechen zu dürfen; denn wie könne er seiner Königin einen genügenden Bericht erstatten, ohne auch ihn gehört zu haben? Nachdem man es ihm das erste Mal abgeschlagen, bat er noch einmal und dringender darum. Hierauf ward er von Spinosa auf eine Weise abgewiesen, daß er kein Wort wieder sagte. Die Königin von Portugal selbst hatte kommen wollen; Philipp zeigte, daß er das nicht wünsche.

Als der Prinz, stündlich mehr in Verzweiflung, einige Tage lang keine Speise anrührte, meldete man das dem König, voll Furcht, er wolle sich auf diesem Wege umbringen. Philipp fürchtete das nicht; er antwortete mit schneidender Kälte: „er wird schon essen, wenn ihn hungern wird“ [1]).

1) Il principe vedendo la cosa andar alla longa con la solita strettezza si ha posto in gran disperatione e spesso entra in humor di non voler mangiare et è stato talvolta doi giorni senza prender cibo. — Il re quando li è detto che non vuol mangiare non dice altro se non che mangierà quando haverà fame. Schreiben Cavallis vom 2. März 1568. (Vergl. Gachard, Don Carlos et Philippe II. S. 452. N. 3. IIème éd.). Auch seine Briefe vom 15. Februar; 3./27. März; 13./30. April; 7./14. Mai; 12. Juli handeln von Don Carlos und sind hier benutzt worden.

Und indeß liebkoste er den Don Johann; als der Kaiser seiner Söhne Rückkehr ernstlich forderte, schien es den Beobachtern, als fühle der König wahre Betrübniß darüber. Hatte er ein Bedürfniß, Jugend und Hoffnung um sich zu sehen, um so mehr, da er seinen Sohn gefangen hielt? Für diesen wenigstens schien er kein Gefühl übrig zu haben.

Don Carlos indeß, wohin war er mit alle den Hoffnungen und Entwürfen gerathen, die er einst in seiner Kindheit, dem Kaiser gegenüber, so freudig geäußert hatte! Nun war er gefangen und zwar von seinem eigenen Vater; und seine anfängliche Meinung, die Haft werde nur eine kleine Weile dauern, war bald widerlegt worden. Auf die ausschweifendsten Pläne und Aussichten war ihm unmittelbar hoffnungslose Absonderung von aller Welt gefolgt. Er erfuhr eine Behandlung, von der zwar einige urtheilten, sie werde ihn vorsichtiger machen, Andere aber, die ihm näher standen: habe er je Verstand gehabt, so müsse er ihn jetzt verlieren. Jedoch überdieß: auch nach seinem eigenen Begriffe, denn noch immer wollte er nicht beichten, war er mit Gott nicht versöhnt.

Wir gedachten bereits des Briefes, den Suarez in den Irrungen des vorigen Jahres an ihn richtete. Er hat ihm darin vorgehalten, bei den Thränen des Volkes, das in seiner Krankheit für ihn gebetet, bei dem seligen Fray Diego, durch dessen Intercession er damals gesund geworden, hat er ihn angefleht, zu Gott und seinem Vater zuzückzukehren.

Ein schwerer Schritt, den man von dem Prinzen forderte; er mußte seinen ganzen Sinn ändern, die Prätentionen gegen seinen Vater mußte er aufgeben und bekennen, daß er Unrecht gegen ihn habe; er mußte sich vor dem beugen, in dessen Gewalt er war. Anders war keine Absolution, kein Theil an dem Trost der Kirche für ihn zu erwarten. Auch dauerte es lang, ehe er ihn that. Erst im Anfang des Mai gelangte er dahin, zu beichten; auch seinen Vater um Verzeihung zu bitten, bezwang er sich. Vielleicht daß er hiervon Erlösung aus seiner Haft erwartete.

Verzeihung gewährte ihm der Vater, die Freiheit nicht. Nur die Rückgabe einiger Zimmer ließ er ihm anbieten. Doch Don Carlos lehnte das ab, er erwiderte: für den Gefangenen sei eins hinreichend; dem Freien werde Spanien zu enge sein. So blieb er in jenem einzigen, der Thurm genannt, in das er anfangs eingeschlossen worden.

Da suchte ihn bald jenes körperliche Leiden heim, mit dem er

von Jugend auf behaftet war. Wie ihn sein Fieber, das er seit 1559 gehabt, auch seit 1564 zwar nicht so anhaltend, wie vorher, aber immer noch häufig und immer wieder belästigte, so litt er auch jetzt daran. Man mußte ihm zuweilen Blut nehmen, täglich ward er magerer, sichtlich schwand er hin. Er war nicht gewohnt, in einem Zimmer, das zum Winteraufenthalt tauglich gewesen, auch den Sommer zuzubringen. In den Gärten von Aranjuez, in den Gehölzen von Segovia, der frischen Luft von Alcala, war er die Hitze des spanischen Sommers gemildert zu fühlen gewöhnt worden. Jetzt hielt ihn dies unglückliche Zimmer, Zeuge seiner Züchtigungen, fest: und unerträglich ward ihm die Hitze. Können wir uns wundern, wenn ihm dies hoffnungslose Dasein zur Beschwerde ward? Konnte er dieß ertragen, er, der Gott und Menschen verletzt hatte, um aus mäßiger Beschränkung frei zu werden? Er wünschte zu sterben. Hätte man ihm Waffen gelassen, so ist nicht zu bezweifeln, daß er sie wider sich selbst gerichtet haben würde. Aber sowie man während des Winters den Camin, in welchem das Feuer brannte, mit einer Vorrichtung umgeben hatte, so daß er nicht mit dem ganzen Leibe zur Flamme gelangen konnte, so versagte man ihm ferner schneidende Werkzeuge, selbst bei Tisch. Jede Möglichkeit des Todes hatte man ihm sorgfältig genommen, und ihm nur die Nothwendigkeit desselben zu fühlen gegeben. Da erinnerte sich Karl, gehört zu haben, daß der Diamant tödtlich sei. Vielleicht hatte man es ihm damals gesagt, als er selbst gern in den Edelsteinen arbeiten mochte, um ihm Vorsicht zur Pflicht zu machen. Jetzt erinnerte er sich dessen und noch trug er einen Diamantring an seiner Hand, die einzige Waffe, die man ihm gelassen. In einer jener Stunden der Verzweiflung, wie sie ihn wohl trafen, kam er so weit, den Stein zu verschlucken. Jedoch unschädlich ging derselbe von ihm.

Und war wohl ein gewaltsamer Schritt nöthig, um diesen an sich schwachen, durch immerwährende Krankheit ermatteten, durch die Einwirkung wilder Leidenschaftlichkeit, und unerträgliche Behandlung, zerrütteten Leib der Erde wiederzugeben? Zwar scheint uns nicht so gewiß, wie es einige vorstellen, daß er ernstlich beschlossen gehabt, sich durch Uebermaaß zu tödten. Aber er war ohnehin gewohnt, jeder Begierde ihren Lauf zu lassen. Sollte er sich jetzt Zwang auflegen. Mochte daraus folgen, was da wollte: das Leben hatte für ihn keinen Werth mehr.

Wozu ihn nun die Hitze in Madrid reizte, darauf drang er

mit einer Heftigkeit, daß man es ihm, ohne schlimmere Ausbrüche zu fürchten, nicht immer versagen konnte. Er ließ seine Zimmer mit Wasser begießen, so daß es hoch darin stand, fast als sei es ein Bad, barfuß und halbnackt ging er darin herum; er schlief ohne alle Bekleidung, tagelang nahm er nichts Anderes zu sich als eiskaltes Wasser im Uebermaß Da wich, wie seine Aerzte sagten, die letzte haltende Kraft, die Wärme der Natur allmählich von ihm. Aber gleich darauf warf er sich mit einer Art von Heißhunger auf unverdauliche Speisen. Als er einst (man verzeihe uns dies Detail in einer so viel bezweifelten Sache) eine Pastete, mit den stärksten Gewürzen angemacht, genossen hatte, und darauf durstig zu seinem Eiswasser zurückkehrte, kam sein Uebel zu völligem Ausbruch. Seit dem 14. Juli besuchte ihn sein Arzt Olivarez. Aber der Magen nahm keine Arznei mehr an und Olivarez sagte ihm bald, daß er wenig Hoffnung habe. Was der Arzt nicht sagte, fühlte er selbst.

Hierauf begann man in allen Klöstern zu Madrid für ihn zu beten. Die Prinzessin Juana ließ die Thüren ihres Hauses schließen: von Jedermann abgesondert, in Gesellschaft zweier kleiner Mädchen, brachte sie den ganzen Tag im Gebete zu.

Don Carlos aber, im Angesicht des Todes, ward endlich ruhig. Erst mit der Lebenskraft des Leibes haben die Gährungen seiner stürmischen Seele ausgetobt. Jetzt ersuchte er nun seinen Beichtvater um eine Fürbitte bei Gott, daß ihm die Zeit zu beichten noch gewährt sein möge. Vier stille Tage widmete er den Vorbereitungen zu seinem Tode: da war er wie verwandelt: man hörte nichts als vernünftige Worte von ihm. Er verschrieb seinen Gläubigern sein natürliches Erbtheil und bat den Vater um der Ruhe seines Gewissens willen die übrigen zu befriedigen; auch seine Diener empfahl er demselben dringend. Jene kleinen Besitzthümer, wie die goldnen Becher, deren er sich bedient hatte, hinterließ er denen, welchen er am geneigtesten gewesen und einigen frommen Stiftungen.

Selbst Ruy Gomez, dessen Gegenwart und Aufsicht alle die harten Tage seines Gefängnisses bezeichnet hatte, bedachte er mit einem Geschenk. Nachdem er gebeichtet, ließ er dem König sagen, nun fehle ihm nichts als sein väterlicher Segen. Man hat es für eine Grausamkeit gehalten, daß Philipp nicht selbst kam, ihn dem sterbenden Sohn zu bringen. Aber so heftig war ihre Entzweiung gewesen, daß der Beichtvater fürchtete, der Anblick des Vaters möge in dem Sohne Erinnerungen aufwecken, die für seinen ruhigen Tod

nicht heilsam wären[1]). Auch ohnedies war Karl getröstet. Er sagte, es sei ihm lieb, seinen Vater durch den Tod aller der Sorgen und Qualen zu entledigen, die ihm sein Leben gemacht habe und hätte machen können. In einem Frieden, wie er ihn so lange er lebte, noch nie gehabt, verschied er kurz darauf.

Mit Schmerz sahen die Spanier ihren Thronfolger gestorben. In vielen Inschriften beklagten sie den Verlust von so viel Großmuth, Wahrheitsliebe, Freigebigkeit: für sein großes Herz sei die Welt zu klein gewesen. Den Granden und vornehmen Männern, die seine Leiche nach dem Chor von S. Domingo el Real getragen oder begleitet, zeigte man dieselbe noch einmal. Einer von ihnen, der Herzog von Infantado, wandte sich zu dem venezianischen Botschafter. „Bei Gott, Herr Ambassador, müssen wir immer auswärtige Könige bekommen? Glücklich, ihr Herren Venezianer, die ihr stets einen natürlichen Fürsten habt und von Edelleuten regiert werdet. Da darf doch einer, der eine Beschwerde hat, sich freimüthig beklagen, und man gewährt ihm Gerechtigkeit." Die Granden hatten gehofft, Karl würde ein Fürst nach ihren Herzen werden.

Philipp kannte alle diese Neigungen; in den letzten Monaten hatte er wohl, wenn er einen außerordentlichen Lärm im Palast hörte, gefürchtet, man komme, den Prinzen zu befreien. Damals hatte ihm Alba geschrieben, er habe entdeckt, daß sich in Flandern Einige verschworen, ihn, den König, umzubringen. Aber das Schlimmste war, daß man ihm selbst den Tod des Sohnes Schuld gab. Und zwar hat sich diese Meinung an dem nächst befreundeten Hofe, dem österreichischen, geäußert. Manche verglichen König Philipp mit Sultan Soliman I., welcher seine Söhne umgebracht habe. Nicht, als hätte man an eine geheime Hinrichtung des Prinzen geglaubt; man klagte Diejenigen an, welche während der letzten Krankheit des Prinzen keine besseren Vorkehrungen gegen die Unordnungen, die er beging, getroffen hatten. Der Kaiser entschuldigte den König, daß er den Prinzen nicht noch vor dessen Tode besucht habe; nur durch Andere, unter ihnen Ruy Gomez, sei er daran verhindert worden. „Herr Ambassador", sagte er zu dem

1) Aus dem Schreiben von Don Gomez Manrique an seinen Bruder Don Pedro Manrique, Canonikus zu Toledo. Embio a su padre que ja no quedava que desear fino su benedizion y el confesor aviso que no viniesse, pues que dìos llevava el negocio bien y porque no se le acordase algo, se le diese pena (vergl. Kritische Abhandlung S. 462).

venezianischen Gesandten, von dem diese Nachrichten stammen, „mir hat diese Sache von Anfang bis zu Ende mißfallen“ [1]). Die Kaiserin hatte den unglücklichen Ausgang längst vorausgesehen.

1) A principio usque ad finem mihi non placuit iste progressus; Romanin, Storia di Vinezia VII. S. 325, aus den Berichten des venezianischen Gesandten am Hofe zu Wien.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Historisch-biographische Studien.

Von

Leopold von Ranke.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1877.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.